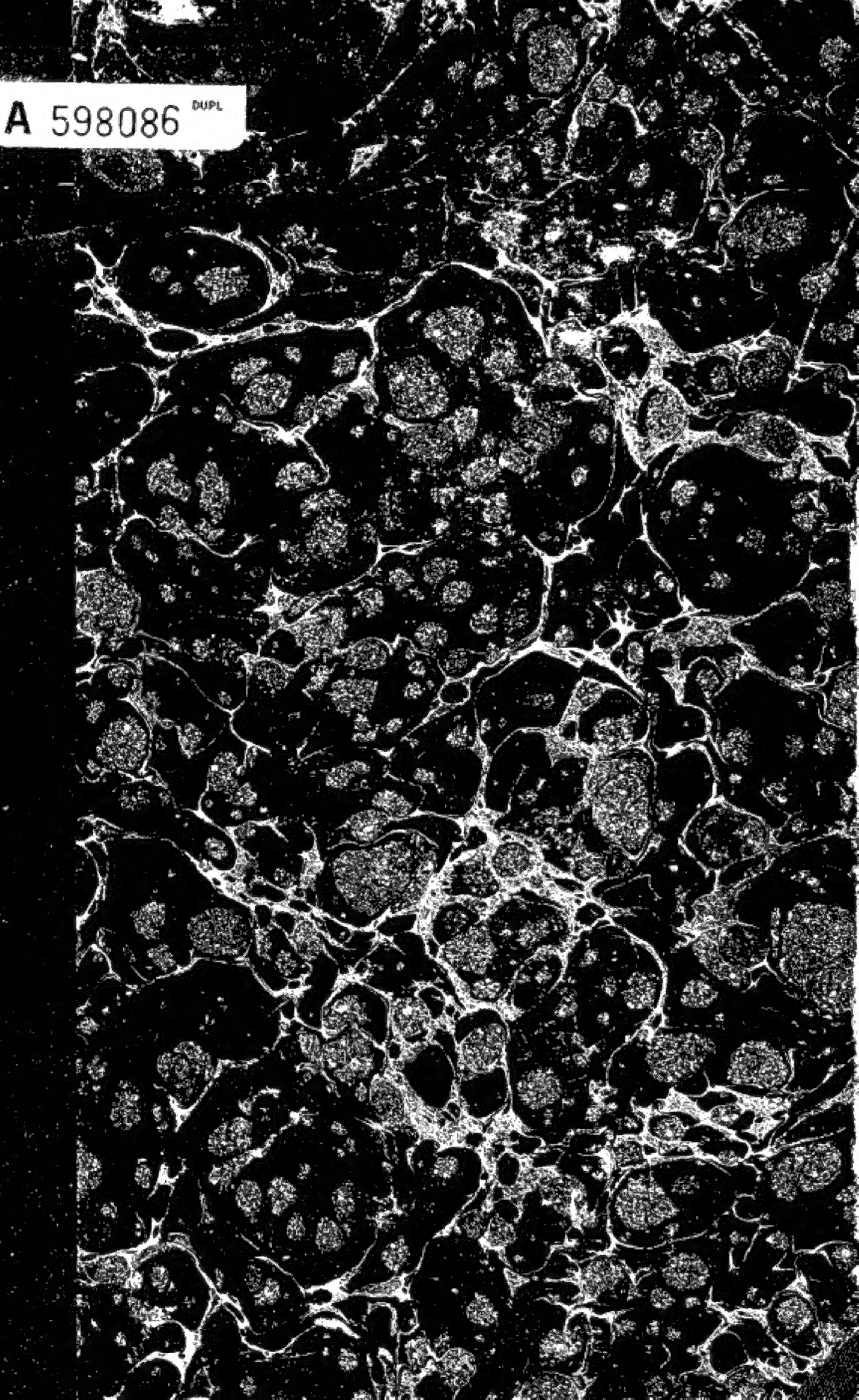
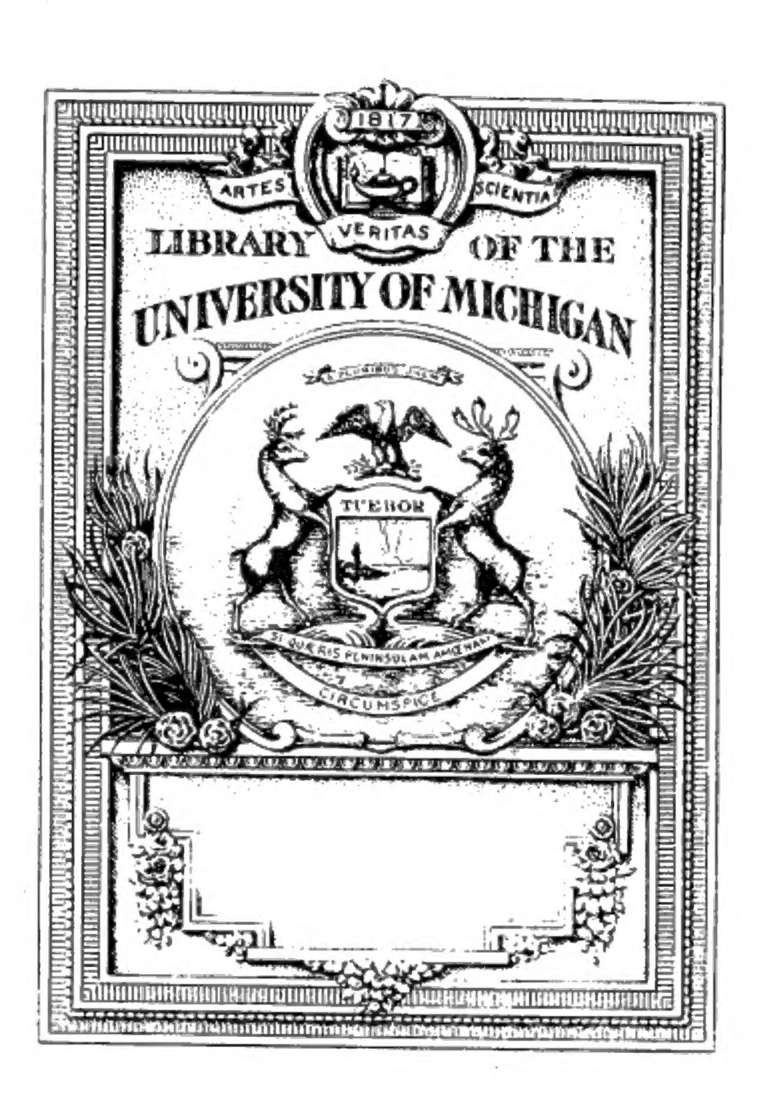
Die
Zukunft
2.
18[illegible]5




1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUÆRIS PENINSULAM AMŒNAM
CIRCUMSPICE

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Zwölfter Band.

Berlin.
Verlag von O. Häring.
1895.

Inhalt.

(Das Autoren-Register zu Band 1—12 der „Zukunft“ befindet sich am Schlusse dieses Bandes.)



Berlin, den 6. Juli 1895.

Der sechste Juli.

Seit in der schönen Rede, die der Kaiser im Rathhause der freien Hansastadt Hamburg gehalten hat, dem Frieden eine siebenfache Verherrlichung beschieden war, ist das Schalmeienkonzert, das nach alter Sitte jeden Lenz einzuflöten pflegt, immer linder und doch zugleich lauter geworden. Nie war, so liest mans, der Janustempel fester verrammelt, nie das Ruhebedürfniß der Völker besser behütet als jetzt; den Sommerschlaf der matten Europa bewacht, als ein mächtiger Friedensbürge, der kraftvoll weise Dreibund, dem nun, da Lord Salisbury zur Regirung gelangt ist, auch die Hilfe des herrlichen Albion nicht fehlen kann; und die franko-russische Intimität, die in der Kieler Föhrde sich nicht allzu taktvoll bethätigt hat, hält der ernsthafte und weitblickende Politiker, der sich mit dem Dichten tüchtiger Leitartikel beschäftigt, nur für eine armsälige Kinderposse. So liest mans und so wird es von den zur Reise Rüstenden willig geglaubt. Leider tönen über den Rhein her ganz andere Klänge an unser umschmeicheltes Ohr. Der französische Kriegsminister sträubt sich, in einem Lande mit demokratischen Einrichtungen, gegen die alte Demokratenforderung einer zweijährigen Dienstzeit, die bei uns, obwohl der alte König Wilhelm einst lieber abdanken als sie bewilligen wollte, dem Drängen gewährt worden ist, und er bekennt die Furcht — oder die Hoffnung? —, jeden Tag könne ein Weltkrieg ausbrechen. In der Boulevardpresse, die an groben Beschimpfungen des Deutschen Reiches während der letzten drei Wochen mehr als sonst in zehn Jahren geleistet hat, begegnet man dem Wunsch,

die Geschwader Rußlands und Frankreichs möchten bald wieder vereint in einen deutschen Kriegshafen dampfen, — dann aber als ungebetene Gäste. Und sogar im Correspondant, der verständig geleiteten Halbmonatsrevue der frommen Legitimisten, wird vor dem Wahn gewarnt, der laut gepriesene Friede von heute könne dauerhaft sein, und offen gesagt, der Glaube, Frankreich möchte von seinen Erinnerungen und Hoffnungen auch nur das kleinste Stück opfern, würde schneller verschwinden als die eilig erkünstelte Alsterinsel. Solche Gewitterzeichen werden von den Vergnüglingen nicht beachtet; während man sonst das Urtheil über die Bedeutung eines Festes den Gästen überläßt, hat man nach dem neuesten Friedensfest die bequemere Losung gefunden: es war über alle Begriffe herrlich, mögen die Gäste davon denken, was ihnen beliebt, und man stellt sich, als sei der Friede wirklich gesichert und die Bitte bereits erfüllt, die an der Wand des Festsaales im hamburgischen Rathhause prangte: Da pacem, Domine, in diebus nostris.

Der Zufall fügt es wunderlich, daß auf das Friedensfest ein Gedenktag folgt, der die blind einem holden Wahn Vertrauenden lehren kann, wie Kriege entstehen. Der Tag, dessen Datum dieses Heft trägt, ist nicht im Kalender der patriotischen Feste zu finden, keine Feier wird ihn verherrlichen und er war vor fünfundzwanzig Jahren doch der Ausgangspunkt einer neuen Gestaltung der deutschen Geschicke. Sollte Renans Traumgesicht der Vereinigten Staaten von Europa jemals Wirklichkeit werden, dann müßte der sechste Juli der europäische Bußtag sein, der Tag ernsten Erinnerns an die große Sünde, die im Zeitalter der Nationalitäten nicht geringeres Unheil gestiftet hat als vorher, im Zeitalter der Legitimität, die von keiner Schranke gehemmte Herrenlaune übermüthiger und tyrannisch wüthender Fürsten.

Der Lenz des Jahres 1870 sah wundervoll friedlich aus. Das Weltfriedenswerk des Suezkanales war vollendet und nach prunkvollen Festen den civilisirten Völkern zugänglich gemacht worden. Louis Napoleon ließ unermüdlich das tönende Schlagwort wiederholen, das er achtzehn Jahre früher in Bordeaux gemünzt hatte: L'empire, c'est la paix, und der kränkelnde Rattenfänger fand in Europa noch immer Zulauf. Am vierzehnten Februar konnte König Wilhelm, als er den Reichstag des Norddeutschen Bundes eröffnete, der frohen Genugthuung darüber Ausdruck geben, daß der Friede gesichert sei: „Unter den Regirungen wie unter den Völkern der heutigen Welt ist die Ueberzeugung

in siegreichem Fortschritt begriffen, daß einem jeden politischen Gemeinwesen die unabhängige Pflege der Wohlfahrt, der Freiheit und der Gerechtigkeit im eigenen Hause zustehe und obliege und daß die Wehrkraft eines jeden Landes nur zum Schutz eigener, nicht zur Beeinträchtigung fremder Unabhängigkeit berufen sei.“ Vier Monate später, am dreißigsten Juni, regte Glais-Bizoin in der französischen Kammer die Abschaffung der stehenden Heere an; Thiers widersprach, weil gerade für die Aufrechterhaltung des Friedens ein starkes Heer nöthig sei, aber auch der Minister Ollivier, der sich diesem Widerspruch anschloß, meinte: „Ich kann erklären, daß die Regirung keinerlei Besorgniß hegt und daß niemals die Erhaltung des Friedens gesicherter war als jetzt. Wohin man auch blickt, nirgends ist eine Frage zu entdecken, die Gefahren in sich tragen könnte.“ Ungefähr um die selbe Zeit wurde im englischen Parlament verkündet, in der internationalen Politik sei völlige Windstille eingetreten. Auch der Mann, den die Rachsucht gern als den tückischen Bereiter des schlimmen Gifttrankes dem Haß der guten Europäer ausliefern möchte, auch Bismarck hatte noch in den letzten Junitagen Herrn von Schloezer gesagt, er freue sich herzlich, daß wir einem völlig ruhigen Sommer entgegengingen. Wie zwölf kurze Tage dann zu dem großen Kriege führten, dessen Folgen für absehbare Zeit die Weltpolitik beherrschen sollten, Das ist hinlänglich bekannt und vor ein paar Wochen erst von Heinrich von Sybel hier ausführlich dargestellt worden. Das entscheidende Datum liegt genau in der Mitte. Es war im Grunde eine gleichgiltige, höchstens für das Haus Hohenzollern wichtige Frage, ob der Erbprinz Leopold die spanische Königskrone annehmen oder ablehnen würde; seit dem Frühjahr 1869 wußte man außerdem, daß der Vater des Prinzen und mit ihm König Wilhelm und Bismarck dem Abenteuer abgeneigt waren; die argwöhnische Furcht aber, die Macht der Sieger von Königgrätz könne noch weiter wachsen, überheulte jedes vernünftige Bedenken. In Paris besann man sich plötzlich darauf, daß der schmale Fürstensitz, von dem der Unwille des Volkes Isabella vertrieben hatte, einst der Weltherrscherthron Karls des Fünften gewesen war; Preußen, das sich frevelnd erdreistet hatte, bei Sadowa zu siegen, reckte nun also gar die Fänge nach der Krone der Imperatoren. Das war, wenn das strahlende Prestige des Kaiserreiches gewahrt bleiben sollte, nicht zu dulden. In den Fabriken für öffentliche Meinungen wurde die gallische Eitelkeit, die niemals ganz fest schläft, wacker bearbeitet, in

der Kammer schöpfte die Gruppe der Arkadier, die das sinkende Ansehen der Dynastie aus wirthschaftlichen Nöthen befreien und mit dem Siegerkranz krönen wollte, neuen Muth, und als am sechsten Juli Herr Cochéry die Regirung über die Thronkandidatur des Hohenzollernprinzen interpellirte, hielt der Herzog von Gramont die Rede, die jeder Hellhörige sofort als ein weithin schmetterndes Signal zum Kriege erkennen mußte. Der Minister begann zwar mit der Erklärung, ihm sei von den schwebenden Verhandlungen nichts bekannt, und er bat deshalb, die Interpellation erst später zu erörtern; an diese Einleitung schloß sich aber eine beinahe beispiellos freche Drohung gegen Preußen, ein Phrasengewirr, in dem weder der Thron Karls des Fünften noch das Interesse und die Ehre Frankreichs vergessen waren. Der Erfolg war ungeheuer; vergebens warnte Crémieux, vergebens suchte Ollivier die Wirkung der Worte seines Kollegen abzuschwächen: der Beifallssturm wirbelte jede nüchterne Erwägung hinweg, die Männer brüllten dem edlen Gramont Bravo und Hoch, die Damen ließen die Taschentücher wehen und der irre Taumel ergriff bald die ganze Nation. Endlich, endlich hatte der stolze Sieger von Solferino sich wieder in seiner Weltrichterwürde geregt, endlich hatte er dem anmaßenden Preußen gezeigt, wer über das Schicksal Europas selbstherrisch gebiete.

Der Herzog von Gramont hat später behauptet, er habe den Krieg nicht gewollt. Das ist möglich; die Demüthigung Preußens hätte ihm genügt und er durfte hoffen, daß ihm diese Demüthigung gelingen würde, denn in Preußen war der alte Haß der Fortschrittspartei gegen Bismarck noch nicht erloschen und in Süddeutschland vereinigten sich Demokraten und Ultramontane in der wonnigen Zuversicht, den leitenden Minister Preußens schmählich in einer Sackgasse enden zu sehen. Wenn Preußen jetzt zurückwich, wo es sich nicht mehr um eine sachliche Entscheidung, sondern um die Abwehr einer brutalen Herausforderung handelte, dann war die Aussicht dahin, der führende Nordstaat könne das Makedonien der deutschen Stämme werden. Und gerade diese Aussicht hatte den gallischen Hochmuth geschreckt. Die Franzosen, die so gern in hitzigen politischen Kämpfen Nervenaufregungen suchen, sind doch schlechte Politiker; die bedächtige Ruhe des Starken und Zähen fehlt ihnen und sie sind immer bereit, einem jähen Trieb des Temperamentes zu folgen. Ein Volk von so ausgesprochen individualistischer Neigung, ein Volk, das sich von jedem glücklichen Augenblicks-

einfall bezaubern läßt, kann durch seine glänzenden Vorzüge die zärtliche Liebe einer Welt gewinnen und, nach Renans gutem Wort, comme protestation contre le pédantisme, le dogmatisme, le rigorisme étroit leidenschaftliche Bewunderung finden; in der Leitung der eigenen Angelegenheiten werden die blendendsten Eigenschaften ihm leicht zu verhängnißvollen Fehlern werden. Und wenn ein solches Volk einen Führer wie Louis Napoleon hat, in dessen merkwürdiger Wesensmischung Alexis de Tocqueville schon 1849 une petite veine de folie entdeckte, dann bedeutet es für die Ruhe der Nachbarschaft eine ernste Gefahr. Louis Napoleon hatte den deutschen Bruderkrieg gern gesehen, — gewiß nicht nur, wie er sich einbilden wollte, weil Preußen die Sache der Zukunft vertrat, sondern weil er von der Schwächung und Zersplitterung der deutschen Macht für Frankreich und seine Dynastie Vortheile hoffte; sein Blick reichte nicht weit genug, um das Ziel der preußischen Sendung erfassen zu können, und nach den raschen Siegen des siebentägigen Krieges beschlich ihn verärgertes Unbehagen. Seitdem lauerte Frankreich nur auf die Gelegenheit, den aufstrebenden Preußenstaat zu demüthigen, und die ersehnte Gelegenheit schien gekommen, als im Sommer des Schicksalsjahres der unbeträchtliche spanische Handel den Vorwand bot. Die Preußen würden sich, so rechnete man, geduldig von dem Schiedsmann Europas auf die Finger klopfen lassen und froh sein, durch Nachgiebigkeit wieder in wärmende Gunst zu gelangen. Weder Napoleon noch Gramont wollten den Krieg um jeden Preis: sie wollten nur das Prestige der großen Nation im Sonnenglanz gleißen lassen und dieser Erfolg schien ihnen gewiß, weil sie wähnten, man müsse von Preußen sich höflicher Schwäche versehen. Die viel beschwatzte Redaktion der Emser Depesche hat an dieser Stimmung nichts verändert: hätte Preußen Chamade geschlagen, dann wäre es durch neue Demüthigungen dennoch zum Kriege gedrängt worden, — aber in einem Moment, wo das nationale Selbstbewußtsein durch den allzu sanften Kleinmuth der Regirung schon erschüttert gewesen wäre.

Sind diese Lehren nutzlos verhallt oder hat ein Geschlecht von reichen Erben sie schon wieder vergessen? Es sieht fast so aus; denn in dem Jahr, das uns die silberne Hochzeit der deutschen Stämme bringt, erwacht der Wunsch, das Deutsche Reich möge mit milder Freundlichkeit und mit versöhnlichem Sinn um die Liebe der Franzosen werben. Der Wunsch ist begreiflich: der Zwist zwischen Deutschland und Frank-

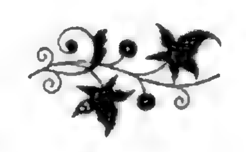
reich ist ein beklagenswerthes Hemmniß der gesunden Entwickelung und jeder menschlich Empfindende möchte ihn eingesargt sehen. Nur um die Frage dreht sich der Streit, ob dieses Ziel durch ruhiges Abwarten und kraftvolles Behaupten der schwer errungenen Machtstellung oder durch den beflissenen Eifer der Höflichkeit eher erreicht werden kann. Wenn der Streit mit Worten auszufechten wäre, dann müßte er längst beendet sein, schon durch den Briefwechsel zwischen Strauß und Renan, dem in fünfundzwanzig Jahren neue Argumente von keiner Seite hinzugefügt werden konnten. Aber auch die Thatsachen, deren Beredsamkeit stärker ist als jede rhetorische Kunst, haben auf die Frage eine nicht mißzuverstehende Antwort gegeben. Der Deutsche Kaiser hat sich bemüht, die Versöhnung der beiden Völker zu fördern; er hat Grüße, Glückwünsche und Beileidskundgebungen nicht gespart und Alles vermieden, was den französischen Nationalstolz verletzen könnte. Die Folgen sind in der Friedensfestwoche sichtbar geworden: ein wüstes Geschimpfe in den Souterrains der Presse und in den höheren Stockwerken der gallischen Intelligenz ein Dämmern von Hoffnungen, die niemals erfüllt werden können. Solche Hoffnungen sind immer gefährlich; und wer mit offenen Augen und Ohren den Ereignissen folgt, kann sich nicht verhehlen, daß lange schon die Friedenssicherheit nicht so bedroht war wie nach dem in bester Absicht gefeierten Friedensfest.

Der Akademiker Ernest Lavisse, der mit den Herren Jules Simon und Frédéric Passy zu den eifrigsten Friedensfreunden gerechnet wird, hat in der Revue de Paris einen offenen Brief an unseren Kaiser gerichtet. Er nennt ihn Empereur d'Allemagne und schon dieser falsche Titel beweist, daß ihm die staatsrechtlichen Verhältnisse des Deutschen Reiches wohl nur oberflächlich bekannt sind. Es giebt keinen Kaiser von Deutschland; und der Deutsche Kaiser, der kein Monarch, sondern der Erste unter Gleichen ist und dessen Machtbefugnisse sorgfältig eingehegt sind, kann niemals, wie Herr Lavisse annehmen möchte, den Wunsch nähren, als ein unumschränkter Autokrat zu regiren. Diese irrige Voraussetzung, deren Entstehen im Hirn eines gründlich gebildeten Franzosen manchen Mann bei uns nachdenklich stimmen sollte, entzieht dem geschickten Bemühen den Boden der Wirklichkeit. Herr Lavisse spendet dem Kaiser reichlichen Weihrauch; er spricht ihn bereitwillig von der Schuld an dem großen Kriege frei, den nach seiner Ansicht nur Attila-Bismarck zu verantworten hat; er rühmt ihn, der

den anspruchsvollen Kronenschmied ins Dunkel bannte, und beschwört ihn, die Wiederkehr der Schlachttage nicht mehr zu feiern. Bis dahin ists die gewohnte Weise: Bismarck hat durch schlaue Intriguen den Krieg entfesselt, Bismarcks Entlassung war ein Glück für die Welt; und Frankreich, das nie den Besiegten geschont hat, darf von dem Sieger nun die zärtlichste Rücksicht verlangen. Dann aber erschallen neue Töne: Wilhelm der Zweite wird als priesterlicher Redner, als Dichter und Komponist des Sanges an Aegir gepriesen und sein feines Künstlertemperament wird huldigend anerkannt. Die Huldigung kommt vielleicht aus einem ganz aufrichtigen Herzen, aber der deutsche Leser spürt dabei, weil er die Absicht merkt, doch eine leise Verstimmung. Ein Künstler, so denkt wohl Herr Lavisse, ist schöner Wallungen fähig und kann in einer Stunde hoher Begeisterung sich von dem Ueberschwang edler Gefühle hinreißen lassen; deshalb malt er dem Kaiser in leuchtenden Farben das Ruhmesbild des Herrschers, der in weiser Mäßigung ein begangenes Unrecht austilgte, und zeigt ihm im verschwimmenden Hintergrunde das europäische Schiedsgericht, das den zwischen Germanen und Galliern schwebenden Rechtsstreit beenden könnte, — natürlich erst nach der Rückgabe mindestens einer geraubten Provinz. Herr Lavisse erwägt nicht, daß ein Deutscher Kaiser, der gewissenlos genug wäre, auch nur an die Herausgabe eines Stückes von dem Lande zu denken, das mit deutschem Blut erobert worden ist, gar nicht die Macht hätte, diesen frivolen Plan in die Wirklichkeit zu übersetzen; er begreift auch nicht, wie sein Ansinnen das starke Selbstbewußtsein Wilhelms des Zweiten beleidigen muß; er hält den Kaiser für einen impressionablen Künstler, für einen Mann der Unwahrscheinlichkeiten, und muthet ihm getrost deshalb Unmögliches zu. Zwanzig Jahre lang hat man solche Klänge nicht gehört, zwanzig Jahre lang wußte jeder Franzose, nur von einem zertrümmerten Deutschen Reich würde das unter schweren Opfern Erworbene zurückzuerlangen sein. Jetzt, nach so vielen Versöhnungversuchen, erwachen wieder die Illusionen, und während in der Boulevardpresse die ruchlose Ansicht verkündet wird, der Kaiser wolle durch seine Artigkeiten nur eine Einladung zur pariser Weltausstellung von 1900 erschmeicheln, kann ein gebildeter Geist ernsthaft glauben, auf dem deutschen Kaiserthron sitze ein leicht beweglicher Künstler, den man, wenn mans nur richtig anzufangen versteht, zum Verzicht auf den von einem ganzen Volk in gewaltigem

Ringen erstrittenen Siegespreis bringen könne. Auch dieser Thorentraum wird eines Tages wieder zerflattern. Und dann?

Dann wird, weil die Schmeichelkünste versagten, von den Enttäuschten wieder das alte System der Drohungen hervorgesucht werden. Deutschland ist heute stärker als Preußen im Jahre 1870; aber auch Frankreich steht auf festeren Füßen als damals: es hat ein gut disziplinirtes Heer, die beflügelnde Sehnsucht des gestern Besiegten und einen Verbündeten, der ihn, auch ohne gesiegelte und gestempelte Verträge, nicht im Stich lassen wird, weil er die völlige Niederwerfung Frankreichs, die nach einem neuen Siege Deutschlands unvermeidlich wäre, im persönlichsten Lebensinteresse zu fürchten hat. Es ist thöricht, die franko-russische Verbrüderung, die in den Völkern sehr viel festere Wurzeln als in den Regirungen hat, gering zu schätzen und sich in das Vertrauen auf den Dreibund zu betten, der eine kluge Schöpfung für eine kurze Zeitspanne war, nicht eine ewig währende Bürgschaft des europäischen Friedens. Vollends aberwitzig ist die Hoffnung auf britischen Beistand; England wird die deutsche Macht gern als Vorhut gegen das nach Asien gravitirende Zarenreich benützen, aber sich ängstlich hüten, eher in einen Krieg anderer Staaten einzugreifen, als bis es ganz sicher ist, daß es seine Dienste dem Sieger von morgen leistet. Deutschland, Das scheint gewiß, wird in einem künftigen Kriege beinahe ausschließlich auf die eigene Kraft angewiesen sein. Daß es auch einen solchen Krieg siegreich überstehen würde, dürfen wir hoffen; daß es ihn dann nur vermeiden kann, wenn es, ohne schwächliches Schwanken und ohne übermüthige Anmaßung des Schiedsrichteramtes, in Europa sich als ein Element kraftvoller Ruhe bewährt, lehrt jede Erfahrung. Am sechsten Juli 1870 wagte eine größentolle Regirung die Herausforderung eines Volkes, das sie für schüchtern und zur Nachgiebigkeit neigend hielt. Am sechsten Juli 1895, dem ersten und ernstesten Gedenktage im Jubeljahr, sollte mit der kindlichen und gefährlichen Vorstellung für immer aufgeräumt werden, die Zeiten schönrednerischer und schwachgemuther Sentimentalitäten könnten dem auf neuer Grundlage neu geschaffenen Deutschen Reich jemals wiederkehren.



Was uns das Alterthum lehrt.

Es giebt heute eine starke Strömung, die da meint, der Unterricht auf den beiden alten Universitäten Großbritanniens von heute sei veraltet und ganz nutzlos in dem gewaltigen Kampfe ums Dasein. Man macht uns akademischen Lehrern klar, daß wir tote Sprachen, tote Literaturen, tote Philosophie lehren, — als ob es Etwas wie eine tote Sprache, eine tote Literatur, eine tote Philosophie überhaupt geben könnte. Ist denn Griechisch etwa eine tote Sprache? Es lebt nicht nur in dem gesprochenen Griechisch fort, sondern es rollt auch feuergleich durch die Adern aller europäischen Rede. Sind Homer, Aeschylus und Sophokles tote Dichter? In Milton, Racine und Goethe leben sie fort, und ich bestreite, daß Jemand selbst so moderne Dichter wie Tennyson oder Browning verstehen und genießen kann, ohne auf der Schule oder auf der Universität die Sprache und das Denken jener alten Klassiker eingesogen zu haben. Ist denn Plato ein toter Philosoph? Es ist undenkbar, daß zwei oder drei Philosophen sich versammeln können, ohne daß Plato mitten unter ihnen wäre. Ich möchte eher sagen: alle lebenden Sprachen, alle lebenden Literaturen, alle lebende Philosophie wären tot, wenn man die geschichtlichen Fasern durchschnitte, mit denen sie an ihrem alten Boden hängen. Was sonst als Latein ist das Herzblut des Französischen, Italienischen und Spanischen? Französisch kann man eine alte verschrumpfte Sprache nennen, aber doch nicht Latein. Comtes Philosophie kann man als verbraucht bezeichnen, aber doch nicht die des Aristoteles. In dem pilzgleichen Aufschießen unserer modernen Romane kann man Zeichen der Entartung entdecken, aber doch nicht in den frischen und lebenswarmen Idyllen von Nausikaa und Penelope.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Es ist nicht mein Wunsch, daß jeder Mensch ein klassischer Philologe oder Alterthumsforscher werden solle; aber meiner Meinung nach ist es die Pflicht alles Universitätunterrichtes, niemals die Berührung mit der Vergangenheit zu verlieren. Mir erscheint es als das höchste Ziel allen Wissens, Das, was ist, dadurch zu verstehen zu versuchen, daß man erforscht, wie es Das geworden ist, was es ist. Das erscheint mir als die wirkliche Bedeutung der Geschichte und als diejenige Art des Wissens, die Schulen und Universitäten zu pflegen und zu lehren berufen sind. Und nach meiner Ansicht ist Das schließlich auch das nützlichere Wissen. Es ist gesichert und gesund, und damit bereichert es nicht nur den Geist des Menschen, sondern bildet und stärkt auch seinen Charakter. Wer da weiß, was ehrliches und gründliches Wissen heißt, wenn es sich auch auf ein noch so kleines Feld erstreckt, wird sich niemals zum bloßen Pfuscher und Stümper hinabsinken lassen, er mag in seinem späteren Leben nun zu thun haben,

womit er will. Er mag sich ganz zurückhalten, aber er wird niemals aufs Gerathewohl dreinfahren.

Was ist die ursprüngliche Bedeutung allen Unterrichtes? Ueberlieferung. Von allem Anfang an war es das Uebergeben der Erfahrung eines Geschlechtes an das nächste, die Begründung einer gewissen Kontinuität zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Diese ursprünglichste Form der Erziehung und des Unterrichtes bezeichnet überall den Beginn des civilisirten Daseins und das erste Morgendämmern der Geschichte. Die Geschichte beginnt, wenn der Vater seinem Sohne erklärt, wie die kleine Welt, in der er zu leben hat, dazu gekommen ist, Das zu sein, was sie ist; wenn die lebende Generation das Erbe der Vergangenheit übernimmt und der Zukunft eine reichere Erbschaft hinterläßt; wenn sich die Gegenwart thatsächlich mit der Zukunft und der Vergangenheit verknüpft, ja fast mit ihnen identifizirt. Es ist eben diese Solidarität, dieses Bewußtsein einer gemeinsamen Verantwortlichkeit, was die civilisirten und geschichtlichen Rassen der Welt von den uncivilisirten und ungeschichtlichen unterscheidet.

Für manche Rassen scheint es die Ideen der Vergangenheit und Zukunft gar nicht zu geben. Wir nennen sie die uncivilisirten Rassen, Wilde, ephemere Wesen, die geboren werden und sterben, ohne eine Spur zu hinterlassen. Das einzige Band, das sie mit der Vergangenheit verknüpft, ist ihre Sprache, vielleicht noch ihre Religion und ein paar Bräuche und Ueberlieferungen, die sich ohne irgend welche Bemühung auf ihre Nachfahren vererben. Daneben hat es aber auch noch andere Rassen gegeben, nicht gerade viele, die sich um Zukunft und Vergangenheit bekümmerten, die Lernende und Lehrende waren: die Begründer des civilisirten Lebens und die ersten Schöpfer der Geschichte. Zu ihnen haben die Egypter und die Babylonier gehört, und Diejenigen, die nachmals in ihre Fußtapfen getreten sind: die Perser, Griechen und Römer. Uns erscheint es nur ganz natürlich, daß die alten Egypter und Babylonier Denkmäler von fast unzerstörbarer Art errichtet und sie mit Inschriften bedeckt haben, die nicht nur dem nächsten Geschlecht, sondern allen künftigen Geschlechtern berichten sollten, was sie während ihres kurzen Erdenaufenthaltes vollbracht hatten. Warum ist nur ihnen diese Idee gekommen? Die gewöhnliche Antwort lautet: weil sie die Schreibkunst besaßen. Aber die richtigere Antwort wäre, daß sie die Schreibkunst erfunden und vervollkommnet haben, weil sie Etwas zu sagen und zu schreiben hatten, weil sie ihren Kindern, Enkeln und den folgenden Geschlechtern Etwas mitzutheilen wünschten. Auch ohne hieroglyphische, hieratische und demotische Alphabete würden sie ihre Absicht ausgeführt haben. Denn, wie wir sehen, bethätigt sich selbst unter den sogenannten wilden Stämmen, z. B. auf einigen polynesischen Inseln, der Wunsch, ihre Thaten fortzupflanzen, in einer Art epischer

oder historischer Poesie. Diese Gedichte erzählen von Kriegen, Siegen und Niederlagen, von Eroberungen und Friedensschlüssen. Da das Schreiben auf jenen Inseln unbekannt ist, werden sie dem Gedächtniß eingeprägt und dem sicheren Gewahrsam einer besonderen Kaste anvertraut, die gleichsam die lebendigen Archive der Insel darstellt. Ihre Glieder sind die höchsten Autoritäten über Fragen einer strittigen Erbfolge, über zweifelhafte Gemarkungen der Stämme und Landbesitz der Familien. Und diese Gedichte sind nach so strikten Regeln gebaut und werden mit so großer Sorgfalt bewahrt, daß jede betrügerische Aenderung leicht zu entdecken wäre, wenn sie als Beweismittel in einem Grenzstreit vorgetragen werden müssen. Ein bloßer Beweis in Prosa wird nicht als Beweis betrachtet; poetisch, metrisch, alterthümlich muß die Sprache sein, ehe man ihr traut und sie als beweiskräftig annimmt.

Wenn im Menschenhirn der Gedanke entsteht, daß wir nicht nur für uns selbst leben, sondern daß wir der Zukunft die Schuld für Das abzutragen haben, was uns die Vergangenheit übermacht hat, dann tritt die Welt in eine neue Phase ein, dann wird sie historisch. Die Arbeit, die in den hieroglyphischen Inschriften Egyptens versuchsweise begonnen worden war, wurde in den Keilinschriften Babylons, in den Felsinschriften des Darius und Xerxes, fortgesetzt, bis sie Griechenland und Rom erreichte und dort in den Meisterwerken des Herodot und Thucydides, des Livius und Tacitus, ihren Höhepunkt erreichte.

Auf den ersten Blick mag es scheinen, als lägen uns diese frühen Anfänge der Ueberlieferung und der Geschichte sehr fern und als wäre die Kenntniß, die wir besitzen und die wir auf unseren Schulen und Universitäten zukünftigen Geschlechtern zu übermitteln wünschen, vollständig anderer Art. Aber Das ist in Wirklichkeit nicht der Fall. Wir sind, was wir sind, und wir besitzen, was wir besitzen, selbst in den ersten Anfangsgründen unseres Wissens nur dank den Leistungen der alten Egypter, Babylonier, Indier, Perser, — von Griechen und Römern noch gar nicht zu reden.

Was wären wir ohne das ABC, ohne die Fähigkeit, zu schreiben? Unwissende Wilde, die außer vom Hörensagen nichts von der Vergangenheit wüßten und die sich mit Ausnahme ihrer eigenen unmittelbaren Nachkommenschaft wenig um die Zukunft kümmerten. Jedesmal also, wenn wir ein Buch lesen oder einen Brief schreiben, sollten wir in unserem Herzen den alten Gelehrten Egyptens dankbar sein, die das Schreiben erfunden und vervollkommnet haben und deren alphabetische Zeichen jetzt, China ausgenommen, in der ganzen civilisirten Welt benutzt werden. Denn jedesmal, wenn wir ein a, b oder c schreiben, schreiben wir ein ursprünglich hieroglyphisches Bild. Unser L ist der geduckte Löwe; unser F der Cerastes, eine doppelt gehörnte Schlange; unser H das egyptische Bild eines Siebes. Zwischen unserem ABC und den hieroglyphischen Buchstaben, wie sie sich auf dem Obelisk auf dem Themsedamm in London

und auf vielen weit älteren Denkmälern in Egypten finden, ist keine Lücke, fehlt kein Glied. Die Egypter haben ihre Buchstaben den Phöniziern übermittelt, die Phönizier den Griechen, die Griechen den Römern, die Römer uns. Eben so stammen alle semitischen Alphabete, wie sie im Persischen und im Arabischen in Gebrauch sind, und die wichtigeren Alphabete von Indien, Ceylon, Burmah und Siam schließlich sämmtlich aus Phönizien und Egypten. Ganz Asien, mit Ausnahme des Theiles, der unter chinesischem Einfluß steht, Europa, Amerika und Australien schreiben, soweit sie überhaupt schreiben, egyptische Hieroglyphen, die Kette der Ueberlieferung ist hier niemals abgebrochen und der Strom der Entwickelung ist hier so vollkommen wie nirgends sonst.

Lesen und Schreiben sind also aus dem alten Egypten zu uns gekommen. Aber woher haben wir unser Rechnen erhalten? Mit dem Worte Rechnen meine ich da nicht nur unsere Zahlwörter oder unsere Kenntniß, daß zwei und zwei vier macht. Die Kenntniß dieser Art ist auf heimischem Boden gewachsen und läßt sich bis zu der gemeinsamen arischen Urheimath zurückverfolgen, aus der wir unsere Sprache und damit unser ganzes geistiges Erbtheil herleiten. Ich meine unsere Ziffern. Es giebt viele Völker, die Zahlwörter, aber keine Ziffern besitzen, und wiederum andere, wie die Chiquitos in Columbia, die wohl an ihren Fingern zählen, aber keine Zahlwörter haben. So berichten uns wenigstens die Reisenden, die sie besucht haben. Ferner giebt es Völker, die ein sehr vollkommenes System von Zahlwörtern haben, aber die für ihr schriftliches Rechnen ganz auf eine Zähltafel oder auf solche einfachen Strich-Kombinationen angewiesen sind, wie wir sie in Egypten, Phönizien, Babylon, China, Indien und selbst unter den Rothhäuten Amerikas finden. Und noch andere, die, gleich den Griechen und den Hindus, unter gewissen Umständen Buchstaben ihres Alphabetes als Zahlzeichen benutzen.

Man kann sich denken, daß sich das Rechnen mit solchen Mitteln niemals zu seiner gegenwärtigen Stufe der Vollendung hätte erheben können, es hätte denn Jemand unsere Zahlzeichen erfunden. Woher haben wir diese aber bekommen? Wir nennen sie arabische Zahlen, und Das sagt schon genug. Aber die Araber nennen sie die indischen Zahlen, und Das bedarf eben so wenig einer Erklärung. Unsere Zahlen sind von den Arabern in Spanien zu uns gekommen, und zu ihnen aus Indien, und wenn man sich überlegt, was wir wohl ohne unsere Zahlen von eins bis neun anfangen würden, so muß man zugeben, daß wir Indien für unser Rechnen eben so viel Dank schuldig sind wie Egypten für unser Lesen und Schreiben. Wenn man mir manchmal erzählt, die Hindus seien bloße Träumer gewesen und hätten niemals eine nützliche Erfindung gemacht wie unsere Dampfmaschinen und elektrischen Telegraphen, dann erzähle ich meinen Freunden, daß sie Etwas erfunden haben, ohne das die Wissenschaft der Mechanik und der Elektro-

magnetismus niemals hätten werden können, was sie sind, Etwas, ohne das wir niemals Dampfmaschinen oder elektrische Telegraphen bekommen hätten —: daß sie unsere Zahlen von 1 bis 9 erfunden haben, ja noch mehr, daß sie auch die Null erfunden haben, das Zeichen für das Nichts, eine der nützlichsten Erfindungen, die je gemacht worden sind, wie jeder Mathematiker bestätigen kann.

Halten wir also im Gedächtniß, was wir vom Alterthum gelernt haben. Lesen und Schreiben haben wir von Egypten gelernt und Rechnen von Indien. So viel über die drei wohlbekannten Elementarfächer.

Aber noch mehr. Sind wir jedesmal Egypter, wenn wir lesen und schreiben, und Indier, wenn wir uns mit unseren Ausgaben und Einnahmen beschäftigen, so brauchen wir nur nach unserer Uhr zu sehen, um zu finden, daß wir auch Babylonier sind. Um zu sehen, wie eine Keilinschrift ausschaut, müssen wir in das Britische Museum gehen. Aber trotzdem ist es eine Thatsache, daß Jeder von uns etwas Keilinschriftähnliches mit sich in der Westentasche herumträgt. Denn warum ist unsere Stunde in sechzig Minuten eingetheilt, jede Minute in sechzig Sekunden u. s. w.? Ganz allein, weil in Babylonien neben dem Dezimalsystem noch ein anderes System bestand, das sexagesimale, das nach Sechzigern zählte. Warum man gerade diese Zahl gewählt hat, ist klar genug und spricht sehr für den praktischen Sinn der alten babylonischen Kaufleute. Es giebt keine Zahl, die so viele Divisoren hat wie Sechzig. Die Babylonier theilten die tägliche Reise der Sonne in vierundzwanzig Parasangen oder in 720 Stadien ein. Jede Parasange oder Stunde wurde wieder in 60 Minuten getheilt. Eine Parasange ist ungefähr eine deutsche Meile, und die babylonischen Astronomen verglichen den Fortschritt, den die Sonne zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche in der Stunde macht, dem Fortschritt, den ein guter Fußgänger in der selben Zeit macht. Beide legen eine Parasange zurück. Der ganze Sonnenlauf während 24 Aequinoktialstunden war auf 24 Parasangen, 720 Stadien oder 360 Grade festgesetzt. Dieses System übernahmen die Griechen, und Hipparchus, der große griechische Philosoph, der um 150 vor Christus lebte, führte die babylonische Stunde nach Europa ein. Ptolemäus, der um 150 nach Christus schrieb und dessen Name in dem ptolemäischen System der Astronomie fortlebt, gab der babylonischen Art der Zeitberechnung noch weitere Geltung. Von dem stillen Strom traditionellen Wissens ward sie durch das Mittelalter getragen, und sie ist sogar glücklich den Niagarafall der französischen Revolution hinunter gesegelt. Denn als die Franzosen die Gewichte, Maße, Münzen und Daten umstürzten und alle dem dezimalen Rechensystem unterwarfen, da ließen sie sich doch von einem unerklärten Motive verleiten, unsere Thurmuhren und Taschenuhren zu respektiren, und ließen unsere Zifferblätter sexagesimal, d. h. babylonisch, so daß jede Stunde aus sechzig Minuten bestand

und noch besteht. Hier tritt uns wieder der wunderbare Zusammenhang der Welt vor die Augen und wir sehen, wie Das, was wir Wissen nennen, das Ergebniß ununterbrochener Ueberlieferung ist, eines Lehrens, das vom Vater auf den Sohn übergeht. Hundert Arme würden genügen, um von uns zu den Erbauern der Paläste von Babylon zu reichen und uns in den Stand zu setzen, den Gründern der ältesten Pyramiden die Hände zu schütteln und ihnen Alles zu danken, was sie für uns gethan haben.

Mag mirs gestattet sein, zu sagen, was ich an diesen Dingen, die uns das Alterthum lehrt, am Bedeutsamsten finde. Sie sind nicht bloße Vermuthungen oder Theorien. Sie sind Sätze, die auf geschichtlichen Thatsachen ruhen, auf Zeugnissen, die nicht zu erschüttern sind. Angenommen, in fünftausend Jahren, oder, machen wir es gnädiger, in fünfzigtausend Jahren, würde ein künftiger Schliemann seine Schächte in die Ruinen des einstigen London treiben und unter dem Schutt des Britischen Museums von heute verkohlte Zeitungfetzen entdecken, in denen ein Champolion der Zukunft Worte wie „Centimeter“ oder „Millimeter“ entzifferte. Durch diese Zeugnisse würde jeder Historiker berechtigt sein, zu behaupten, die alten Einwohner von London — wir selbst — hätten einstmals ein neues dezimales System der Gewichte und Maße von den Franzosen übernommen; denn einzig im Französischen, und zwar nur in vorsintfluthlichem Französisch, hätten sich Worte wie centimètre und millimètre bilden lassen. Wir argumentiren heute auf Grund von Zeugnissen der selben Art, auf Grund hauptsächlich des Zeugnisses von Sprache und Inschriften, daß unsere Zifferblätter von den Babyloniern gekommen sein müssen, unsere Alphabete aus Egypten, unsere Ziffern aus Indien. Wir geben dabei keineswegs Vermuthungen, keineswegs bloßen Möglichkeiten Raum, sondern gehen Schritt für Schritt von den „Times“ von heute zurück, bis wir bei der frühesten babylonischen Inschrift und den ältesten hieroglyphischen Denkmälern ankommen. Was jenseits liegt, Das überlassen wir der theoretischen Schule, die dort mit ihrer Arbeit einsetzt, wo die Arbeit der historischen Schule zu Ende ist.

Es ließe sich noch Mancherlei anführen, was uns das Alterthum lehrt, aber ich will mich auf nur noch ein paar Züge beschränken. Neuerdings ist viel von Bimetallismus die Rede. Als ich sah, daß der Punkt, um den die Bimetallisten streiten, die Errichtung und dauernde Erhaltung eines festen Verhältnisses zwischen Gold und Silber sei, fragte ich mich, wie diese Idee entstanden sei. Da ich nun Zeit Lebens eine Neigung für das Geschichtliche gehabt habe, versuchte ich, herauszufinden, ob uns das Alterthum hierüber Etwas zu lehren habe. Gemünztes Geld ist, wie bekannt, keine sehr alte Erfindung. Vielleicht hat es sogar ein goldenes Zeitalter gegeben, in dem das Gold überhaupt unbekannt war und die Leute mit Rindern statt mit Münzen bezahlten.

Als Werthmetalle, Gold, Silber, Kupfer oder Eisen, als Zahlung in Gebrauch kamen, wurden sie zuerst einfach gewogen. Noch heute nennt man in England ja einen Sovereign ein Pfund. Der nächste Schritt war, daß man ordentlich gewogene Gold- und Silberstücke ausgab, und der folgende, daß man das genaue Gewicht und den genauen Werth auf jedem Stück verzeichnete. Dies geschah in Assyrien und Babylonien, wo wir die Shekels oder Pfunde Gold und Silber finden. Jahrhunderte lang ist der Handel dieser Völker des Ostens mit Hilfe dieser Gewichtsmaße von Metall besorgt worden. Erst die Griechen, die Griechen von Phocäa in Jonien im siebenten Jahrhundert vor Christus, kamen auf den Gedanken, Geld auszumünzen, d. h. auf jedes Stück ihr Stadtwappen, ihren Seehund oder ihr Siegel zu prägen und damit die Bürgschaft ihres Staates für das richtige Gewicht und den richtigen Werth dieser Stücke einzusetzen. Von Phocäa aus verbreitete sich diese Münzkunst rasch über die anderen griechischen Städte Kleinasiens und wurde von da nach Aegina, dem Peloponnes, Athen und den griechischen Kolonien in Afrika und Italien übertragen. Das Gewicht der ältesten Goldmünzen in allen diesen Ländern war ursprünglich das selbe wie das des babylonischen Goldshekels, nur waren die Wappen der einzelnen Länder aufgeprägt, die somit für das richtige Gewicht einstanden. Und dieses Goldshekel oder Goldpfund hat trotz allen geschichtlichen Störungen sein Gewicht Jahrhunderte hindurch bewahrt. Die Goldmünzen von Krösus, Darius, Philipp und Alexander haben alle ungefähr das selbe Gewicht wie das alte babylonische Goldshekel: sechzig gehen auf eine Mine Gold, und was noch seltsamer ist, der englische Sovereign, das englische Pfund, hat ungefähr das selbe Gewicht; sechzig davon gehen auf eine alte babylonische Mine Gold. In alter Zeit gingen zwanzig Silberdrachmen oder Halbshekel auf einen Goldshekel, gerade wie in England zwanzig Silbershillinge einem Sovereign gleichwerthig sind. Dieser alte Shilling zerfiel wieder in sechzig Kupfermünzen, da sechzig nun einmal die babylonische Lieblingszahl war. Da man also den relativen Geldwerth eines Gold- und eines Silbershekels oder halben Shekels kannte, da man wußte, wie viele Silbershekel die alten Völker für einen Goldshekel zu geben hatten, so war es möglich, durch bloßes Wiegen der alten Münzen zu ermitteln, ob es damals schon ein festes Verhältniß zwischen Silber und Gold gegeben habe. Tausende alter Münzen sind so geprüft worden, wie man in dem gelehrten, aber wenig beachteten Werke meines verstorbenen Freundes, Johannes Brandis, „Das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien" (1866) sehen kann, und das Ergebniß hat gezeigt, daß das Verhältniß zwischen Gold und Silber von den frühesten Zeiten an mit der allergrößten Genauigkeit festgestellt gewesen ist.

Dieses Verhältniß ist in Egypten, wie Brugsch gezeigt hat, eins zu

zwölf und einhalb gewesen; und in Babylonien und all den Ländern, die das babylonische Werthmaß angenommen haben, eins zu dreizehn und ein Drittel. Es hat leichte Schwankungen gegeben, und es giebt Fälle von minderwerthiger Münzung in alten Zeiten eben so gut wie in modernen. Aber für den internationalen Handel und Tribut hat sich das alte babylonische Werthmaß sehr lange Zeit erhalten.

Diese numismatischen Untersuchungen, die einige der bedeutendsten Gelehrten Europas mit unermüdlichem Fleiße ausgeführt haben, mögen Manchem einfach als Kuriositäten erscheinen, aber sie haben, wie alle geschichtlichen Forschungen, auch ihre Lehren zu geben.

Sie beweisen, daß die großen politischen und Handels-Völker der alten Welt es trotz allen damit verbundenen Schwierigkeiten fertig gebracht haben, das Problem des Bimetallismus zu lösen und für Jahrhunderte ein festes Verhältniß zwischen Gold und Silber aufrecht zu erhalten. Sie beweisen, daß dieses Verhältniß, obgleich es sicherlich durch die relativen Mengen der beiden Metalle, durch die Produktionkosten und die Nachfrage nach Silber oder Gold auf den Märkten der alten Welt beeinflußt wurde, doch von dem gesunden Menschenverstande der großen Handelsvölker des Alterthums, die darauf bedacht waren, die Interessen der Groß- wie der Kleinkaufleute sicher zu stellen, aufrecht erhalten worden ist. Sie beweisen endlich, daß eine Aenderung des Verhältnisses zwischen Gold und Silber zwar nicht ganz zu verhindern ist, daß sie aber im Alterthum nur in sehr geringem Umfange vorgekommen ist. Vom sechzehnten Jahrhundert vor Christus, oder in jedem Falle, wenn wir unsere Bemerkungen auf gemünztes Geld beschränken, vom siebenten Jahrhundert vor Christus bis nahezu in unsere eigene Zeit hat die Werthsteigerung des Goldes nur $1^2/_3$ betragen; nämlich von $13^1/_3$ auf 15. Wenn sie nun in der Zeit, auf die wir uns selbst besinnen können, plötzlich sich von 15 auf 25 verändert hat, — haben wir da nicht ein Recht, zu fragen, ob diese heftige Störung wirklich nur natürlichen Ursachen entspringt, oder ob Das, was man uns als die Wirkung bezeichnet, nicht in gewissem Maße die Ursache davon ist —: nämlich der plötzliche Entschluß einiger Regirungen, für ihre eigenen Zwecke das zweite Werthmetall der Welt zu boykottiren?

Die Monometallisten scheinen zu glauben, daß im Alterthum und im Mittelalter die Produktion der beiden Werthmetalle immer gleichen Schritt hielt und daß es deshalb möglich war, ein festes Verhältniß zwischen Gold und Silber aufrecht zu erhalten. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Die persischen Kriege brachten Gold in Massen nach Griechenland, Rom wurde von seinen asiatischen Eroberungen her mit Gold überschwemmt, aber das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber im gemünzten Zustande blieb

fast unverändert. So schlimm steht es doch selbst jetzt noch nicht mit dem Silber wie zur Zeit Salomos, wo man des Silbers nicht achtete und des Silbers in Jerusalem so viel war als die Steine. Selbst die Entdeckung Amerikas störte den europäischen Münzfuß nur sehr wenig. Man wußte eben, daß Gold nicht nur Metall, sondern ein garantirtes Tauschmittel sei, ohne das aller Welthandel unmöglich sein würde. Die Münze war ein Heiligthum, das Eigenthum der Nation oder des Fürsten, und sie waren für den Werth der Münze verantwortlich. Viel hängt beim Werth der Münzen von der Garantie ab. Selbst ein Stück Papier, wenn es von Rothschild unterzeichnet ist, steigt im Werth, und ein Stück Silber, als Shilling gemünzt, gilt als der zwanzigste Theil eines Sovereigns, obgleich man sehr wohl weiß, daß sein bloßer Metallwerth nicht viel mehr als die Hälfte ist. Auch hier würde ein Studium der Geschichte für einen Finanzminister von Nutzen sein, um das Verhältniß von Silber zu Gold von Neuem festzustellen. Wer den Muth seiner Ueberzeugung hat, kann die brennende Frage des Tages lösen und der Welt beweisen, daß, wenn wir nur so klug wie Krösus wären, wir auch so reich wie Krösus sein könnten.

Weiter darf ich mich auf diesem gefährlichen Boden jedoch nicht wagen, sondern ich muß meine Leser einladen, zum Schlusse ihre Augen von den gemünzten Werthen auf die geistigen Werthe der Welt zu lenken, von den Münzen des Handels auf Das, was wir die Rechenpfennige unseres Denkens nennen.

Was uns das Alterthum hinsichtlich der Sprache, ihres Wesens, ihres Ursprunges, ihres Wachsthums und Verfalles lehrt, ist noch wunderbarer als Alles, was wir bisher betrachtet haben.

Was ist die Zeit, in der Alexander und Darius lebten, die Zeit der Paläste von Babylon und der Pyramiden Egyptens, verglichen mit dem Alter der Sprache, dem Alter der Wörter, die wir jeden Tag brauchen und die wir noch dazu modern nennen? Jedes einzelne Wort, das ich niederschreibe, gehört zu den ältesten Dingen, die es in der Menschenwelt giebt.

Nehmen wir die beiden Wörter „da ist“, und wir können sie Schritt für Schritt vom Neuhochdeutschen bis zum Althochdeutschen und von da seitwärts bis zum Gothischen zurückverfolgen. Wir können sie in allen germanischen, keltischen, slavischen Sprachen, in der Sprache des Darius und Cyrus, in den Gebeten Zoroasters und schließlich in den Hymnen des Rig Veda aufspüren. Statt „da ist“ sagten die alten vedischen Dichter tatra asti. Es ist die selbe Münze, sie hat das selbe Gewicht, sie ist nur während der Tausende von Jahren, in denen sie von Hand zu Hand oder von Mund zu Mund gegangen ist, durch den Gebrauch ein Bischen abgenutzt worden. Diese beiden Worte würden für den Beweis, daß alle Sprachen der civilisirten Rassen Europas, und eben so die Sprachen Persiens und Indiens, einer

Quelle entstammen, völlig genügen. Und wenn man sich eine Karte Europas und Asiens vor das geistige Auge ruft, dann sieht man, wie all die schönsten Stücke dieser beiden Erdtheile, all die Länder, in denen man geschichtliche Denkmäler, Tempel, Paläste, Märkte, Kirchen und Parlamentsgebäude zu erblicken vermag, erleuchtet werden von den Strahlen dieser einen Sprache, die wir selbst sprechen: der arischen Sprache, der klassischen Sprache der Vergangenheit, der lebendigen Sprache der Gegenwart, und in nicht allzu ferner Zukunft des wahren Volapük, der Weltsprache.

Ich habe nicht die Zeit, um von den anderen großen Stämmen geschichtlicher Sprachen, dem Semitischen, dem Ural-Altaischen, dem Chinesischen, dem Polynesischen, dem Afrikanischen und Amerikanischen, zu sprechen. Aber welche Lehre des Alterthums finden wir hier! Wir lernen, daß wir mit allen großen Völkern der Erde durch engere, festere und unzerreißbarere Bande verknüpft sind, als Fleisch und Blut je abzugeben vermöchten. Denn was sind Fleisch und Blut, verglichen mit der Sprache? In Fleisch und Blut giebt es keine Kontinuität. Sie kommen und gehen mit Dem, was wir Geburt und Tod nennen, und sie wechseln von Tag zu Tag. In alten Zeiten, im Kampfe Aller gegen Alle, wo noch ganze Stämme ausgerottet, Völker in die Gefangenschaft geschleppt, Sklaven gekauft und verkauft und die Mittelpunkte des civilisirten Lebens zu wiederholten Malen durch eine Sintfluth barbarischer Einfälle über den Haufen geworfen wurden, — welche Aussicht gab es da in irgend einem Theile der Erde auf unvermischtes Blut? Aber die Sprache blieb immerdar sie selbst und die Menschen, die sie sprachen, sind, welchen Blutes sie auch gewesen sein mögen, als ein edles Heer, als eine geistige Brüderschaft, in geschlossenen Reihen die Landstraße der Geschichte entlang marschirt. Was kommt darauf an, ob in unseren Adern das selbe Blut rollt, wie in den Adern unserer dunkelen Mitmenschen in Indien, da ihre Sprache doch die selbe wie die unserige ist? Wer da weiß, was die Sprache bedeutet, wie die Sprache nicht nur die Kleidung, sondern geradezu die Verkörperung des Denkens ist, Der wird auch empfinden, daß es sehr viel wichtiger ist, die selbe Sprache zu sprechen, als des selben Fleisches zu sein.

In dem Lichte, welches das Studium des Alterthums der Sprache auf die Vergangenheit geworfen hat, hat sich die ganze Welt verändert. Jetzt wissen wir nicht nur, was wir sind, sondern auch, woher wir kommen. Wir kennen unsere gemeinsame arische Heimath. Wir wissen, was wir aus ihr mitgenommen haben und wie unser gemeinsames geistiges Erbe von Jahrhundert zu Jahrhundert gewachsen ist, bis es einen nirgends übertroffenen Reichthum erreicht hat und sich im Englischen allein auf 250000 Wörter beläuft. Was kommt viel darauf an, ob wir die genaue geographische Länge und Breite der arischen Heimath kennen? Der wichtige Punkt ist, daß wir

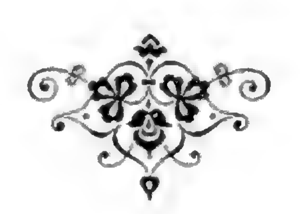
wissen, daß es solch eine Heimath gegeben hat und daß wir das ganze geistige Wachsthum der arischen Familie auf Wurzeln zurückführen können, die einem gemeinsamen Boden entsprungen sind. Und wir können Das nicht nur durch bloßes Rathen, oder nur theoretisch, sondern mit Hilfe von Thatsachen, d. h. geschichtlich. Man nehme irgend ein Wort oder einen Gedanken, der jetzt durch unser Hirn zuckt, und wir wissen heute, wie er zuerst geprägt worden ist, in fernen Landen und in so fernen Zeiten, daß kaum eine Zeitrechnung sie zu erreichen vermag. Wir können von der Sprache sagen: wir sind, was wir gewesen sind. In der Sprache ist Alles, was neu ist, alt, und Alles, was alt ist, neu. Das ist wahre Entwickelung, wahre geschichtliche Kontinuität. Jemand, der seine Sprache und Alles, was sie einschließt, kennt, steht auf einem Grund von Zeitaltern. Er fühlt die Vergangenheit unter seinen Füßen, er fühlt sich heimisch in der Welt des Gedankens, als treuen Bürger des ältesten und weitesten Freistaates.

Diese geschichtliche Kenntniß der Sprache, und nicht der Sprache allein, sondern alles Dessen, was uns durch ununterbrochene Ueberlieferung von Vater auf Sohn übermittelt worden ist, diese Kenntniß sollten nach meiner Ueberzeugung unsere Universitäten und Schulen lebendig zu halten versuchen. Mit geschichtlichem Geist sollten sie jede neue Generation erfüllen. Wie wir den Lauf eines mächtigen Stromes von Thal zu Thal zurückverfolgen, wie wir seine Zuflüsse aufzeichnen und seine Bewegungen beobachten, bis wir seine Quelle erreichen oder doch wenigstens die Wasserscheide, der seine Quellen entspringen: eben so hat die historische Schule jeden Strom menschlicher Kenntniß von Jahrhundert zu Jahrhundert möglichst bis zurück zu seiner Quelle zu verfolgen, — oder doch in jedem Falle so weit, wie es die erhaltenen Aufzeichnungen der Vergangenheit gestatten. Das wahre Interesse allen Wissens liegt in seinem Wachsthum. Gerade die Mißgriffe der Vergangenheit bilden den sicheren Grund, auf den die wahre Erkenntniß der Gegenwart sich gründet. Wäre ein Mathematiker, der nicht seinen Euklid studirt hätte, überhaupt ein Mathematiker? Wäre ein Astronom, der das ptolemäische System der Astronomie nicht kennt und sich nicht durch dessen Irrthümer zu den wahren Anschauungen des Kopernikus hindurch gearbeitet hat, überhaupt ein Astronom? Wäre ein Philosoph, der sich niemals mit Plato und Aristoteles herumgestritten hätte, überhaupt ein Philosoph? Wäre ein Jurist, der niemals vom römischen Rechte gehört hätte, überhaupt ein Jurist? Es giebt nur einen Schlüssel zur Gegenwart, und den bietet uns die Vergangenheit. Es giebt nur einen Weg zum Verständniß des unablässigen Wachsthums des Menschengeistes und zum festen Ergreifen Dessen, was auf einem Gebiete der Erkenntniß erreicht worden ist, und dieser Weg ist, der historischen Entwickelung andächtig zu lauschen.

Gewiß wird es nun heißen: für all Das ist in der unruhigen Hast unseres modernen Lebens keine Zeit mehr übrig. Es giebt so viele Dinge zu lernen, daß der Student sich mit den Ergebnissen bescheiden muß, ohne sich damit zu beunruhigen, wie diese Ergebnisse durch die Arbeit Derer, die vor uns waren, erreicht worden sind. Das würde in Wirklichkeit bedeuten: unser modernes Lehren hätte sich auf die Oberfläche zu beschränken und sich fern von Dem zu halten, was darunter liegt. Wissen muß Das sein, was man auf Flaschen gezogen und gut verstöpselt hat, wenn es sich auf dem offenen Markte als nützlich und brauchbar erweisen soll. Meine Erfahrung spricht laut für das Gegentheil. Das auf Flaschen gezogene Wissen, das man durch das Studium von Handbüchern oder von sogenannten Einpaukern erwirbt, ist nur allzu geeignet, das Schicksal abgepflückter Blumen zu theilen. Für einen einzigen Abend giebt es ein glänzendes Bild, aber es verwelkt und hinterläßt nichts. Das einzige Wissen, das des Besitzes werth ist, darf nicht auf Flaschen gezogen sein, sondern muß im Gegentheil lebendiges und zunehmendes Wissen sein, ein Wissen, von dem wir Anfang, Mitte und Ende kennen, ein Wissen, dessen Eigenthumsurkunde wir vorzeigen können, so oft wir danach gefragt werden. Dieses Wissen mag in seiner äußeren Erscheinung nur ein geringes sein, aber, bedenken wir: auch das Wissen, das man fürs Leben braucht, ist in Wirklichkeit nur ein sehr geringes.

Wir lernen sicherlich eine ganze Menge, aber was wir zu verdauen vermögen, was uns in Fleisch und Blut übergeht und uns Kraft und Tüchtigkeit für das praktische Leben giebt, ist keineswegs so viel, wie wir in unserer Jugend denken. Gewisse Dinge müssen wir wissen, als seien sie ein Theil von uns selbst. Aber viele andere Dinge stecken wir einfach in unsere Tasche; dort können wir sie finden, wenn wir sie brauchen, aber wir kennen sie nicht in der selben Weise wie z. B. die Grammatik einer Sprache. Es ist gut, den Unterschied zwischen Dem, was man intuitiv weiß, und Dem, was man nur mit einer gewissen Gedächtnißanstrengung weiß, sich gegenwärtig zu halten, denn der Erfolg im Leben hängt in weitem Maße von diesem Unterschiede ab, — davon, daß wir wirklich wissen, was wir wissen, und daß wir auch wissen, was wir zwar nicht wissen, aber wohl finden können, wenn wir es brauchen.

Oxford. Professor F. Max Müller.



Aphorismen.

Die Summe des menschlichen Geistes bleibt die selbe, nur seine Aeußerungen ändern sich. Es ist irrthümlich, einen dauernden Fortschritt des Geistes anzunehmen. In der bildenden Kunst hat der menschliche Geist seinen Höhepunkt in Phidias erreicht, in der Musik in Beethoven, in der Poesie in Shakespeare. Goethe schrieb seine Gedichte beim Talglicht. Heute beleuchten Siemens'sche Brenner banales Zeug.

* * *

Geist findet sich immer nur bei einzelnen Individuen. Die öffentliche Meinung ist immer geistlos. Man nennt Das die Stimme Gottes, während sich die Stimme Gottes immer nur in einzelnen Menschen offenbart. Hexen wurden nach öffentlicher Meinung verbrannt. Mozarts „Don Juan“ wurde in Mailand von der öffentlichen Meinung ausgepfiffen.

* * *

Wir leben in einer Zeit, in der einem Jeden mit dem Frühstück seine Portion öffentlicher Meinung in Form einer Zeitung servirt wird, für die eine kleine Zahl betriebsamer Naturen verantwortlich ist. Es ist eine Art Injektion fremder Gedanken, das eigene Nachdenken wird aufgehoben, der Geist bleibt ungeübt, denn es wird einem Jeden fertiges Urtheil über alles Mögliche gereicht. Dieses Verfahren wird mit der Zeit zu einer völligen Urtheilslähmung führen. Es ist deshalb für Zeitungleser empfehlenswerth, nur die in den Journalen mitgetheilten Thatsachen zu beachten.

* * *

Der Geist ist nicht erblich und nicht übertragbar. Wie wäre es sonst möglich, daß in Italien und Griechenland, wo die Produkte geistreicher Künstler aufgestapelt sind, heutzutage eine kleinliche, frivole Kunst geübt wird? Man sieht, wie wenig Eindruck die Umgebung auf den Unbegabten macht; wenn Das nicht wäre, so müßten Galeriediener in erster Linie große Künstler werden.

* * *

In der Kunst gilt das Auge mehr als die Hand. Der Dilettant sagt: Ich sehe zwar Alles richtig und genau, kann es nur nicht machen. Er irrt sich darin: wer richtig sieht, kann es auch gestalten. Er versuche nur z. B., die Konturen eines Pferdes in Punkten darzustellen, und er wird finden, wie fast alle Punkte auf dem unrichtigen Platze stehen.

* * *

Die moderne Kunstrichtung gleicht auffallend der Sozialdemokratie. Beide kennen keine Autoritäten. Beide wollen von vorn anfangen, als wenn alles Frühere sich nicht natürlich entwickelt hätte. Beide wollen eine behagliche

Existenz, diese soll aber mit der möglich geringsten Anstrengung erreicht werden. Beide wollen uns eine neue Weltanschauung aufzwingen. Diese Krankheiterscheinungen werden in der Ordnung der Dinge nur vorübergehend bestehen können.

* * *

Der Baum ist wohl von keiner Nation mehr geachtet als von der deutschen, und Das mit Recht. Diese Achtung sollte sich aber mehr auf diejenigen Bäume beziehen, welche auf der richtigen Stelle stehen. Ein Forsthaus im Walde, hinter alten Bäumen versteckt, ist reizvoll und malerisch. Ein Museum mitten in einer Stadt, hinter Bäumen versteckt, ist absurd. Buschwerk in Verbindung mit der Architektur und Plastik muß ihnen in bestimmten Formen angepaßt werden. Wie es ungeschickt wäre, einen Urwald mit Springbrunnen und Topfgewächsen zu versehen, eben so ungeschickt ist es, einen Park zum Urwald auswuchern zu lassen, wovon in Berlin ein redendes Beispiel vorhanden ist.

* * *

Um in der Kunst etwas Hervorragendes zu leisten, bedarf es einer gewissen Dreieinigkeit: einer männlichen Energie, einer weiblichen Zartheit und einer kindlichen Naivetät.

* * *

Die Bildhauerei, wenn sie mit Erfolg betrieben werden soll, verlangt von dem Künstler drei Haupteigenschaften: die Gesundheit eines Bauern, den Geist eines Dichters und die Geduld einer Krankenwärterin.

* * *

In der Kunst beginnt die Hauptarbeit außerhalb des Ateliers: in der Beobachtung und in dem Zurechtlegen des technisch Möglichen für die Arbeit im Atelier. Beim Arbeiten nach der Natur beobachte man lange und scharf und arbeite schnell und sicher.

* * *

Blutsverwandtschaft bindet nicht, nur die Gleichheit der Geister und des Empfindens führen zusammen. Es giebt auf allen Gebieten große Familien, deren Mitglieder sich auf den geringsten Wink verstehen: Künstler, Gelehrte, Taschendiebe.

* * *

Trotz allen Galerien ist das Wachsfiguren-Kabinet dasjenige Museum, welches dem Geschmack der Majorität am Meisten entspricht. Es appellirt an ein Täuschungvermögen niederer Organismen und verursacht eine Wirkung, ähnlich derjenigen der Vogelscheuchen auf dem Felde, mit dem Unterschiede, daß das Thier davon abgeschreckt, der Mensch aber angezogen wird.

* * *

Um ein richtiges Urtheil über die Bedeutung eines Kunstwerkes zu hören, wende man sich in erster Linie an Weiber. Ihr ganzes Wesen steht der Empfindungwelt näher als das der Männer, deren Denkungweise spekulativer veranlagt ist und deren Gehirn in den gebildeten Kreisen, wenn nicht außergewöhnliche Begabung vorhanden ist, durch alle möglichen Examina die Empfänglichkeit für die Eindrücke der schönen Künste verloren hat.

* * *

Jeder wahre Künstler arbeitet nur für sich und seine gleichgesinnten Freunde. Wer sich dem herrschenden Geschmack unterordnet, gleicht einem Weibe, das von aller Welt zu haben ist.

* * *

Der Künstler, der nach der Natur einen bedeutenden Kopf malt oder meißelt und nicht die geistige Begabung seines Modells besitzt, wird, da er nicht im Stande ist, dessen Bedeutung zu erfassen, wohl die Formen, aber nicht den Geist seines Modells zum Ausdruck bringen können. Er spielt gewissermaßen nur die Noten, ohne die Musik zu verstehen.

* * *

Auf der Tagesordnung steht heutzutage das Prinzip der Ausgleichung. Anstatt es nun dadurch zu erreichen, daß man den bedeutenden, begabten, hervorragenden Menschen nachzueifern und ihnen möglichst gleich zu werden sucht, hat die moderne Weltanschauung ein viel einfacheres Mittel gewählt; da Keiner bedeutender sein darf als der Andere und es leichter ist, bergab als bergauf zu gehen, so wird alles Hervorragende so weit herabgezogen, bis es auf dem Niveau der Durchschnittsbegabung steht. Die Konsequenz dieser Anschauung würde darin gipfeln, daß einem Jeden, der einen Kopf größer ist als der Andere, dieser Kopf einfach abgeschlagen wird.

* * *

Was dem menschlichen Dasein den Reiz verleiht, Das ist der Kampf auf allen Gebieten. Die schwächliche Anschauung des friedlichen, ruhigen, paradiesischen Zusammenlebens der Schafheerden, das Ideal der Sozialdemokratie, ist zwar modern, läßt sich aber nur durch Unlust zur Arbeit und zum Schaffen erklären und hat ihren Ursprung entweder im Neid oder im Stumpfsinn.

* * *

Die Willenskraft der Schwachen nennt man Eigensinn, die der Starken hingegen Charakter.

* * *

Einer der sichersten Beweise für den Niedergang des künstlerischen Geschmackes in der Musik ist das sogenannte Potpourri, eine Zusammenstellung künstlerischer Motive, die einer Statue gleichen würde, bestehend aus dem Torso der Venus von Milo mit dem Kopf eines lachenden Satyrs.

* * *

Ein Buch, welches nicht auf jeder Seite, entweder durch den Dialog oder durch die beschriebene Handlung, zu fesseln im Stande ist, kann nicht als vorzüglich gelten. Jedes Bruchstück einer zertrümmerten Marmorstatue wird Zeugniß von der Bedeutung des ganzes Werkes ablegen.

* * *

Ein echtes Kunstwerk muß in jedem Stadium der Entwickelung in sich fertig und abgerundet sein. Die Unvollkommenheit darf nicht durch den Mangel an Vollendung entschuldigt werden. Ein Ei ist auch noch keine Henne und ist doch schon abgerundet und vollendet.

* * *

Ernste und tiefe Gedanken können selbst bei den größten Männern nur in einer Sprache geistvoll formulirt werden. Unterhaltungen und mittelmäßige Gedanken lassen sich in verschiedenen Sprachen gleichwerthig behandeln, was man Gelegenheit hat, bei Oberkellnern zu beobachten.

* * *

Die Erziehung der Deutschen ist im Allgemeinen eine unverständige und unpraktische. Man sollte den Schwerpunkt mehr auf das Können als auf das Wissen legen. Das Können bestimmt nicht allein den Reichthum der Nation, sondern auch ihre geistige Bedeutung. Man betrachte nur das alte Griechenland und Rom, das moderne Frankreich und Japan. Wenige Gymnasien würden ausreichen, um Diejenigen zu erziehen, welche sich den Staatsgeschäften zu widmen gedenken; alle übrigen Schulen müßten in Kunst- und Handwerkerschulen verwandelt werden, d. h. in Schulen, in denen das Können gelehrt wird. Die Rückbildung der menschlichen Hand zur Hummerscheere würde dadurch verhindert und die auf schwächlichen Gestalten ruhenden, durch übermäßiges Wissen aufgeblasenen Köpfe würden, zu ihrer Normalform zurückgekehrt, ihren spalierobstartigen Charakter verlieren.

* * *

Der Hang zur Einsamkeit ist immer ein Zeichen inneren Lebens und der Begabung; wer die Einsamkeit meidet, giebt zu verstehen, daß er im Verkehr mit sich selbst in schlechter Gesellschaft ist.

* * *

Je schwächer ein Individuum ist, desto mehr hat es das Bedürfniß, sich an Andere anzuschließen und eine Familie zu bilden; starke Hirsche wechseln immer allein.

* * *

Viele Künstler vertheidigen ihre schwächsten Arbeiten am Lebhaftesten, wahrscheinlich, weil sie weniger anerkannt werden. Es geht diesen Werken wie kranken Kindern, die von ihren Erzeugern am Meisten geliebt und verzogen werden.

* * *

Eine für ein auszuführendes Kunstwerk bestimmte gute Skizze gleicht einem gesunden Kinde, das im Wachsen und Fertigwerden immer schöner und kräftiger wird, während in einem mangelhaften Entwurf bei dessen fortschreitender Entwickelung die darin enthaltenen Fehler immer größer und deutlicher zu Tage treten.

* * *

Wir sprechen von der Antike mit Recht als von einem Heiligthum. Aber nicht Alles, was antik ist, ist darum gut; es gab damals wie heute talentvolle und talentlose Künstler, nur wurden damals die begabten von dem Verständniß ihrer Mitbürger getragen, was heute leider nicht der Fall ist.

* * *

Ein großer Künstler wird nie ein großer Redner sein; seine besten Reden sind seine besten Werke.

* * *

In den äußeren geselligen Formen bewegt sich jeder Mensch wie in den Enceinten einer Festung, während seine innersten Gedanken in einem kasemattirten Gewölbe lagern, zu dem er allein den Schlüssel hat.

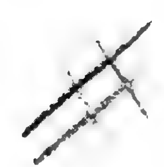
* * *

Der Durchschnittsarchitekt von heute glaubt, eine hohe Stufe erreicht zu haben, wenn er die antiken griechischen und römischen Formen der Architektur kennt und sie, schablonisirt, passend oder unpassend, für seine Bauten verwendet. Dieses Gipsgriechenthum ist so weit von der warmen, lebendigen Baukunst der Alten entfernt, wie etwa ein Putzer von dem Verständniß für die Bedeutung einer künstlerisch schönen Fassade entfernt ist.

* * *

Aphoristische Bemerkungen eines bedeutenden Künstlers über die Kunst verhalten sich, wenn sie auch noch so geistvoll sind, zu seinen Werken wie die Melasse zum raffinirten Zucker.

Professor Reinhold Begas.



Ein Brief an Lothar Bucher.*)

Siebleben bei Gotha, 8. September 1866.

Hochverehrter Herr Geheimrath!

In der Frage Sachsen wage ich an Bekanntschaft aus früherer Zeit zu appelliren und leise an die Bücher der Sibylle zu rühren, welche in Ihrer Nähe bewahrt werden.

In diesen Tagen wird Ihnen eine Flugschrift zugehen: „Was wird aus Sachsen?“, welche die Töne anschlägt, in denen jetzt auf das sächsische Volk zu wirken ist. Die Agitation hat in Sachsen begonnen; läßt man der preußischen Partei einige Monate Zeit und Luft, so ist die beste Hoffnung vorhanden, daß dieselbe die große Majorität der möglichen Abgeordneten gewinnen wird.

So weit das Schicksal Sachsens durch die Parteinahme des sächsischen Volkes und des Parlamentes im Bundesstaat mitbestimmt werden kann, liegt das Spiel für Preußen günstiger, als viele Sachsen hoffen oder fürchten.

Die Schwächen des Gegners sind:

1. Das sächsische Volk kann den Ausschluß aus dem Zollverein nicht ertragen, eben so wenig einen Zollverein mit halbjähriger Kündigung, wie er mit den Südstaaten paktirt ist. Das wäre ein Strick um den Hals, an dem das Volk erwürgen müßte. Wird einer Volksvertretung dieses aut — aut gestellt, so muß sie sich für Preußen erklären.

2. Die Regirung König Johanns litt nach einer Richtung an bösem Gewissen. Der schwächliche Verfassungbruch von 1851 und die Restitution eines abnormen Wahlgesetzes mit „provisorischer“ Geltung machten allerdings Herrn von Beust leicht, zu regiren, aber das schreiende Unrecht blieb unvergessen und die persönliche Beliebtheit des Königs verdeckte nur unvollständig

*) Am ersten Dezember 1864 war Lothar Bucher, der Steuerverweigerer und Flüchtling von ehedem, ins Auswärtige Amt eingetreten. Er hatte bald darauf eine Broschüre über „Preußens altes Recht an Schleswig-Holstein“ veröffentlicht und im Sommer 1866 die Denkschrift zu der Vorlage ausgearbeitet, in der die preußische Regirung 60 Millionen Thaler Kriegsgelder von der Volksvertretung verlangte. Er galt als der nächste Vertrauensmann Bismarcks und an ihn wandte sich deshalb auch Gustav Freytag, der im Sinne der Einheitbestrebungen politisch thätig war, mit seinen Herzenswünschen. Freytags — bisher nicht veröffentlichter — Brief war vielleicht von dem koburgischen Gönner beeinflußt, der immer gern ehrgeizige Pläne spann; jedenfalls enthüllt er wichtige Stimmungen und Tendenzen und zeigt uns, im Jubeljahre des Deutschen Reiches, um wie viel weiter als die nationalliberalen Heißsporne der Staatsmann blickte, den man gern den Gewaltthätigen nennt und der sich damals doch nicht auf den Weg der Gewalt gegen das Königreich Sachsen locken ließ.

den Riß zwischen Regirung und Volk. Die neue Volksvertretung beruhte in der ersten Kammer auf Ernannten des Königs, in der zweiten hauptsächlich auf fünfundzwanzig Kleinbürgern und fünfundzwanzig Bauern, welche durch die engsten Bezirkswahlen und durch an den Ort gebundene Wählbarkeit zusammengebracht wurden. Die Unrechtmäßigkeit der bestehenden Kammern ist dem Volke zweifellos, die Restitution des Wahlgesetzes von 1848 und die Neubildung einer gesetzlichen Volksvertretung wären sehr populäre Akte; sie würden die Gewählten von der Dynastie trennen und könnten deshalb, nicht jetzt, aber in einigen Monaten, gute Helfer der preußischen Ansprüche werden.

Man scheint bisher auf diese Schwäche der Gegner zu wenig Gewicht gelegt zu haben. Aber Dies ist, wenn man durch die Sachsen selbst Etwas fördern will, der Punkt, auf den Alles ankommt. Die Landeskommission läßt jetzt Vorbereitungen zu den nach dem bestehenden Wahlgesetz nöthigen Neuwahlen eines Drittels der Abgeordneten treffen; die Stadtverordneten von Dresden sogar fordern bereits das durch Herrn von Beust abstrahirte Wahlgesetz zurück.

Auch ist das Bedenken nicht stichhaltig, daß eine Volksvertretung, welche auf Grund des Wahlgesetzes von 1848 einberufen würde, gefährlicher sein könnte als die Kammer des Herrn von Beust. Die Abgeordneten dieser letzteren sind in ihrer großen Majorität despizirt — sie sind außerdem durch Gnadenworte und Gewöhnung an ministeriellen Händedruck in engen Saxonismus hineingeschmeichelt. Fast die gesammte Intelligenz des Landes ist der Kammer fern, sie ist jetzt aufgeregt und würde ein Mandat suchen, vor Anderen die preußische Partei. Von Invaliden des Jahres 1848 sind noch ein halbes Dutzend Demokraten vorhanden, welche in den alten Phrasen hängen. Das Hauptkontingent der neuen Kammer würden Geschäftsleute, Kommunalbeamte und Advokaten werden; die Einen haben Interessen zu vertreten, die Anderen sind ehrgeizig, im Ganzen nach hiesigen Verhältnissen guter Stoff.

Wenn die große Politik der preußischen Regirung gestattet, die sächsische Frage durch festes Beharren auf den ursprünglichen Forderungen hinauszuschieben, so ist ihr im Lande selbst eine große Zunahme der Annexionisten sicher.

Aber dringend wünschenswerth ist ein kräftigeres Eingreifen in die Verwaltung. Herr von Wurmb ist auf Instruktionen angewiesen, General von Schack hat kein Verständniß für die Dinge und sucht Anlehnung in den Hofkreisen Dresdens, um zu vermitteln, wo Vermittelung unmöglich ist. Dem Lande thut ein energischer Statthalter noth. Was preußischerseits bis jetzt geschehen, hat kaum imponirt; die unerhörte Milde, mit welcher die Landeskommission behandelt und ihr Kommunikation mit dem Könige freigelassen wurde, müßte aufhören. Die Landeskommission auflösen, die Regirung selbst in die Hand nehmen, die sämmtlichen Beamten durch Reverse für das neue Interimistikum verpflichten, die offizielle Beamtenstellung der Leipziger und Dresdener Zeitung aufheben

oder die Redakteure wechseln, die Amtshauptmannschaften und die Gensdarmerie neu organisiren, — Das erst hieße die Maschine in die Hand bekommen. Erst dadurch wird dem Volke die Idee preußischer Zukunft nahe gelegt.

Der Statthalter aber müßte ein höherer Beamter Preußens sein, energisch und mit eigenen Gedanken, der nicht anzufragen brauchte, wo es einmal schnell zu handeln gilt, selbst gegen verwittwete Königinnen. In früheren Jahren galt Mathis für solche Natur.

Das nächste Stocken der Verhandlungen mit König Johann würde ja wohl eine zweckmäßige Veranlassung zu dieser Aenderung sein können. Dem Ausland gegenüber wäre es ein unvermeidlicher Schritt zur Etablirung eines Interimistikums, bis die Verhandlungen auf Grund des Prager Friedens wieder aufgenommen werden können.

Die Dynastie darf nicht zurückkehren, es wäre ein Martyrium für alle Theile und die Arbeit dieses Sommers müßte noch einmal gethan werden. Die Sachsen sind ein gescheites Volk und sie werden Das schnell begreifen, sobald sie sehen, daß Preußen Ernst macht, das Land zu behalten.

Es ist auch von anderen Wettinern die Rede gewesen. Eine kleine Großmacht Weimar, welche von den schlesischen Bergen bis zur Werra reicht, wäre doch eine sehr unbequeme Schöpfung, sie könnte die Einverleibung Sachsens ad calendas graecas verzögern. Mein gnädigster Herr von Gotha würde sich zwar bereit finden lassen, die Funktionen eines Monarchen mit eventueller Succession Preußens zu übernehmen, wenn man über das Odium wegzuhelfen wüßte, aber ich wollte dem Herrn persönlich die verantwortliche Stellung nicht wünschen. In jedem Falle wäre es nur ein Nothbehelf und irgend eine Cession der Albertiner an die ältere Linie fast noch unwahrscheinlicher als eine Cession des Landes an Preußen.

Wir haben in Leipzig eine hübsche kleine Agitation begonnen. Was noch lähmt, ist die Unsicherheit, ob man in Berlin entschlossen ist, das Nothwendige zu thun, Das heißt: festzuhalten. Wäre Ihnen, hochverehrter Herr, möglich, mir darüber Ihre persönlichen Ansichten auszusprechen, so würde ich durch diese diskrete Mittheilung, welche in gutem Gewahrsam bliebe, in die Möglichkeit versetzt, meinen sächsischen Bekannten größere Anstrengungen zuzumuthen. Denn als Nichtsachse darf ich kein Bedenken haben, sie sich kompromittiren zu lassen, wenn sie Aussicht haben, Etwas zu nützen; im entgegengesetzten Falle hätte ich kein Recht dazu.

Genehmigen Sie, hochverehrter Herr Geheimrath, die Versicherungen ausgezeichneter Hochachtung Ihres ergebensten

Gustav Freytag.



Sir John Falstaff.*)

Unter den Männern des Kreises, den Shakespeare in seiner Jugend aufsuchte, gab es natürlich Typen jeder Art, vom Genie bis zur Karikatur, und bei Einigen zeigte sich etwas Geniales und etwas Karikirtes, etwas Amusantes und etwas Lächerliches in humoristischem Gemisch. Wie jedes ansehnliche Haus damals seinen Jester (Spaßmacher oder Narren) hatte, so hatte auch jeder lustige Kreis seinen Spaßvogel und Hanswurst. Der Jester war der Schrecken der Küche — denn er stahl einen Pudding, sobald der Koch den Rücken wandte — und die Freude der Mittagsmahlzeit, denn er konnte Stimmen nachmachen, drollige Sachen vorbringen, Possen treiben und die schlechte Laune der Herrschaft wegblasen. Die komische Person des Wirthshauskreises war Der, der immerfort Witze riß und über den immerfort Witze gerissen wurden. Er diente stets zum Gelächter, war aber doch stets frisch und unverzagt in dem Kampfe, sich an der Gesellschaft, die mit ihm scherzte, zum Ritter zu schlagen.

Zu Shakespeares Kreis hat sicher auch jener Chettle gehört, der einst Greenes „Witz für einen Heller“ herausgab und sich später wegen der groben Ausfälle der Broschüre gegen Shakespeare entschuldigte. Diesen führt Dekker in „A Knigths Conjuring“ aus dem Jahre 1607 bei der Schilderung der Dichtergesellschaft in Elysium mit den Worten ein: „Herein tritt Chettle, schwitzend und schnaubend, wegen seiner Fettigkeit; um ihn als guten alten Bekannten willkommen zu heißen, erheben sich alle Dichter und fallen auf einmal aufs Knie, um in dieser Stellung auf das Wohl aller Liebhaber des Helikon zu trinken.“ Elze hat die vielleicht richtige Vermuthung ausgesprochen, daß wir in diesem alten, braven, schwitzenden und schnaubenden Dicksack, der von der ganzen munteren jungen Compagnie so humoristisch mit einem Kniefall begrüßt wird, eben das Modell vor uns haben, nach dem Shakespeare seinen Halbgott geformt hat, den unsterblichen John Falstaff, ohne Frage die lustigste, kompakteste und komischeste Komoedienfigur, die es giebt.

Falstaff übertrifft durch seine dichte und solide Ergötzlichkeit, durch die Unendlichkeit des in seiner Person angehäuften Gelächterstoffes Alles, was das Alterthum und das Mittelalter an komischen Figuren hervorgebracht hat, und Alles, was die Schauspiele späterer Zeiten aufzuweisen haben. In seinem Wesen ähnelt er theils dem Silen des alten Griechenlands und theils dem Vidushakas des alten indischen Schauspiels; halb ist er Hofnarr, halb Freund und Zechgenosse des Helden. Er umfaßt die beiden komischen Typen der alten römischen Komoedie, Artotrogus und Pyrgopolinices, den Schmarotzer und den großsprecherischen Soldaten. Wie ein römischer Scurra läßt er seinen Patron die Rechnung bezahlen und ergötzt ihn dafür durch seine witzigen Einfälle, und wie ein miles gloriosus ist er der Prahlhans aller Prahlhänse, der Lügner aller Lügner und in geschlechtlicher Beziehung schwach. Und doch ist er allein reicher und amusanter als alle antiken Silene und Hofnarren und Prahlhänse und Schmarotzer.

In dem auf seine Entstehung folgenden Jahrhundert erhält sowohl Spanien

---

*) Ein noch nicht veröffentlichter Abschnitt aus dem Werk „William Shakespeare“, das in zehn Lieferungen bei Albert Langen (Paris und Leipzig) erscheint.

als auch Frankreich ein Theater; in Frankreich hat nur eine einzige drollige und lustige Person, Moron in Molières La Princesse d'Élide, einige schwache Züge seines Wesens; in Spanien, wo Sancho Pansas ergötzliche und großartige Gestalt die ganze Reihe von komischen Figuren aus Calderons Theater inspirirt hat, steht der Gracioso stets im Gegensatz zum Helden und erinnert hier und da ein Wenig an Falstaff, jedoch immer nur als eine Abstraktion irgend einer Seite seines Naturells, oder weil er sich in einer Situation befindet, die an eine falstaffische anklingt. Es sind immer nur einzelne Eigenschaften, losgerissene Seiten von Falstaffs Charakter, die hier als ganze Personen auftreten. Calderon blickt im Allgemeinen mit wohlwollenden Vateraugen auf seinen Gracioso. Doch zuweilen wird er gleichsam empört über die epikuräische, unchristliche, unritterliche Lebensanschauung seines Spaßmachers. So läßt er im „Leben ein Traum" den armen Clarin, der sich während der Schlacht hinter einen Busch verkrochen hat, von einer Kugel getroffen werden, um zu zeigen, daß der Feige der Gefahr nicht entgeht; er hält ihm eine äußerst feierliche Leichenrede, die eben so moralisch ist wie Heinrichs des Fünften Abschiedsworte an Falstaff. So wenig aber Calderon und Molière Shakespeares Falstaff gekannt haben, eben so wenig ist der Brite bei der Schöpfung seines dicken Ritters von irgend einem Vorgänger in der komischen Kunst merkbar beeinflußt worden.

Dennoch muß unter diesen Vorgängern ein einzelner großer Schriftsteller, einer der größten, an dieser Stelle mit Shakespeare verglichen werden: Rabelais, der große Meister der Frührenaissance in Frankreich, der zu den wenigen Schriftstellern gehört, von denen wir sicher wissen, daß Shakespeare sie studirt hat. Er deutet an einer Stelle auf ihn hin; in „Wie es Euch gefällt" sagt Celia (III, 2), als Rosalinde ein Dutzend Fragen an sie richtet und mit einem Worte Antwort verlangt: „Da müßt Ihr mir erst Gargantuas Mund leihen: es wäre ein zu großes Wort für irgend einen Mund, wie sie heutzutage sind."

Vergleicht man in seinen Gedanken Falstaff mit Panurge in Pantagruels Geschichte, so wird man sehen, daß Rabelais sich zu Shakespeare verhält wie ein Titan zu einem olympischen Gott. Rabelais ist der Titan, riesengroß, unverhältnißmäßig, mächtig, aber unförmlich. Shakespeare ist der Gott, kleiner und nicht so unermeßlich, ärmer an Ideen, wenn auch reicher an Einfällen, aber mit äußerster Festigkeit durchgeformt.

Rabelais stirbt im Alter von siebenzig Jahren, ungefähr zehn Jahre vor Shakespeares Geburt; der ganze Unterschied der Frührenaissance und der Hochrenaissance liegt zwischen Beiden. Rabelais ist Dichter, Philosoph, Polemiker, Reformator im größten Stil, bis zum Scheiterhaufen exclusive, aber stets vom Scheiterhaufen bedroht. Shakespeares Derbheiten sind im Vergleich mit den seinigen, was ein Mistbeet im Vergleich mit der cloaca maxima ist; stromweise fließen die burlesken Unfläthigkeiten aus seiner Feder. Auch Panurge ist redselig, witzig, ränkevoll und rücksichtlos in seinem Betragen, ein Spottvogel, der durch seine schamlose Frechheit Allen den Mund stopft. Im Kriege kämpft Panurge eben so wenig wie Falstaff, er sticht vielmehr wie Falstaff die Feinde tot, die schon ins Gras gebissen haben. Er ist abergläubisch, — aber dennoch ein Hanswurst, dem nichts heilig ist und der die Opferstöcke bestiehlt. Er ist grundegoistisch, sinnlich und maßlos faul, schamlos und rachsüchtig und langfingerig, — und wird mit der Zeit immer mehr Memme und Prahler.

Pantagruel ist der edle Kämpe, der Königssohn, wie Prinz Heinrich. Er hat wie der Prinz die eine Schwäche, daß er die Gesellschaft von Leuten, die weit unter ihm stehen, nicht entbehren kann. Da Panurge witzig ist, so kann Pantagruel sich das Vergnügen, über seine Einfälle zu lachen, nicht versagen. Aber Panurge ist im Gegensatz zu Falstaff eine Satire im größten Stil. Wenn Panurge ein bedeutender Kenner des Finanz- und Steuerwesens ist, wenn er 63 Arten kennt, um das Geld herbeizuschaffen, aber 214 Arten, um es auszugeben, und im Uebrigen Schulden macht — was er den Kredit stiften nennt —, so ist er ein Typus des damaligen französischen Hofes. Wenn Panurge 6 Billionen, 789 Millionen, 406000 Königsthaler Steuern aus seinem Lehn erhebt und außerdem noch von den Maikäfern und Seeschnecken eine Einnahme von 2435768 Lämmerthalern mit schwerer Wolle hat, so ist Das die reine Satire über die Gelderpressungen, denen die damaligen französischen Lehnsbesitzer sich nach Herzenslust hingaben.

Shakespeare wagte sich nicht so weit hinaus. Er ist nur Dichter und in seiner Eigenschaft als Dichter nur defensiv; die einzige Macht, von der man sagen kann, daß er sie angegriffen hat, ist der Puritanismus (Was Ihr wollt, Maß für Maß u. s. w.), — und auch Das nur zur Selbstvertheidigung. Aeußerst zahm sind außerdem diese Angriffe im Vergleich mit den Angriffen der dichtenden Kavaliere vor dem Siege des Puritanismus und nach der Wiedereröffnung der Theater. Aber Shakespeare war, was Rabelais nicht war, Künstler, und als Künstler ein wahrer Prometheus in seiner Fähigkeit, Menschen zu formen.

Als Künstler hat er denn auch das überströmend Reiche und Ueppige, das wir bei Rabelais finden, ja, er übertrifft ihn in gewisser Beziehung. Schon Max Müller hat den Reichthum seines Wortvorrathes beobachtet. Er scheint hierin alle anderen Schriftsteller zu übertreffen. Das Libretto einer italienischen Oper enthält selten mehr als sechs- bis siebenhundert Wörter. Ein wohlerzogener moderner Engländer braucht, sagt man, in seiner Umgangssprache selten mehr als drei- bis viertausend Wörter. Man hat ausgerechnet, daß scharfe Denker und große Redner in England es bis zu einer Herrschaft über zehntausend Wörter bringen. Das alte Testament ist ganz und gar mit 5642 Wörtern geschrieben. Shakespeare hat in seinen Gedichten und Schauspielen über fünfzehntausend Wörter angewandt. Und in wenigen dieser Schauspiele wird man eine so sprudelnde Fülle finden wie in „Heinrich dem Vierten“.

Falstaffs ursprünglicher Name im Schauspiel war Sir John Oldcastle. In der zweiten Szene des ersten Aufzuges (erster Theil) stoßen wir auf ein daherrührendes Ueberbleibsel: der Prinz nennt den fetten Ritter „my old lad of the castle“; das Wortspiel mit jenem Namen liegt hier auf der Oberfläche. In der zweiten Szene des zweiten Aufzuges ist der Vers: „Away, good Ned, Falstaff sweats to death“ nur deshalb so unvollkommen geworden, weil der zweisilbige Name in aller Eile an Stelle des längeren eingeschoben wurde. In der ältesten Quartausgabe des zweiten Theiles ist die Abkürzung Old. vor einer Replik stehen geblieben und in der zweiten Szene des dritten Aufzuges heißt es über Falstaff, er sei bei Thomas Mowbray, dem Herzog von Norfolk, Page gewesen, was bei dem historischen Oldcastle thatsächlich zutrifft. Dieser Mann war aber durchaus nicht der Zechkumpan, den Shakespeare geschildert hat; als Anhänger von Wiclefs reformatorischer Lehre wurde er auf Veranlassung Hein-

richs des Fünften dem Kirchengerichte übergeben und am Weihnachtmorgen des Jahres 1417 außerhalb Londons über einem langsamen Feuer geröstet. Als die Familie gegen die Herabwürdigung protestirte, die der Name des Stammvaters im Schauspiel erfuhr, wurde der dicke Ritter umgetauft. Daher heißt es im Epiloge zum zweiten Theil, der Verfasser gedenke die Geschichte fortzusetzen, und zwar mit Sir John darin, der sich zu Tode schwitzen solle. „Was Oldcastle angeht, Der starb als Märtyrer und hat hiermit nichts zu schaffen.“

Unter dem Namen Falstaff wurde er nach Verlauf von fünfzig Jahren Shakespeares populärste Gestalt; sein Name wird zwischen 1642 und 1694 häufiger genannt als der Name irgend einer anderen Gestalt oder irgend eines anderen Werkes des Dichters; sehr bezeichnend aber ist es, daß er von den Zeitgenossen trotz seiner Beliebtheit bei Weitem nicht so viel besprochen wird wie Hamlet, dessen Namen wir bis 1642 fünfundvierzig Mal antreffen, Falstaffs Namen dagegen nur zwanzig Mal; ja Venus und Adonis, Romeo und Julia werden weit häufiger angeführt als er, und Lucretia eben so oft. Das niedrig Komische in der Gestalt machte diese nach der damaligen Auffassung weniger distinguirt und man stand Falstaff zu nahe, um ihn völlig würdigen zu können.

Er war gleichsam der Weingott des frohen Englands beim Wechsel des Jahrhunderts. Niemals, weder vorher noch nachher, hat man in England so viele Getränke gekannt. Man hatte Ale und alle anderen Sorten starken und schwachen Bieres, Aepfelwein und Honigtrank und Erdbeertrank und drei Sorten Meth (meath, metheglin, hydromel), und jeder Trank duftete von Blumen und war mit Pflanzengeschmack gewürzt. Allein in weißen Meth mischte man: Rosmarin, Thymian, wilde Rosen, Minze, Lorbeer, Kresse, Odermennig, Althea, Studentenblume, Haarmoos, Betonie, Augentrost, Glockenblume, Eschenblätter, Stechpalmenwurzel, Engelwurzel, Wermuth, Tamariske, Steinbrech und außerdem häufig Erdbeeren und Veilchenblätter. In Sherry und Sack that man Gewürz-Syrup.

Man hatte sechsundfünfzig verschiedene Weinsorten und sechsunddreißig spanische und italienische, außer den vielen einheimischen. Aber unter den fremden Weinen war keiner, der sich eines so großen Rufes erfreute wie Falstaffs Lieblingswein Sack. Es war ein erst trockener, dann süßer Wein, der seinen Namen einer Verdrehung von sec verdankte; er kam von Xeres in Spanien, glich aber, süß wie er war, nicht dem Weine, der jetzt diesen Namen trägt. Er war der vorzüglichste seiner Art und hatte ein weit besseres Bouquet als die Sack-Weine von Malaga und den Kanarischen Inseln, obgleich diese stärker und süßer waren. Aber so süß er auch war, so mischte man nach damaligem Gebrauch doch Zucker hinein. Englische Sinne sind ja nie fein gewesen. Und Falstaff thut immer Zucker in seinen Wein. Daher seine Worte in der Szene (II, 4), wo er den Prinzen spielt und der Prinz den König; „Wenn Sekt und Zucker ein Fehler ist, so helfe Gott den Lasterhaften!“ Er thut nicht nur Zucker, sondern auch geröstetes Brot in den Wein: „Geh, hol' mir ein Quart Sekt; thu ein Stück geröstet Brot hinein“ (Die lustigen Weiber III, 5). Dagegen kann er Eier in Wein nicht leiden, was Andere gern hatten: „Nein, einfachen Sekt, ich will kein Hühnergesäme in meinem Gebräu.“ Und eben so wenig will er Kalk in seinen Wein haben, eine Zuthat, durch die man sich

damals der Haltbarkeit und Stärke des Weines versicherte: „Du Schurke, in dem Glase Sekt ist auch Kalk. . . . Aber eine Memme ist doch noch ärger als ein Glas Sekt mit Kalk drin" (I. Heinrich IV, II, 4). Falstaff ist Weinkenner und Weinliebhaber trotz Silen. Aber wie unendlich viel mehr ist er sonst noch!

Er ist einer der hellsten und witzigsten Köpfe, die England jemals hervorgebracht hat. Er ist eine Persönlichkeit in so großem Stil, wie sie das Hirn eines Dichters jemals empfangen hat; es liegt etwas Schlingelhaftes und viel Geniales, aber nicht das geringste Mittelmäßige in seiner Natur. Er ist immer der Ueberlegene, stets gefaßt, stets geistreich, nie unsicher, stets, selbst bei der größten Beschämung, durch seine erfinderische Frechheit der Situation gewachsen. Er ist unter seinen Stand hinabgesunken; er lebt in der schlechtesten (allerdings auch in der besten) Gesellschaft, er hat weder Seele noch Ehre noch Moral; aber er sündigt, plündert, lügt und prahlt mit einer solchen Ausgelassenheit, in dem Grad erhaben über jeden ernsthaften Versuch, zu täuschen, daß er immer liebenswürdig erscheint, was er auch unternimmt. Deshalb sind Alle von ihm eingenommen, obgleich er Allen als Zielscheibe ihres Witzes dient. Er überrascht stets durch den Reichthum seines Wesens. Er ist alt und jugendlich, verdorben und unschädlich, feig und keck, ist, nach dem Wort Morganns, „ein Schlingel ohne Bosheit, ein Lügner ohne Betrug, ein Ritter, ein Gentleman und ein Krieger ohne Würde, Schicklichkeit und Ehre." Der junge Prinz zeigt einen guten Geschmack, wenn er trotz Allem stets wieder seine Gesellschaft aufsucht.

Wie witzig ist er nicht in der genialen Szene, wo Shakespeare es wagt, ihn die Zusammenkunft des Prinzen mit dem erzürnten Vater parodiren zu lassen, ehe wir sie erleben, und wie schelmisch ist nicht Shakespeare selbst, wenn er ihn Lyly und Greene und das alte Stück vom König Kambyses parodiren läßt! Wie köstlich ist er, wenn er mit unerschrockener Selbstironie (II, 2) den erbärmlichen Kaufleuten, die er ausplündert zuruft: „Ei, das unnütze Pack von Hurensöhnen, die Speck fressenden Schurken! Sie hassen uns junges Volk. Nieder mit ihnen; rupft sie! . . . An den Galgen, Ihr dickbäuchigen Schufte! Seid Ihr ruinirt? Nein, Ihr fetten Schnauzen! Hättet Ihr nur das Eurige bei Euch! Was, Ihr Hundsvötter! Junge Leute müssen auch leben."

Und welch ein Humor lebt in seiner Replik, so oft er unter wehmüthigem Mitleid mit seiner Jugend sich als verführt schildert: „Ich will für keinen Königssohn in der Christenheit zur Hölle fahren" (I, 2). „Ich habe seine Gesellschaft diese 22 Jahre her stündlich verschworen, und doch bin ich mit des Schuftes seiner Gesellschaft behext" (II, 2). „Schlechte Gesellschaft hat mich verdorben."

Aber ist er auch nicht verführt, so ist er doch eben so wenig „der abscheuliche Verführer der Jugend", den Prinz Heinrich in seiner Rolle als König ihn nennt. Denn, um zu verführen, muß man eine Absicht haben, und diese Absicht ist bei Falstaff nicht zu finden. Doch ist es augenscheinlich, daß Shakespeare, der im ersten Theil des Königsdramas Falstaff nur als komische Figur behandelt und das Niedrige und Schmutzige, das seiner Natur anklebt, in den Aether des Gelächters verflüchtigt, je länger er mit dieser Gestalt herumtummelt und je mehr es ihm darauf ankommt, die moralische Kraft des Prinzen im Gegensatz zu der Unwürdigkeit seiner früheren, schlechten Umgebung hervorzuheben, Falstaff immer mehr sinken läßt. Im zweiten Theil wird sein Witz

plumper, sein Betragen unverantwortlicher, sein Cynismus weniger genial, sein Verhältniß zur Wirthin, die er foppt und plündert, recht unwürdig. Er, der im ersten Theil der Schauspiels sich über sich selbst, sein Wohlbefinden, seine Lustigkeit, seine Straßenräubereien und Lügen fast ohne Nebenabsichten freute, wird allmählich immer mehr darauf bedacht, aus dem Prinzen Vortheil zu ziehen, wie er denn auch in immer schlechterer Gesellschaft auftritt. Es soll nämlich nach dem ganzen Plan der Augenblick kommen, wo der Prinz, der den Thron geerbt hat und sich seiner Verantwortung bewußt ist, ein ernsthaftes Gesicht aufsetzt und den Donner der Züchtigung heranrollen läßt.

Aber im ersten Theil ist Falstaff noch ein Halbgott an Geistesüberlegenheit und reiner Komik. Mit dieser Gestalt gewann die volksthümliche Schauspieldichtung, die Shakespeare vertrat, ihren ersten entscheidenden Sieg über die gelehrte, der Spur Senecas folgende Richtung. Man hört förmlich den Jubel des Parterre und der Galerie seine Repliken umbrausen wie hochgehende Seeen ein Boot. Hier war Vieles schmackhaft für den gemeinen Mann; aber weit mehr war hier zu genießen für den feiner gebildeten Zuschauer, in dieser Parir- und Schlagfertigkeit, die immer einen Ausweg findet, nie verstummt oder den Muth verliert. Ja, hier war Etwas für jeden Zuschauer, in diesem Fleischberge, der von Witz strotzt, in diesem Heros ohne Gewissen und Scham, in diesem Räuber, Feigling und Lügner, dessen Erfindungsgabe geradezu dichterisch, münchhausenisch ist, in diesem Cyniker mit einer eisernen Stirn und einer Zunge, so geschmeidig wie eine Toledoklinge. Den Menschen der Renaissancezeit hat sein Witz einen ähnlichen Genuß bereitet wie denen des Mittelalters die Volksdichtung über die Verschlagenheit des Reinecke Fuchs.

Falstaff gipfelt im ersten Theil des Dramas eben so witzig wie komisch in dem entscheidenden Monolog über die Ehre, den er auf dem Schlachtfeld von Shrewsbury hält, diesem Monolog, der beinahe kategorisch sein ganzes Wesen im Gegensatz zu dem der anderen Hauptpersonen in sich begreift. Denn alle Personen stehen hier in einem Verhältniß zur Ehren-Idee: der König, der sie in der Würde findet, Percy, der sie im Glanz des Ruhmes erblickt, der Prinz, der sie im Gegensatze zum Schein liebt, und Falstaff, der in seiner leidenschaftlichen Begierde nach den materiellen Gütern des Lebens sich ganz über sie hinwegsetzt und ihre Nichtigkeit betont: „Ehre beseelt mich, vorzudringen. Wenn aber Ehre mich beim Vordringen entseelt? Wie dann? Kann Ehre ein Bein ansetzen? Nein. Oder einen Arm? Nein. Oder den Schmerz einer Wunde stillen? Nein. Ehre versteht sich also nicht auf die Chirurgie? Nein. Was ist Ehre? Ein Wort. Was steckt in dem Worte Ehre? Was ist diese Ehre? Luft. Eine feine Rechnung! Wer hat sie? Er, der Mittwochs starb. Fühlt er sie? Nein. Hört er sie? Nein. Ist sie also nicht fühlbar? Für die Toten nicht. Aber lebt sie nicht etwa mit den Lebenden? Nein. Warum nicht? Die Verleumdung giebt es nicht zu. Ich mag sie also nicht. Ehre ist nichts als ein gemalter Schild beim Leichenzuge: und so endigt mein Katechismus."

Falstaff will kein Sklave der Ehre sein; lieber sie ganz entbehren; er zeigt, wie man ohne sie lebt, und man vermißt sie nicht bei ihm, da er in seiner Art vollkommen ist.

Kopenhagen. Georg Brandes.

In Sachen Spielhagen contra Goethe und Jordan.*)

Kann ein abgedroschner Trugspruch
auch Begabte noch verführen?
Mit den Göttern — sagt er täuschend —
mit den Nornen und Walküren
Starb die Kunst des Heldensanges,
und des Liedes höchste Gattung
Bleibt auf ewig unentreißbar
tausendjähriger Bestattung.

Heutiger Poeten Amt sei,
schildern, was sie selbst erfuhren,
Pflastertreter portraitiren,
problematische Naturen.
Homeriden der Epoche
glaubensloser Wissenshelle
Seien die Erzählungschreiber,
unser Epos die Novelle.

Denn dieweil von Welt und Leben
immer nur das Nagelneue
Lohne, wenn mans breit berichte
und mit Photographentreue,
Auch in Reimen Niemand rede,
müsse man in Prosa dichten,
Für im Sofa kauzende Leser
auf den Vers durchaus verzichten.

So berauschte sich am Beifall,
den ihm etliche Romane
Eingetragen, ihr Verfasser
gläubig zu dem Größenwahne,
Er gehöre mit zum Orden
der modernen Ependichter,
Sei daher befugt zum Urtheil
als gestrenger Goetherichter.

Kinderleicht zu scheiden weiß er
vom Gelungnen das Verkehrte,
Wenn er Alles mißt am Schema,
das sich ihm dazu bewährte,
Durch Gewirr von Abenteuern,
sei es tragisch an die Bahre
Zwei Verliebte zu geleiten,
sei es glücklich zum Altare.

Ueberschielt wirds, daß der Meister
seiner Dichtkunst hehrste Blüthe
Aufgezogen aus der Knospe
deutsch belebter Griechenmythe,
Doch mit keinem Liede tiefer,
mächt'ger alle Welt bewegte,
Als mit Faust, den ihm titanisch
vor die deutsche Sage prägte.

Daß aus alter Mären Goldflachs
stets ihr Bestes Beste spannen,
Ihre Macbeth, Lear und Hamlet,
Faust und Tell nicht selbst ersannen —:
Die zum Lebigschaun der Schatten
ferner Zeit unheilbar Blinden
Kümmerts nicht! Sie faseln weiter:
Dichter sollen selbst erfinden.

Selten folgte diesem Rathe,
nie mit Glück, ein Dichtungs-Grande;
Aber Jeder ließ die Sprache
im geweihten Festgewande
Tanzend feiern seines Volkes
Sittenaufschwung, Glaubenswende
Mit unsterblicher Verjüngung
altgeheiligter Legende.

*) Friedrich Spielhagen hat in Weimar neulich gegen Jordan einen harten Hieb geführt. Da hier weder für die Mitarbeiter noch für den Herausgeber Tabu-Privilegien gelten, wurde Jordans Abwehr gern aufgenommen.

Einzig ihres Könnens Enge
will die Schreiberzunft verdecken,
Wenn sie schreit, die Kunst der Epik
sei vom Tode nicht zu wecken.
Gleich erfreulich, gleich erbaulich
ist auch unserm Volk noch heute,
Was die Stämme der Hellenen
einst erbaute und erfreute.

Mit um viele Stufen feiner
für Musik gestimmten Ohren
Werden unsre Zeitgenossen
in den Städten schon geboren.
Wähnt Ihr deren Trommelfelle
für die Sprachmusik verhärtet?
Nicht doch! Setzen freilich lernt sie
nur, wer selbst mit ihr konzertet.

Wem dazu Gehör, Gedächtniß,
zäher Fleiß und Muth gebrechen,
Muß das eigene Gewissen
zu dem Schmeicheltrug bestechen,
Daß er dennoch, mit der Feder
Prosa schreibend, auch Poet sei;
Kecklich also dekretirt er
daß die Verskunst obsolet sei.

Wie der Fuchs der Fabel sauer
schalt die unerreichte Traube,
Aehnlich spart so manchem Autor
sein erwünschter Aberglaube,
Daß der Kulm des Musenberges
Kahl geweidet, blumenleer sei,
Das Geständniß, daß zum Aufstieg
er zu träg und erdenschwer sei.

Neunmal Nein! Des Hohen Liedes
Weltzeit ist noch nicht verflossen!
Fahrt nur in der deutschen Sage
Goldschacht, junge Sanggenossen!
Wißt nur gleich Homer, Firdusi
spannend schaulich zu erzählen,
Wortgemälden Rhythmenstrenge,
reichen Wohllaut zu vermählen;

Laßt nur alter Mären Wunder
Gleichnißschein vom Ewigwahren,
Wollenstriebe, Zucht zur Zeugung
großer Menschen offenbaren:
Hörerschaaren zu erbauen,
Gold und Ehre heimzubringen
Aus den dicht gefüllten Sälen,
würde bald auch Euch gelingen.

Ich, der diese Kunst zu lernen,
üben wagte, überzeugte
Unsre Besten, daß die Sonne
des Homer auch uns noch leuchte.
Andacht vieler Hunderttausend
jeden Alters, jeden Ranges
Trug mich um die halbe Erde
auf den Flügeln des Gesanges.

Ja, ich nahm für mein Gebilde
Sagengold zum Gußmetalle,
Aber nach ureignem Plane
baut ich neu die Ahnenhalle.
Mit der Ignorantenphrase
„Epigonisch nachgedichtet“
Hat der kleine Prosagerngroß
statt mein Werk sich selbst gerichtet.

Frankfurt a. M.

Wilhelm Jordan.



Die Totenhand.*)

Vor etwa acht Monaten hatte einer meiner Freunde, Louis N., eines Abends ein paar ehemalige Schulkameraden zu sich geladen. Wir tranken Punsch, rauchten, plauderten dabei von Literatur und Kunst und erzählten zwischendurch mancherlei Schnurren, wie es bei jungen Leuten so Brauch ist. Plötzlich wird die Thür angelweit geöffnet und ein mir lieber Jugendfreund stürmt wie ein Donnerwetter mit den Worten ins Zimmer:

„Rathet, woher ich komme!"

„Wohl vom Ball Mabille?" entgegnet der Eine.

„Nein, dafür siehst Du zu munter aus," meint ein Anderer. „Entweder hast Du einen Pump angelegt oder einen Erbonkel begraben oder aber Deine Uhr versetzt."

„Fehlgeschossen! Ich komme aus P. . ., frischweg aus der Normandie, wo ich acht Tage zugebracht habe und von wo ich etwas höchst Sensationelles und Kriminelles mitbringe, das ich Euch vorzuweisen mir hiermit gestatte."

Bei diesen Worten zog er eine Totenhand aus der Tasche; sie war schrecklich anzusehen, schwärzlich, dürr, länglich und ziemlich verschrumpft. Die außerordentlich starken Muskeln waren auf der Innen- und Außenfläche wie von pergamentener Haut überzogen. Die Finger zeigten noch gelbliche und schmale Nägel. Alles deutete auf eine richtige Verbrecherhand.

„Ihr müßt nämlich wissen," hub mein Freund an, „daß man neulich den Nachlaß eines bei uns weit und breit bekannten alten Hexenmeisters versteigert hat. Jeden Samstag ritt er auf einem Besenstiel zum Hexentanz, verstand sich auf natürliche Zauberei und auf die schwarze Kunst, behexte die Kühe, so daß sie blaue Milch gaben, setzte ihnen Schwänze an, — kurz ein Tausendsassa. Eine besondere Vorliebe nun hatte der schuftige Kerl für diese Hand, die nach seiner Behauptung von einem berüchtigten Verbrecher herrührte, der im Jahre 1736 hingerichtet wurde, weil er — was ich als keine Todessünde ansehe — sein Ehegespons mit dem Kopf zuerst in einen Brunnen geworfen und hinterdrein den Pfarrer, der ihn getraut, am unteren Glockenthurm der Kirche aufgehängt hatte. Nach dieser zwiefachen Heldenthat war er auf und davon gelaufen und hatte in seinem eben so kurzen wie inhaltreichen Lebenslauf zwölf Reisende auf offener Straße ausgeplündert und etwa zwanzig Mönchen den rothen Hahn aufs Dach gesetzt.

„Aber was willst Du mit diesem Gräuel anfangen?" riefen wir aus.

„Na, ich denke, es soll als Knopf meinen Klingelzug zieren und so meinen Gläubigern höllischen Schrecken einjagen."

„Mein Junge", sagte Henry Smith, ein langaufgeschossener, recht phlegmatischer Engländer, „mir scheint, diese Hand ist aus einem Stück ausländischen Fleisches präparirt; das Beste ist, Du kochst Bouillon daraus."

„Nur keinen Spott getrieben", meinte nachdenklich und ernst ein schon stark bezechter stud. med., „beileibe keinen Spott! Und Du, Pierre, gönne, wenn Du auf meinen Rath hörst, diesem menschlichen Ueberrest ein ehrliches, christliches

*) Maupassants erster literarischer Versuch, der von Freunden des allzu früh verstorbenen Dichters neulich in einem Almanach entdeckt wurde.

Begräbniß, damit nicht der rechtmäßige Besitzer es einstmals von Dir fordere. Und dann hat diese Hand vielleicht schlechte Gewohnheiten angenommen, denn Du kennst doch das Wort: Wer gemordet hat, mordet weiter."

„Und wer gezecht hat, zecht weiter", rief unser liebenswürdiger Wirth. Und damit goß er dem Mediziner ein großes Glas Punsch ein. Der tranks mit einem Zuge aus und fiel sinnlos betrunken unter den Tisch. Ringsum allgemeines Gelächter. Da erhob Pierre sein Glas, verneigte sich leicht gegen die Hand hin und sprach: „Prosit! Ich trinke 'nen Fetzen auf das baldige Erscheinen Deines Herrn." Dann kam die Rede auf etwas Anderes und Jeder suchte bald seine Wohnung auf.

Am anderen Tage erkundigte ich mich, da ich zufällig vor seinem Hause vorüberging, nach dem Befinden meines Freundes, der gerade in ein Buch vertieft war und wie ein Schornstein dampfte.

„Danke für gütige Nachfrage, leidlich gut", war seine Antwort.

„Und wie stehts mit der Hand?"

„O, die hast Du ja wohl an meinem Klingelzug gesehen, wo ich sie noch gestern spät abends angebracht habe. Aber denk' Dir mal: irgend ein armsäliger Tropf hat, wahrscheinlich um sich einen Jux zu machen, um Mitternacht lärmend an der Thür geschellt. Auf meine Frage: Wer da? erfolgte keine Antwort. So legte ich mich denn wieder zu Bett und schlief bald ein."

In diesem Augenblick ging wieder die Klingel. Es war der Hauswirth, ein ungeschlachter, unverschämter Mensch. Ohne Gruß trat er ins Zimmer. „Mein Herr", so wandte er sich an meinen Freund, „ich ersuche Sie, unverzüglich das Schindluder vom Klingelzuge zu entfernen, sonst sehe ich mich genöthigt, Ihnen die Wohnung zu kündigen."

„Mein Herr", erwiderte Pierre würdevoll, „Sie beschimpfen eine Hand, die es nicht verdient. Denn, hören Sie, ihr Eigenthümer war, was nicht Jeder ist: ein höchst manierlicher Mensch."

Der Hauswirth machte Kehrt und verließ breitspurig das Zimmer. Pierre folgte ihm, nestelte die Hand los und band sie an die Klingel, die in seinem Alkoven hing.

„Diese Hand ist wahrhaftig nicht zu verachten. Sie soll mich an das Wort des Trappisten mahnen: ‚Bruder, Dein Stündlein hat geschlagen‘ und mir allabendlich den Sinn ernst stimmen."

Nach einer Stunde verließ ich ihn und wanderte heim.

In der Nacht darauf schlief ich unruhig. Aufgeregt und nervös erwachte ich mehrmals. Einmal wars mir gar, als ob Jemand sich bei mir eingeschlichen habe, und ich stand auf, um in den Schränken und unter dem Bette nachzusehen. Als ich endlich gegen sechs Uhr früh fest einzuschlafen begann, hörte ich ein gewaltiges Klopfen. Im Nu sprang ich aus dem Bette. Vor mir stand, nothdürftig angekleidet, der Bediente meines Freundes, bleich und zitternd wie Espenlaub. „Denken Sie doch", rief er schluchzend aus, „man hat meinen armen Herrn ermordet."

Schnell war ich angekleidet und eilte zu Pierre. Das Haus wimmelte von Menschen. Alles sprach, stritt, eiferte: ein Summen wie im Bienenkorbe. Mit knapper Noth erreichte ich das Zimmer. An der Thür stand ein

Posten und erst nach Nennung meines Namens wurde ich eingelassen. Mitten im Zimmer standen vier Polizisten, Jeder mit einem Notizbuch in der Hand. Sie guckten in alle Ecken, besprachen sich leise und schrieben dann wieder. Am Bette, auf dem Pierre besinnungslos ausgestreckt lag, hielten zwei Aerzte ein Kolloquium. Pierre war nicht tot, aber er sah gräßlich aus. Seine weit aufgerissenen Augen mit den grausig erweiterten Pupillen schienen mit unsäglicher Angst auf etwas Fürchterliches, aber Unsichtbares hinzustarren. Seine Hände waren zusammengekrampft; den Körper deckte vom Kinn abwärts ein Tuch, das ich leise lüftete. Am Halse sah ich deutlich die Spuren von Nägeln, die tief ins Fleisch gedrungen waren: das Hemd war mit einigen Blutstropfen befleckt. In diesem Augenblick fuhr mir ein Gedanke durch den Sinn: ich mußte unwillkürlich nach der Klingel im Verschlage hinschauen, — die Totenhand war nicht mehr sichtbar. Gewiß hatten die Aerzte, um die das Zimmer etwa betretenden Personen nicht zu erschrecken, sie entfernt, denn diese Hand sah wirklich schauderhaft aus. Nach ihrem Schicksal erkundigte ich mich weiter nicht.

Ich schneide nunmehr aus einer Tags darauf erschienenen Zeitung folgenden, auf polizeilichen Feststellungen beruhenden Bericht aus. Hier der Wortlaut:

„Ein scheußliches Verbrechen ist gestern an dem Studiosus der Rechte Herrn Pierre B . . . verübt worden. Der junge Mann entstammt einer der ersten Familien der Normandie. Er war abends zehn Uhr nach Haus gekommen und verabschiedete, da er müde war und schlafen wollte, seinen Diener, einen gewissen Bouvin. Schlag zwölf wurde dieser durch ein wahnsinniges Läuten seines Herrn jäh aus dem Schlafe aufgeschreckt. Voller Furcht machte er Licht an und horchte. Eine Minute etwa schwieg die Klingel, dann aber gings so fürchterlich los, daß der Aermste in Todesangst Hals über Kopf aus dem Zimmer stürzte, um den Portier zu wecken. Der meldete die Sache sofort der Polizei und nach einer kleinen Viertelstunde sprengten zwei Schutzmänner die Thür auf. Ein schauderhafter Anblick bot sich ihnen dar: die Möbel kunterbunt durcheinander geworfen, Alles deutete auf einen schrecklichen Kampf, der zwischen Opfer und Verbrecher stattgefunden hatte. Mitten im Gemach, auf dem Rücken, mit steifen Gliedern, bleichem Antlitz und weitaufgequollenen Augen lag der junge Pierre B . . . bewegunglos. Am Halse hatten fünf Finger sichtbare Spuren hinterlassen. Der schleunigst hinzugezogene Doktor Bourdeau ist der Ansicht, der Angreifer sei mit übermenschlicher Kraft ausgerüstet gewesen, da die Finger, die im Halse fünf wie von Kugeln herrührende Löcher zurückgelassen haben, sich mitten im Fleisch geradezu zusammengewühlt hätten. Vom Verbrecher hat man keine Spur. Völlig räthselhaft ist auch der Beweggrund zur That. Die Untersuchung ist eingeleitet."

Am nächsten Tage brachte das selbe Blatt folgenden Zusatz: „Herr Pierre B., das Opfer des gestern von uns gemeldeten scheußlichen Attentates, hat in Folge der zwei Stunden währenden angestrengten Bemühungen des Herrn Dr. Bourdeau die Besinnung wiedergewonnen. Sein Leben ist außer Gefahr, aber man fürchtet für seinen Verstand. Vom Missethäter noch immer keine Spur."

Mein armer Freund war wirklich dem Wahnsinn verfallen. Sieben Monate lang besuchte ich ihn Tag für Tag in dem Krankenstift, wo wir ihn untergebracht hatten, aber in ihm war nicht ein Schimmer von Verstand. In

seinem Wahnsinn stieß er mitunter seltsame Worte aus. Wie alle Verrückten, hatte er eine fixe Idee; er glaubte sich stets von einem Gespenst verfolgt. Eines Tages holte man mich in aller Hast, da es augenscheinlich mit ihm zu Ende ging. Er rang in der That mit dem Tode. Eine geraume Zeit lag er ruhig da, dann sprang er mit einem Male, allen unseren Anstrengungen zum Trotz, aus dem Bette, fuchtelte mit den Armen in der Luft und rief, von wahnsinnigem Schrecken gepackt:

„Faß sie, faß sie! Man erwürgt mich. Zu Hilfe! zu Hilfe!"

Zweimal durchraste er heulend das Zimmer, dann schlug er tot nieder.

Da er eine Waise war, erhielt ich den Auftrag, seine Leiche nach dem normännischen Dörfchen P. überzuführen, wo seine Eltern ihre letzte Ruhe gefunden hatten. Aus eben dem Dorfe war er geraden Weges zu unserer Punschbowle bei Freund Louis R. gekommen, um mit der verwünschten Totenhand aufzuwarten. Sein Leichnam lag in einem Metallsarg und vier Tage später wanderte ich traurig mit dem alten Pfarrer, seinem würdigen Jugendlehrer, auf dem kleinen Friedhofe umher, wo man eben sein Grab schaufelte. Das Wetter war prächtig, wolkenlos der Himmel, balsamische Luft umfing uns. In den Sträuchen der Böschung, wo wir so oft als Kinder Brombeeren geschmaust hatten, zwitscherten die Vögel. Ich konnte mich der Erinnerung an die Jugendzeit nicht erwehren, wie er die Hecke entlang durch das kleine, mir so wohlbekannte Loch hinschlich, weiter unten sich duckte, dicht an dem Plätzchen, wo man die Spittelleute einscharrt, und wie wir dann, Mund und Backen voll vom Saft der genossenen Beeren, wohlgemuth heimtrabten. Und ich sah auf die Sträucher: wieder hingen sie voll von Beeren und wie unwillkürlich langte ich nach einer und führte sie an den Mund. Der Pfarrer hatte sein Brevier aufgeschlagen und murmelte still Gebete vor sich hin. Von weiter unten drang das Geräusch der Spitzhacken der Grabschaufler an mein Ohr. Plötzlich wurden wir von den Totengräbern angerufen. Der Pfarrer klappte sein Gebetbuch zu, wir eilten hin und fragten nach ihrem Begehr. Sie waren auf einen Sarg gestoßen. Mit einem mächtigen Hieb sprengten sie den Deckel und wir erblickten ein ungewöhnlich langes Skelett, das mit seinen Augenhöhlen uns noch anzuglotzen und herauszufordern schien. Mir wurde etwas unbehaglich, ich weiß nicht warum, und beinahe fürchtete ich mich.

„Ei, sieh doch," rief einer der Werkleute aus, „der Kerl hat wahrhaftig einen Armstumpf, da liegt seine Hand."

Und er hob dicht bei der Leiche eine große abgezehrte Hand auf und hielt sie uns entgegen.

„Weißt Du," entgegnete lachend sein Genosse, „er guckt Dich wirklich an, als ob er Dir auf den Leib rücken wollte, damit Du ihm seine Hand wiedergiebst."

„Ich rathe Euch," mahnte der Pfarrer, „lasset die Toten ruhen und schließet wieder den Sarg; wir wollen unseren armen Pierre anderswo begraben."

Am anderen Tage war Alles in Ordnung und ich kehrte nach Paris zurück. Zuvor händigte ich dem alten Ortsgeistlichen fünfzig Franken ein, auf daß er für Den, dessen Ruhestatt wir aufgewühlt hatten, eine Seelenmesse lese.

Guy de Maupassant.



Der Coupon-Termin.

Vor langen Jahren erregte ein alter Kassirer bei einer großen Bank stets herzhafte Heiterkeit, wenn er, in rastlosem Coupon-Zählen erschöpft inne haltend, die höchst sozialpolitische Betrachtung ausstöhnte: Das kann kein gutes Ende nehmen; wer soll nur alle die Zinsen bezahlen? Vielleicht hatte der Alte dabei an alle nur möglichen Revolutionen gedacht, nur nicht an die einzig praktische: die Zinsherabsetzung. Seitdem diese, sogar bis zu 3 Prozent hinunter, möglich geworden ist, hat der früher weit und breit berühmte Coupon-Termin für die Kassirer seine Schrecknisse, für die Börse seinen Geldsegen verloren.

Es gehört ja wirklich keine große Rechenkunst zu der Einsicht, daß 6 und 5 Prozent auf viele Milliarden von Papieren ganz andere Summen ergeben als 3½ und 3 Prozent. Von vorn herein werden also ungleich geringere Neuanlagen nöthig. Außerdem hat sich aber noch eine sehr wichtige Veränderung vollzogen: die schweren Fonds sind allmählich in feste Hände gelangt, in den Besitz von Stiftungen, Versicherungen, großen Rentnern u. s. w. Solche aller Beweglichkeit abgeneigten Inhaber tauschen weder ihren Besitz, noch legen sie ihre Zinsen wiederum zinstragend an, um davon zu leben.

Das Publikum hat mehr die Dividendenpapiere, die zumeist im April und Oktober fällig sind, also den ehemals so starken Strom von Baarmitteln im Januar und Juli kaum verstärken helfen. Merkt man aber dennoch eine ungewöhnliche Fluth von Aufträgen, so hängt Das nicht mit dem einen, sondern auch mit einigen vorangegangenen Coupon-Terminen zusammen. Denn heute, wo die Konversionen insofern die Stelle der Politik einnehmen, als sie die Kapitalisten rechtschaffen verstimmen, kommen lange Zeiten vor, in denen das Publikum gar nichts thut, sondern immer wieder abwartet. Die Besitzenden wohnen nicht neben einander, wissen nichts von einander und sind doch der gleichen Lähmung unterworfen. Es ist eine Stimmung, die in der Luft liegt, die Keiner fassen und Keiner (so viel man auch über Baissiers phantasirt) künstlich hervorrufen kann.

Endlich tritt jedoch eine gewisse Ungeduld ein. Die Zurückhaltung hat zu lange gedauert, Jeder fürchtet jetzt, zu spät zu kommen, und so werden plötzlich die Gelder auch von drei Zinsterminen angelegt. Bei einem solchen Umschwung vermögen allerdings die „Großen" einige Nachhilfestunden zu geben; aber es sind doch immer nur Blasebälge, die eben ein schon vorhandenes, wenn auch nur glimmendes Feuer anfachen könnten. Ist die Ungeduld eingetreten, so

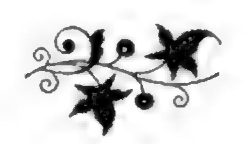
steigt das Verlangen, mit seinem Gelde unter ein Anlagedach zu kommen, täglich, und die selben Soliden, die vor einem halben Jahre 6 prozentige Gold-Mexikaner zu 60 Prozent nicht kaufen mochten, drängen sich nun, bei einem Kurse von 90 Prozent, in Schaaren hinzu. Die Leute, die keine Erfahrung für solche Erscheinungen besitzen, prüfen einfach die Zeitungnotizen, und sobald sie es etwa gelobt finden, daß der mexikanische Juli-Coupon gedeckt ist, was ja bei den vorher gemachten Anleihen keineswegs schwer war, so schieben sie die ganze Hausse auf derartige Nebenunrichtigkeiten.

Aber auch solche Aufwärtsbewegungen brauchen sich heutzutage gerade nicht um die Halbjahreswende zu vollziehen. Die unabsehbaren Kundschaftkreise ließen ihre Coupons-Guthaben bei den Banken fast umsonst stehen; die Zinsvergütung ist bekanntlich sehr klein. Jetzt, nach langer Pause, nehmen sie auch die Banken einmal in Anspruch. Sie kaufen à Conto ihrer demnächstigen Zinseingänge bereits im Mai und Juni und lassen es durch ihr Institut beziehen, das solche sicheren Geschäfte mit Vergnügen macht. Augenblicklich erlebt ja die Welt wieder einen solchen Anlauf zur Unternehmunglust. Sie nimmt das Schwinden der Depression in den Vereinigten Staaten schon für einen Aufschwung; sie zählt die vielen mageren Jahre für Central- und Südamerika nach und folgert daraus den Wiederbeginn der fetten Zeiten; und sie läßt sich von den in der That sehr beträchtlichen Gewinnen an Goldaktien erzählen, um nun sofort von eigenem Glück zu träumen. So ist eine neue Gründungperiode möglich geworden, deren Fortdauer durchaus nicht ganz unwahrscheinlich ist. Die Summen, die für diese Zwecke fällig werden, sind es auch, die den Geldstand momentan anspannen; aber man sollte sich doch hüten, den letzten berliner Ultimo als Maßstab anzulegen. Das war eine Liquidation wie ein kleines Kesseltreiben! Die Banken, die gegen eine neue Rivalität so geeint vorgingen, wie sonst nur die konkurrirenden Anilinfabriken, hatten es auf die illegitimen Makler abgesehen. Große outsiders, die ihre Kundschaft nach auswärts als billiger Bedienende stetig ausdehnen können und deshalb als Provisionschmälerer natürlich gottlosen Frevlern gleichkommen. Diese nicht unwichtige Sache hat ihre zwei Seiten. Zunächst ist es nur erfreulich, wenn große Gewinne, statt in wenige Kassen in zahlreichere fließen, also eine bessere Verdienstvertheilung ermöglichen. Dann kommt aber die Frage der Qualität in Betracht. Jene illegitimen Maklerfirmen gelten zwar als höchst vermögend; die auswärtigen Aufträge aber, die erst über die Bücher der Banken und Bankiers gehen, tragen eine ganz andere Sicherheit in sich. Bei aller Spekulation hat sich die berliner Börse noch immer nicht schlecht gehalten und angeblich verdankt sie Das der bei ihr ziemlich streng durchgeführten Trennung von Bankier, vereidetem und unvereidetem Makler. Nur dieser höhere Gesichtspunkt hat wiederum angeblich die Hochfinanz bewogen, diesmal Geld bis auf 5 $^1/_2$, ja 6 Prozent steigen zu lassen und dabei noch einen Theil der angebotenen Engagements überhaupt nicht zu liquidiren. Wenige Augenblicke nach Schluß der Liquidation ein anderes Bild: Geld wieder 4 Prozent!

Diese Vorgänge machten gegen Junischluß nicht geringes Aufsehen, wobei freilich nirgends die wahre Ursache zu lesen war. Sie haben mit der Börse und auch mit den etwa eintretenden Anregungen des Coupon-Termines nichts zu thun. Das Publikum, das weitere gewaltige Konversionen herannahen sieht,

kauft keineswegs, weil es so guten Muthes ist, sondern, weil es schließlich Zinsen sehen muß. Es wird auch vielleicht seine Serben behalten, trotzdem die vereinbarte Zinsreduktion doch eine fakultative zu sein hat. Die neuen 4 Prozent sind auch nur scheinbar gesichert, denn Serbien kann bei seiner elenden Organisation auch diesen Satz nur mit Kunststücken aufbringen. Inzwischen wird aber die Anlagenoth den Werth selbst eines solchen 4 prozentigen Papieres steigern und an der Hand des Kurses kann man dann später zu weiteren Konversionen schreiten.

Für Staatspapiere ersten Ranges ist es bald gar keine Ehre mehr, pari zu stehen, denn ganz neue und von Niemand vorhergesehene Verhältnisse theilen hohe Kurse auch denjenigen Fonds zu, deren Besitzer, statt ruhig zu schlafen, sich auf ihrem Lager eigentlich nur schlaflos wälzen dürften. Pluto.



In der „Zukunft“ vom 22. Juni 1895 hat Herr Dr. Albert Moll einen Artikel über die Lehren des Prozesses Mellage veröffentlicht. Herr Professor Mendel sendet dazu die folgende Berichtigung:

1. Es ist unwahr, daß, wie Dr. Moll behauptet, ich „durch meine Offiziösen“ meine Ansichten über die Kontrole der Irrenanstalten jetzt verbreiten lasse. Ich stehe weder offiziell noch offiziös mit der Tagespresse in Verbindung.

2. Dr. Moll sagt die Unwahrheit, wenn er behauptet: „Herr Mendel hat eine Verschärfung der Ueberwachung nicht deshalb befürwortet, damit die Kranken, sondern nur, damit die Irrenanstaltärzte gegen Angriffe des Publikums geschützt werden.“ In dem Aufsatz, auf den sich Dr. Moll bezieht („Nation“ vom neunten Dezember 1893) heißt es wörtlich: „So sehr ich jeder Verschärfung der Aufnahmebedingungen widerstrebe und im Gegensatz dazu es als Ziel hinstelle, die Aufnahme in eine Irrenanstalt unter den selben Bedingungen wie in jedes andere Krankenhaus zu ermöglichen, um so gerechtfertigter erscheint eine dauernde und fachgemäße Ueberwachung aller Irrenanstalten. Abgesehen von den allgemeinen hygienischen Verhältnissen, welche in einer Irrenanstalt ganz besondere Maßregeln erfordern, verlangt die Thatsache, daß der Direktor einer Irrenanstalt die Macht hat, eine Anzahl Staatsbürger ihrer Freiheit zu berauben, eine sorgfältige Kontrole. Die Kontrole würde von den Direktoren der Anstalten nicht als ein Zeichen des Mißtrauens, sondern als ein nothwendiges Korrelat für die Machtbefugniß, welche in der Unterdrückung des höchsten Gutes, der persönlichen Freiheit, liegt, betrachtet werden, ja noch weiter als eine Schutzmaßregel gegen die Angriffe von außen mit Freuden begrüßt werden. Ich habe mich an anderer Stelle („Deutsche Medizinische Wochenschrift“ 1892, Nr. 36) bereits darüber ausgesprochen, daß diese Kontrole jetzt eine mangelhafte ist und wie sie in Zukunft beschaffen sein müsse.“

3. Nach diesen Ausführungen ist demnach auch die Behauptung des Dr. Moll am Schluß des Aufsatzes eine Unwahrheit: „Herr Mendel, damals Besitzer einer Privatirrenanstalt empfahl eine Kontrole, damit die Besitzer der Anstalten gegen Angriffe geschützt würden."

Professor Dr. E. Mendel.

Herr Dr. Moll entgegnet darauf:

1. Herr Professor Mendel hat keine offiziöse Presse. Es ist also bloßer Zufall, daß seine Offenbarungen überaus schnell in die politische Presse gelangen.

2. Herr Professor Mendel irrt, wenn er glaubt, daß ich mich nur auf seinen Artikel in der „Nation" bezogen habe; einige der von mir angegriffenen Behauptungen finden sich vielmehr in dem Artikel der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, Jahrgang 1892, Nr. 36. Hier sagt Herr Professor Mendel: „Das Mißtrauen bezieht sich nun besonders auf die Privatpatienten der Irrenanstalten, besonders der Privatirrenanstalten. Für die Direktoren solcher Anstalten würde es nur ein großer Gewinn sein, wenn sie in ihrer mühsäligen und verantwortungsvollen Stellung mehr geschützt würden, als Dies im Augenblick der Fall ist. Eine scharfe Kontrole liegt in deren eigenstem Interesse. . . . Zu diesem Zwecke würde eine staatliche Behörde für jede Provinz zu schaffen sein u. s. w." Ueber diesen Aufsatz des Herrn Professors Mendel sagte die nicht offiziöse Vossische Zeitung am dreizehnten September 1892: „Für reformbedürftig hält Dr. Mendel die staatliche Beaufsichtigung der Irrenheilanstalten, insbesondere der privaten, und zwar in erster Stelle im Interesse ihrer ärztlichen Leiter, die jetzt allzu leicht Verdächtigungen ausgesetzt sind." Man sieht also, wie selbst die Vossische Zeitung Herrn Mendels Artikel auffaßte.

3. Ich habe also mit Recht behauptet: „Herr Professor Mendel, damals Besitzer einer Privatirrenanstalt, empfahl eine Kontrole, damit die Besitzer der Anstalten gegen Angriffe geschützt würden."

Daß Herr Professor Mendel eine Erleichterung der Einsperrung in Privatirrenanstalten verlangte, habe ich ihm gleichfalls vorgeworfen; in seiner Berichtigung geht er auf diesen Vorwurf nicht ein.

Dr. Albert Moll.



Berliner Sommernächte.

Es ist furchtbar heiß. Dreimal hats heute von fern schon gedonnert, aber das Gewitter kam nie recht herauf und mit der Abkühlung wars wieder nichts. Die Laternen sind noch nicht angesteckt; ein weißlich schwüler Dunst in der engen Straße. Dazu Pferdebahngeklingel, Droschkengeräusch, lange Pfiffe vom nahen Rangirbahnhof her und ein schrilles Gekreische von Kinderstimmen. Müssen die Bälge denn, als ob nirgends ein Mensch bei der Arbeit säße, bis in die Nacht hinein durch die Straßen lärmen? Sie verkehren nicht gerade herzlich mit einander; wer ihren Heulspielen lauscht, steht erstaunt über die Roheit der Rede. Einerlei: sie sind da, sind die stärkeren und werden nicht weichen, also mag der Weise das Fenster schließen. Drüben huscht gerade ein kleines Mädchen aus dem Haus, sehr elegant, aber: weiße Handschuhe mit dicken schwarzen Raupen. Das kleine Mädchen war vor fünf Jahren noch ein schmieriges, wildes Straßenkind mit glotzenden Blumenmädchenaugen, eine boshafte Schusterkellerrange voll tückischer Streiche. Dann kam erst ein hübscher Hut, bald darauf ein modisches Kleidchen zum Vorschein und jetzt wohnt der Kellerwurm „möblirt“, im zweiten Stock, und Vater und Mutter schauen andächtig nach, wenn das Glückskind über den Straßendamm bis zur Ecke wippt, wo das Verhältniß wartet, ein sauber gescheitelter und sehr korrekter Herr, der übermorgen in Moabit vielleicht das Recht sprechen wird. Das Haus drüben betritt er niemals vor Mitternacht und dann trippelt die Huldin voran und öffnet das Thor, während der patrouillirende Nachtwächter emsig auf der anderen Seite die Pflastersteine zählt. Das kleine Mädchen erlebt wohl die Lehre des Herrn von Stumm, daß es in der modernen Gesellschaft keine Standesunterschiede giebt und Menschliches allen Erdenbewohnern gemein ist. Aber die Luft von der Straße ist wirklich zu schlecht; lieber den Lampenblak athmen.

*   *   *

Die Abendzeitung wird gebracht. Nichts, kein verständiges Wort. Ein langes Gefasel über die Sünden des armen Rosebery, der doch nur ausbaden mußte, was der alte Reichsminderer Gladstone verschuldet hatte und der, als kundiger Sportsman, noch vor der großen Blamage das Rennen aufgab. Ein Jammern über das Verschwinden des edlen Herrn von Plener, einer der unzählbaren liberalen Nullen, die bis an ihr Lebensende eine hurtige Reklame begleitet; Herr Böhm-Bawerk ist vielleicht kein allzu helles Licht in der Wissenschaft, im Vergleich mit Herrn

von Plener aber, seinem Vorgänger, wirkt er wie ein moderner Gigant. Was sonst noch? Madagaskar, Armenien, die russisch-chinesische Anleihe, die nun doch wohl zu Stande gekommen ist, die Höllenmaschine, der neueste Skandal, zwei Prozesse und anderthalb Dutzend Beschimpfungen für Jeden, der offen auszusprechen wagte, was über Herrn von Boetticher seit fünf Jahren ringsum gemurmelt wird. Der Staatssekretär will klagen, heißt es; Das wäre recht interessant und könnte zu lehrreichen Eröffnungen führen; aber warum erklärt er nicht kurz und bündig, es sei unwahr, daß ihn auf Bismarcks Antrag der alte Kaiser aus der Verschuldung an Großbankiers gerettet hat? Mit der Schimpferei aus der demokratischen Gesindestube wird am Ende doch nichts bewiesen, — höchstens, daß die lieben Leute nur die Freiheit, die sie meinen, kennen und schützen wollen. Sonst ist die Zeitung leer. Die Zwischenräume werden mit pathetischem Gezeter gegen die Brotvertheuerer und Interessenjäger ausgefüllt. Nur der Aufgabeort einer kurzen Depesche klingt angenehm ins Ohr: Teneriffa. Da war es auch heiß, viel heißer als hier, — und so unsagbar langweilig! Aber der Ozean war nachts wundervoll, warm und glitzernd, und wenn man sich von den leisen Wellen umherwerfen ließ und vom Lande die wollüstig lockende Habanera Carmens herüberklang, ganz sacht und sanft und kätzchenhaft schmachtend, dann wars wie ein süßer, berauschender Orientmärchentraum. Keine Pflicht zu banaler Unterhaltung, keine niederziehende Gemüthlichkeit. Man kam aus dem Bade, rückte zwei Strohstühle herbei — der andere war für die Füße — und saß bei schläferndem Spanierwein Stunden lang, ohne den Mund zu öffnen, während über den Marktplatz zur Guitarre einlullende Weisen hallten. Ach, Santa Cruz ist ein Paradies, wo das Gehirn weich wird und die Sinne selbst zwischen kirschrothen Sammetvorhängen entschlummern, — ein Paradies, an das man gar nicht denken darf, wenn man in Berlin bei fünfundzwanzig Grad Stubentemperatur vor der Petroleumlampe sitzt und durch die verschlossenen Fenster stöhnend das matte Echo der grausam blödsinnigen Volksseelenhymne vernehmen muß: „Ach Schaffner, lieber Schaffner, was haben Sie gethan!“

* * *

Wohin soll man sich retten? Es giebt einen Bierpark, dem eine Kunstausstellung zum Vorwand dient. Aber da ist Militärkonzert, da hört man immer die selben Märsche und Walzer und begegnet den selben geschminkten Mädchen, die auf Nachtbeute streifen. Dem Ganzberliner ist diese aufgeputzte Kümmerlichkeit, die beim zweiten Glase Bier gleich gesteht, daß sie sich nur aus Noth prostituire, das wahrhaft weltstädtische Treiben; den blasirteren Europäer, der von Zola gelernt hat, daß unter vielem Langweiligen das Allerlangweiligste der Umgang mit Dirnen ist, kann die elektrisch bestrahlte Mottenburgerei nicht verlocken. Er schlendert, um eine Ekelkur zu gebrauchen, eher noch nach „Italien in Berlin“, dem legitimirten Mädchenmarkt, und freut sich, wenn er namhafte Stützen der Ordnung und Sitte da der eigentlich gar nicht reizenden Versuchung erliegen sieht. Verblichene und verregnete Winkeltheaterdekorationen, alle gangbaren Biersorten, bunter Vogelwiesenkram, Schlachtmusik, Gondelfahrten auf schmutzig gelben Wasserärmchen und ringsum ein Gewimmel von rüde ulkenden und bierlustigen Frauenzimmern: Das ist des Neuberliners wahrer Himmel, dahin verschleppt er die Frau und die Kinder und stiert aus lüsternen Augen

auf den Jahrmarktsspuk, der seinem Gehirnchen wohl orgiastisch scheint. Der Ausstellungpark ist ihm noch zu fein und die Nähe der Kunst — mag sie sich auch noch so bescheiden im Hintergrund halten — verscheucht ihm die Wonnefreude; das grob hingekleckste Italien aber stimmt ihn zu Buchholzgefühlen und ersetzt beinahe die Kunstgerichte von der leckeren Tafel des Herrn Adolf Ernst; im traulichen Familienkreis kann man auf allen Brücken hier Zoten hören. Von den fünfzehnjährigen Jüngferchen, die da unruhig neben den Eltern hocken, die Ohren spitzen und blinzelnd die vorüberziehende Pracht bewundern, wird man später manche in dem vertrauten Gelände wiederfinden, mit einem langstieligen Sonnenschirm und dem winkenden Federhut auf dem bernsteingelben Barrisongelock.

Die Sommertheater, die in Berlin früher eine große Rolle spielten, können solche Konkurrenz nicht ertragen. Sie spenden noch immer die billige Bühnenkost der vorbourgeoisen Epoche: harmlose Plauderstücke, verschollene Possen, in denen heisere Komiker mit karrirten Westen, steifen Vatermördern und rothen Regenschirmen auftreten, und dicke Liedersängerinnen von der Art, die der mit Zeitungfranzösisch aufgepäppelte Berliner sehr bildungstolz Chansonnetten nennt. Diese Unseligen haben noch immer die drei Armrundungen, mit denen ihre sämmtlichen Vorgängerinnen ausgekommen sind, aber sie zeigen außer dem Hals jetzt meistens auch die Schenkel und knistern in Wollatlastaillen über die wankenden Bretter. Mitunter wird, um mit Massennacktheit zu wirken, noch ein Balletcorps geworben, ein Rudel halbwüchsiger oder überreifer Mädchen, die als Ungarhusaren oder neapolitanische Fischer sich zehn Minuten lang grinsend verrenken und dann sittiglich in den Garten herniedersteigen, wo ein selbstloser Kunstmaecen aus dem ehrsamen Stande der Handelsgehilfen den Erschöpften Rührei mit Schnittlauch und Weißbier spendirt. Aber diese Wunderwelt zieht die Menge nicht mehr, die inzwischen an wertheimischen Bazarzauber gewöhnt worden ist, und selbst die Gärten mit den bunten Lämpchen und den Muschelspringbrunnen leeren sich allgemach. Der Großbetrieb, der mit dem Gelde dividendenreicher Brauereien wirthschaften und die Reklamenotizen durch einen eigens gemietheten Dramaturgen besorgen lassen kann, mordet die kleinen und karg eingerichteten Sommerkunstküchen.

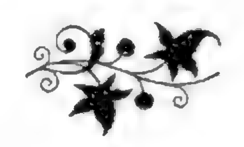
* * *

Berlin hat seine italienische Messe und seine Kunstausstellung mit Bierkonzert, warmen Würsten und willigen Liebeverkäuferinnen. Das Geschäft geht gut und muß über kurz oder lang auch die winterlichen Kunstschänken von Grund aus revolutioniren. Der Anfang ist schon gemacht: in diesem Jahr hat der Wintergarten alle Theater geschlagen. Die Spezialitäten beherrschen die Mode und eine Spezialität heißt im Theatersinn jeder virtuose Vollbringer des Unnatürlichen: ein boxender Pudel, ein trommelnder Hahn, ein geigendes Schwein und ein Zoten singendes Mädchen. Die Zeit ist gewiß nicht fern, wo diese reizenden Kräfte auch in die apollinischen Kunststätten ihren triumphirenden Einzug halten. Mit den Dreißigmarkdamen allein gehts auf die Länge wirklich nicht. Dem siechen Theater muß das Modemittel gewonnen werden, das den Massen mundet, und der Mann, der zuerst das neue Muster entdeckt und die berlinische Sommervergnüglichkeit in den Winter hinüberrettet, wird zu Gewinn kommen und vor allem Volke gesegnet sein. Vielleicht versucht ers zunächst einmal mit hübschen

und bunt ausstaffirten Logenschließerinnen. An Menschenfleischmaterial ist kein Mangel; in jeder Fabrikstraße kann man während der Mittagspause ganze Schaaren netter und putzsüchtiger Mädchen sehen, die sich mit halb verdorbenem Obst und Schrippen ernähren, um von dem kläglichen Tagelohn einen kleidsamen Strohhut zu erknausern. Diese Armen haben keinen anderen Besitz als ihren jungen Leib, und für manche von ihnen, die den protzigen Luxus vor Augen sehen, kommt einmal der Tag, wo sie ganz leise sich fragt, ob es wirklich lohnt, diesen rentenfähigen Besitz gar so ängstlich zu hüten. Die Gesellschaft züchtet die Reserven für künftige Kunstgenüsse und sie kann, wenn ein findiger Mann aus dem Sommergeschmack die neue Wintermode entwickelt, nicht in Verlegenheit kommen.

* * *

Die Laternen brennen noch, aber über den Dächern wird es schon hell. Die große Kehrbürste fährt durch die Straßen und fegt allen Unrath vom letzten Tage hinweg, Exkremente, Asche, Lumpen und Ballen bedruckten Papieres. Eine ganze Armee ist geschäftig dabei, für den dämmernden Tag die Wege zu säubern, junge, rüstige Burschen, die vergnügt die letzte Volksseelenhymne pfeifen. Der Lärm ist lange verhallt, man darf ohne Furcht vor Bengelgebrüll die Fenster wieder öffnen und dem großen Reinmachen zusehen. Die gute Gesellschaft schläft oder sitzt im sicheren Versteck bei köstlichen Nachtischtropfen und bekümmert sich nicht darum, ob aus einer anderen, einer ihr feindlichen Welt ein nächtiges Heer hervorkriecht, um für dürftigen Lohn die unreinen Reste der gestrigen Lust von Straßen und Plätzen zu räumen. Das misereor super turbam klingt ihr wie eine Mahnung zu Aufruhr und Empörung und sie wickelt sich fest in den Glauben, es sei nie anders gewesen und werde nie anders werden, weil des Menschengeschlechtes Güter ungleich unter Ungleiche vertheilt worden sind und ein Leben ohne Straßenkehrer nicht mehr lebenswerth wäre. Die beiden fremden und feindlichen Welten, von denen Herr Nieberding einst im Reichstage sprach, sondern sich in der Nacht scharf und hart von einander: die Besitzenden schlummern oder schmausen, die Besitzlosen verlassen die dumpfigen Höhlen und kehren den Platz für das kommende Kampfspiel. Nur drüben vollzieht sich eben ein Ausgleich: der sehr korrekte Herr geleitet sein kleines Mädchen heim, zündet sorgsam in der Hausthür einen Minutenbrenner an und erscheint bald danach im zweiten Stock am offenen Fenster. So werden in lauen berlinischen Sommernächten zwischen den Sorgenkindern der proletarisirten Menge und den berufenen Repräsentanten der guten Gesellschaft innige Beziehungen mitleidiger Liebe geknüpft, die jeden Unterschied des Standes und der Klasse in zärtlicher Umklammerung ersticken.



Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 13. Juli 1895.

Gertrud Helmessen.

Der Berliner Unwille, der Grimm der schon damals freisinnigen Spreestädter über den Eingriff des Kurfürsten in ihre oft sehr ungerechten Gerechtsame, war von Friedrich dem Eisernen niedergezwungen worden, Berlin hatte die Mühlen und den Zoll verloren und in Kölln am Wasser erhob sich die kurfürstliche Burg. Bald erkor Johann Cicero die gekirrte Stadt zur Residenz und der Anblick des höfischen Glanzes — der freilich noch nicht an die Epoche der Kieler Bücklinge erinnerte — weckte in den Sinnen der guten Bürger von Berlin und Kölln ein heißes Begehren nach neuen Lüsten. Sie hatten wohl auch früher nicht gedarbt; nun aber, wo harte Hände in der Mark Ordnung schufen, nun mußte auch im Bereich der Fleischlichkeit Alles hübsch seine Ordnung haben. Aus der Geschichtstunde wissen wir, daß damals, unter dem ersten Joachim, das märkische Kammergericht begründet wurde; eine andere Institution aber, die ungefähr aus der selben Zeit stammt und die auch nicht ganz unwichtig war, hat der Herr Oberlehrer uns weislich verschwiegen. Für die Prostituirten, die offiziell recht anmuthig Stadtmädchen hießen, wurden, so um die Neige des fünfzehnten Jahrhunderts, Einschreibelisten und allerlei obligatorische Verhaltungvorschriften eingeführt und auch der Aufenthalt in öffentlichen Lusthäusern wurde den verlorenen Kindern nun gestattet. Zweihundert Jahre dauerte dieser Zustand ziemlich unverändert fort. Das Wort borde, das ursprünglich einen von den Stadtmauern entfernten Unterschlupf bezeichnet hatte, nahm im Volapük der Unkeuschen

eine neue Bedeutung an: in die bordes, die der Stadtpolizei unzugänglichen Verstecke, hatte die verfehmte Dirne sich früher geflüchtet, um ruhig und ohne Furcht vor Aufläufen dem Gewerbe nachgehen zu können, und Bordelle wurden überall nun die Orte genannt, wo die staatlich oder auch städtisch geaichte Prostitution zu genießen war. In Berlin gab es bald drei Sorten von Bordellen — im Ganzen wurden um das Jahr 1750 hundert gezählt —, deren Besitzer verschiedene Privilegien und Rechte hatten, aber sämmtlich der hochwohllöblichen Stadtverwaltung Gewerbeabgaben zahlen mußten. So verlief Alles in Liebe und Güte, bis durch Massenerkrankungen die Sicherheit der Bürger gefährdet erschien und die Stadtmädchen deshalb, die kasernirten und die selbständig ihr Gewerbe treibenden, durch strenge Drohung zur ärztlichen Kontrole verpflichtet wurden. Franz von Liszt sagt in seinem Lehrbuch des deutschen Strafrechtes ganz richtig: der christliche Staat bekümmere sich um das außereheliche Geschlechtsleben nur, wenn durch besondere Umstände seine Aufmerksamkeit darauf hingelenkt werde. Solche besonderen Umstände traten zuerst ein, als der verwöhntere Städter in gut beleuchteten Häusern die Sinnensättigung suchte, die er auf freiem Felde früher oder in verfallenden Hütten als ein scheuer Lüstling erhascht hatte; und zum zweiten Male, als dem Bedürfniß nach einem gewissen Komfort sich der dringendere Wunsch nach Sicherheit für Leib und Leben gesellte. Die Stadtmädchen lieferten blankes, geruchloses Geld in die Kassen und kein Hesekiel oder Baruch wehrte mit zürnender Rede dem Laster; aber die Angst vor der Lustseuche, die vom Süden her dräuend über Deutschland gezogen war und als eines der ersten Opfer die glänzende Gestalt Ulrichs Hutten zerfressen hatte, war groß, der ehrenfeste Bürger wollte sorgenlos bei leckeren Schmäusen verweilen und der Hohe Rath durfte dem Flehen um ärztliche Hut die Gewährung nicht weigern. Unter Friedrich Wilhelm dem Vierten erst, als wieder ein frommer Wind durch die preußischen Lande strich und Eichhorn und Gerlach sich am „Aufblühen der Kirche" entzückten, regte sich auch der Wunsch, mit dem neuen Ehegesetz zugleich dem Lastertreiben des außerehelichen Geschlechtsverkehres ein Ende zu schaffen. Die einträglichen Bordellwirthschaften wurden geschlossen, die Dirnen in ihre Heimath oder über die Grenzen abgeschoben und Sittsamkeit sollte fürderhin herrschen und jegliche Art der Unzucht verboten sein. Leider lachte, wie man aus Behrends

gutem Buch lernen kann, dem löblichen Bemühen kein Erfolg: die geheime Prostitution ersetzte geschwind die öffentliche, in unkontrolirbaren Spelunken vereinten sich die Paare zu hastigen Lüsten, ehrbare Bürgertöchter wurden mit unfläthigen Anträgen bedrängt und die Ziffer der Erkrankungen stieg, namentlich unter den Soldaten, so rasch, daß Wrangel unruhig wurde. Schon 1850 mußte die 1845 aufgehobene Reglementirung wiederhergestellt werden, weil die Zahl der kranken Prostituirten inzwischen von 514 auf rund 850 angewachsen war und natürlich auch die Sterblichkeit unter den Männern entsprechend zugenommen hatte. Die ärztliche Kontrole trat wieder in ihre Rechte und wurde allmählich verschärft; unter Staatsgarantie konnte man von Neuem sich am Genuß hingebender Zärtlichkeit erfreuen und nur die offiziellen Lusthäuser, deren Zahl in ganz Europa — mit Ausnahme der größten Hafenstädte — abnimmt, blieben verboten. Seitdem treibts in Berlin Jeder, wie er mag; auch Jede, — bis sie auf Streifzügen einmal von den Wächtern der Sitte gepackt, nach dem Alexanderplatz gezerrt und aus dem weiten Kreise der Bönhasen in den engeren Pflichtenbezirk der eingeschriebenen Dirnen befördert wird. Die Männer sind in dem wichtigen Individualrecht der freien Verfügung über den Geschlechtsverkehr fast vollkommen unbehindert — der im Paragraphen 175 versuchte Uebergriff wird von Liszt bedenklich genannt und von anderen bedeutenden Kriminalisten und Medizinern als längst zur Beseitigung reif bezeichnet — und die Aufsicht über die prostituirten Frauen soll nur eine Versicherung gegen ansteckende Krankheiten schaffen. Natürlich giebts in der Kaiserstadt Berlin viel mehr Gelegenheiten zur Sexuallüderlichkeit als einst in dem Sitz der Kurfürsten und Könige: ganze Straßenzüge sind, trotz dem Verbot, bei Tag und bei Nacht von winkenden und blinkenden Beutesucherinnen überschwemmt; wir haben Kaffeehäuser, Ballsäle, Tingeltangel und Sommergärten, deren Hauptbestimmung der Abschluß von Unzuchtverträgen ist, abgelegene Hotels und private maisons de passe, wo die über den Handel einig gewordenen Paare gastlich beherbergt werden — darunter sehr vornehm möblirte Zimmer, in die nur der Vertraute oder Empfohlene Einlaß findet —, und ein geschäftiges Heer von Kupplerinnen, die jeden Wunsch, auch den perversesten, liebevoll erfüllen; und wir haben das Theater, das Isidor von Sevilla einst für einen der Prostitution synonymen Begriff erklärte, das die sachverständige Sarah Bernhardt viel später l'absynthe du mauvais lieu

hieß und dessen Dreißigmarkmädchen heute kaum noch durch eine dünne Schranke von den staatlich gestempelten Lustspenderinnen getrennt sind. Für jeden Bedarf, von der Heinze-Sphäre bis zum parfumirten Dunstkreis der Dame Dubberstein, ist also auskömmlich gesorgt; und wer mit offenen Augen durch die berlinische Herrlichkeit schreitet, Der kann über keine Form der Sittenverderbniß noch ein starres Staunen verspüren.

Da ist es nun spaßhaft, zu sehen, wie jedesmal, wenn ein sensationeller Prozeß dieses Gebiet grell beleuchtet, ein großes Wundern entsteht. Ist es denn möglich? So Etwas giebt es in unserer Wohlanständigkeit? Die im Prozeß Heinze enthüllte Familienprostitution, die doch seit manchem Jahrhundert bekannt ist, wirkte wie ein Blick in die Schreckenskammer und brachte die abenteuerlichsten Vorschläge ans Licht und jetzt hat die gegen Herrn Castan, den Besitzer eines Wachsfigurenkabinetes, geführte Gerichtsverhandlung grasses Entsetzen erregt. Behagliche Bourgeois sind empört, weil ein Mann aus der Region der Bildung und des Besitzes, nur auf das Zeugniß kleiner Leute, überhaupt angeklagt werden konnte, und sie scheinen zu wünschen, bei einer bestimmten Vermögensstufe solle künftig die Straflosigkeit beginnen. Solches antisoziale Begehren ist ein hübsches Lebenszeichen der neuen Moral, die noch ungefährlich ist, aber schon Beachtung verdient. Herr Castan, der sich für einen Künstler hält und den Andere für den Inhaber einer kunstfeindlichen Luxusschaubude halten, war von einem unbescholtenen Manne bezichtigt worden, mit einem noch nicht vierzehnjährigen Modellmädchen unzüchtige Handlungen vorgenommen zu haben; er ist, da die Beweise für seine Schuld nicht ausreichten, freigesprochen worden und hat demnach als unschuldig zu gelten. Bis hierher ist an der Geschichte nichts irgendwie Auffälliges; das Vergehen, dessen Herr Castan angeklagt war, wird von höchst respektablen Herren nicht ganz selten begangen und in allen Großstädten giebt es Geschäftsstellen, wo die dazu tauglichen Objekte in jeder gewünschten Beschaffenheit besorgt werden. Schreckend erscheint nur die Gestalt der Hauptzeugin Gertrud Helmessen, die Herrn Castan zuerst beschuldigte und dann ihre Beschuldigung widerrief: ein halbreifes Mädchen, das schon die scheusäligsten Züge der ausgewachsenen Prostituirten zeigt. In allen guten Stuben und in allen Kneipen wurde der Fall eifrig beschwatzt, ein ungeheurer Aufwand an moralischer Entrüstung wurde verthan und schließlich einigte man sich in der Gewißheit, solche frühe Verkommenheit könne

nur eine monströse Ausnahme sein, eine widrige Abnormität, etwa wie das behaarte Bärenweib, das jetzt die Menge zum Künstler Castan lockt. Daß die Erscheinung gar nicht ungewöhnlich, daß Gertrud Helmessen vielmehr der bekannte Durchschnittstypus der halbkindlichen Prostituirten ist und daß ein außerordentlich hoher Prozentsatz aller späteren Stadtmädchen im Alter der kleinen Gertrud die Deflorirung schon überstanden hat: von Alledem scheint in der Stadt der Tugend und Sitte Niemand Etwas zu wissen, obwohl es, von Parent-Duchatelet bis auf Tarnowsky, doch eine recht reichhaltige Literatur über die Naturgeschichte des Dirnenthumes giebt.

Früher, als noch die Romantik herrschte und Viktor Hugo sich um die Ausbesserung von Jungfernschaften bemühte, sah man in der Prostituirten gern ein von heißen Leidenschaften umgetriebenes Geschöpf, das den Mann seiner Wahl beglückte und jeder menschlichen Theilnahme würdig erschien. In diesem Mitleidenskult, der uns Marion Delorme, die Kameliendame und Dostojewskis süße Sonja bescheerte, lebte die rituelle Prostitution wieder auf, von der Herodot, Strabo und der Talmud uns so Merkwürdiges berichten. Aber die Zeit des neuen Hetärismus ging schnell vorüber, Augiers gräulich geschminkte Olympia und Zolas furchtbar lebendige Nana lösten hurtig die holden Boudoirgespenster ab und auch die Wissenschaft fing endlich an, den Typus der Prostituirten durch scharfe Gläser zu betrachten. Noch Littré hatte gesagt, prostitution sei gleich abandonnement à l'impudicité; aber schon Yves Guyot, der mit Herbert Spencer an der Spitze der Abolitionisten steht und deshalb eigentlich kaum als ein ganz nüchterner Beurtheiler gelten darf, prägte die bessere Definition: est prostituée toute personne pour qui les rapports sexuels sont subordonnés à la question de gain. Die Gewinnsucht also, nicht mehr die Lüderlichkeit oder die Brunst, wurde als das entscheidende Merkmal erkannt. Manche Legende wurde zerstört; die Statistik ergab, daß die meisten Dirnen nicht von der Wollust der Großen und Reichen verführt worden waren, sondern von Burschen und Männern des eigenen Standes; die vorwärts schreitende Anthropologie fand an vielen öffentlichen Frauenzimmern bestimmte Entartungzeichen und schuf den Begriff der geborenen Prostituirten. Nur die Sozialisten leisteten noch hartnäckigen Widerstand und behaupteten laut, die Prostitution sei das nothwendige Produkt der sozialen Verhältnisse und werde mit ihnen verschwinden; dabei bedachten sie nicht, daß unter jeder Gesellschaftform die gewerbs-

mäßige Unzucht gewüthet hat, daß Moses selbst durch die Abschlachtung der 32000 Midianitinnen die Prostitution nicht beseitigen konnte, daß die feierliche Austreibung der Dirnen durch Heinrich den Achten eben so unwirksam blieb wie das Walten der wiener Keuschheitkommission der Maria Theresia und daß heute noch das Wort des Heiligen Thomas leidig wahr ist: „Die Prostitution in den Städten gleicht der Kloake im Palast; schafft die Kloake ab und der Palast wird zur stinkenden Stätte des Unrathes werden." Der Streit ist unter den Verständigen jetzt so ziemlich beendet; kein Sehender kann leugnen, daß soziale Faktoren zur Ausbreitung und Rekrutirung der Prostitution beträchtlich mitwirken, aber kein ernsthafter Sozialist kann auch die Macht des anthropologischen Momentes verkennen. Beinahe alle Versuche, die Prostituirten ihrem Leben zu entreißen, sind gescheitert: das Dirnenasyl der Kaiserin Theodora ging nach ihrem Tode bald ein, von den Pensionärinnen der Guardian Society kehrten drei Viertel freiwillig zum früheren Gewerbe zurück und im petersburger Barmherzigkeithaus, das doch die allermildesten Einrichtungen und keinen Massenarbeitzwang hat, wurde, nach Tarnowskys Angabe, kaum eine Dirne jährlich für die Dauer gebessert. Wenn man bedenkt, welche Summe von Erniedrigungen jeder Tag der Prostituirten bringt, wie sie, um der Kundschaft angenehm zu sein, lügen und trügen und süße Gefühle heucheln muß, die sie längst nicht mehr empfindet, — dann wird man begreifen, daß nur eine besondere Anlage, eine ererbte oder angeborene Neigung, das zähe Verharren in solchem Dasein der Schmach erklären kann.

Das ist der Trägheit ein Trost. Der Satte sagt sich: da ist nichts zu machen; diese Elenden, die fast immer schon als halbe Kinder die Unschuld verloren haben, sind nicht zu retten; solche Erscheinungen hat es immer gegeben und im Vergleich mit den Zeiten, wo der König oder der Bonze vor der Verheirathung alle Bräute deflorirte, haben wirs in der Sittlichkeit doch weit genug gebracht; und er wendet, in keuscher Verachtung, das Haupt von dem Schreckbild der Gertrud Helmessen. Die Kraft und der Muth, Menschliches menschlich zu sehen, die Goethe einst an einem indischen Gotte pries, sind im Bereich satter Erdengötter selten zu finden und die Heuchelei, die in prüdem Zagen vor keuschen Ohren nicht nennen mag, was keusche Herzen doch nicht entbehren können, sorgt dafür, daß Alles beim Alten bleibt und höchstens durch sensationelle Prozesse einmal flüchtig das Dunkel gelichtet wird.

Irgend ein brauchbarer Gedanke wird dabei niemals zu Tage gefördert, nur Geschwätz, blöde Entrüstung und ein Staunen, das den Kenner der berlinischen Sittengeschichte zu höhnischer Heiterkeit stimmen muß. Der Typus der geborenen Prostituirten ist nicht zu ändern, nicht auszumerzen; wohl aber läßt sich das Wachsthum der nächtigen Schaaren hemmen, die aus den durch Noth oder Gelegenheit in die Prostitution Gedrängten sich rekrutiren. Wie wachsen diese Unseligen auf? In dunstigen Arbeiterkasernen, in einem wirren Gewimmel halbwüchsiger Kinder und schmieriger Säuglinge, in Wohnungen, deren Enge keine Möglichkeit bietet, irgend eine Lebensfunktion dem neugierigen Blick der Unmündigen zu entziehen; sie schlafen vielleicht im Ehebett der Eltern oder werden, weil die Kammer während der heißen Zeit gar zu dumpfig ist, dicht daneben auf einen verschimmelnden Strohsack gelagert, Knaben und Mädchen zusammen; ein säuerlicher Fäulnißduft zieht durch die niederen Stuben, ringsum flüsterts, auf allen Treppen und Höfen, von früher Verderbniß und überall herrscht ein Mangel, ein Jammer, ein Wunsch: Geld, Geld für bessere Nahrung, Wohnung, Kleidung. Das heranwachsende Mädchen, das Alles gehört und gesehen hat und dem die erfahrenste Hebamme kaum noch Etwas zu erklären brauchte, tritt auf die Straße und beäugt lüstern die lockenden Schaufenster: wer Das auch haben könnte, wenigstens den billigen Tand der Bazare! Klara, aus dem Keller im dritten Hof, ist nur zwei Jahre älter und hat eine gelbe Satinblouse und einen Basthut mit rothen Blumen. Der Augenblick, der solchen Geschöpfen dann auch die physische Unschuld raubt, ist später gewöhnlich gar nicht genau festzustellen. Der Erstbeste, ein Spielkamerad oder ein Maurergeselle, überwältigt die wißbegierigen Sinne, und wenn der entscheidende Schritt gethan ist, meldet sich bald die Erkenntniß, daß hier ein Kapital entsiegelt wurde, das noch viel schlauer nutzbar zu machen ist, — das einzige, das der Armen vielleicht die Schaufensterschätze verschaffen kann. Und von dieser Erkenntniß ist es nicht mehr weit bis zu der Entwickelung zur vorzeitigen Prostitution, die der keusche Berliner an einem sensationell aufgeputzten Kriminalfall jetzt in starrem Entsetzen bestaunt und an der er, wenn Gertrud Helmessen vergessen ist, morgen wieder achtlos und gleichmüthig vorübergehen wird.



Spezialisirte Regirung.

I.

Es widerspricht dem gesunden Menschenverstande, daß Fische an der Seeküste schwerer zu bekommen sind als in London; und dennoch ist es wahr. In gleichem Maße widerspricht dem gesunden Menschenverstande die Wahrheit, daß man im Westen des schottischen Hochlandes allenthalben Ochsen sieht und doch kein Rindfleisch zu bekommen ist, wenn man danach nicht zwei- bis dreihundert englische Meilen weit, bis nach Glasgow, schicken will. Regenten, die sich vom gesunden Menschenverstande leiten ließen und, um gewisse Anschauungen zu unterdrücken, die Bücher verboten, in denen diese Anschauungen ausgedrückt waren, haben sich niemals träumen lassen, daß ihre Verbote die Ausbreitung jener Meinungen zur Folge haben würden; Regenten, die sich vom gesunden Menschenverstande leiten ließen und einen allzu hohen Zinsfuß verboten, ist es niemals im Traume eingefallen, daß sie dadurch den Schuldnern die Leihbedingungen schwerer machten als ehedem. Als der Druck das Abschreiben ersetzte, hätte man von Jedem, der prophezeit hätte, dadurch würde die Anzahl der Leute, die sich mit der Herstellung von Büchern beschäftigen, ungeheuer steigen, gedacht, er habe seinen gesunden Menschenverstand verloren. Derartige Fälle lassen sich unbegrenzt vermehren. Wer sich bewußt bleibt, daß bei ganz einfachen Erscheinungen Ursachen Wirkungen hervorbringen, die oft der Erwartung stracks zuwiderlaufen, Der wird wissen, wie Das die Regel sein muß bei zusammengesetzten Erscheinungen. Daß die selbe Kraft, die den Stein fallen läßt, den Ballon steigen läßt; daß das Schmelzen des Eises sich durch Einschlagen des Eises in ein Tuch erheblich verlangsamen läßt; daß die einfachste Art, Potasche in Feuer zu setzen, ist, sie ins Wasser zu werfen: Das sind Wahrheiten, die alle Leute, die nur die Außenseite der Dinge kennen, als offenkundige Lügen betrachten würden. Wenn schon, wo die Faktoren gering an Zahl und einfach sind, die Ergebnisse so vollständig der einleuchtenden Wahrscheinlichkeit zuwiderlaufen können, um so mehr werden sie ihr entgegengesetzt sein, wenn die Faktoren zahlreich und verwickelt sind. Das französische Sprichwort über politische Ereignisse, daß „immer das Unerwartete geschieht“, ein Sprichwort, das die Franzosen erst kürzlich wieder reichlich illustrirt haben, sollten Gesetzgeber und Alle, die sich auf Gesetzgebungsysteme berufen, immer im Gedächtniß haben. Halten wir einen Augenblick inne und betrachten wir eine anscheinend unmögliche Reihe von Ergebnissen, die soziale Gewalten zu Stande gebracht haben.

Bis in ganz moderne Zeiten galt die Sprache als übernatürlichen Ursprunges. Es schien außer Frage zu stehen, daß der ganze ausgearbeitete Apparat von Sinnbildern, der der Gedankenübertragung von Geist zu Geist

so wundersam angepaßt war, das Geschenk eines Wunders sei. Man vermochte sich keine andere Art auszudenken, in der diese zahlreichen Gruppirungen von Wörtern verschiedener Ordnungen, Geschlechter, Arten hätten entstehen können, geeignet für bequeme Zusammenfügung mit einander, und ferner geeignet, jeden Augenblick immer neue Verbindungen einzugehen, die jede auftauchende Idee mit Genauigkeit zum Ausdruck bringen. Die Vermuthung, in dem langsamen Fortschritt der Dinge sei die Sprache aus dem beharrlichen Gebrauche von Zeichen erwachsen, die zuerst nur mimisch, dann theilweise mimisch und theilweise lautlich und schließlich fast ganz lautlich gewesen seien, — war eine Hypothese, die sich die Menschen auf frühen Stufen der Civilisation nicht einmal vorzustellen vermochten. Als man sich diese Hypothese dann schließlich vorstellte, galt sie für eine zu ungeheuerliche Ungereimtheit, um angenommen zu werden. Und dennoch erweist sich diese ungeheuerliche Ungereimtheit als wahr. Schon ist die Entwickelung der Sprache weit genug zurück verfolgt worden, um zu erweisen, daß alle ihre einzelnen Wörter und alle einzelnen Züge ihres Baues einen natürlichen Ursprung gehabt haben. Und Tag für Tag macht es die Forschung offenkundiger, daß ihre Entstehung von allem Anfang an eine natürliche gewesen ist. Und nicht nur natürlich ist sie von Anfang an gewesen, sondern auch unfreiwillig. Keine Sprache ist ein weise entworfenes System eines Herrschers oder eines gesetzgebenden Körpers. Kein Rath der Wilden hat die Redetheile erfunden oder hat entschieden, nach welchen Grundsätzen sie zu gebrauchen seien. Ja, noch mehr: obwohl er ohne irgend welche Autorität oder bestimmte Regelung vor sich ging, ist dieser natürliche Prozeß verlaufen, ohne daß Jemand seinen Verlauf bemerkt hätte. Einzig unter dem Druck der Nothwendigkeit, ihre Ideen und Gefühle mitzutheilen, einzig in der Verfolgung ihrer persönlichen Interessen haben die Menschen, nicht wissend, daß sie mehr thäten, als ihre persönlichen Interessen zu verfolgen, die Sprache Schritt für Schritt entwickelt. Selbst jetzt dauert die Unbewußtheit fort. Man nehme die ganze Bevölkerung des Erdballes und man wird wahrscheinlich nicht mehr Menschen als einen in einer Million finden, die wissen, daß sie in ihrer täglichen Rede den Prozeß fortsetzen, durch den die Sprache entwickelt worden ist.

Ich beginne mit dieser Betrachtung, um den Schlüssel zu der folgenden Auseinandersetzung zu geben. Mein allgemeiner Zweck war, zu zeigen, wie vollständig außerhalb der Vorstellungen des gesunden Menschenverstandes im buchstäblichen Sinne und selbst der Vorstellungen des gebildeten Menschenverstandes die Arbeitweise soziologischer Prozesse liegt; wie diese Arbeitweise von einer Beschaffenheit ist, daß selbst Diejenigen, die „den wissenschaftlichen Gebrauch der Einbildungskraft“ am Weitesten ausgebildet haben, sie niemals vorausgesehen hätten. Und mein spezieller Zweck war, zu zeigen, wie wunderbar die indirekt

und unabsichtlich durch Zusammenwirken von Menschen, von denen Jeder seine Privatziele verfolgt, erreichten Ergebnisse sind. Jetzt will ich zu dem besonderen Punkte übergehen, mit dem ich mich hier zu beschäftigen habe.

Mit großem Bedauern habe ich gesehen, daß der nun leider verstorbene Professor Huxley mit seiner wohlverdienten hohen Autorität eine politische Richtung verstärkt hat, die schwerlich eine Verstärkung braucht, da ihre Gegner so gering an Zahl sind. Ich bedaure Das um so mehr, als bisher Männer, die durch vorhergehendes Studium von Biologie und Psychologie für das Studium der Gesellschaftwissenschaft vorbereitet sind, kaum eine Meinung über die vorliegende Frage ausgesprochen haben. Daß Huxley, der durch seine allgemeine wie besondere Geistesbildung zu einem Urtheil in so außerordentlich hohem Maße berufen war, zu den Schlüssen gekommen ist, die er in der „Zukunft" vom 13. und 20. April 1895 in seiner Arbeit „Vom liberalen Nihilismus" auseinandergesetzt hat, wird die kleine Zahl von Männern, die zu entgegengesetzten Ergebnissen gelangt sind, entmuthigen. So sehr ich jedoch den ausgesprochenen Gegensatz bedaure, in dem Huxley zu der allgemeinen politischen Lehre stand, mit der ich identifizirt werde, so will ich doch seine Ausführungen im Ganzen nicht beantworten. Theilweise schreckt mich das Bedauern ab, bei Meinungverschiedenheiten mit einem Manne zu verweilen, den ich so aufrichtig bewundere; theilweise jedoch auch das Bewußtsein, daß Das, was ich zu sagen hätte, in der Hauptsache eine Wiederholung Dessen sein würde, was ich, ausdrücklich oder in andere Ausführungen einbegriffen, anderwärts bereits gesagt habe. Aber mit einem der vorgebrachten Punkte muß ich mich doch beschäftigen. Professor Huxley richtet stillschweigend eine Frage an mich. Damit läßt er mir die Wahl zwischen zwei Wegen, die mir beide unerfreulich sind. Entweder muß ich dadurch, daß ich sie unbeantwortet lasse, auch den Schluß anerkennen, daß sie unbeantwortbar und die Lehre, die ich vertrete, unhaltbar ist, oder ich muß eine genügende Antwort darauf geben. So wenig ich den zweiten Weg liebe, so muß ich ihn doch, aus öffentlichen wie aus persönlichen Gründen, einschlagen.

Wäre es mir verstattet gewesen, den Aufsatz, dem Huxley seine Ausführungen entnimmt, vollständiger auszuarbeiten, so wäre diese Frage vielleicht gar nicht aufgeworfen worden. Der Aufsatz schließt mit den folgenden Worten: „Ich hatte gehofft, noch Etwas über die verschiedenen Typen der sozialen Organisation und Etwas über die sozialen Metamorphosen zu sagen, aber ich habe bereits die mir gesteckten Grenzen erreicht". Diese weiteren Entwickelungen der Vorstellung, die ich seitdem in meinen „Grundzügen der Gesellschaftwissenschaft" entwickelt habe, muß ich hier im Umriß skizziren, ehe sich meine Antwort verständlich machen läßt. Bei ihrer Skizzirung muß ich Mancherlei sagen, was ganz unnöthig wäre, richtete sich

meine Anwort allein an Huxley. Da jedoch die Beweiskraft meiner Antwort von dem weiten Leserkreise der „Zukunft“ beurtheilt werden soll, so muß ich diesem Leserkreise auch die nöthigen Thatsachen an die Hand geben.

Die grundlegende Differenzirung im organischen Bau, die sich in gleicher Weise in der Geschichte des einzelnen Organismus wie in der Geschichte der organischen Welt als eines Ganzen zeigt, ist die Differenzirung zwischen äußeren und inneren Theilen, den Theilen, die in direktem Verkehr mit der Umgebung stehen. Wir sehen Dies in gleichem Maße in jenen kleinsten und niedrigsten Formen, die manchmal einzellig genannt werden, wie in der nächsthöheren Abtheilung von Lebewesen, die mit gutem Grunde als Aggregate der niederen betrachtet werden. In diesen Lebewesen ist der Körper theilbar in Endoderm und Ektoderm, die beide in ihren Kennzügen sehr wenig verschieden sind, von denen jedoch das eine als Verdauungbeutel und das andere als Außenwand des Körpers dient. Wie Huxley sie in seinen „Ozeanischen Hydrozoen“ beschreibt, stellen diese Schichten die Organe der Ernährung oder die Organe der äußeren Beziehung dar, im Allgemeinen wenigstens, wenn auch nicht allenthalben; denn es giebt Ausnahmen, besonders unter den Schmarotzern. Bei den Embryonen der höheren Typen wird jede dieser beiden Schichten doppelt, indem sich eine zwischen ihnen entstehende Schicht spaltet, und aus der äußeren Doppelschicht entwickelt sich die Körperwand mit ihren Gliedern, das Nervensystem, die Sinne, die Muskeln u. s. w.; während aus der inneren Doppelschicht der Ernährungskanal mit seinen Anhängseln nebst Herz und Lungen entsteht. Obgleich bei diesen höheren Typen diese beiden Organsysteme, die die Nahrung aufnehmen, bezw. aufbrauchen, durch sich verzweigende Blutgefäße und Nerven eine derartige Verbindung erhalten, daß die Theilung nicht mehr scharf durchzuführen ist, so bleibt doch der Hauptgegensatz erhalten. Gleich von allem Anfang an entsteht also jene Trennung, die Zusammenwirken und Gegeneinanderwirken zugleich in sich schließt; Zusammenwirken, weil die äußeren Organe den inneren die rohe Nahrung besorgen und weil die inneren Organe den äußeren die Stoffe zubereiten und darbieten, mit deren Hilfe sie ihre Arbeit leisten können; und Gegeneinanderwirken, weil keine Organgruppe, die auf Kosten dieser zubereiteten Stoffe lebt und wächst, einen Theil von dem Gesammtvorrath an sich ziehen kann, ohne dadurch den Vorrath, der den anderen zur Verfügung steht, um eben so viel zu vermindern. Dieses allgemeine Zusammenwirken und Gegeneinanderwirken wird durch spezielles Zusammen- und Gegeneinanderwirken einzelner Theile immer verwickelter, je mehr sich diese beiden großen Organsysteme entwickeln. Der ursprünglich einfache Ernährungskanal differenzirt sich zu zahlreichen Theilen und wird zu einem Haufen von Strukturen, die durch Zusammenwirken ihre all-

gemeine Funktion besser erfüllen, zwischen denen aber trotzdem verschiedenartiges Gegeneinanderwirken entsteht, da jede Gruppe ihren Verbrauch zu ersetzen und Stoff für Wachsthum zu erwerben hat, was nur auf Kosten des allgemeinen Vorrathes an Nahrung erfolgen kann, der allen zur Verfügung steht. Aehnlich entstehen, so wie sich das äußere System zu speziellen Sinnen und Gliedern entwickelt, unter diesen eben so Fälle des sekundären Zusammen- und Gegeneinanderwirkens. Durch ihre verschiedenartig kombinirten Thätigkeiten wird Nahrung erfolgreicher besorgt, und dennoch entzieht die Thätigkeit jeder Muskelgruppe oder jeder leitenden Nervenstruktur dem Vorrath zubereiteter Nahrung, die die äußeren Organe erhalten, ihren Theil und lebt somit auf Kosten der übrigen Theile. Demnach ist die Methode der Organisation im Allgemeinen wie in ihren Einzelnheiten ein gleichzeitiges Zusammen- und Gegeneinanderwirken. Alle Organe dienen vereint den Interessen des Organismus, den sie bilden, und dennoch haben sie alle ihre speziellen Interessen und stehen mit einander im Wettbewerb um das Blut.

Eine Form der Regirung, der Aufsicht, entwickelt sich in dem selben Tempo wie diese Organsysteme. Unter gewissen Umständen verdoppelt sie sich. Eine allgemeine Verschiedenheit entsteht zwischen den beiden leitenden Systemen, die den beiden großen Organsystemen angehören. Ob das leitende innere System ursprünglich aus dem äußeren abgeleitet ist oder nicht, thut nichts zur Sache; entwickelt, ist es in weitem Maße unabhängig. Und wenn wir ihre ihnen eigenen Funktionengruppen betrachten, so werden wir den Ursprung dieses Unterschiedes wahrnehmen. Damit die äußeren Organe wirksam zusammen arbeiten zu dem Zwecke des Beutemachens, des Gefahrvermeidens u. s. w., müssen sie unter einer Regirung stehen, die im Stande ist, ihre vereinigten Thätigkeiten zu leiten, jetzt so und jetzt so, je nachdem die äußeren Umstände wechseln. Jeden Augenblick muß eine rasche Anpassung an die Gelegenheiten erfolgen, die mehr oder weniger neu sind. Und dazu bedarf es eines zusammengesetzten und um einen Mittelpunkt gruppirten Nervenapparates, dem alle diese Organe streng und vollständig gehorchen. Die Regirung, deren es für das innere Organsystem bedarf, ist anderer Art und weit einfacher. Wenn die Nahrung, welche die äußeren Organe besorgt haben, in den Magen befördert worden ist, so hat das Zusammenwirken, das die Eingeweide zu leisten haben, trotzdem es etwas variirt, je nach der Menge oder Art der Nahrung, dennoch eine allgemeine Gleichmäßigkeit und es hat sich ungefähr in der selben Weise abzuspielen, welcher Art auch die äußeren Umstände seien. In jedem Falle ist die Nahrung in einen Brei zu verwandeln, mit verschiedenen lösenden Ausscheidungen zu versehen, vorwärts zu treiben und ihr der Nährstoff durch Saugflächen zu entziehen. Damit diese Vorgänge ihre gewünschte Wirkung haben, müssen die Organe, die sie

besorgen, mit geeignetem Blute versehen werden; und zu diesem Zwecke haben Herz und Lungen mit größerer Kraft zu arbeiten. Dieses Zusammenwirken der Eingeweide, das mit verhältnißmäßiger Einförmigkeit vor sich geht, wird durch ein Nervensystem regulirt, das von dem höheren und zusammengesetzteren Nervensystem unabhängig ist, unter dem die äußeren Organe stehen. Der Akt des Hinunterschluckens wird allerdings in der Hauptsache durch das höhere Nervensystem erzeugt. Wenn die Nahrung aber einmal hinuntergeschluckt ist, dann wirkt sie durch ihre Gegenwart auf die örtlichen Nerven, durch sie auf die örtlichen Ganglien, und erregt indirekt durch die Nervenverbindungen mit anderen Ganglien die übrigen Eingeweide zu thätigem Zusammenwirken. Allerdings sind die Funktionen des sympathischen oder ganglionischen Nervensystems oder des „Nervensystems des organischen Lebens", wie man es auch nennt, noch nicht vollständig aufgeklärt. Da wir aber positiv wissen, daß manche von seinen Geweben, wie das Herznervengeflecht, die Mittelpunkte örtlicher Anregung und Beiordnung sind, die unabhängig handeln können, obgleich sie von höheren Mittelpunkten beeinflußt werden, so läßt sich wohl schließen, daß die anderen noch größeren Gewebe, die unter die Eingeweide vertheilt sind, eben solche örtliche und in weitem Maße unabhängige Mittelpunkte sind. Uebertreffen doch die Nerven, die sie in die Eingeweide entsenden, damit sie sich mit den vielen untergeordneten Ganglien verbinden, die über sie vertheilt sind, bei Weitem an Menge die Gehirnrückenmarksnerven, die sie begleiten. Wir brauchen uns jetzt nur noch die Art der Beiordnung anzusehen, die zwischen den beiden Nervensystemen besteht. Sie besteht in allgemeinem wie in speziellem Zusammenwirken. Das allgemeine Zusammenwirken ist das, mittels dessen jedes der beiden Organsysteme das andere zur Thätigkeit anzureizen vermag. Der Ernährungskanal vermittelt durch gewisse Nervenverbindungen dem höheren Nervensystem das Hungergefühl und ruft damit Anstrengungen hervor, Nahrung zu besorgen. Umgekehrt sendet die Thätigkeit des Nerven- und Muskelsystemes oder mindestens seine normale Thätigkeit einen Erregungsstrom nach innen an das Herznervengeflecht und andere Nervengewebe, und dieser Strom reizt die Eingeweide zur Thätigkeit. Das spezielle Zusammenwirken ist das, mittels dessen anscheinend jedes der beiden Nervensysteme dem anderen eine indirekte Einschränkung auferlegt. Fasern des sympathischen Nervensystemes begleiten jede Arterie allenthalben in den Organen der äußeren Beziehung und üben auf die Arterie eine zusammenziehende Thätigkeit aus. Das Gegentheil geschieht durch gewisse Hirnrückenmarksnerven, die sich überall in den Eingeweiden mit den sympathischen verzweigen: durch den nervus vagus und andere Nerven wird auf das Herz, die Eingeweide, die Brustdrüsen ein hemmender Einfluß ausgeübt. Aber selbst wenn wir noch zweifelhafte

Einzelnheiten auf sich beruhen lassen, so ist doch die Thatsache, die uns hier angeht, genügend klar gestellt. Für diese beiden Organsysteme giebt es zwei Nervensysteme, die in weitem Maße unabhängig von einander sind; und wenn das höhere System wirklich das niedere beeinflußt, so ist es eben so wahr, daß das niedere das höhere sehr machtvoll beeinflußt. Die hemmende Thätigkeit des sympathischen Nervensystemes auf die Cirkulation im ganzen Nerven-Muskelsystem steht außer Frage. Und vielleicht wird dadurch, wenn die Eingeweide viel Arbeit zu verrichten haben, das Nerven-Muskelsystem in so deutlicher Weise zur Arbeit unfähig gemacht.

Die eine weitere Thatsache, die uns hier angeht, ist der Gegensatz, der sich uns bei verschiedenen Arten von Thieren zwischen den Entwickelungsgraden dieser beiden großen Organsysteme bietet, die die äußeren, beziehentlich die inneren Funktionen besorgen. Es giebt thätige Geschöpfe, bei denen die Fortbewegungorgane, die Sinnesorgane zusammen mit dem Nervenapparat, der ihre Thätigkeiten vereinigt, im Verhältniß zu den Ernährungorganen und ihren Anhängen sehr ausgedehnt sind; doch giebt es auch sehr unthätige Geschöpfe, bei denen diese Organe der äußeren Beziehung im Verhältniß zu den Ernährungorganen sehr wenig umfänglich sind. Und es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, die hier für uns besonders lehrreich ist, daß sehr häufig eine Metamorphose vor sich geht, die die Veränderung des Verhältnisses zwischen diesen beiden Systemen zu ihrem Hauptzuge hat, eine Metamorphose, die einen starken Wechsel in der Lebensweise begleitet. Die bekannteste Metamorphose wird von den Insekten in der verschiedensten Weise illustrirt. Auf der frühen oder Larvenstufe des Schmetterlings sind die Ernährungorgane stark entwickelt, während die Organe der äußeren Beziehung nur wenig entwickelt sind; dann unterziehen sich in einer Ruheperiode die Organe der äußeren Beziehung einer ungeheuren Entwickelung, die die thätigen und vielseitigen Anpassungen des Wesens an die umgebende Welt möglich machen, während das Ernährungsystem sich verhältnißmäßig verkleinert. Andererseits giebt es unter den niederen wirbellosen Thieren eine sehr gewöhnliche Metamorphose von entgegengesetzter Art. In seiner Jugend schwimmt das Wesen fast ohne Ernährungsystem, aber ausgerüstet mit Gliedern und Sinnesorganen, thätig umher, läßt sich dann an einem Orte nieder, wo sich Nahrung ohne Bewegung gewinnen läßt, verliert zum größten Theile seine Organe der äußeren Beziehung, entwickelt sein Eingeweidesystem und nimmt beim Wachsen einen Charakter an, der seinem früheren Charakter ganz unähnlich und fast ausschließlich der Ernährung und der Fortpflanzung seiner Art angepaßt ist.

Wenden wir uns vom individuellen jetzt zu dem sozialen Organismus. Die Parallelen, die sich da bieten, entspringen aus einem sicher gemeinsamen Zuge in beiden Organisationen: beide zeigen eine wechselseitige Abhängigkeit

von Theilen. Das ist der Ursprung aller Organisation und Das bestimmt, welche Aehnlichkeiten es zwischen einem individuellen und einem sozialen Organismus giebt. Natürlich sind die so bestimmten Aehnlichkeiten von überreichlichen Verschiedenheiten begleitet, die durch die Unähnlichkeit der Aggregate bestimmt sind. Ein grundlegender Unterschied ist, daß es in dem individuellen Organismus nur ein für Lust und Schmerz empfängliches Bewußtseinscentrum giebt, dagegen in dem sozialen Organismus so viele solch: Centren wie Individuen, während ihr Aggregat kein Bewußtsein von Lust und Schmerz hat; ein Unterschied, der die zu erreichenden Zwecke gänzlich ändert. Behalten wir diese Einschränkung im Gedächtniß und schauen wir auf die angedeuteten Parallelzüge.

Eine Gesellschaft hat, wie ein Individuum, eine Reihe von Strukturen, mittels deren sie auf ihre Umgebung einwirken kann, Mittel zum Angriff und zur Vertheidigung, Heere, Flotten, Festungen, Garnisonen. Zugleich besitzt eine Gesellschaft eine industrielle Organisation, deren Leistungen das nationale Leben möglich machen. Obgleich diese beiden Organgruppen für äußere und für innere Thätigkeit nicht die selbe Beziehung zu einander haben wie die äußeren und inneren Organe eines Lebewesens (da die industriellen Strukturen in einer Gesellschaft sich selbst mit Rohmaterial versorgen, statt sich von den äußeren Organen damit versorgen zu lassen), so haben sie doch sonst eine ähnliche Beziehung zu einander. Da ist sofort ein Zusammenwirken und ein Gegeneinanderwirken. Durch das Vertheidigungsystem wird das industrielle System in den Stand gesetzt, seine Funktionen ohne Beschädigung durch äußere Feinde zu besorgen; und durch das industrielle System, das es mit Nahrung und Material versorgt, wird das Vertheidigungsystem in den Stand gesetzt, diese Sicherheit aufrecht zu erhalten. Zugleich sind diese beiden Systeme einander insofern entgegengesetzt, als sie beide für ihr Dasein von dem gemeinsamen Produktionvorrath abhängig sind. Ferner theilt sich in dem sozialen wie in dem individuellen Organismus dieses primäre Zusammenwirken und Gegeneinanderwirken in Fälle des sekundären Zusammen- und Gegeneinanderwirkens. Wenn wir die industrielle Organisation betrachten, so sehen wir, daß sich ihr ackerbautreibender und ihr fabrizirender Theil wechselseitig durch den Austausch ihrer Produkte unterstützen und doch in anderer Hinsicht sich gegenüberstehen, da jedes von den Erzeugnissen des anderen so viel nimmt, wie es nur irgend im Austausch für die eigenen Erzeugnisse bekommen kann. Aehnlich steht es in dem der Fabrikation gewidmeten System selbst. Von dem Gesammteinkommen, das sich Manchester für seine Erzeugnisse sichert, nimmt sich Liverpool so viel wie irgend möglich für das Rohmaterial, und Manchester giebt dafür so wenig wie möglich; während beide Städte zugleich in der Ausscheidung der gewebten Stoffe, die die übrige Gesellschaft braucht, zusammenwirken und

von dem übrigen Theil der Gesellschaft gemeinsam die höchste Summe an anderen Gütern sich erwerben. Und so ist es überall in den industriellen Strukturen. Angetrieben durch ihre eigenen Bedürfnisse und die ihrer Kinder, finden Menschen und Genossenschaften von Menschen geschwind jedes ungestillte Bedürfniß ihrer Mitmenschen heraus und stillen es im Austausch für die Stillung ihrer eigenen Bedürfnisse.

Das bringt uns auf die regulativen Strukturen, unter denen diese beiden Systeme zusammenwirkender Theile arbeiten. Wie in dem individuellen Organismus, so stehen die äußeren Theile auch in dem inneren Organismus unter scharfer, centraler Aufsicht. Um sich den wechselnden und unberechenbaren Veränderungen in der Umgebung anzupassen, müssen die äußeren Angriffs- und Vertheidigungorgane scharfen Zusammenwirkens fähig sein; und damit ihre Thätigkeiten sich rasch zusammenfassen lassen, um für jeden Fall gerüstet zu sein, müssen sie einer höchsten ausübenden Gewalt vollständig untergeordnet sein. Heere und Flotten müssen unter despotischem Befehle stehen. Ganz anders verhält es sich mit dem regulativem Apparat, der für das industrielle System nothwendig ist. Dieses, das die Ernährung der Gesellschaft besorgt wie das Eingeweidesystem die Ernährung des Einzelnwesens, besitzt einen regulativen Apparat, der von dem die äußeren Organe regulirenden sehr verschieden ist. Die Bauern lassen sich nicht durch eine Kabinetsordre bestimmen, so und so viel Weizen und so und so viel Gerste zu bauen oder ihren Grund und Boden in richtigem Verhältniß in Ackerland und Weideland einzutheilen. Es bedarf keines Telegrammes aus dem Ministerium des Innern, um die Produktion von Wollstoffen in Leeds zu ändern, so daß sie sich den verfügbaren Vorräthen und der zu erwartenden Wollernte richtig anpaßt. Staffordshire produzirt seine richtige Menge irdener Waare und Sheffield sendet seine Kurzwaare aus, die sich mit reißender Schnelle, ohne einen gesetzgeberischen Ansporn oder Dämpfer, dem Verbrauch anpaßt. Die Antriebe und Dämpfer der Produktion, die Fabrikanten und Fabrikencentren empfangen, sind ganz anderen Ursprungs. Theils werden sie durch direkte Aufträge von den Austheilern, theils durch die indirekten Anzeigen, die die Marktberichte aus dem ganzen Lande abgeben, angeregt, thätig auszuscheiden oder ihre Ausscheiderate zu vermindern. Der regulative Apparat, der diese industriellen Organe im Einklang zusammenwirken läßt, ist in ähnlicher Weise thätig wie der sympathische Nervenapparat bei dem Wirbelthier. Zwischen den großen produzirenden und vertheilenden Mittelpunkten giebt es ein Verkehrssystem, das je nach den wechselnden Umständen anregt oder verlangsamt. Stündlich gehen Mittheilungen zwischen allen Provinzialhauptstädten hin und her und eben so zwischen jeder von ihnen und London; stündlich passen sich Preise an, werden hierhin und dort-

hin Vorräthe bestellt und Kapital von Ort zu Ort gezogen, je nachdem ein größeres oder geringeres Bedürfniß danach vorhanden ist. Das Alles geschieht ohne ministerielle Aufsicht, ohne einen Erlaß von jenen ausübenden Centren, welche die Thätigkeiten der äußeren Organe zusammenfassen. Es giebt jedoch einen allbedeutsamen Einfluß, den diese höheren Centren auf die industriellen Thätigkeiten ausüben, einen einschränkenden Einfluß, der direktes oder indirektes Angreifen verhindert. Die Bedingung, unter der allein diese produzirenden und vertheilenden Prozesse gesund vor sich gehen können, ist, daß, wo es Arbeit und Verbrauch giebt, es auch ein entsprechendes Angebot von Material zum Ersatz dafür gebe. Dies zu sichern, bedeutet nichts Anderes, als die Erfüllung von Kontrakten zu sichern. In der selben Weise, wie ein körperliches Organ, das seine Funktion besorgt, aber nicht entsprechend in Blut bezahlt wird, zurückgehen und eventuell der Organismus als Ganzes leiden muß, so muß ein industrielles Centrum, das sein besonderes Gut fabrizirt und ausgesandt hat, aber dafür nicht entsprechend in anderen Gütern bezahlt wird, in Verfall gerathen. Und wenn wir fragen, was dazu erforderlich ist, um diese örtliche Unternährung und diesen örtlichen Verfall zu verhindern, so finden wir: das Erforderniß ist, daß die Verträge gehalten werden; daß die Güter mit den ausbedungenen Preisen bezahlt werden; daß der Gerechtigkeit gewaltet werde.

Ein weiterer leitender Parallelismus ist noch auszuführen: der zwischen den Metamorphosen, die in beiden Fällen vorkommen. Diese Metamorphosen sind insofern analog, als sie Wechsel in den Verhältnissen der inneren und äußeren Organsysteme sind und als sie unter analogen Bedingungen stattfinden. Als ein Extrem haben wir jenen kleinen und einfachen Gesellschaftstypus, den eine wandernde Horde Wilder darstellt. Er besteht in einer zusammenwirkenden Struktur zur Kriegführung; der industrielle Theil fehlt fast ganz und wird nur von den Frauen dargestellt. Der wandernde Stamm wird zum seßhaften Stamm, eine industrielle Organisation beginnt sich zu zeigen, besonders da, wo durch Eroberung eine Sklavenklasse geschaffen worden ist die zur Arbeit gezwungen werden kann. Die räuberische Struktur herrscht jedoch noch für lange Zeit vor. Wenn man die Sklaven und die Frauen bei Seite läßt, so besteht der ganze politische Körper aus Theilen, die zum Angriff und zur Vertheidigung organisirt sind, und er erreicht diesen Zweck in dem selben Maße, wie die Aufsicht über sie centralisirt wird. Derartige Gemeinschaften, die fortgesetzt ihre Nachbarn unterwerfen und eine ziemlich zusammengesetzte Organisation entwickeln, können jedoch trotzdem ihren vorwiegend räuberischen Typus beibehalten und nur eben so viel industrielle Struktur haben, wie erforderlich ist, um die Angriffs- und Vertheidigungsstrukturen zu ernähren. Dafür hat Sparta ein gutes Beispiel geboten. Die

Kennmale eines solchen sozialen Typus sind die folgenden: jedes Mitglied der herrschenden Klasse ist Soldat; Krieg ist die Lebensbeschäftigung; Jeder ist einer überstrengen Disziplin unterworfen, die ihn für diese Beschäftigung geeignet macht; die centralisirte Autorität regulirt alle sozialen Thätigkeiten bis zu den Einzelnheiten des täglichen Lebens; die Wohlfahrt des Staates gilt Alles und der Einzelne lebt zum Vortheil des Ganzen. So lange die umwohnenden Gesellschaften der Art sind, daß sie die räuberische Organisation nöthig machen und in Uebung erhalten, bleiben diese Züge erhalten. Wenn jedoch, meistens in Folge von Eroberungen und der Bildung großer Aggregate, die räuberische Thätigkeit weniger beharrlich wird und der Krieg aufhört, die Beschäftigung jedes Freien zu sein, so beginnen die industriellen Strukturen vorzuherrschen. Ohne den Uebergang zu verfolgen, will ich nur als genügendes Beispiel für den friedlichen und industriellen Typus die Nordstaaten Amerikas vor dem großen Bürgerkriege nehmen. Hier war die militärische Organisation so gut wie verschwunden. Die seltenen örtlichen Milizversammlungen waren zu Vergnügungsgelegenheiten geworden und alles Kriegerische war in Verachtung gerathen. Die Züge des friedlichen oder industriellen Typus sind die folgenden: die Centralgewalt ist verhältnißmäßig schwach; sie stört die Privathandlungen der Einzelnen kaum jemals; und die Einzelnen sind nicht mehr zum Besten des Staates da, sondern der Staat besteht zum Besten der Einzelnen.

Damit schließe ich diese einigermaßen ausführliche Einleitung und kann mich nun mit der an mich gerichteten Frage beschäftigen. Professor Huxley führt einige Stellen aus meinem Aufsatz über den „Sozialen Organismus“ an, den ich in dem vorausgehenden Abschnitt ergänzt habe, und giebt dann einer beschränkten Zustimmung Ausdruck, die ich im Munde eines so berufenen Richters hoch schätze. Darauf geht er mit charakteristischem Scharfsinn dazu über, Bemerkungen über einen scheinbaren Widerspruch zwischen gewissen in jenem Essay gezogenen Analogien und meiner Lehre von der Pflicht des Staates zu machen. In Beziehung auf eine Stelle, in der ich die Funktion des Einzelnhirnes beschrieben habe als diejenige, „die das Mittel ziehe aus den physischen, geistigen, sittlichen, sozialen Lebensinteressen“ und sie derjenigen des Parlaments verglichen habe, die „das Mittel aus den Interessen der verschiedenen Klassen eines Staates ziehe,“ und dann gesagt habe: „ein gutes Parlament ist das, in dem die Parteien, die den betreffenden Interessen entsprechen, so im Gleichgewicht stehen, daß ihre gemeinsame Gesetzgebung jeder Klasse so viel einräumt, wie mit den Ansprüchen der anderen Klassen vereinbar ist,“ sagt Huxley: „Das ist ganz richtig. Aber wenn die Aehnlichkeiten zwischen dem physischen und dem sozialen Körper nicht nur Das umschließen, was der soziale Körper ist und wie er es geworden ist,

sondern auch Das, was er sein sollte und was er die Tendenz hat zu werden, so fällt meiner Ueberzeugung nach die ganze Wucht des Vergleiches in die Schale, die diejenige mit der negativen Anschauung von den Funktionen des Staates in die Höhe schnellt. Angenommen, im Einklang mit dieser Anschauung behauptete jeder Muskel, das Nervensystem hätte kein Recht, sich in seine Zusammenziehung zu mischen, außer um ihn zu verhindern, die Zusammenziehung eines anderen Muskels zu beeinträchtigen; jede Drüse behauptete, sie habe ein Recht, Ausscheidungen zu machen, so lange diese mit keiner anderen Drüse in Konflikt geriethen; oder jeder Zelle würde freigegeben, ihr eigenes Interesse zu suchen, und das Laissez faire würde der Herr von Allem, — was würde dann aus dem physiologischen Körper werden?"

Die erste Bemerkung, die ich über diese Frage zu machen habe, ist diese: theilte ich die Lehre Proudhons, der sich weislich einen Anarchisten nannte, und verträte ich zugleich mit dieser die vorhin ausgeführte Theorie der sozialen Strukturen und Funktionen, dann würde die Inkonsequenz, welche die Frage andeutet, auf der Hand liegen und die Frage selbst unbeantwortbar sein. Da ich aber keine ähnliche Anschauung wie Proudhon habe, sondern der Meinung bin, daß innerhalb richtiger Grenzen ein Eingriff der Regirung nicht nur berechtigt, sondern sehr nothwendig ist, — so sehe ich nicht ein, was mich eine Frage angeht, die stillschweigend annimmt, ich leugnete diese Berechtigung und Nothwendigkeit. Ich behaupte nicht nur, daß die einschränkende Gewalt des Staates über die Einzelnen, die Körperschaften und die Klassen erforderlich ist, sondern habe behauptet, daß sie viel wirkungvoller ausgeübt und viel weiter ausgedehnt werden müsse als heute.*) Und da die Aufrechterhaltung dieser Aufsicht die Aufrechterhaltung eines Aufsicht habenden Apparates einschließt, so gerathe ich kaum in Verlegenheit, wenn man mich fragt, was geschehen würde, wenn der Aufsichtapparat sich nicht mehr einmischen dürfte. Ferner habe ich über diese allgemeine Seite der Frage hinzuzufügen, daß ich, wenn ich die berathende Versammlung eines Volkes mit dem berathenden Nervencentrum eines Wirbelthieres vergleiche, als das Mittel aus den Interessen der Gesellschaft, beziehentlich des Individuums ziehend, damit die beiden Interessengruppen keineswegs identifiziren will. Denn diese Interessen beziehen sich in einer Gesellschaft, oder mindestens in einer friedlichen Gesellschaft, hauptsächlich auf innere Thätigkeiten, in dem Einzelwesen jedoch hauptsächlich auf äußere Thätigkeiten. Die „Interessen", von denen ich spreche und aus denen der repräsentative Regirungskörper das Mittel zieht, sind die in Widerstreit befindlichen Interessen verschiedener Klassen und verschiedener Individuen, in Widerstreit stehende

*) In meiner Sozialen Statik. Kap. XXI, Die Pflicht des Staates.

Interessen, aus denen das Mittel zu ziehen nichts Anderes heißt als das Verhindern von Angriffen und die Verwaltung der Gerechtigkeit.

Von dieser allgemeinen Seite der Frage, die mich nicht angeht, gehe ich zu einer spezielleren Seite über, die mich angeht. Ich theile die Thätigkeiten der regirenden Strukturen, im individuellen Körper wie im politischen Körper, in positiv regulative und negativ regulative oder in solche, die anreizen und lenken, als unterschieden von denen, die einfach hemmen, und ich kann wohl sagen: wenn sich die Frage erhebt, was geschehen wird, wenn der Aufsichtapparat nicht in Thätigkeit ist, so sind die Antworten ganz verschieden, je nachdem man sich auf das eine Organsystem bezieht oder auf das andere. Wenn in dem individuellen Körper jeder Muskel von den berathenden und ausübenden Centren unabhängig wäre, so würde die vollständigste Unfähigkeit entstehen: bei dem Fehlen der Muskelbeiordnung gäbe es keine Möglichkeit, zu stehen, und noch weniger, auf die Dinge der Umgebung einzuwirken, und der Körper wäre die Beute des ersten besten Feindes. Um die Thätigkeiten der äußeren Organe richtig zusammenzuordnen, müssen die großen Nervencentren Funktionen besorgen, die sowohl positiv wie negativ regulativ sind, — müssen sie sowohl Thätigkeit befehlen wie Thätigkeit hemmen. Aehnlich steht es mit den äußeren Organen eines politischen Körpers. Wenn die Angriffs- und Vertheidigungstrukturen von der Centralgewalt sich nicht despotisch beherrschen lassen, kann es hier die richtigen Kombinationen und Anpassungen, die nöthig sind, um den wechselnden Thätigkeiten äußerer Feinde zu begegnen, nicht geben. Wenn wir jedoch die andere Frage stellen, was geschehen würde, wenn die inneren Organe (die industriellen und Handelsstrukturen in dem einen, und die ernährenden und vertheilenden in dem anderen Falle) aufsichtlos wären, so lautet die Antwort ganz anders. Ich lasse die Athmungorgane und ein paar kleinere untergeordnete Organe, für die der soziale Organismus nichts Entsprechendes besitzt, bei Seite und beschränke mich auf die aufsaugenden, zubereitenden und vertheilenden Strukturen, die sich in beiden finden. Man kann wohl mit Recht behaupten, daß sie in keinem der beiden Fälle die positiv regulative Aufsicht der großen Regirungcentren brauchen, sondern einzig die negativ regulative. Sehen wir uns die Thatsachen an.

Verdauung und Cirkulation gehen bei Irren und Blödsinnigen sehr gut von Statten, obwohl bei ihnen die höheren Nervencentren entweder in Unordnung sind oder theilweise fehlen. Die Lebensfunktionen gehen während des Schlafes richtig vor sich, freilich weniger lebendig, als wenn das Gehirn bei der Arbeit ist. In der frühen Kindheit, wenn das Hirnrückenmarksystem noch fast nichts zu thun vermag und nicht einmal so einfache Handlungen verrichten kann, wie den Schließmuskeln zu befehlen, sind die Funktionen der

Eingeweide thätig und regelmäßig. Und auch bei dem Erwachsenen hindert die Hemmung der Gehirnthätigkeit, die Bewußtlosigkeit oder endlich jene ausgedehnte Lähmung des Rückenmarksystems, die alle Glieder unbewegbar macht, diese Funktionen nicht, noch eine beträchtliche Zeit lang sich fortzusetzen: obgleich sie bei dem Fehlen der Forderung, die ein thätiges System von äußeren Organen an sie stellt, nothwendig zu erschlaffen beginnen. Diese inneren Organe stehen sogar so wenig unter der positiv regulativen Aufsicht der großen Nervencentren, daß ihre Unabhängigkeit oft sehr unbequem ist. Kein in das Innere entsandter Erlaß hält einen Anfall von Diarrhöe auf, und wenn eine unverdauliche Mahlzeit nachts den Blutkreislauf anregt und den Schlaf verhindert, läßt kein Befehl des Gehirnes das Herz ruhiger schlagen. Sicher werden diese Lebensprozesse von dem Gehirnrückenmarksystem in wichtiger Weise sowohl durch allgemeine Anregung wie durch allgemeine Hemmung beeinflußt; aber es ist wohl nicht in Zweifel zu ziehen, daß sie in der Hauptsache unabhängig sind. Die Thatsachen, daß die peristaltische Bewegung der Eingeweide sich fortsetzen kann, wenn ihre Nervenverbindungen durchschnitten sind, und daß das Herz (mindestens bei kaltblütigen Wirbelthieren) noch einige Zeit fortschlägt, nachdem es vom Körper abgetrennt ist, zeigen deutlich, daß die unwillkürlichen Thätigkeiten dieser Lebensorgane die Bedürfnisse des Körpers im Ganzen ohne Anweisung von seinen höheren Regirungcentren besorgen. Und Das wird sogar noch deutlicher, wenn es eine Thatsache ist, daß, wie Schmulewitsch, der unter Ludwigs Leitung experimentirte, annahm, unter richtig angepaßten Bedingungen sich die Gallenausscheidung noch einige Zeit fortsetzen läßt, wenn man durch die ausgeschnittene Leber eines frisch geschlachteten Kaninchens Blut kreisen läßt. Hier ist eine wohl keineswegs ungenügende Antwort selbst auf den peinlichen Theil der Frage: „angenommen, jede Zelle würde freigegeben, ihr eigenes Interesse zu suchen, und das Laissez faire würde der Herr von Allem, — was würde dann aus dem physiologischen Körper werden?“ Wenn wir die Ausdehnung dieser Frage in der vorhin angegebenen Weise auf die Organe und Organtheile einschränken, die die Lebensthätigkeiten besorgen, so scheint mir die Ansicht sich recht gut stützen zu lassen, daß, wenn sie ihren speziellen „Interessen“ folgen (die sich hier auf Wachsthum und Vermehrung beschränken), die allgemeine Wohlfahrt sich ganz leidlich sichern läßt. Hunters Versuche an einem Hochflieger und einer Seemöve haben nachgewiesen, daß ein Theil des Ernährungskanals, der härtere Nahrung, als das Wesen von Natur genießt, zu zerreiben hat, eine dickere und härtere Verkleidung bekommt. Wenn eine Verengerung der Eingeweide das Fortrücken ihres Inhaltes verhindert, so verdicken sich die Muskelränder der Eingeweide darüber und treiben den Inhalt mit größerer Gewalt vorwärts. Wenn irgendwo auf der Bahn des Blutumlaufes sich ein ernster Widerstand gegen den Blutlauf einstellt, so führt Das gewöhnlich zu einer Hypertrophie

des Herzens oder einer Verdickung seiner Muskelwände, die ihm größere Kraft zum Vorwärtstreiben des Blutes giebt. Eben so verdickt sich und verstärkt sich die Gallenblase, wenn der Abzug, durch den sie ihren Inhalt ausscheidet, sich verstopft. Diese Veränderungen gehen ohne irgend welche Weisung aus dem Gehirn vor sich, ohne das Bewußtsein, daß sie vor sich gehen. Sie entstehen durch das Wachsthum, die Vermehrung oder Anpassung von örtlichen Einheiten, seien es nun Zellen oder Fasern, und diese Veränderungen sind die Ergebnisse vermehrter oder verminderter Thätigkeit, die auf sie ausgeübt wird. Das einzige Erforderniß für diese unwillkürliche Anpassung-Veränderung ist, daß diese örtlichen Einheiten in dem Maße, wie sie eine vermehrte Funktion besorgen, mit vermehrtem Blute versorgt werden; Das entspricht der Wahrnehmung, daß durch das Walten der Gerechtigkeit in einer Gesellschaft mehr Arbeit auch mehr Lohn trägt. Wenn jedoch ein direkter Beweis dafür verlangt werden sollte, daß ein Organsystem durch unbeaufsichtigtes Geschehenlassen der verschiedenen unabhängigen Thätigkeiten der Organe die Wohlfahrt des Aggregates, das sie bilden, sicher stellen kann, so haben wir ihn in der ausgedehnten Klasse von Wesen, die überhaupt kein Nervensystem besitzen und von denen trotzdem manche beträchtliche Grade von Thätigkeit zeigen. Die organischen Hydrozoen geben gute Beispiele dafür ab. Trotz „der Vielfältigkeit und Zusammengesetztheit der Organe, die manche von ihnen besitzen,“ haben diese Wesen keine Nervencentren und keinen regulativen Apparat, durch den die Thätigkeiten ihrer Organe einander beigeordnet würden. Eine höhere Art von ihnen ist aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt, die als Könosark, Polypiten, Tentakeln, Hydrokysten, Nektokalyken, Genokalyken u. s. w. unterschieden werden, und jeder dieser verschiedenen Theile ist wieder aus vielen, theilweise unabhängigen Einheiten, Fadenzellen, Wimperzellen, Zusammenziehung-Fasern u. s. w. zusammengesetzt, so daß der ganze Organismus eine Gruppe verschiedenartiger Gruppen bildet, von denen wieder jede mehr oder weniger aus verschiedenartigen Theilen besteht. Bei dem Fehlen eines Nervensystems muß die Anordnung mit Nothwendigkeit eine derartige sein, daß diese verschiedenen Einheiten und verschiedenen Gruppen von Einheiten, die jede für sich ihr Individualleben ohne positive Weisungen von den übrigen suchen, trotzdem kraft ihres Baues und der verschiedenen Stellungen, in die sie hineingewachsen sind, zur wechselseitigen Erhaltung und zu der Erhaltung des Ganzen zusammenwirken. Wenn Das bei einer Organgruppe möglich ist, die nicht durch Nerven verbunden ist, kann es um so mehr bei einer Organgruppe wiederkehren, die gleich den Eingeweiden eines höheren Thieres eine spezielle Gruppe von Nervenverbindungen besitzt, um sich gegenseitig zum Zusammenwirken anzuregen.

London. Herbert Spencer.

Das Traumorakel.

Von einem wiener Katheder herab konnte man vor einiger Zeit das große Wort hören: „Ich glaube an die hypnotische Suggestion nicht, als bis ich einen Fall davon gesehen habe, und ich werde einen solchen Fall niemals zu Gesicht bekommen, da ich mir dergleichen Experimente niemals ansehe." Der Gelehrte, der diese Worte sprach, stand dabei unter dem Einfluß der allerstärksten Suggestion, nämlich jener Autosuggestion, die man Vorurtheil nennt. Die Wissenschaft hat übrigens nicht Zeit, auf solche Nachzügler zu warten, und da allerorten die Forschungen über die hypnotische Suggestion weiter gehen, wird es immer deutlicher, daß wir bald im Besitz einer Experimentalpsychologie sein werden. Diese wird aber neben ihren positiven Leistungen auch noch das Verdienst haben, daß die verfehlten Richtungen dieser Art als entbehrlich aufgegeben werden, nämlich die niederträchtige Vivisektion und die Versuche an lebenden Menschen, die nach dem Zugeständniß von Aerzten selbst sich bereits in die Kliniken eingeschlichen haben.*) Was ich nun hier zeigen möchte, ist, daß wir sogar im Begriffe sind, eine transscendentale Experimentalpsychologie zu erhalten, die uns den willkürlichen Gebrauch derjenigen Fähigkeiten lehren wird, die im Normalzustand des Menschen latent bleiben und nicht blos seiner Willkür, sondern sogar seinem Bewußtsein entzogen sind. Wenn wir bedenken, daß es sich in der transscendentalen Psychologie um jene merkwürdigen Fähigkeiten handelt, die bei natürlichen und magnetischen Somnambulen, bei Nachtwandlern und Ekstatikern jeder Art, beobachtet werden, so wird Manchem der Gedanke paradox erscheinen, daß daraus eine Experimentalwissenschaft entstehen könnte; aber im Grunde genommen hat schon der ganze moderne Hypnotismus den Beweis dafür, wenigstens in der einen Richtung, geliefert: in der ärztlichen Anwendung der hypnotischen Suggestion werden die Kräfte willkürlich in Bewegung gesetzt, die dem organischen Lebensprozeß vorstehen, Kräfte also, die uns unbewußt und die unserer Willkür entzogen sind. Daraus allein schon dürfte hervorgehen, daß auch andere Kräfte, denen diese Merkmale anhaften, durch die hypnotische Suggestion ausgelöst und beherrscht werden können. Die Existenz solcher Kräfte kann aber nicht bezweifelt werden, denn sie kommen in natürlichen Mustern sehr häufig vor. Es handelt sich also nur darum, durch die Kunst nachzuahmen, was die Natur oft von selbst thut.

Was ist Suggestion? Ein auf eine abgewischte, leere Tafel geschriebenes Wort; ein Gedanke, der einem im Uebrigen paralysirten Gehirn eingepflanzt wird; diese Paralyse wird durch den hypnotischen Schlaf herbeigeführt.

*) Dr. Großmann: Die Bedeutung der hypnotischen Suggestion als Heilmittel. 78—79. — Dr. Koch: Aerztliche Versuche an lebenden Menschen.

Wenn ich irgend eine Naturkraft eindämme, dann aber ihr ein Ventil öffne, so wird sich gegen diesen Punkt die ganze Kraft konzentriren und dort weit größere Wirkungen erzielen, als erzielt werden könnten, so lange sie, nach verschiedenen Richtungen sich ausbreitend, mehrfache Leistungen zu vollziehen hat. Als Beispiel kann jede Spritze dienen, die dem zusammengepreßten Wasser nur einen Ausweg läßt, aus dem es mit großer Gewalt hervorschießt. Wenn ich nun einem paralysirten Gehirn eine Suggestion gebe, so werden alle seelischen Kräfte des Menschen auf diese eine eingepflanzte Vorstellung sich konzentriren. Diese Vorstellung wird eine dominirende schon darum sein, weil sie isolirt besteht und weil die im normalen psychischen Leben nach allen möglichen Richtungen differenzirten Kräfte nun zusammengefaßt nach einem einzigen Punkt ausstrahlen. Das Wesentliche dieses Vorganges zeigt sich schon im normalen Leben im Prozeß der Aufmerksamkeit. Die Aufmerksamkeit besteht darin, daß wir aus verschiedenen inneren oder äußeren Reizen, die an unser Bewußtsein herantreten, einen einzelnen herausheben, die anderen unterdrücken. Durch die Aufmerksamkeit geben wir uns also willkürlich eine Autosuggestion. Alle geistige Thätigkeit ist verbunden mit Nervenkraft in den Zellen der grauen Gehirnsubstanz, und nach dem Gesetz von der Aequivalenz der Kräfte ist die Ausgabe von Nervenkraft proportional der Intensität der geistigen Thätigkeit. Wenn ich nun ein Gehirn künstlich einschläfere, wird diese Proportionalität momentan gestört. Es wird nervöse Ueberproduktion eintreten, und wenn ich dann vermöge der Suggestion ein geistiges Ventil öffne, wird eine Akkumulation der Nervenkraft nach diesem Punkt eintreten; eine funktionelle Steigerung, eine Hyperaktivität nach der vom Wegweiser der Suggestion bezeichneten Richtung. Wenn ich kein Ventil öffne, keine Suggestion gebe, so wird die überschüssige Kraft in der organischen Sphäre Hyperaktivität erzeugen, indem z. B. die erhöhte neuromuskuläre Reizbarkeit der lethargischen Zustände eintritt oder auch die erhöhte Heilkraft des hypnotischen Schlafes dem ganzen Organismus zu Gute kommt. Ich kann aber diese Heilkraft auch nach einem bestimmten Punkt der organischen Sphäre hinleiten, — und Das geschieht bei der medizinischen Suggestion. Sie giebt der vis medicatrix des Organismus eine bestimmte Richtung.

Die normale geistige Arbeit gelingt um so besser, je mehr wir unsere Aufmerksamkeit darauf konzentriren. Die höchste Leistung tritt ein, wenn wir die höchste Klarheit für die zu lösende Aufgabe haben, aber uns und die Außenwelt darüber vergessen. Dies findet bei der genialen Produktion statt. Ein anderes natürliches Muster dieser Art finden wir beim Nachtwandler, oder vielmehr beim Traumarbeiter. Die beiden charakteristischen Merkmale sind hier vereinigt: sein Bewußtsein ist konzentrirt auf die zu lösende Aufgabe, im Uebrigen schläft er; aber der Impuls seiner isolirten Vorstellung ist so

stark, daß er auf die motorischen Nerven übergreift; er steht auf und geht an die Arbeit. Es sind schon alle möglichen Arten von geistiger Thätigkeit von Nachtwandlern vollzogen worden, die meistens im Wachen vergeblich sich abgemüht hatten und eben darum in den Schlaf den Impuls hinübernahmen, die Aufgabe zu Ende zu führen. Ich habe anderwärts eine ganze Reihe von Beispielen angeführt, in denen eine mehr oder minder beträchtliche Steigerung der normalen geistigen Fähigkeiten eintrat.*) Der Mensch im Zustand der Aufmerksamkeit, das Genie und der Traumarbeiter sind also wach in Bezug auf eine vereinzelte Vorstellung, schlafend in jeder anderen Hinsicht. Sie sind im Zustand des Monoideismus, und dieser erlaubt ihnen, ihre ganzen Fähigkeiten auf die eine ihnen vorschwebende Aufgabe zu verwenden. Dieser monoideistische Zustand aber läßt sich auch künstlich erzeugen durch Einschläferung mit nachfolgender Suggestion. Die höchste Leistung, die höchste Anspannung der geistigen Kräfte müßte aber dann eintreten, wenn die dominirende Vorstellung den größten Gefühlswerth hätte, mit der größten Willenserregung verbunden wäre.

Was würde nun aber eintreten, wenn die Ursache die höchste Verstärkung erreichen würde, d. h. wenn der Gefühlswerth der dominirenden Vorstellung außerordentlich, wenn der Monoideismus ganz zugespitzt und die Unbewußtheit in jeder anderen Hinsicht vollständig wäre? Hier müßte offenbar eine entsprechende Verstärkung in der Wirkung eintreten. Wie nun aber, wenn eine Aufgabe vorliegt, der selbst die gesteigerten normalen Fähigkeiten nicht gewachsen sind; wenn ein Willenstrieb vorhanden ist, den die normalen Fähigkeiten überhaupt nicht befriedigen können?

Wenn eine Verstärkung in der Wirkung über die von den normalen, selbst gesteigerten Fähigkeiten gezogene Grenze hinaus überhaupt möglich ist, so kann diese nur in analoger Weise eintreten wie in der unorganischen Natur, wo bei fortgesetzter Verstärkung der Ursache, wenn ein bestimmter Grenzpunkt erreicht ist, Wirkungen eintreten, die sich von den bisherigen toto genere unterscheiden. Man kann Gase komprimiren, aber nur bis zu einer bestimmten Grenze. Eine Verstärkung der Ursache über diese Grenze hinaus verwandelt die Gase in Flüssigkeiten, d. h. es wird eine bis dahin latent gebliebene transscendentale Fähigkeit der Gase ausgelöst.

Bei der höchsten Steigerung des monoideistischen Zustandes über die Leistungfähigkeit der normalen Kräfte hinaus müßten Erscheinungen ganz neuer Art eintreten, es müßten diejenigen transscendentalen Fähigkeiten ausgelöst werden, die nur von der höchsten Anspannung geweckt werden. Daß nun im Menschen solche latenten Kräfte liegen, die nur heraustreten, wenn

*) du Prel: Die Entdeckung der Seele. I. 87—106.

der Weckruf laut genug ist, können wir nicht bezweifeln, denn sie kommen in der Erfahrung vor, also in natürlichen Mustern, bei den Somnambulen. Bezweifelt werden sie nur darum, weil sie bisher dem Experiment nicht zugänglich waren, das Kommandowort nicht gefunden, das natürliche Muster aber ziemlich selten ist. Nur für die organische Sphäre ist seit Kurzem dieser Weckruf gefunden: die medizinische Suggestion; aber schon die Existenz natürlicher Muster in der geistigen Sphäre beweist, daß wir auch hier noch den Weckruf finden müssen. Im Allgemeinen ist der Weg dazu bereits angegeben: der Monoideismus. Der monoideistisch zugespitzte Schläfer, nur von dem einen Drang beseelt, entweder einen Aufschluß zu erhalten oder mit einem anderen entfernten Wesen in Verbindung zu treten, wird fernsehend oder fernwirkend werden. Dies ist der Prozeß bei allen natürlichen Mustern; und wie es in der unorganischen Natur heißt „Corpora non agunt nisi soluta“, so muß auch im psychischen Leben der Agent von einem dominirenden Wunsche durchglüht sein, wenn er zu transscendentaler Wirkungweise gelangen will. Danach gestaltet sich nun aber auch das Rezept für die praktische Magie, d. h. für die bewußte Anwendung transscendentaler Kräfte. Wenn Du ein Magier werden willst, so monoideisire Dich oder lasse Dich monoideisiren. Das Erste leistet die Autosuggestion, das Zweite die Fremdsuggestion.

Im Wachen kann dieser Monoideismus nicht wohl spontan eintreten; wir haben nur die Aufmerksamkeit, um aus den zahlreichen Bestandtheilen unseres geistigen Lebens, Eindrücken und Erinnerungen, einen bestimmten herauszugreifen und in Beleuchtung zu versetzen, und auch dann ist die nöthige Unbewußtheit für alle übrigen Eindrücke nicht leicht herzustellen. Verbinden wir aber den Monoideismus mit dem natürlichen oder künstlichen Schlaf, geht die Sonne des Bewußtseins unter und ergießt sich Dunkelheit über Alles mit Ausnahme der dominirenden Idee, so wird diese damit eine Beleuchtung erhalten wie ein Fixstern, der nach Sonnenuntergang aufleuchtet. Darum ist a priori zu erwarten, und die Erfahrung bestätigt es auch, daß magische Operationen der menschlichen Psyche viel leichter im Schlaf als im Wachen eintreten, daß z. B. Ferngesichte im Wachen viel seltener sind als im Traum und daß überhaupt alle magischen Fähigkeiten im Wachen nur ausnahmweise und abgeschwächt auftreten. Das bestätigt auch der moderne Hypnotismus innerhalb der organischen Sphäre. Die Suggestion im Wachen genügt, um geringe physiologische Veränderungen zu erzielen, daher sie auch als Einschläferungmittel benutzt wird; um aber eingreifende organische Veränderungen zu erzielen, wird die Suggestion im Schlaf gegeben. Für die praktische Magie ist nun aber die Schwierigkeit die, daß mit dem beginnenden Eintritt des natürlichen Schlafes unsere Aufmerksamkeit und unser Gefühlsleben zurücktritt und dann geradezu eine geistige Zerfahrenheit eintritt, die

das Gegentheil von Monoideismus ist. Schon die Ermüdunggefühle, die den Schlaf vorbereiten, lassen die Aufmerksamkeit erlahmen und die Dämmerung, womit sich unser Bewußtsein überzieht, ergreift schließlich auch unsere tiefen Gefühle und unseren monoideistischen Geisteszustand. Die Tafel des Bewußtseins wird abgewischt, und wenn dann die Augen zufallen, ist sie leer. Dies ist der Grund, warum gerade unsere ersten Traumbilder nicht an das Tagesleben anknüpfen, sondern wir sogleich in eine fremde Traumwelt versetzt werden.

Wie läßt sich nun diese Schwierigkeit überwinden? wie können wir einen Monoideismus in den Traum hinübernehmen? Ganz unmöglich kann es nicht sein; Das lehrt das natürliche Muster der Nachtarbeitens. In den meisten Fällen sind es Leute, denen sehr viel an einer Arbeit gelegen ist, die sich ihr bis zur Ermüdung hingeben oder gar entmuthigt sich niederlegen, weil sie die Lösung nicht finden konnten. Diese werden noch monoideistisch vom Schlaf überrascht; die letzte Vorstellung des Wachens wird dann die erste des Traumes sein, sie hat ihren Gefühlswerth beibehalten, und daher wird die Arbeit unter erhöhtem Monoideismus fortgesetzt. Und nun kann Zweierlei geschehen: entweder geschieht diese Arbeit blos ideell, und dann ist sie meistens verloren, weil wir keine Erinnerung daran bewahren; oder bei größerem Erregungzustand, der die motorischen Nerven ergreift, steht die Person nachtwandlerisch auf und vollendet die Arbeit in Wirklichkeit, auf dem Papier des Schreibtisches, an der Staffelei oder sonstwie. In diesem Falle allein hinterläßt die Traumarbeit eine objektive Wirkung, die der Arbeiter morgens zu seiner Verwunderung und oft Bewunderung vorfindet. Bei der nur ideellen Traumarbeit kommt es auch vor, daß die Traumphantasie die Gedanken des Träumers dramatisirt, wie sie ja auch seine inneren Leibesempfindungen zu Leibreizträumen umgestaltet. In diesem Fall wird das eigene Besinnen des Traumarbeiters in eine Belehrung aus fremdem Munde verwandelt. Da nun die blos ideelle Arbeit offenbar leichter eintritt als die mit Nachtwandeln verbundene, so liegt die größere Häufigkeit von Berichten der letzten Art nur an dem Umstand, daß das Resultat der Arbeit objektiv vorliegt, während die blos ideelle Arbeit keine Spur hinterläßt. Berichte der letzten Art, wobei ausnahmweise die Erinnerung bewahrt bleibt, sind darum um so werthvoller. Ich will daher einen solchen anführen. Vor etwa einem Jahre erhielt ich einen Brief eines Ingenieurs, der mir schrieb:

„Ich hielt mich damals zu Hause, bei den Eltern, auf und beschäftigte mich mit der Konstruktion einer hydraulischen Kraftanlage. Die Sache war für mich äußerst schwierig, da ich eine solche oder auch nur ähnliche Anlage nie gesehen hatte. Trotz einigen Wochen angestrengter Thätigkeit kam ich nicht von der Stelle. Da träumte mir in einer Nacht, ein (verstorbener) Verwandter von mir forderte mich auf, ihn auf einem Spazirgang zu begleiten. Ich that es und nun zeigte er mir eine Musteranlage bis in die kleinsten Details, sowohl

auf Zeichnung als auch in einer reizenden Gegend praktisch ausgeführt. Als ich morgens erwachte, stand das Bild noch so lebendig vor meinen Augen, daß ich zwei Geschwistern den Traum erzählte und mich dann sofort an die Arbeit begab und aus dem Gedächtniß die ganze Sache entwarf."

Dieser Umstand nun, daß monoideistische Zustände, wenn sie in den Schlaf hinübergenommen werden, sich traumhaft ausleben, könnte für eine Experimentalpsychologie in verschiedener Richtung verwerthet werden; es ist aber bisher nur innerhalb der organischen Sphäre geschehen. Professor Pitres berichtet: „Luise G. litt an verschiedenen kleinen Gebrechen: präkordiale Schmerzen, Schmerzen im Kehlkopf, heftiges Kopfweh. Palpitationen und Schmerzen im Knie. Wiederholte Versuche, sie durch Suggestion, sei es im Wachen oder in der Hypnose, zu heilen, waren erfolglos. Es wurde nun versucht, an Stelle der Fremdsuggestion die Autosuggestion im natürlichen Schlaf zu setzen. Sie erhielt den Befehl: ‚Sie werden in dieser Nacht träumen, daß Herr Venot mit einem Fläschchen kostbarer Salbe zu Ihnen kommen wird; er wird Ihnen die Brust einreiben und Ihre präkordialen Schmerzen werden sogleich verschwinden.‘ Am anderen Tag war sie in der That davon befreit. In der nächsten Nacht kam in ihrem Traum in der selben Weise Herr Bernhard, pinselte ihr den Kehlkopf ein und auch diese Schmerzen wurden so beseitigt." Wieder in der selben Weise beseitigte Herr Venot die Knieschmerzen und Pitres selbst die Palpitationen.[1]) Dieses Beispiel beweist, daß die Autosuggestion im Traum — mag sie auch vorher im Wachen fremdsuggestiv erweckt worden sein — wirksamer sein kann als die Fremdsuggestion im hypnotischen Schlaf, und Das ist nicht zu verwundern, weil die dramatische und anschauliche Form auf die Phantasie des Träumers nothwendig stärker einwirken muß als der abstrakte Monoideismus, den die Fremdsuggestion erzeugen kann. Liébault sagt von den Hypnotisirten im Allgemeinen, daß der Befehl eines bestimmten Traumes für die folgende Nacht genügt, den Traum auch wirklich eintreten zu lassen.[2]) Wir sollten daher den von Pitres berichteten Fall nicht als bloßes Kuriosum ansehen, sondern die Macht der Seele über den Körper in dieser Traumform allgemeiner ausnützen. Aber auch der Arzt könnte die von ihm selbst in den Traum hinübergenommene Autosuggestion zum Vortheil seiner Patienten verwerthen, indem er seinen monoideistischen Zustand zur Erwägung des Falles benützt. Ich weiß dafür allerdings nur ein einziges Beispiel anzuführen, wobei der Entdecker dieses Verfahrens, weil ihm die begriffliche Einsicht in den psychologischen Mechanismus fehlt, offenbar nur durch wiederholte Erfahrung auf die Sache gekommen sein kann. Magnenus nämlich in seiner Schrift über den Tabak sagt, daß, wenn er schlafen ging und seine Gedanken

---

[1]) Revue de l'hypnotisme. IX. 166—169. — [2]) Ebendort VIII. 51.

auf eine kranke Person richtete, ihm im Traume Heilmittel vorgestellt wurden, die er für unvergleichlich hielt, wenn er sie morgens nach dem Erwachen erwog und die er mit größtem Nutzen anwendete.*) Es scheint durchaus nicht unglaublich, daß eine monoideistisch aufgestellte Diagnose und Therapie Besseres leistet als die Vorschriften eines Arztes, dem Dutzende von Krankheitfällen im Kopfe schwirren, daher er keinem einzigen sein ganzes Besinnen zu widmen vermag. Aber dieses Hilfsmittel, die monoideistische Gestaltung des Traumes scheint, wie gesagt, sogar zur Erweckung solcher Fähigkeiten geeignet zu sein, über die wir im Wachen durchaus nicht disponiren und die der transscendentalen Psychologie angehören. Damit ständen wir aber vor der praktischen Magie; denn die willkürliche Verwerthung der abnormen Seelenkräfte ist der Gegenstand der Magie. Zunächst müssen wir uns auch hier an die natürlichen Muster halten, weil wir nur an der Hand der Natur die ersten Schritte in dieses unsichere Gebiet machen können. Wenn wir im Besitze magischer Fähigkeiten sind, die sich aus unserer leiblichen Organisation nicht erklären, so erfordern sie einen eigenen Träger, ein transscendentales Subjekt, und daß unser sinnliches Bewußtsein von einem solchen nichts weiß, ist nicht nur nicht wunderbar, sondern sogar nothwendig; denn unsere Sinne, wie sie die Vermittler unserer Erkenntniß sind, sind eben so gewiß deren Schranken. Aber daß aus unserem transscendentalen Besitz Bestandtheile in unser sinnliches Bewußtsein gelangen können, erklärt sich schon daraus, daß wir ja nur die Erscheinungform unseres transscendentalen Wesens sind, wenn auch nicht seine ganze Erscheinung; die Scheidewand, die Beide trennt, ist nur von den Schranken des Bewußtseins gezogen, aber nicht objektiv vorhanden; es ist also wohl denkbar, daß unter dem Einfluß starker Erregungursachen diese Schranke gelockert wird und diese psychische Erwärmung das Selbe leistet, was die physikalische Erwärmung bei leblosen Stoffen vollbringt: die Erweckung transscendentaler Eigenschaften.

Dr. Rumbaum hatte einen Traum dieser Art, der sich den eben erwähnten des Magnenus anreiht; denn dieser erfuhr nur die Steigerung normaler Fähigkeiten, bei Rumbaum dagegen wurde eine transscendentale Fähigkeit ausgelöst. Die Worte in Sperrdruck werden dem Leser deutlich verrathen, daß dieser Traum in die von mir beschriebene Kategorie gehört. Sie haben alle dieses gleiche Merkmal, aus welchem für den Kenner die Echtheit des Berichtes hervorgeht. Rumbaum hatte einen ihm sehr lieben Patienten, dem er in keiner Weise zu helfen wußte. Er verzweifelte an dessen Wiederherstellung und schlief darüber bekümmert ein. Im Traum las er ein Buch, und auf einer bestimmten Seite fand er da ausführlich beschrieben, wie solche Fälle zu behandeln seien.

*) Magnenus: De Tabaco. C. VI. § 6.

Er wendete nun dieses Verfahren an und heilte seinen Patienten. Einige Jahre später erst erschien ein Buch, worin diese Methode angegeben war, und zwar auf der im Traum gesehenen Druckseite. Dieser Traum erregte seinerzeit das größte Aufsehen[1]), aber die Zeitgenossen, die ihn erwähnen, hielten ihn kurzweg für übernatürlich, und es gerieth Keiner auf die Idee, daß dieses natürliche Muster einer monoideistischen Erweckung einer transscendentalen Fähigkeit auch künstlich versucht werden könnte. Auch in dem Falle des Trithemius ist dieser monoideistische Hebel deutlich erkennbar, was ich wieder durch die gesperrten Worte andeute. Als er seine Steganographia verfaßte, die ihn in den Ruf eines Zauberers brachte, schrieb er darüber an Arnold Bost:

„Uebrigens habe ich Das nicht von einem Menschen gelernt, sondern durch irgend eine, ich weiß selbst nicht welche, Offenbarung. Denn als ich mich in diesem Jahre (1499) am Meisten mit diesen Dingen beschäftigte und schon daran als Unmöglichkeiten verzweifelte, erschien mir nachts, als ich vom Nachdenken hierüber ermattet eingeschlafen war, Jemand, der zu mir sprach: Trithemius, was Du im Kopf hast, sind nicht eitle Sachen, wenngleich sie Dir unmöglich sind, und weder Du, noch ein Anderer mit Dir, sie erfinden kannst. Und ich sprach zu ihm: Wenn sie also möglich sind, so sage es mir, ich beschwöre Dich, wie. Und er öffnete hierauf seinen Mund, und lehrte mich alles Einzelne der Ordnung nach und zeigte mir, wie leicht Das geschehen könne, worüber ich viele Tage vergebens nachgedacht hatte. Bei Gott: ich sage die Wahrheit und lüge nicht.“[2])

Schon in seiner Jugend hatte Trithemius einen ähnlichen Traum. Sein Stiefvater ließ ihn in Unwissenheit aufwachsen, wiewohl Trithemius einen unauslöschlichen Durst nach Wissenschaft in sich fühlte. Ein ganzes Jahr lang hatte er unter fortwährendem Fasten und Beten seine Herzensangelegenheit Gott vorgetragen, als er endlich in seinem fünfzehnten Jahre durch ein Traumgesicht — er nennt es eine himmlische Erscheinung — getröstet wurde. Er sah nämlich nachts im Schlafe einen glänzend gekleideten Jüngling mit zwei Tafeln in der Hand, davon eine mit Buchstaben beschrieben, die andere mit Bildern bemalt war. Dieser sprach zu ihm: Wähle von den beiden Tafeln, welche Du willst. Und wiewohl Trithemius damals von der Schrift noch nicht die geringste Kenntniß hatte, so wählte er doch sogleich die beschriebene Tafel; denn diese Kenntniß war ja der einzige Wunsch seines Herzens, der einzige Gedanke, der seinen Geist Tag und Nacht beschäftigte. Hierauf sprach der Jüngling zu ihm: Siehe, Gott hat dein Gebet erhört und Dir gegeben, was Du begehrt hast, und zwar mehr, als Du begehren konntest.[3]) Hier verhüllt nun die Dramatik und Symbolik einiger-

[1]) du Prel: Philosophie der Mystik. 233. — [2]) Silbernagel: Johannes Trithemius. 98. Trithemius: Polygraphia. Expositio Adolphi a Glauburg. Kiesewetter: Faust. 357. — [3]) Silbernagel: Trithemius. 2.

maßen das zusammengezogene Ferngesicht: aber es finden sich in der darauf bezüglichen Literatur sehr viele detaillirte Ferngesichte dieser Art. Wer sich die Beispiele ansieht, die ich zusammengestellt habe[1]), wird immer den wesentlich gleichen Vorgang erkennen, daß Jemand, von tiefem Kummer gebeugt oder sonstwie stark erregt, seine Autosuggestion in den Schlaf hinübernimmt, die ein diesen Kummer beseitigendes Ferngesicht auslöst. Nork erzählt: Eine Kaufmannsfrau in Paris verlor auf dem Weg nach Hause wichtige Papiere, und da sie vergeblich den ganzen Weg zurückging, hielt sie den Verlust für unersetzlich. Drei Tage darauf träumte ihr, daß sie in der rue St. Honoré sei und daß ein Mann in rother Kleidung ihre Papiere aufhebe. Morgens erzählte sie den Traum, und als sie dann ausging, begegnete sie in der genannten Straße dem rothgekleideten Manne, den sie als ihr Traumbild erkannte. Sie redete den Unbekannten an, der ihr noch am gleichen Tage die in seiner Wohnung aufbewahrten Papiere zustellte.[2]) Auch eine freudige Erregung kann, in den Schlaf hinübergenommen, ein Ferngesicht auslösen. Einen solchen Bericht finde ich bei Balzac angeführt. Balzac war mit seinem Freunde Louis Lambert Zögling im gleichen Kolleg in Vendôme. Dann und wann wurden längere Ausflüge veranstaltet, und der beliebteste, den aber die Zöglinge nur ein bis zwei Mal jährlich machen durften, war der zum Schlosse Rochambeau, der ihnen als Belohnung in Aussicht gestellt wurde, was auch nicht verfehlte, ihr Benehmen sehr günstig zu beeinflussen. Im Frühjahr 1812 sollten Balzac und Lambert Rochambeau zum ersten Mal sehen. Am Abend vorher war ihre Phantasie ganz davon eingenommen und sie sprachen von diesem Ausflug, der im ganzen Kolleg die traditionelle Freude erregte, den ganzen Abend hindurch. Anderen Tages aber, am Ziele angekommen rief Lambert: Ich habe das Alles heute Nacht im Traum gesehen! Er erkannte alle Details am Schloßbau, sowie die nähere und weitere Umgebung.[3])

Immerhin müssen wir aber annehmen, daß eine Steigerung normaler Fähigkeiten leichter auszulösen ist als eine transscendentale Fähigkeit, daher begegnen wir manchen Träumen, wo beispielsweise die Erinnerungsteigerung zur Erklärung genügt, wiewohl sie Ferngesichten ähnlich sehen.[4]) Die häufig vorhandene dramatisirte Form solcher Traumorakel liegt in psychologischen Gesetzen begründet.[5]) Sie erhalten dadurch den Schein von Inspirationen, besonders wenn Verstorbene darin auftreten.

---

[1]) du Prel: Fernsehen und Fernwirken. — [2]) Nork: Fatalismus. 96. — [3]) Balzac: Louis Lambert. — [4]) Tissié: Les rêves. 149. 150. — [5]) du Prel: Phil. der Mystik. 94—111.

München. Dr. Karl du Prel.

Der Stern des Quirinals.*)

Als dem Prinzen Karl Albert von Savoyen-Carignan, nachmaligem König von Sardinien, dem seine Zeitgenossen den wohlverdienten Beinamen des Großmüthigen beizulegen beliebten, im alten Ahnenschlosse zu Turin Viktor Emanuel geboren wurde, da prophezeite ein Poet, daß der Erlöser erstanden, der Retter Italiens erschienen sei. Als dann im November 1851 in dem ebenfalls in Turin gelegenen altehrwürdigen Palast der Herzöge von Chablais die Tochter des Herzogs Ferdinands von Genua, des zweiten Sohnes Karl Alberts, ihre Augen dem Lichte erschloß da hätte man jenen Lobgesang erneuern sollen. Damals öffnete sich die schönste Blume, die mit ihrem Reiz die neuerstandene Nation erfreuen sollte, und das immerwährende Lächeln des so lange sklavisch unterjochten und zerklüfteten Vaterlandes ward geboren.

Der alte Wahlspruch des Hauses Savoyen: „J'attends mon astre" war ihm treu geblieben. Als erneuter Beweis eines wohlwollenden Geschickes waren für Italien aus einem Stamme zwei Aeste entsprossen. Der eine bedeutete Muth im Kriege, Weisheit im Frieden und die höchste Loyalität gegenüber den Verträgen, die Souverain und Volk verbinden. Er war verwirklicht in den ritterlichen Gestalten Viktor Emanuels und seines Sohnes Humbert. Der andere brachte in der Person Margarethas von Savoyen die Grazie, die Güte und die vollendetste Durchstrahlung alles Dessen zur Erscheinung, was in einer vornehmen Frauengestalt edel, geistvoll und hochherzig ist.

Es waren trübe Zeiten. Nachdem bei Novara das von Piemont für die Sache der nationalen Einheit so kühn begonnene Unternehmen Schiffbruch gelitten, hatte sich tötliche Kälte auf den Königspalast und das Volk gelagert. Das Vertrauen in die hohe Bestimmung des Vaterlandes ward nie verloren. Aber damit auf dem von so grausem Sturme gepeitschten Boden die Blume der Hoffnung wieder empor wachsen konnte, mußten Jahre verfließen, Jahre der Schmerzen, erzwungener Sammlung, erfüllt von Schwierigkeiten jeder Art, die freiwillig noch härter gemacht wurden durch die Gastfreundschaft, die Piemont als eine Ehrenschuld allen Denen nicht versagen zu können glaubte, die aus den übrigen Theilen der Halbinsel auswanderten und als einziges Kapital den Enthusiasmus für die Freiheit mit sich führten. Die königliche Familie und das Volk begegneten sich in der Melancholie ihrer Gemüthsstimmung und nur zu bald gesellten sich zu den Besorgnissen für die Zukunft zwei weitere Gründe zur Beängstigung: die grausame, unerbittliche Krankheit, die das Leben Ferdinands von Savoyen untergrub, und die hinfällige Gesundheit der vortrefflichen Maria Adelaide, der frommen Gemahlin des Königs Viktor Emanuel.

Unter solchen Betrübnissen verfloß die erste Jugend Margarethens, den größten Theil des Jahres in Turin, im Sommer und im Herbst in der herzoglichen Villa von Agliè, die am Eingang des lachenden Canavesethales liegt. In Agliè waren lange und regelmäßige Spazirgänge in den duftenden Wiesen die

*) In dieser von zärtlich bewundernder Liebe gezeichneten Skizze werden deutsche Leser gewiß gern die Anmuth und den Enthusiasmus der zierlichen Geigenkünstlerin wiederfinden, die vor ein paar Jahren ganz Europa entzückte.

größte Freude des munteren Kindes. In Turin wurde der Spazirgang, ebenfalls regelmäßig, in den alten Hofgärten gemacht, wo Alles den Geist ernster Eleganz athmet; oder bei schlechter Witterung in der berühmten gedeckten Galerie der Hallen am Po, die mit dem königlichen und herzoglichen Palast durch das Arsenal verbunden ist, wo sich die jetzt bedeutendste Waffensammlung Europas befindet. Marie Elisabeth von Sachsen, Herzogin von Genua, überwachte mit deutscher Strenge die Erziehung ihrer Tochter, die aber nie eines Spornes für das Studium der Literatur, der Künste und der Sprachen bedurfte, da sie mit hoher geistiger Klarheit begabt war. Zart von Gestalt, etwas durchsichtig, kurz angebunden und doch bescheiden: so war die jugendliche Prinzessin der Stolz der Turiner und wuchs strahlend und lieblich heran, — wie die schöne Blume, deren Namen sie trägt. Nichts ließ bei ihr die majestätische Entwickelung vorhersehen, nichts die Würde und Höhe, die jetzt ihre wahrhaft königliche Erscheinung adelt.

Es war im April 1868. Neue Stürme waren über das Land hingefegt; frisches Blut war für die hehre Idee der Nationalität geflossen. Aber diese hatte gesiegt: die Trikolore wehte jetzt auf der ganzen Halbinsel, mit Ausnahme von Rom, das politisch und materiell uns noch nicht angehörte, aber bereits als die Hauptstadt Italiens proklamirt war. Das italienische Volk freute sich seines neuen politischen Lebens und die Tröstungen des Glaubens und der Zuversicht erstanden ihm in den Hochzeitfeierlichkeiten Humberts und Margarethens. Das Herz des Volkes, das nach dem geistreichen Ausspruch eines hervorragenden italienischen Publizisten, Giovanni Faldella, der beste Dichter und Wahrsager ist, begriff, daß die Verknüpfung zweier edlen Reiser des alten Stammes, der in seinen Aesten Heilige, Krieger, Kreuzfahrer, Dichter, Gesetzgeber, Patrioten und Märtyrer getragen hatte, eine neue Idealform italienischen Lebens und eine frische Bethätigung in der großen Familie der civilisirten Nationen bedeute. Mit nie vorher gekannter Einhelligkeit schloß es sich der Freude des königlichen Hauses an.

Die Hochzeitfeierlichkeiten wurden in Turin mit prachtvollen Festen und einem historischem Kampfspiel begangen. Hierauf bereitete Florenz, einstweilen die Hauptstadt Italiens, dem erhabenen Paare einen Empfang von so tiefer und aufrichtiger Herzlichkeit, daß noch heute die Erinnerung daran lebhaft fortlebt. Die klassische Blumenstadt war wirklich der Dolmetscher der nationalen Empfindung. Seit jenem Zeitpunkt der Tänze und Träume sind siebenundzwanzig Jahre verflossen. Der Vater des Vaterlandes schläft in der kalten Pracht des Pantheons. Ein großer Theil der glorreichen Mithelfer bei der politischen Wiederherstellung des Landes ist verschwunden. An die Stelle des glühenden Eifers für die Unabhängigkeit ist ein schlecht unterdrückter Geist des Auflehnens gegen viele soziale Ungerechtigkeiten getreten, ein Geist des Protestes gegen langes Elend, für dessen rasche Beseitigung es doch kein leichtes und schnell wirkendes Mittel giebt. Aber der größte Theil der Italiener findet Trost und Stärkung in dem Beispiel der Tugenden, welche die königliche Familie im Quirinal schmücken, und schöpft aus dem milden Lächeln Margarethens eine frohe Weissagung besserer Zukunft. Es braucht hier nicht daran erinnert zu werden, mit welchem wahrhaft empfundenen Enthusiasmus das Volk vor zwei Jahren an den Festen für die Silberhochzeit seiner Souveraine theilnahm und wie es nöthig war, daß diese selbst mit großsinniger Bitte jeden Aufwand verboten, da sie es

vorzogen, die aufzuwendenden Summen wohlthätigen Zwecken gewidmet zu sehen. Diese herrliche, einstimmige Kundgebung der Anhänglichkeit ward nicht etwa von Schmeichlern arrangirt und nicht von Höflingen bestellt. Sie kam aus dem Herzen des Volkes, das die häuslichen Tugenden seiner Königin schnell erobert haben. Es giebt wohl keine Herrscherin, die ohne Ziererei so viel inmitten ihres Volkes lebt, wie Margaretha. Wohin sie geht, in Rom, in Florenz, in Neapel, Venedig oder Turin, überall umgiebt sie nicht blos der Glanz der Majestät, sondern sie erscheint als die willkommene Freundin, die mit ihrer Gegenwart erfreut, sich nach den Bedürfnissen eines Jeden erkundigt, sich für Alles interessirt und, so reichlich sie es nur irgend vermag, allen Nöthen abhilft. Bei schweren Heimsuchungen wendet sich der erste Gedanke an sie und ihr Name leuchtet mit dem des Königs bei allen Wohlthaten voran. Die Liste ihrer Spenden ist unendlich, nur beschränkt durch die auch bei einer Königin nicht unerschöpfliche Elastizität des Budgets.

Die Art ihrer Freigebigkeit ist stets anmuthig, zartfühlend, herzlich. Kürzlich verlor ein nettes junges Mädchen bei dem Brande des hadrianischen Politeamas seine Harfe, das einzige Mittel, um sich selbst und der armen Familie den Lebensunterhalt zu erwerben. Die Königin erfährt es und schickt schnell der trauernden Künstlerin einen großmüthig bemessenen Geldbetrag, mit dessen Hilfe ein anderes Instrument rasch gekauft wird und eine ganze Familie wieder Brot erhält. Es giebt in Rom kein weibliches Erziehunginstitut, dessen Ueberwachung und Besuch Margarethe sich nicht angelegen sein ließe; sie kommt oft unerwartet, wie man seine Familie überrascht, und bringt große Blumenkörbe mit, deren Inhalt sie dann selbst unter die Zöglinge vertheilt. Auch in den Kinderasylen und Hospizen giebt es oft eine fröhliche Vertheilung von Torten, Speisen und Kleidungstücken, wenn Feste bevorstehen oder die rauhe Jahreszeit sich naht. Immer ist es die gute Königin, die liebevoll ihrer kleinen Freunde gedenkt.

Die Freundschaft ist keine Pflanze, die leicht und gern auf den Höhen gedeiht; die Mächtigen der Welt kennen oft ihren Werth nicht. Aber die Beherrscherin Italiens weiß das Glück einer Freundschaft zu schätzen, die in aufrichtigen Sympathien begründet ist. So werden die Freundinnen ihrer ersten Jugend auch von ihr als Königin mit der selben Intimität und Herzlichkeit behandelt, die das gleichalterige junge Mädchen einst in Turin mit der Prinzessin Margarethe verband.

Als eine strenge Beobachterin der konstitutionellen Formen hat sich Margarethe von Savoyen stets von allen, auch den unscheinbarsten Einwirkungen und Einflüssen auf die Politik fern gehalten. Alles aber, was auf den Fortschritt der Wissenschaften, der Literatur, der Kunst Bezug hat, interessirt sie lebhaft und findet in ihr eine sehr wirksame Beschützerin. Mit einer Versatilität, die immer wieder die Spezialisten in Erstaunen setzt, geht der helle Geist der Königin von einem wissenschaftlichen Experiment zu einem künstlerischen Gegenstand über, trifft sofort den jetzt wichtigsten Punkt und bald auch die abschließenden Resultate neuester Forschung. Sie ist im Lateinischen und Griechischen wohlbewandert und beherrscht die französische, deutsche und englische Sprache vollkommen. Wie Dante, Petrarka, Ariost, sind ihr Shakespeare, Byron, Goethe und alle hervorragenden Größen fremder Literatur bekannt und zugleich hält sie sich auch über die moderne Produktion auf dem Laufenden, genießt mit feinster Empfänglichkeit alle Erstlinge des Buchhandels und liebt es, statt sich fremdem Geschmack zu fügen, sich ein persönliches, eigenes und objektives Urtheil zu bilden.

Dabei darf man nicht glauben, daß Margaretha sich als eine literarische Frau geberde. Ihr ist Alles verhaßt, was nach Geziertheit schmecken könnte. Sie spielt nicht den Blaustrumpf, obwohl eigene poetische Versuche ihr dazu das Recht geben würden. Ihr letztes Madrigal wurde neulich vom Meister Gallignani, dem Direktor des Konservatoriums in Parma, in Musik gesetzt. Durch ihr Beispiel unterstützt und ermuthigt sie jede nützliche Neuerung und findet Zeit und Kräfte, um regelmäßig den Sitzungen der Akademie und den Vortragsabenden beizuwohnen, die eine unter ihrem Patronat wirkende Gesellschaft für weibliche Erziehung im Kollegium Romanum während der Wintermonate veranstaltet. Für diese Vorträge sucht sie stets die bedeutendsten Gelehrten und Künstler zu gewinnen. Unter allen Künsten liebt Margaretha besonders die Musik. Sie singt mit künstlerischem Geschmack und spielt vorzüglich Klavier. Haydn, Mozart, Beethoven sind ihr Hausgenossen. Aber neben diesen täglichen Gästen haben alle besseren älteren und neueren Autoren ohne Ausnahme das Gastrecht bei Hofe, wie auch alle tüchtigsten Künstler, die Rom besuchen, eingeladen werden, sich im Quirinal zu zeigen. Der Meister Philippo Marchetti, der die Künstler bei Hofe einführt, organisirt und leitet auch die musikalischen Genüsse. Außer den unzähligen Musikabenden ohne vorher bestimmtes Programm wünscht die Königin regelmäßige Vorträge klassischer Musik. Vier bis fünf Monate im Jahre — meistens Montag und Mittwoch — hat das berühmte Hofquintett Giovannis Sgambati Dienst und führt in chronologischer Ordnung die bedeutendsten Werke der Kammermusik aller Epochen dem Königspaar und seinen Gästen vor.

Während der „Saison“ ist die Königin natürlich von den Pflichten der Repräsentation stark in Anspruch genommen. Da ist morgens die Korrespondenz zu erledigen, da sind die geliebten Blumen zu pflegen und, wenn der Tag dem Studium und der Lecture gewidmet war, abends Empfänge abzuhalten und neue Erscheinungen bei Hofe zu begrüßen. So findet die Königin kaum die Zeit, um ihrer Lieblingsneigung für lange Fußpromenaden nachzugehen. Aber es giebt eine Zeit im Jahre, die die Königin scherzend einmal ihren Karneval genannt hat, eine Zeit, wo sie, frei von den ermüdenden Anforderungen ihrer hohen Stellung, sich gleichsam von der Welt isoliren und als leidenschaftliche Alpinistin die höchsten Gipfel erklimmen kann. Die Alpenaufenthalte der Königin wechseln, von den graischen bis zu den kadorischen Alpen. Ein beliebter Ort ist seit einigen Jahren das herrlich blühende Becken von Gressoney, wo noch patriarchalische Lebensgewohnheiten herrschen und die schönen und gebildeten Töchter der reichen Besitzer es nicht verschmähen, bei den Ernten selbst mit Hand anzulegen. Auch hier erscheint Margarethe stets als die wohlthätige Fee der Gegend. Wenn dann nach der sonntäglichen Messe zu Gressoney die Königin, in dem graziösen Bergkostüm der Gegend, vor der Kirche auf dem anmuthigen Platze ihren Cercle hält, sich für die geringsten glücklichen oder mißlichen Ereignisse der Familien interessirt, überall aufmerksam horcht und liebevoll tröstet und mit immer gleicher Güte Alle beräth, dann umgiebt ein in der Schlichtheit mächtig wirkender Zauber Margaretha von Savoyen. Ihr fliegen alle Herzen zu, ihr huldigt sogar die Strophe des republikanischen Dichters und ihr kann man in aufrichtigster Ueberzeugung die Worte des Engelsgrußes zurufen:

Ave! gratia plena!

Rom. Teresina Tua, Gräfin Franchi-Verney della Valetta.

Briseis.

Briseis war unter dem Zeichen des Stieres geboren worden, sechzehn Jahre vor der Belagerung Trojas, auf der Insel Tityra, deren König ihr Vater Brises war, — auf einer jener Inseln, die hell und goldig, wie die Perlen eines Geschmeides, über das tiefe Blau des Jonischen Meeres hingestreut sind.

Ihre Kindheit brachte sie mit Spielen zu: im Hof ihres väterlichen Hauses, in der farbig prangenden Säulenhalle, in ihres Großvaters Rhexenor Lustgarten oder auf weichem, mit Muscheln besätem Wellsand. Sie hatte Puppen aus Thon und zog Cikaden in Käfigen aus Strohhalmen auf. Und sie war ein folgsames, stilles kleines Mädchen und immer zufrieden.

Als sie herangewachsen war, lebte sie unter den Dienerinnen ihrer Mutter. Einige zermalten das Korn zwischen Mühlsteinen, Andere webten die Leinwand; die Spindel drehte sich unter ihren Händen so rege, wie die Blätter der Pappel*), und ihr dichtes Gewebe glänzte wie Oel.*) Briseis überwachte ihre Arbeiten und half ihnen die Wäsche am Brunnen waschen. An Festtagen schmückte sie den Tempel der Artemis, der Insel Schutzgöttin, mit grünen Gewinden, sang Hymnen mit den anderen jungen Mädchen und schritt, in weißes Linnen gekleidet, mit weißen Rosen bekränzt, an der Spitze des Umzuges zu Ehren der jungfräulichen Göttin einher. Kurz, Briseis war ein junges Mädchen von sanfter Gemüthsart, fromm, leicht von den Eltern zu lenken und voll Ehrerbietung vor Brauch und Sitte. Sie verehrte ihren Vater, den sie sehr selten sah. Denn Brises war oft in Krieg mit den benachbarten Inseln. Manchmal kehrte er mit kaum getrocknetem Blute bedeckt heim und brachte eine Menge Beute mit sich, Rinder, Schafe, schöne Stoffe und kupferne Gefäße, ganze Karren voll. Dann gab es Festlichkeiten, die Tage und Nächte lang währten und zu denen Brises all seine Kampfgenossen einlud. Briseis aber blieb im Frauengemach, denn es hätte gegen die Wohlanständigkeit verstoßen, wenn ein junges Mädchen vor Fremden bei Tische erschienen wäre.

* * *

Als sie fünfzehn Jahre alt war, sagte der Vater zu ihr:

„Es ist an der Zeit, daß Du Dich vermählst; ich habe einen Gemahl für Dich gefunden, unseren Nachbarn Mynes, den König auf der Insel Melissa. Er ist reich, mächtig und tapfer. Sei ihm eine treue und fügsame Gefährtin und hüte Dich, daß er mir nicht eines Tages vorwerfe, ich hätte ihm ein schlechtes Geschenk gemacht, als ich ihm meine Tochter gab."

Briseis antwortete:

„Ich weiß, es ziemt sich, daß die Männer gebieten und die Frauen gehorchen. Man wird Dir wegen Deines Kindes keine Vorwürfe machen, mein Vater."

Als sie den König Mynes erblickte, erschrak sie erst ein Bischen über sein wildes Aussehen, seinen hohen Wuchs und den starrenden Roßschweif auf dem Helmstutz seiner Sturmhaube. Und als sie Vater und Mutter verließ, konnte sie ihre Thränen nicht unterdrücken. Aber sie überlegte, daß es so sein müsse

*) Diese Vergleiche sind aus dem Homer.

und allen jungen Mädchen so erginge. Gleichzeitig war sie stolz auf ihr Kleid, das aus feinster Wolle von blasser Safranfarbe war, mit violetter Seide gestickt, und auf ein goldenes Halsgeschmeide und goldene Gehänge in ihren Ohren. Dann sagte sie sich, daß Mynes, der so stark war, sie besser als ein Anderer vertheidigen werde und daß, je mächtiger der Gemahl sei, um so sorgloser die Frau unter seiner Gewalt lebe und auf den starken Schützer sogar stolz sein könne.

Sie war glücklich im Palaste des Mynes. Sie freute sich, an der Tafel ihres Gatten zu sitzen und den Erzählungen seiner Gäste zuzuhören. Sie bewunderte die Tapferkeit der Männer und staunte über ihre Abenteuer. Ob sie auch zurückhaltend in ihrem Benehmen war, sie wachte doch still, daß es den Tischgenossen an nichts fehle. Und Mynes schätzte sie wegen ihrer Wirthschaftlichkeit und auch wegen der Güte ihres Wesens.

Es traf sich jedoch, daß die Achäer mit ihrer Flotte an der Insel vorbeikamen. Da sie argwöhnten, Mynes sei mit den Trojanern verbündet, bohrten sie seine Schiffe in den Grund und landeten auf der Insel. Mynes wurde an der Spitze seiner Soldaten getötet. Die Achäer rannten die Häuser ein, erschlugen die Hälfte der Einwohner und machten die Uebrigen zu Gefangenen.

Briseis hatte sich mit ihren Dienerinnen in das geheimste Gemach ihres Palastes geflüchtet. Sie lag, mit aufgelöstem Haar, auf den Knien und schlang die Arme um den Altar eines kleinen Götterbildes, zu dem sie besonderes Zutrauen hatte. Die Sieger sprengten die Thüren und die Frauen hielten sich für verloren. Doch ein jugendlicher Anführer von sanftem Aussehen, mit einem beinahe mädchenhaften Gesichte (es war Patroklus) sagte zu den Soldaten:

„Erschreckt diese Frauen nicht und thut ihnen nichts zu Leide. Man wird sie morgen unter Euch vertheilen. Wenn Ihr sie nicht quält, werden sie Euch desto angenehmere Gefährtinnen sein.“

Dann näherte er sich Briseis sanft, theilte ihr schonend mit, daß ihr Gatte durch den göttlichen Achill erschlagen worden sei und ihren Vater und ihre drei Brüder am Abend vorher das selbe Schicksal auf der Insel Tityra ereilt habe. Und er versprach ihr, den Leichnam ihres Gatten herausgeben zu lassen.

Die Thränen der holden Briseis und ihrer Frauen flossen reichlich an der Leiche des Mynes. Briseis wusch ihn selbst, kämmte und salbte ihn und sorgte, daß er nachts auf einem Stoß wohlriechender Hölzer verbrannt wurde. Und während der Rauch kerzengerade in die stille, vom Mondlicht durchfluthete Luft aufstieg, psalmodirte sie gewissenhaft die Totenhymne bis zu Ende.

* * *

Am nächsten Tage wurde auf dem großen, zum Palast gehörigen Platze die Beute aufgestapelt: Weiber, Ochsen, Schweine, Schafe, Säcke voll Getreide, mit Wein gefüllte Amphoren, kupferne Becken, Dreifüße und werthvolle Teppiche. Und die Theilung ward vorgenommen.

Briseis wünschte in ihrem Herzen, dem Patroklus zuerkannt zu werden; doch Achilles erhielt sie. Er nahm sie bei der Hand und sagte:

„Komm auf mein Schiff und weine nicht. Es ist weise, sich dem Schicksal zu unterwerfen. Das deine ist, noch jung den Gatten und die süße Heimath zu verlieren; das meine, in der Blüthe zu sterben, nachdem ich das Gedächtniß

der Menschen mit meinen Thaten erfüllt haben werde. Ich werde dir weder ein harter noch ein anspruchsvoller Gebieter sein. Du bist schön; Das ist eine herrliche Gabe. Die mit Schönheit Begabte ist niemals ganz zu beklagen, denn ihr Anblick allein schon erfüllt aller Augen mit Freude und bewegt die Herzen, ihr wohlgefällig zu sein".

Doch zwei Bächlein flossen unaufhaltsam über die Wangen der Frau hinab.

Da nahm sie Patroklus bei Seite: „Du sollst Achill nicht betrüben, denn er ist der Schönste, Tapferste und Verständigste unter den Männern. Ich liebe ihn mehr als Vater und Mutter, mehr als alle Frauen, und bin glücklich, daß ihm die schönste und sanfteste der Gefangenen als sein Theil an der Beute gegeben wurde. Er wird Dich mit Sanftmuth behandeln und nach dem Kriege wird er Dich nach Phthia, dem Lande der Myrmidonen, hinwegführen und Dich dort zum Weibe nehmen."

Briseis trocknete ihre Thränen, zog den Schleier wieder über die Augen und antwortete:

„Ich werde Achill lieben, weil Du es willst und weil er Dein Freund ist."

* * *

Briseis war glücklich im Zelte Achills vor Troja. Sie führte dort fast das gleiche Leben wie vorher in ihrem Hause in Melissa, da sie die anderen Gefangenen anleitete und ihnen die Arbeit zuwies. Stoff zum Plaudern und zur Zerstreuung boten ihnen die Nachrichten von der Belagerung. Briseis und Patroklus unterhielten sich oft mit einander, sie sprachen über Vergangenes, über die wunderbaren Abenteuer der Heerführer und besonders über die Heldenthaten Achills. Auch fragte sie Patroklus nach Priamus, Hekuba, Hektor und entrüstete sich über Helena.

Zuweilen sah sie vom Inneren des Zeltes aus den Uebungen und Spielen der Anführer zu, den Fechtkünsten mit Schwert und Lanze und den Wagenrennen. An schönen Abenden saß Achill am Ufer des silbern schimmernden Meeres, spielte die Leier und sang vom Ruhme der alten Krieger; und der Gesang tönte anmuthig in blaue Fernen, über die stillen Lagerfeuer hin, zu den Sternen ...

* * *

Nun aber wüthete die Pest im Lager der Achäer. Apollo rächte sich am König der Könige, der die Tochter des Priesters Chryses zurückzugeben verweigert hatte.

Achill versammelte die Heerführer und Agamemnon wurde zum Nachgeben gebracht. Aber er schwur, dafür dem Sohne des Peleus seine Gefangene Briseis zu nehmen.

Briseis begriff nicht, warum die Herolde Eurybales und Talthybios sie holen kamen, da sie von dem Vorgefallenen nichts wußte; dennoch folgte sie ohne Widerstand. Sie fragte nur den Patroklus:

„Weshalb führt man mich von dannen?"

„Ach!" seufzte er und wandte sein Haupt ab.

Als sie aus dem Zelte trat, sah sie Achill abseits am Ufer sitzen, das Kinn auf beide Hände gestützt, — ins Weite, auf die dunklen Wellen, blicken. Die Thränen der holden Briseis floßen reichlich. Aber Agamemnon, der

sich fürchtete, von ihr für gröber als Achill gehalten zu werden, bemühte sich, sie rücksichtvoll zu behandeln.

So wurde sie denn in Agamemnons Zelte glücklich. Sie war da in zahlreicherer Gesellschaft als beim Sohne des Peleus und noch mehr in der Lage, Neuigkeiten vom Kriege zu erfahren. Zwischen den geschickt auseinandergespreiteten Zeltbehängen hindurch sah sie oft die anderen Anführer, Ulysses, Diomedes, Nestor und die beiden Ajax, die zu dem Atriden schmausen und berathen kamen. Und sie sagte sich, daß sie als die bevorzugte Gefangene des Königs der Könige die angesehenste Frau im Heere sei.

* * *

Die Achäer waren aber unterdessen von den Trojanern in fast allen Treffen besiegt worden. Agamemnons Laune verdüsterte sich von Tag zu Tag. Vor Zorn biß er sich in die Fäuste und stieß heftig mit den Füßen gegen die ehernen Gefäße, die sein Zelt schmückten. Oder er blieb Stunden lang auf einem prächtigen Teppich in einem Winkel seines Zeltes sitzen, das Haupt gesenkt und den schwarzen Bart tief gegen die Brust gedrückt. Und Briseis dachte, es werde nicht lange mehr währen, bis sie in die Hände der Trojaner übergehen werde; dann werde sie ohne Zweifel die Gefangene des gefürchteten Hektor werden, von dem sie oft erzählen hörte. Und dieser Gedanke flößte ihr ein Bischen Angst und ein Bischen Neugier ein, — gemischt mit einem etwas verfrühten Gefühl von Ergebung.

Aber Agamemnon, der erkannt hatte, daß Achill allein das Heer der Achäer retten konnte, sandte ihm Friedensbotschaft und trug ihm an, Briseis zurück zu geben, wenn er einwillige, mit zu kämpfen. Achill weigerte sich zuerst. Doch als Patroklus von Hektor getötet worden war, erklärte er, die Vorschäge des Königs der Könige anzunehmen, auf daß er seinen Freund rächen könne. Die Versöhnung der beiden Führer wurde in Gegenwart des ganzen Heeres mit Feierlichkeit begangen. Agamemnon schwur „beim Zeus, bei der Erde, bei der Sonne und bei den Erinyen", daß er Achills Gefangene niemals berührt habe. Briseis konnte sich des Lächelns nicht erwehren, als sie Dies vernahm, denn sie wußte wohl das Gegentheil.

* * *

Briseis weinte, als sie das Zelt Agamemnons verließ. Nach und nach war sie dem König der Könige anhänglich geworden; hatte sie doch nur Ursache gehabt, mit ihm zufrieden zu sein. Als sie aber bei Achills Gezelt den Leichnam des Patroklus erblickte, da empfand sie größeren Schmerz über ihres sanften Freundes Tod, als sie jemals bei all ihrem früheren Unglück empfunden hatte. Dies ist auch der einzige Augenblick, den Homer festhält, um uns Briseis' Haltung und ihre Reden ausführlich zu schildern:

*) „Als sie gesehn den Patroklus, zerfleischt von der Schärfe des Erzes,
Goß sie um jenen sich hin und weinete laut und zerriß sich
Brüst' und blühenden Hals und ihr schönwangiges Antlitz.
Also sprach mit Thränen das Weib, Göttinnen vergleichbar:
‚Ach mein theurer Patroklus, gefälligster Freund mir im Elend,

*) Iliade, XIX. Gesang.

Lebend noch verließ ich im Zelte Dich, als ich hinweg ging,
Und ich Kehrende finde Dich tot nun, Völkergebieter,
Hingestreckt. So verfolgt mich Unheil immer auf Unheil.
Meinen Mann, dem der Vater mich gab und die würdige Mutter,
Sah ich dort vor der Stadt zerfleischt von der Schärfe des Erzes . . .
Dennoch wolltest Du nie, da den Mann der schnelle Achilleus
Mir erschlug und verheerte die Stadt des göttlichen Mynes,
Weinen mich sehn. Du versprachst, zu des göttergleichen Achilleus
Jugendlich Weib mich zu machen . . .
Drum ohne Ende bewein' ich, daß Du, stets Freundlicher, hinstarbst.'"

Danach wusch Briseis selbst den Leichnam des Patroklus, kämmte und salbte ihn, und während er auf einem Stoß wohlriechender Hölzer verbrannte, psalmodirte sie gewissenhaft die Totenhymne bis zu Ende.

* * *

Sie ward abermals ziemlich glücklich im Zelte Achills. Sie fand alle Freunde wieder und die übrigen Gefangenen erzeigten ihr noch mehr Ehrerbietung, seit die erlauchtesten Heerführer um sie gestritten hatten und seit sie des Königs der Könige Gefährtin gewesen war.

Kurze Zeit darauf ward Achill durch Deiphobus getötet.

Die Thränen der holden Briseis flossen reichlich. Sie wusch den Leichnam, salbte ihn, und während er auf einem Stoß duftender Hölzer verbrannte, psalmodirte sie gewissenhaft die Totenhymne bis zu Ende.

Neoptolemus, der Sohn Achills, ergriff Besitz vom Zelte seines Vaters und dessen Gefangene fielen ihm als Erbe zu.

Briseis lebte glücklich im Zelte des Neoptolemus. Sie behandelte ihn ein Bischen mütterlich, denn er zählte noch nicht achtzehn und sie sechsundzwanzig Jahre. Auch ward sie nicht eifersüchtig, als Neoptolemus nach der Einnahme von Ilion Hektors Wittwe Andromache, die er heftig liebte, nach Buthole in Epirus mit sich geführt hatte. Und sie lebte glücklich im Palaste zu Buthole, wie im Zelte des Neoptolemus, wie im Zelte Achills, wie im Zelte Agamemnons, wie im Palaste zu Melissa und wie im Palaste zu Tityra.

Neoptolemus, von Hektors Wittwe zurückgewiesen, machte Briseis zur Vertrauten seiner Leidenschaft und seines Kummers, und sie versuchte, ihn zu trösten. Sie war ihm auch eine vortreffliche Wirthin, pflegte seine Gewandung, bereitete seine Lieblingsspeisen selbst und hielt sein Haus in musterhafter Ordnung.

So alterten sie voll Heiterkeit und Sanftmuth.

Gern erzählte sie ihre Erlebnisse den anderen Gefangenen. Sie sagte:

„Inmitten so vieler Wechselfälle des Lebens bin ich niemals ganz unglücklich gewesen, weil ich immer meine Pflicht erfüllt habe. Ich liebte meinen Vater und meine Mutter. Ich liebte meinen Gatten. Ich liebte Achill. Ich liebte Agamemnon. Ich liebte Achill zum anderen Male und ich liebte den Sohn des Achilleus."

„Und Patroklus? fragte eines Tages eine junge Gefangene.

Briseis antwortete nicht und versank in Träume.

Paris. Jules Lemaître.

Die Klugen und die Dummen.

Es ist nicht so einfach, wie Mancher denken mag, festzustellen, was man unter Klugheit und Dummheit versteht; jedenfalls muß man dazu einen zuverlässigen Maßstab haben. Absolut richtige Maßstäbe giebt es jedoch für nichts in der Welt, sie sind alle nur annähernd richtig, auf allgemein zugegebene, aber nicht unumstößliche Axiome begründet, sie können daher alle nur einen relativen Werth haben. Will man die Dummheit oder Klugheit abschätzen, wägen oder messen, so würde man durch ein Raisonnement oder durch Majoritätbeschlüsse wohl kaum zum Ziele kommen, die Meinungverschiedenheiten würden zu groß sein und eine anerkannte entscheidende Majorität würde nicht erzielt werden können. Vielleicht wird sich aber der größte Theil der Leser einverstanden erklären, wenn ich Das, was bei der Klugheit oder Dummheit herauskommt, also die Wirkung, als Maßstab nehme.

Man mag sich nun noch so sehr dagegen sträuben und Gründe dagegen vorbringen, schließlich wird doch Niemand leugnen können, daß Geld die Welt regirt, daß man mit Geld auf dieser Welt Alles lohnt, körperliche wie geistige Leistungen, daß man sich von jeglicher Leistung erst dann eine recht greifbare Vorstellung machen kann, wenn sie in Zahlen, Das heißt in Geldstücken ausgedrückt wird, daß Jeder also diesen universellen metallischen Maßstab einigermaßen anerkennen muß. Wenn wir daher untersuchen wollen, was und wer klug ist oder dumm, so müssen wir — es bleibt uns gar nichts Anderes übrig — den Erfolg als den Maßstab annehmen. Erfolg heißt aber im Grunde: so und so viele Geldstücke. Die Geldstücke als eigentliche Substanz des Erfolges werden freilich nicht immer blank hingelegt, sie nehmen auch eine verschleierte Gestalt an. Beim Geheimen Kommerzienrath spielen die Millionen eine größere Rolle als der Titel, beim Minister dagegen spielt wiederum die Stellung, die Würde eine größere Rolle als die 36 000 Mark Gehalt. Indessen außer diesen 36 000 Mark hat der Herr Minister auch noch eine Macht und einen Einfluß, über die der Kommerzienrath nicht in dem Maße verfügt, und diese Macht ist ebenfalls Geld, viel Geld: es kommt nur darauf an, von wem und unter welchen Umständen diese Macht eingeschätzt und metallisch flüssig gemacht wird.

Man mache sich überhaupt über unseren internationalen Maßstab, das Geld, keine Flausen vor. Wer ist ein berühmter Maler? Doch wohl nur Der, dessen Bilder für so und so viel Mark gekauft werden. Wer ist der größte Humorist? Doch wohl nur Der, dessen Feuilletons mit aufregenden Summen bezahlt werden. Wir werden nun an diesem Maßstabe nachzuweisen versuchen, wie konfus die Menschen mit den Begriffen Klug und Dumm umspringen, sie absichtlich und unabsichtlich verwechseln, sich mit diesen Bezeichnungen belügen und wie sie so häufig in ganz verkehrter Weise die Menschen als Dumme bezeichnen, die sie nach dem Maßstabe Geld als äußerst klug deklariren müßten. Wir werden dabei dem ureigentlichen Wesen der Klugheit und Dummheit auf die Spur zu kommen suchen.

Die Philosophen unter den Menschen — sie sind meistens recht weise, aber vielfach nicht recht klug — machen sich die Entscheidung über diese wichtige Frage sehr leicht; sie sagen: es giebt gar keine Klugheit, sondern nur Dummheit; was wir Klugheit nennen, ist ebenfalls nur verkappte Dummheit; sie behaupten, die Welt sei ein großes Narrenhaus; sie betonen: mundus vult decipi, sie stellen den fürchterlichen Satz auf: tous les hommes sont fous, à commencer par les sages; sie sagen: credo quia absurdum. In Alledem steckt allerdings etwas Wahres, diese Weisheit ist aber für den Alltag zu spekulativ, damit können wir in unserer nüchternen Welt nicht viel anfangen. Nein, es giebt auch Klugheit, sehr viel Klugheit in der Welt, die sieht aber ganz anders aus, ist aus ganz anderem Stoff, äußert sich ganz anders als Das, was gewöhnlich für klug gehalten wird.

Man wundert sich so häufig, daß Der oder Jener, der doch gar nicht auf den Kopf gefallen sei, es trotzdem zu nichts bringe, während ein Anderer, der ein ganz gewöhnlicher Alltagsmensch scheine und keinerlei hervorstechende vortheilhafte Eigenschaften habe, die größten Erfolge erziele. Man sagt dann, der Mensch hat Glück gehabt, was erstens heißen soll, der Mensch hat selbst in keiner Weise zu seinem raschen Fortkommen beigetragen, und zweitens, der Zufall ist ihm günstig gewesen. Das Erste mag in manchen Fällen vielleicht richtig sein, das Zweite aber gewiß nicht. Es giebt thatsächlich keinen Zufall. Das ist nicht nur so eine Phrase, die Schiller dem Wallenstein in den Mund gelegt hat. Zufall ist ein Wort für die blöde Masse, die nur Thatsachen sieht, aber nicht hinter diese Thatsachen. Wenn der Zufall nämlich einem Menschen hold ist, so heißt Das nichts Anderes als: die großen Impulse der Zeit und die kleinen Triebfedern eines Menschen dieser Zeit harmoniren, ziehen sich an; er ist ein echtes Kind seiner Zeit, er paßt in die Welt. Ein solcher Mensch kann nicht etwa „anfangen, was er will, es glückt ihm", sondern er fängt nothwendig, ohne sein Zuthun, nur Das an, was ihm glücken muß. Aeußere und innere Umstände haben ihn so gemodelt, daß er selbst gar nicht zu schieben braucht, sondern geschoben wird, und zwar in sein Glück hinein. Man nennt solche Leute, weil man für ihre harmonische Veranlagung, für ihre naturgemäße Vorbedingung zum Reussiren kein Verständniß hat, Glückspilze.

Eine Veranlagung, die den Einzelnen mit seiner Zeit in völligen Kontakt bringt, ist aber eben so selten wie ein auffälliges Genie, die Gründe für die gedeihliche Entwickelung des angeblichen Glückspilzes springen nur nicht so in die Augen. Gerade das Unauffällige, das anscheinend Nicht-Geniale, das Harmonische, sichern ihm den Erfolg ohne jedes Aufsehen, in Folge seines den Verhältnissen glücklich angemessenen Wesens. „Für Jürgen ist mir gar nicht bange, der kommt gewiß durch seine Dummheit fort", „den Dummen giebts der Herr im Schlaf": Das sind Aussprüche, in denen die „Klugen" ihrem Aerger über das „Glück der Dummen" Luft machen, ohne zu merken, daß sie selbst dabei die Dummen sind. Klug und Dumm sind genau solche relativen Begriffe wie Gut und Böse. Wir sehen das Alles eben von unserem menschlichen Standpunkte an. Für uns ist das Schaf gut und der Tiger böse. Warum? Weil wir unter Umständen das Schaf verzehren, der Tiger aber unter Umständen uns verzehrt. Das gute Schaf dagegen findet den Menschen böse, und der böse Tiger findet wiederum den Menschen gut, zum Anbeißen gut. Stellen

wir uns nun, wie sich Das für unparteiische, „gebildete" Geschöpfe geziemt, die die Logik und die Margarinbutter erfunden haben, weder auf den Standpunkt des guten Schafes noch auf den des bösen Tigers, am Wenigsten aber auf den des „klugen Menschen", so finden wir, daß wir auch hier nur mit Schlagwörtern um uns werfen, die der Leute, die nur zwei Jahre zu dienen brauchen oder gar im freiesten Staate der Welt ihre Steuern bezahlen, völlig unwürdig sind.

Die Menschen in kluge und dumme einzutheilen und nun noch gar einen Menschen, der es in der Welt zu Etwas gebracht hat, trotzdem häufig für dumm zu erklären, z. B. von einem dummen Geldprotzen zu reden, beweist eine erstaunliche Kurzsichtigkeit und Ungerechtigkeit. Man bewundert allgemein die sogenannten Genies, obgleich sie — oder gar weil sie — am Hungertuche nagen, und ärgert sich und schimpft über die „Dummköpfe", die auf ihren Geldsäcken sitzen. Nein, gerade Derjenige, der es aus nichts und mit nichts zu Etwas gebracht hat, der das ex nihilo nihil Lügen straft, ist der wahre Normalmensch, der wirklich Kluge, das Genie; der Andere aber, der trotz seinem Talent am Hungertuche nagt, ist ein dummer Kerl, denn es giebt ja auch Genies, die für Hungertücher nicht schwärmen. Die sogenannten Talente sind von der Natur nur einseitig ausgebildete Lebewesen, die sogenannten „Dummen mit Erfolg" dagegen dem Zeitgeist völlig kongruente Naturen, mit sich und der Welt harmonische Geschöpfe. Ein Genie kann mit seiner Veranlagung Etwas leisten, gewiß, diese Veranlagung kann ihm aber auch hinderlich sein und ihn zum Hungerleider machen. Die mit dem Zeitgeist kongruenten Naturen, die keinerlei Talent zu haben scheinen, die gar nicht „besonders veranlagt" sind und deshalb von der blöden Masse Dummköpfe genannt werden, die sich aber ganz von selbst Allen und Allem anzupassen verstehen, die nirgends anstoßen, sondern glatt durchkommen und so die Anderen überflügeln, sind die glücklichen Normalmenschen, die bevorzugten Naturen, und es ist unsinnig, sie dumm zu nennen, trotzdem ihr Erfolg in auffälliger Weise gegen diese Bezeichnung spricht.

Ich will ein grelles Beispiel nennen. Shakespeare und Goethe waren Genies, Goethe hatte sogar auch materiellen Erfolg, aber es waren doch nur einseitig veranlagte Naturen. Vanderbilt und Rothschild dagegen sind nach meiner Definition die wirklichen Normalgenies. Ich weiß wohl, daß ich mit dieser Ansicht bei romantisch-idealistischen Lesern und sehr klugen Leuten großen Anstoß errege, daß sie solche Ansicht den grassesten Materialismus nennen. Wenn sie aber ehrlich sind und den Muth ihrer Meinung haben, dann wird ihnen der Vanderbilt gerade so sehr imponiren wie mir. Vom Shakespeare hat Mancher nichts gelesen noch gesehen, er hat aber Etwas von ihm gehört und staunt ihn deshalb an; bei dem Vanderbilt weiß Jeder aber ganz genau, weshalb er ihn anstaunt.

Ich hatte einen Schulkameraden, der stets auf der letzten Bank saß und den die Herren Schulmeister deshalb abwechselnd einen dummen Jungen und einen Esel nannten, und verschiedene andere Schulkameraden, die einander den Sitz auf der ersten Bank streitig machten. Aus dem dummen Jungen ist ein sehr gesuchter, wohlhabender Kunstschreiner geworden, aus zwei Kandidaten der ersten Bank ist nichts geworden, aus einem aber ein wirklicher (wenn auch noch nicht geheimer) Regirungrath. Ich bin überzeugt, daß die angebliche Dummheit des späteren Kunstschreiners eher bei den Schulmeistern oder doch bei der herrlichen

Schulorganisation zu finden war, die mit solchen „praktischen Köpfen“ nichts anzufangen weiß, als bei dem früheren ultimus. Es dürfte sich nun leicht ereignen, daß der Sohn dieses Kunstschreiners als Bauakademiker mit der Tochter des Herrn Regirungrathes, die, weil wenig Geld aber viele Geschwister vorhanden waren, Putzmacherin geworden ist, ein kleines „Verhältniß“ anfängt, um sich dann später als Baumeister eine „standesgemäße“ Frau zu suchen. Da sieht man also, wohin schon im zweiten Gliede die Klugheit und Dummheit führen kann. Jeder Leser wird sich aus seiner eigenen Schulzeit gewiß ähnlicher Fälle entsinnen.

Kommen wir nun wieder auf unseren genialen Mann, den Vanderbilt, zurück. Die „klugen“ Hungerleider wagen es bei solchen phänomenalen Erscheinungen schon nicht mehr, von „dummen Geldprotzen“ zu reden, sie nennen Das schon einen „praktischen Kopf“, einen „selbstgemachten Mann“. Was bedeutet denn nun „selbstgemachter Mann“? Niemand kann sich selber „machen“, vorwärts bringen, sondern die ihn umgebenden Verhältnisse, das schlaue Rechnen mit ihnen, das aber nur der Zeitströmung adäquate Naturen verstehen, machen den Mann. Ein Vanderbilt hat seine halbe Milliarde aus ganz dem selben Grunde in der Tasche, nach welchem der dümmste Bauer die dicksten Kartoffeln haben soll. Wer spricht denn vom „dümmsten Bauer“? Die „klugen“, wissenschaftlichen, gebildeten Landwirthe, die es mit ihrer „mistischen“ Philosophie nicht zu dicken, sondern meistens nur zu faulen Kartoffeln bringen. Der „dumme“ Bauer mit den dicken Kartoffeln ist eben selbst ein Stück Natur, genau wie der Vanderbilt. Er ist Natur und kennt daher die Natur, behandelt sie mit sich und ihr in Uebereinstimmung, — und der Erfolg kann nicht ausbleiben. Wie dem akademisch gebildeten Bauern seine Bildung, Das heißt sein Heraustreten aus der Natur, sein Besserwissenwollen als die Natur, nachtheilig sein kann, so würde auch dem Vanderbilt ein nach irgend einer Seite ausgebildetes besonderes Talent sicher nachtheilig geworden sein, er würde es dann ohne Zweifel nicht so weit gebracht haben: das Genie hätte ihn zu viele Dummheiten machen lassen.

Was ich nun beim Menschen kongruente Natur nenne, Das nennen die weisen Naturwissenschaftler beim Thiere Instinkt. Trotzdem kann es einem solchen weisen Professor der Naturwissenschaft, der 32356 botanische Namen und 13000 Käfer im Kopfe hat, passiren, daß er bei einem Rindsbraten mit Pseudochampignons vergiftet wird, während der wirkliche (nicht etwa geheime) Naturesel die giftige bella donna ruhig stehen läßt, um sich der nächsten Distel zuzuwenden. Das sind die Resultate, die die Natur in dem dummen Esel und die Bildung in dem klugen Professor zeitigt. Und darum preise ich Den glücklich, der nach der üblichen Anschauung zu den Dummen gerechnet und von den Klugen verachtet wird.

Iserlohn. Dr. Gustav Kleinert.



Lederhausse.

Wenn nächstens Bürger und Arbeiter ihre Stiefel theurer bezahlen müssen, dann werden sie eine Ahnung von der Sturmbewegung spüren, die seit Kurzem den Häute- und natürlich auch den Ledermarkt durchbraust. Bisher stiegen Kalbsfelle, aus denen bekanntlich das Oberleder hergestellt wird, um ca. 33 Prozent, Roß- und Ochsenhäute, die beim Sohlleder ihre von Alters her geheiligte Aufgabe gefunden haben, um 100 Prozent, Ziegenhäute, die besonders für amerikanisches Schuhwerk Mode bleiben, um 20 Prozent. Es ist wohl selbstverständlich, daß auch die unabsehbaren Gebiete der übrigen Lederwaaren, wie Portefeuilles, Riemenzeug, Militäreffekten, von dieser Preissteigerung betroffen werden, denn auch Schaf- und selbst Seehundfelle können sich der Allgemeinstimmung auf die Dauer schwer entziehen.

Und die Ursache? Die Menschen lieben es nun einmal, nach der gröbsten Erscheinung zu greifen, folglich glauben sie jetzt, daß der gewaltige amerikanische Trust nicht etwa gegebene Verhältnisse nur spekulativ ausgenützt, sondern die neue Marktlage überhaupt erst improvisirt hat. Vor mehreren Jahren haben sich nämlich drüben die großen Gerber zusammengethan, um mit Hilfe von starken Kapitalisten, darunter auch des Petroleumkönigs Rockefeller, eine ungeheure Summe zu vereinigen. Man spricht von ungefähr 120 Millionen Dollars, die zwar natürlich nicht baar einbezahlt zu sein brauchen — Das geschieht in der Union ohnehin ungern —, die aber in enormen Beträgen von Fall zu Fall zur Verfügung stehen. Nun könnte man selbst mit 120 Millionen Dollars = 510 Millionen Mark die zahllosen Lederbranchen nicht beherrschen; allein Kalbsfelle, Rinds- und Roßhäute u. s. w. sind damit schon in solchem Umfange zusammenzukaufen, daß Europa bei dieser schönen Gelegenheit der Gefangene Amerikas wird. In Wirklichkeit ist aber dieser Trust erst durch die Veränderung von Nachfrage und Angebot zu neuem Leben erwacht. Jahre hindurch hat die von einer Krisis heimgesuchte Union nichts gebraucht und jetzt, wo der Bedarf mit verdoppelter Stärke erscheint, kann unser Erdtheil wenig liefern, da in Folge des nahezu allgemeinen Futtermangels im Jahre 1893 eine beträchtliche Viehverringerung eintreten mußte. Dabei ist Ostasien noch gar nicht gerechnet, wo natürlich während des Krieges viel Lederzeug aller Art zerstört worden ist und wo jetzt die chinesischen Soldaten ihre bisher unbekleideten Füße, vielleicht um künftig den Sieg an ihre Fersen zu heften, mit Schuhwerk bedecken werden.

Die Amerikaner kaufen nun alles Rohmaterial zu steigenden Preisen auf, um es entweder im eigenen Lande zu verwenden oder später als Halb- und Ganzfabrikat den Bewohnern der alten Welt wieder anzubieten. Dabei kommt ihnen eine Thatsache zu Statten, die man dem Wehgeschrei über jene Vertheuerung überhaupt entgegenhalten kann: daß nämlich die Lederpreise einen beispiellosen Tiefstand erreicht hatten und jetzt noch keineswegs über den Stand hinaus gestiegen sind, der vor der so schweren Depression zu verzeichnen war. Deshalb haben es auch die amerikanischen Gerber leicht, ihren ganzen Trust als eine Art Nothwehr hinzustellen, und ich finde z. B. in den New-Yorker „Shoe- & Leather Reports“ weitläufige Zuschriften von Gerbern, die Alles auf die

enorme Preishöhe von Häuten schieben und sogar von schweren Verlusten sprechen. Sie müßten angesichts der nicht abzusehenden Bewegung in Häuten ihr Leder hinaufsetzen, — und nun kommt das Beste: „to quiet their news in so doing“. Also eine neue Art von Migränestift.

Da nun auch die deutschen Fabrikanten in die Zukunft sehen müssen und bei den bisherigen — nicht besonders lebhaften — Zeiten ohne Vorräthe sind, so suchen sie sich natürlich für das nächste Jahr zu decken und rasch zu Abschlüssen zu gelangen. Leicht ist es bei uns nicht, Leder zu erhalten, der Käufer wird dabei oft förmlich zum Bittsteller. Ja, es giebt deutsche Portefeuillegeschäfte, die ihre Reisenden zurückgerufen haben, weil sie sich sagen, daß jeder Auftrag im Verhältniß zu den voraussichtlich späteren Erhöhungen gleichsam ein Verlust wäre. Damit sind übrigens die Preise noch nicht so rasch zu verändern. Der Kaufmann selbst, wenn er nicht mehr von alten Materialabschlüssen zehrt, kann nur von Halbjahr zu Halbjahr seinen Kunden neue Sätze unterbreiten; handelt er streng nach seiner Konjunktur, so sind genug Wettbewerber da, an die dann die Kundschaft übergeht. Selbst eine Vereinigung der Fabrikanten hilft heute nicht mehr. So wurde mir einst von einem Zusammengehen der Barmer erzählt, die das unumstößliche „franco England“ aufheben wollten. Sie sagten sich scheinbar richtig: „Die Engländer brauchen unsere Waare (es waren Textilartikel), folglich müssen sie sich nach uns richten.“ Die ersten barmer Reisenden, die wieder gen Albion segelten, kamen aber ohne Aufträge zurück. Schließlich erklärten einige deutsche Fabrikanten drüben, daß sie formell zwar von ihren Syndikatsabmachungen nicht zurücktreten könnten, aber sie würden es so einrichten, daß in einem Dutzend immer Dreizehn herüberkämen und in einem Groß Hundertundfünfzig. Moral: die heutigen Geschäftsbedingungen sind zu schwierig, als daß kleine Syndikate allzu lange bestehen könnten. Auch in der Arbeiterfrage tritt Das hervor. Handelt es sich da etwa um gemeinsame Lohnherabsetzungen, so können höchstens noch Fabrikstädte ihren Arbeitern geeint gegenüberstehen. An den anderen Plätzen läßt sich der Arbeiter eine Reduktion sehr schwer gefallen, weil er ohne Weiteres bei der Konkurrenz oder auch bei verwandten Branchen Aufnahme findet. Auf ihre Gottähnlichkeit haben die Herren Lohngeber eben schon lange verzichten müssen. Es ist übrigens möglich, daß aus der heutigen Lederkonjunktur auch den Arbeitern Vortheil erwächst. Denn sobald einmal Bewegung in eine Industrie kommt, eilt die Spekulation wieder voraus und kauft und fabrizirt für die Zukunft. Und Spekulant muß heute jeder Fabrikant in gewissem Sinne sein. Der Gerber hat sich mit Häuten zu decken, der Schuhwaaren- oder Portefeuillemann mit Leder. In so naiven Zeiten leben wir aber nicht mehr, daß ein Geschäftsmann erst sorgt, sobald ihm die Nachfrage auf den Nägeln brennt. Deshalb stehen heute die Aussichten recht günstig, wenn auch mancher Deutsche noch zagt und den sicheren Vortheil nur bei den Yankees sieht. Bekanntlich gehört es zu den hartnäckigsten Windungen des Manchesterthumes, daß den Menschen nur aus der Spottbilligkeit aller Dinge Segen erblühe. Die Sozialpolitik wiederum verlangt für jegliche Arbeit den größtmöglichen Lohn und dieser könnte in der That bei vielen Fabrikaten ohne jeden allgemeinen Nachtheil bewilligt werden. Wenn Jemand z. B. sonst ein Paar Stiefel mit 20 Mark bezahlt hat und nun wahrscheinlich 23 Mark zahlen soll, so ist Das vom Wohlhabenden schon zu tragen;

und der kleine Mann, der zu 7 Mark künftig 50 Pfennige mehr geben muß, kann es auch aushalten, — besonders, wenn auch der Arbeiter dabei gewinnt. Das Prinzip der größten Billigkeit wäre mit Nutzen nur durchzuführen, falls einmal die Konsumenten der ungefähren Zahl der Lebenden gleichkommen sollten. Heute, wo nur ein verschwindender Theil der Menschen baares Geld ausgeben kann, geht alle Preisniedrigkeit auf Kosten des Arbeiters.

Nachdem nun jener Ring im Häute- und Lederhandel so fühlbar geworden ist, wird es an Flüchen darüber nicht fehlen. In anonymen Cirkularen wird vielleicht, ganz wie neulich beim Petroleum, die Rothschildgruppe als die eigentlich Schuldige an den Pranger gestellt werden. In Wirklichkeit sind die modernen Geldverhältnisse so verschlungen, daß auf unübersehbaren Wegen auch die Reichsbank oder die Seehandlung unbewußt entfernten Ringen Baarmittel zuweisen könnten. Auf solche Weise können auch die Kassen der Rothschilds zu manchem Preissyndikat mitwirken, dem sie sachlich und persönlich ganz fern stehen. Kein Welthaus in Europa wird so vernagelt sein, sich durch solche frechen Unternehmungen leichtfertig den Volkshaß zuzuziehen. Auch vom Kupferring zogen sich die Rothschilds sofort zurück, als sie die Absicht durchschauten.

Wie lange die jetzige Konjunktur währen kann, diese Frage wird sich sehr schwer beantworten lassen. Manche Portefeuillefabrikanten glauben, die heutigen Preise würden noch Jahre lang dauern. Manche Häute- und Fellhändler erinnern an frühere amerikanische booms, wo die Händler Deutschland durchzogen und, als ihre Waare in New-York angekommen war, sie ihnen wieder zur Verfügung gestellt wurde. Für solche Händler ist jetzt eine große Zeit. Sie kaufen in ganz Europa für überseeische Rechnung und lassen zum Theil sogar die Waaren gleich hier, in der Erwartung, daß man sie ihnen später zu weit höheren Preisen wieder abnimmt. Aber auch die ganz verhärteten Zweifler glauben nicht, daß in diesem Jahre noch ein Rückgang eintreten wird.

In Deutschland herrscht der Fell-Großhandel in Frankfurt, dem gegenüber Berlin, Kassel u. s. w. weniger erste Interessen vertreten. Für Häute kommen mehr die Hafenplätze in Betracht: Hamburg, Köln, Antwerpen. Leipzigs Ruhm gründet sich auf Rauchwaare. Dieser ganze Handel entwickelt sich gewöhnlich von unten herauf. Kaufleute, die jetzt Inhaber eines Weltgeschäftes in Häuten sind, wanderten einst in ihre heutige Heimath als Schlächtergesellen ein. In anderen Städten sind wiederum fast alle reichen Fellhändler aus einem benachbarten großen Dorf; aber diese Leute waren intelligent genug, ihre Kinder etwas Rechtes lernen zu lassen und sie dann in den Hauptstädten festzusetzen. Auch das Beispiel wirkt befruchtend. Der alte Heyl in Worms hat sich einst für seine Gerberei, für die Methode des Glanzleders besonders, damals noch unerreichte französische Arbeiter kommen lassen. Er hat damit nach und nach seine Fabrik zu einer der größten der Welt gemacht und in Worms kamen natürlich dann zahlreiche andere Lederfabriken auf. Worms, Mannheim und Mainz geben auf dem ganzen Markte den Ausschlag. Interessant ist noch die Thatsache, daß selbst die großen Händler mit den Metzgern in Jahresabschlüssen stehen und daß in einzelnen Städten sogar die Innung diese Verträge regelt. Pluto.



Herr von Hammerstein.

Vor ein paar Jahren wurde in einem scheinbar ganz ernsthaften Artikel nachgewiesen, der Freiherr Wilhelm von Hammerstein, der Chefredakteur der Kreuzzeitung, stamme eigentlich aus einer jüdischen Hausirerfamilie, deren Ahn den nicht gerade feudalen Namen Chamer Stein getragen habe. Der gute Aprilscherz wurde damals herzlich belacht und im Kreise der Eingeweihten länger besprochen als sonst solche Schnurren. Man sah sich den kleinen Herrn an, wie er, im kurzen Paletot, den Cylinder schief in das schwarzgraue Haar gedrückt, das Pincenez auf die gekrümmte Nase geklemmt, emsig an jedem Tage seine dunklen Pürschgänge abschritt, und man fand, er könne, ohne aufzufallen, eigentlich ganz gut im Fondsbörsenraum Stammgast sein. Vielleicht sichern künftige Sozialanthropologen die Entdeckung, daß die immerwährende Beschäftigung mit dem Gelde den Typus umbildet und daß sich aus einem mecklenburgischen Landwirth durch mimicry allgemach so ein beinahe palästinensisch anmuthender Geldmann entwickeln kann. Jedenfalls zeigte Herr von Hammerstein auch innerlich viele Züge, die sonst gern gerade dem jüdischen Wesen zugeschrieben werden: eine ungewöhnliche Energie, die sich immer auf nahe und unmittelbar nützliche Ziele richtete, eine nie ermattende Betriebsamkeit und ein behendes Anpassungvermögen. Er war ganz ungebildet, ohne die bescheidensten volkswirthschaftlichen Kenntnisse und im Grunde auch ohne jede politische Begabung; seine pathetischen Reden waren lächerlich und die Schreibübungen, mit denen er klug und vorsichtig kargte, hielten sich auf einem jammervoll niedrigen Niveau. Als Redakteur hatte er sich einen nahezu unlösbaren Kontrakt gesichert und eine schrankenlose Tyrannis begründet: Alles, was ihm persönlich unbequem war, wurde zurückgewiesen, alle Kräfte, die ihn genirten, wurden im kleinen Kulidienst festgehalten und Jeder wurde kräftig verleumdet, der dem eifersüchtigen Despoten ein möglicher Nachfolger schien; und der in seine Finanzwirrsale verstrickte Freiherr fürchtete auch da mögliche Nachfolger, wo der Gedanke an solche Erbschaft nur schallende Heiterkeit geweckt hätte. Sonst hatte er, als alter Forstmann, eine sichere Witterung und erkannte deshalb auch früher als mancher Parteigenosse die ungeheure Macht der agrarischen Bewegung; wenn die Witterung ihn einmal trog — wie im Verhältniß zum Grafen Caprivi, den er noch zur Veröffentlichung des Uriasbriefes innig beglückwünschen ließ —, dann gestattete ein entzückender Mangel an Scham ihm, acht Tage später den begangenen Irrthum frech abzuleugnen. Die Freunde schüttelten dann wohl den Kopf; aber sie mußten doch wieder gestehen: Hammerstein bleibt bei der Stange, ihn kann kein hoher und höchster Wunsch beirren, — so lange er da ist, wird unsere Kreuzzeitung nicht gouvernemental werden. Die Richtigkeit dieses Trostes ist nicht zu bestreiten und er darf jetzt, da der einst so hochgemuthe Freiherr unter schimpflichen Umständen seiner Thätigkeit enthoben ist, nicht verschwiegen werden, weil er manches sonst Unerklärliche erst erklärt. Den am Boden Liegenden schlägt man nicht. Der Anstand, den man selbst dem erbärmlichsten Gegner nicht weigern soll, fordert, daß man in Ruhe abwartet, ob der Freiherr von Hammerstein mit den von ihm angedrohten Prozessen endlich Ernst machen will, ehe man den politischen Hintergrund beleuchtet, auf dem diese in ihrer Winzigkeit doch merkwürdige Erscheinung wuchs und in Fäulniß verfiel.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 20. Juli 1895.

Moderne Verbrecher.

Rica, eine der sympathischen Persönlichkeiten aus Montesquieus Perserbriefen, nennt, bei seiner Ankunft in Paris, die Irrenanstalten: „Häuser, in denen die Franzosen einige Narren eingesperrt halten, um glauben zu machen, daß die Nichteingesperrten gesund seien". Diese eben so wahre wie geistreiche Behauptung ließe sich vielleicht mit dem selben Recht auf die Gefängnisse anwenden; sie sind Häuser, in denen Verbrecher eingesperrt gehalten werden, um den Anschein zu erwecken, als seien die auf freiem Fuße Lebenden ehrliche Leute.

Wenn man an die Zahl der Verbrechen denkt, deren Thäter unbekannt bleiben,*) ferner an die Zahl derjenigen, deren Urheber man zwar kennt, aber nicht fassen kann oder will, und schließlich an die unsittlichen und nichtswürdigen Handlungen, denen nicht beizukommen ist, weil sich in unserem Strafgesetzbuch keine entsprechenden Paragraphen finden, so müssen wir zugeben, daß die Gefangenen der Strafanstalten nur eine kleine, minder glückliche Auslese aus der großen Schaar von Verbrechern darstellen, die zum größten Theil dem Zuchthause, ihrem wohlverdienten Loose, entgehen. Ein Pessimist würde vielleicht die Behauptung wagen, daß die Zahl der Verbrecher größer sei als die der rechtschaffenen Leute, — und für die Zeit, in der wir leben, würde eine solche Behauptung nicht einmal eine allzu schlimme

*) Zahlenangaben für diese betrübende Thatsache findet man in der „Statistica giudiziaria penale" 1892, — ferner in Tardes Artikel: Délits impoursuivis, in seinem Werke: Essais et mélanges sociologiques, Lyon, Paris, 1895. — Ueber die zunehmende Zahl der Irren, vor Allem der nicht als geisteskrank anerkannten und daher nicht in die offizielle Statistik aufgenommenen Irren siehe Morselli, L'Eredità materiale, intellettuale e morale del Secolo XX. — Genua 1895.

Ketzerei bedeuten; sie ließe sich dem etwas paradoxen Ausspruch vergleichen, den vor einigen Jahren auf einem Kongreß für kriminelle Anthropologie Professor Albrecht gethan hat: der Mensch stelle zwar die letzte Entwickelungstufe des Affen dar, sei aber doch als dessen degenerirter Nachkömmling zu bezeichnen.*) Vom moralischen Standpunkt aus betrachtet, ist es jedenfalls zweifelhaft, ob der Vergleich zwischen der menschlichen Gesellschaft und einer Heerde anthropoider Affen zu Gunsten der Menschen ausfallen würde.

Einer der Gründe dafür, daß es so häufig weder der Polizei gelingt, den Urheber eines Verbrechens zu fassen, noch der Justiz, ihn zu bestrafen, ist meiner Meinung nach der, daß die Kriminalität ihre Form verändert hat. So wild und brutal sie früher war, so jesuitisch fein ist sie heute geworden: die Wildheit hat der Geriebenheit, die Gewalt der List Platz gemacht; nicht mit den Muskeln kämpft der moderne Verbrecher, sondern mit dem Gehirn, und gerade Das bringt ihm enormen Vortheil.

Es herrschen bei uns über die Verbrecherwelt noch ähnliche Vorurtheile wie über Irresein und Geisteskranke. Das Publikum kennt im Allgemeinen nur zwei Klassen von Irren: den Tobsüchtigen und den Idioten. Daß ein Mensch, der raisonnirt, ohne gegen die Logik zu verstoßen, und der keine absonderlichen Handlungen begeht, irre sein könne, ist eine Vorstellung, die bis jetzt noch nicht ins Publikum gedrungen ist, wie das ungläubige Lächeln beweist, mit dem man vor mehreren Jahren Vergas berühmte pazzia raggionante (folie raisonnante), aufnahm, und man könnte hier die alte Anekdote anführen, die sich gewiß noch in vielen Fällen wiederholt hat, die Geschichte von jenem englischen Lord, der nach dem Gang durch eine Irrenanstalt den ihn begleitenden Arzt erstaunt fragte: Aber — wo sind denn die Irren? Er hatte alle Geisteskranken, die er gesehen, für Gesunde gehalten, weil sie ruhig waren und keine sinnlosen Antworten gaben. Dabei ist es notorisch, nicht nur, daß Tobsucht und Idiotie zu den seltensten Formen des Irreseins gehören, sondern daß die Geistesstörung überhaupt in so unendlich mannichfachen, schwer zu klassifizirenden Formen auftritt, daß es oft schwerer ist, den Geisteszustand eines Menschen richtig zu beurtheilen, als die schwierigste, komplizirteste mathematische Aufgabe zu lösen**).

Etwas ganz Aehnliches finden wir in den Anschauungen über die Verbrecherwelt. Das Publikum kann sich keine anderen Typen denken als die des gemeinen Diebes und die des gemeinen Mörders. Mit Gewalt

---

*) Siehe Actes du premier Congrès d'Anthropologie Criminelle. — Rome 1886.

**) Die Behauptung Hegels, daß, da Irresein eine Krankheit des Geistes sei, nur ein Philosoph entscheiden könne, ob ein Mensch irrsinnig ist oder nicht, ruft heute nur ein Lächeln hervor.

stehlen, durch materielle Einwirkung töten: in diesen beiden Handlungen sind ihm fast alle Verbrechen repräsentirt und es denkt immer, solche Thaten müßten von schlecht gekleideten Leuten mit widrigen, Mißtrauen erweckenden Gesichtern begangen werden. Man wird zwar sagen: alle Welt weiß, daß außer diesen Verbrechern andere existiren, die in der guten Gesellschaft leben und sich fremdes Eigenthum in anderer Weise aneignen als durch Straßenraub, Griffe in fremde Taschen oder nächtliches Einsteigen. Aber Das weiß man eigentlich nur in abstracto, im praktischen Leben denkt man fast niemals daran. Vor einem gut gekleideten Menschen hat man keine Scheu, weil man daran gewöhnt ist, anzunehmen, ein gebildeter und reicher Mensch müsse auch ehrlich sein.*) Dem Sprichwort zum Trotz sind wir immer noch geneigt, zu glauben, die Kutte mache den Mönch; deshalb ist das Staunen und die Neugier ungeheuer groß, wenn einmal ein „Herr" auf der Anklagebank erscheint, — wie eben alles Seltene und Unerwartete Interesse erregt. So ist es leicht zu verstehen, daß diese Lage der Dinge den modernen Verbrechern Straflosigkeit garantirt, denn das sie umgebende unverdiente Vertrauen läßt jeden Verdacht erst sehr spät und zögernd aufkommen. Dazu kommt, daß die Verbrechen, die sie mit Hilfe der Intelligenz, nicht der rohen Kraft begehen, durch Kunstgriffe und Kunststücke verschleiert werden, die nur schwer aufzudecken sind.

In Italien ist der Brigant Tiburzi bekannt, der es fertig brachte, an Stelle des Raubes eine vertragsmäßige Besteuerung zu setzen, indem er den Grundherren, die ihm jährlich eine bestimmte Summe bezahlten, Leben und Eigenthum garantirte; man weiß kaum, über wen man sich bei dieser merkwürdigen Metamorphose mehr wundern soll: über den Verbrecher, der sie herbeizuführen verstand, oder über die schmähliche Feigheit Derer, die auf diesen Kontrakt eingingen.**)

Treiben es nun die Briganten in gelben Glacéhandschuhen nicht gerade so? Wenn ein Abgeordneter oder ein Journalist zu einem Bankdirektor geht und sich dafür bezahlen läßt, daß er irgend eine schmutzige Geschichte totschweigt oder ein betrügerisches Unternehmen unterstützt (nach dem Sprichwort: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold), — wiederholt er nicht in

*) Im Gegensatz zu dieser allgemeinen Annahme haben die wohlhabenden und gebildeten Gesellschaftklassen eine viel höhere Kriminalitätziffer als die arbeitenden Klassen; größere Ziffern als die besitzenden Klassen ergeben nur die Klasse der Vagabunden und die der Menscher mit unbekannter Berufsstellung. In Frankreich kommen z. B. auf 100000 Individuen der höheren Berufsarten 28 Angeklagte, auf 100 000 aus dem Kaufmannsstand 38, auf eben so viele ländliche Arbeiter dagegen nur 12.

**) Ich habe derartige Erscheinungen eingehend behandelt in meiner Arbeit über das absterbende Brigantenthum (Il mondo criminale italiano. Mailand 1885.)

einem anderen Milieu das selbe Verfahren, das Herr Tiburzi in der Stille seiner Kluft befolgt? Im Grunde sind alle Verbrechen der Banken und der großen Bourgeoisie nur Metamorphosen des Brigantenthumes. Das Gesetz der Entwickelung gilt, wie für alle Formen menschlicher Thätigkeit, auch für das edle Diebes- und Räuberhandwerk. Die alten Kampfesmittel sterben aus und neue treten an ihre Stelle. Die Veteranen des Verbrechens stehen schon mit einem Fuß im Grabe, aber neben ihnen erwachsen ihre Epigonen, zwar mit einer neuen Taktik, aber mit nicht geringerer Dreistigkeit. Tief unten in Sizilien sind die Banden von Carcamo und San Mauro noch so naiv, ihr Leben aufs Spiel zu setzen, um mit vorgehaltener Pistole ein paar tausend Lire zu erpressen. In Rom macht man Das glatter und eleganter. Man stiehlt z. B. einer Dame der großen Welt ein paar kompromittirende Briefe und droht dann, sie Denen zu verkaufen, die an dem Ankauf ein Interesse haben, wenn die Verfasserin nicht für die Rückgabe eine sehr bedeutende Summe zahlt. So ist es heute viel bequemer, sich durch ein falsches Börsentelegramm Geld zu verschaffen als durch gewaltsamen Ueberfall auf offener Landstraße. Wir sind nicht umsonst die Modernen, — und der Telegraph muß schließlich doch zu etwas Nützlichem zu gebrauchen sein. Was so Viele überrascht, oder worüber sich wenigstens so Viele erstaunt stellen, ist, daß die so modernisirte Immoralität und Gaunerei gerade in den höheren Gesellschaftklassen und in der politischen Welt verbreitet ist. Maudsley und Buckle würden über das Erstaunen lächeln, denn sie haben ja erklärt, daß die Intelligenz häufig im umgekehrten Verhältniß zur Moral steht und daß es für einen eigentlichen Politiker recht schwer ist, seine Hände ganz rein von Verbrechen zu halten.*) Man sehe sich einmal die verurtheilten und die freigesprochenen Angeschuldigten im Panama- und im Panamino-Prozesse an; kaum eine einzige Mittelmäßigkeit ist unter ihnen, es sind fast lauter geistvolle Leute und manche sind Geister ersten Ranges, von Lesseps, dem ersten berühmten Opfer der pariser Skandale, bis auf den Abgeordneten, der das erste und tragischste Opfer der römischen Enthüllungen war. Bei solchen Erscheinungen denkt man unwillkürlich an die Worte Christi von der Seligkeit der geistig Armen, denen das Himmelreich gehört. Es scheint auch heute noch sicherer, daß die geistig Armen ins Paradies kommen, als daß die geistvollen Leute Einlaß finden.

Uebrigens haben wir auch in unserer neuesten parlamentarischen Geschichte Thatsachen aufzuweisen, die zeigen könnten, wie schwer es im politischen

---

*) Die Worte Maudsleys lauten: „L'expérience prouve, que beaucoup d'intelligence peut se trouver uni à peu de moralité, et beaucoup de moralité à peu d'intelligence.“ (Le crime et la folie.) Was Buckle betrifft, so verweise ich auf die Stelle, wo er in seiner allgemeinen Einleitung zur Geschichte der Civilisation in England über die Moral der Politiker spricht.

Leben ist, seine Kapazität zu beweisen, wenn man ehrlich bleiben will. Ein im Dienst ergrauter Gesandter hat Maxime du Camp folgende Definition der Kunst gegeben, der er sein Leben gewidmet hatte: „à faire du chantage, du marchandage et souvent du brigandage“. Zum Glück giebt es einige Ausnahmen von dieser wahren, aber trostlosen Theorie; leider aber halten die Meisten die Ausnahmen für die Regel und sind deshalb so sehr erstaunt, wenn ein unreiner Hauch einmal vom Parlament ausgeht. Dieser Optimismus ist ein Ueberbleibsel der schönen Hoffnungen, die zur Zeit der Kämpfe gegen die absoluten Monarchien so viele Herzen erfüllten. Damals schrieb Lord Brougham: „Die Mäßigung, die Ehrlichkeit, die Selbstlosigkeit, die am Hofe exotische Tugenden sind, gedeihen ganz von selbst auf dem Boden der Demokratie“. Und mit ihm, ja lange nach ihm, glaubten Alle, mit der Aera der politischen Freiheit wäre auch das Zeitalter der politischen Reinlichkeit gekommen. Nun, ein gewisser Fortschritt ist ja wohl gemacht worden, aber, um ganz exakt zu sein, muß man sagen, daß die Metamorphose größer gewesen ist als der Fortschritt *). Gewiß hat der Bürger heute nicht mehr für sein Leben zu fürchten, wie zu der Zeit, wo der Beichtvater oder die Maitresse des Fürsten die Leitung des Staates in der Hand hatte; gewiß giebt es keine Kabinetsminister mehr, die mit Hilfe willkürlicher Verhaftungen, Verbannungen und Hinrichtungen regiren, — ist deshalb aber die Zeit des Nepotismus, der Günstlingswirthschaft, der Ungerechtigkeit und des Staatsverbrechens vorüber? Man verschickt ja mißliebige Personen nicht mehr auf eine Festung; aber kommt es nicht vor, daß Geld — Geld aus der Staatskasse — ausgegeben wird, um ihre Wiederwahl ins Parlament zu verhindern? Das Volk wird nicht mehr durch Drohungen und Schreckmittel zum Schweigen und zum Gehorsam gebracht, — kommt es aber etwa nicht vor, daß eine von Soldschreibern bediente Presse das Volk betrügt? Gleichen diese Soldschreiber nicht auf ein Haar den alten Söldnerhaufen, die dem bestzahlenden Kondottiere folgten, rebelliren sie, wie diese, nicht, wenn sie schlecht bezahlt sind oder wenn ihr Häuptling ein Bischen Leichengeruch annimmt? Der ganze Fortschritt läßt sich so bezeichnen: statt Blut — Gold, statt Martern — Korruption. Und ganz gewiß sind wir, wie diese Wandlung beweist, immerhin milder und großmüthiger geworden.

Die Typen der Civilisation, die der Mensch bisher gefunden hat, sind

*) Ich möchte nicht gern mißverstanden werden; ich bin auch der Meinung, daß eine parlamentarische Regirung moralischer ist als eine absolute; denn Cavour hatte durchaus Recht, wenn er glaubte, die schlechteste Kammer wäre noch immer mehr werth als die beste Antichambre: ich behaupte nur, daß auch die beste Kammer in Folge einer Summe von Ursachen, die ich hier nicht analysiren kann, heute, moralisch betrachtet, recht wenig sauber erscheinen muß.

— wie Ferrero bemerkt — zwei: die Civilisation mit dem Typus der Gewalt und die mit dem Typus der List. Beide sind der Form nach, die in ihnen der Kampf ums Dasein annimmt, von Grund aus verschieden. In der Civilisation mit dem Typus der Gewalt wenden die Kämpfer im Wesentlichen ihre Kraft an; politische Macht und großer Besitz werden mit den Waffen erobert, sei es auf Kosten fremder Völker, sei es auf Kosten der schwächeren Klassen; die Handelskonkurrenz zwischen einem Volke und dem anderen wird vor Allem von Heer und Flotte unterstützt, d. h. der Gegner wird gewaltsam von dem Markte vertrieben, den man selbst allein in Behagen ausnützen will; Rechtsstreitigkeiten werden durch Zweikampf entschieden. In den Civilisationen mit dem Typus der List wird dagegen der Daseinskampf vor Allem mit Schlauheit und Trug geführt; an Stelle des Duells und des Gottesurtheils treten die Schliche und Kniffe der Advokaten; nicht mehr das Klirren des Eisens, sondern die Silberstimme des Geldes erfüllt den Kampfplatz; das Geld wird aus fremden Taschen mit Kniffen und geheimnißvollen Praktiken, die man Börsenspiel nennt, herausgelockt; der Konkurrenzkampf wird mit allen Mitteln einer vervollkommneten Produktionweise und einer noch vollkommneren Technik der Täuschung geführt, d. h. mit geschickten Fälschungen, die dem Käufer die Illusion der guten Waare geben. Zum ersten Typus der Civilisation gehören oder haben gehört Korsika, zum Theil auch Sardinien, Montenegro, die italienischen Städte des Mittelalters und im Allgemeinen alle primitiven Kulturen; zum zweiten Typus gehören dagegen alle modernen Kulturvölker, d. h. diejenigen, bei denen das System des bürgerlichen Kapitalismus sich in allen seinen Organisationformen ganz entwickelt hat. Der Unterschied zwischen diesen beiden Typen ist jedoch in Wirklichkeit nicht so groß wie in der Theorie, denn innerhalb mancher Gesellschaften vermischen sich die Elemente des einen mit denen des anderen Typus wie zwei Wasserläufe, die aus entgegengesetzter Richtung kommen, und sie vermischen sich namentlich an dieser Neige des Jahrhunderts, die — wie alle Uebergangsperioden — tausend Kontraste zusammenbringt und vereinigt. Heute kämpft man unter Anwendung von Gewalt und von List, und mehr mit dieser als mit jener, denn im Allgemeinen wird die Gewalt fremden Gesellschaften gegenüber angewendet, die List aber zwischen den Mitgliedern der selben Gesellschaft. Immerhin bleibt der Unterschied zwischen beiden in abstracto aufgestellten Typen so unverkennbar, daß man behaupten kann, sie bezeichnen zwei auf einander folgende Perioden der politischen Geschichte. Erst die Gewalt, dann die List: Das ist die zeitliche Reihenfolge, die diese ungenaue, weil unvollständige Definition rechtfertigt; im Großen und Ganzen aber glaube ich sagen zu können, daß das entscheidende Merkmal der Barbarei die Gewalt, das der Civilisation die List

ist. Und da auch auf sozialem Gebiete der Ausspruch Virchows gilt, daß die Pathologie sich eng an die Physiologie anschließt, so finden wir diese beiden Kampfesmittel — die Gewalt und die List — auch in der Kriminalität wieder, die auf Grund gerade dieser beiden Faktoren sich in zwei scharf abgegrenzte Gruppen trennen läßt.

Ein geistvoller Franzose*) hat das Verbrecherthum als den Schatten bezeichnet, den die Gesellschaft wirft. Nun ist es selbstverständlich, daß der Schatten den Umriß des Körpers wiedergiebt, der ihn wirft, und daß wir von jenem auf diesen schließen dürfen. Wir stehen in der That, halb unbewußt, dem parallelen Auftreten zweier Formen der Kriminalität gegenüber: der atavistischen Kriminalität, die auf einer Rückschlagserscheinung bei gewissen Individuen beruht, auf dem Boden einer pathologischen Körper- und Geistesbeschaffenheit, und auf ihrem Rückgreifen zu gewaltsamen Formen des Kampfes ums Dasein, welche die Kultur nunmehr unterdrückt hat: Mord, Diebstahl und Stuprum; und die der Entwickelung folgende Kriminalität, die in ihrem Ziele eben so und vielleicht noch mehr verwerflich, aber in ihren Mitteln civilisirt ist, da sie an die Stelle der Kraft und der Gewalt List und Trug gesetzt hat. Der ersten Form des Verbrecherthumes fallen nur wenige, für das Verbrechen unausbleiblich bestimmte Individuen anheim; der zweiten können sehr viele verfallen, nämlich alle, die nicht einen stählernen Charakter besitzen, der sie befähigt, dem ungesunden Einfluß der äußeren Umgebung zu widerstehen. Jene ist ein verfallendes Erbstück früherer Epochen, diese eine Frucht der Civilisation; und in unserer Zeit leben beide Formen der Kriminalität, die der Vergangenheit und die der Zukunft, behaglich neben einander. Neben dem geborenen Mörder, der mit voller Seelenruhe tötet und den der Anblick des Blutes kalt läßt, neben dem geborenen Diebe, der Kassetten aufsprengt, neben dem Scheusal, das seine Begierden an unschuldigen Kindern befriedigt, haben wir die aristokratischeren, civilisirteren, jesuitischeren Typen, die Tausende oder Millionen stehlen, ohne ein Möbel zu berühren oder ein Schloß zu sprengen, die junge Mädchen ohne jede Gewalt verführen und dann verlassen, — Geschöpfe, die, wie ich vorhin sagte, an die Stelle des Kampfes mit Muskelkraft den Kampf mit Gehirnkraft gesetzt haben und die von der Natur zwar nicht den Muth der Wildheit und Brutalität haben, dafür aber das Vorrecht der Geriebenheit und pfiffiger Schlauheit.

Dieser Unterschied zwischen den beiden Kriminalitäten ist gelegentlich von einigen Schriftstellern bemerkt und betont worden, seit es eine Gerichtsstatistik und eine Anwendung empirischer Methoden auf die Soziologie giebt. Schon 1879 schrieb Messedaglia, daß „die Civilisation ihre eigene charak-

*) G. Tarde, Études pénales et sociales. 1892.

teristische Kriminalität hat wie die Barbarei", und einige Jahre früher hatte Maury bemerkt, daß „die verbrecherischen Tendenzen verwandelt, aber nicht verdrängt werden, weil auch sie dem allgemeinen Gesetz der Anpassung folgen". Ferrero hat in einem Artikel der „Revue des Revues" (1893) diese Bemerkung wiederholt und vertieft und sie ergiebt sich ganz von selbst für Jeden, der die Erscheinungen der Verbrecherwelt mit einander vergleichen will, z. B. die Verbrechen eines Cartouche oder Ravachol (atavistische Verbrecher) mit denen eines Chambige oder eines Cornelius Herz (moderne Verbrecher). Die schöne Literatur, die sich heute so eng an das Leben und die Wissenschaft anschließt, bietet uns auch zwei sehr bekannte Typen, die diese beiden Kriminalitäten personifiziren; ich nenne als Beispiel der atavistischen Kriminalität Jacques Lantier aus Zolas Bête Humaine, für den das Blut ein Reizmittel und das Verbrechen ein Bedürfniß ist, während als Beispiel der modernen, entwickelten Kriminalität d'Annunzios Tullio Hermile (in „L'innocente") gelten kann, ein Feigling, der sich vor Blut scheut und vor einer verbrecherischen That zurückschreckt und lieber die kalte Nachtluft zu Hilfe ruft, um den Tod seines Sohnes herbeizuführen. So viel ich weiß, hat aber Niemand bisher darauf hingewiesen, daß sich dieser Gegensatz der Kriminalität einzelner Individuen auch in Kollektivverbrechen und den spezifischen Klassenverbrechen der verschiedenen Schichten wiederspiegelt. Nun muß man sehr kurzsichtig sein, um bei einem Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft nicht zu bemerken, daß neben den isolirten und persönlichen Thaten dieses oder jenes Verbrechens zwei verschiedene Formen von Kollektivverbrechen auftreten und sich verbreiten, von denen die eine der oberen, die andere der unteren Schicht der Gesellschaft angehört. Auf der einen Seite haben wir die Reichen, die Bourgeois, die Gebildeten, die in den Geschäften, in der Politik ihre Stimme, ihren Einfluß verkaufen und auf dem Wege der Intrigue, des Truges und der Lüge das Geld des Publikums an sich bringen; auf der anderen Seite haben wir die Armen, die Plebejer, die Unwissenden, die in anarchistischen Komplotten, in Demonstrationen und Aufständen gegen die Lage, in der man sie hält, sich auflehnen und gegen die Korruption protestiren, die von oben her auf sie einwirkt. Die erste dieser beiden Formen ist wesentlich evolutiv und modern, die zweite ist atavistisch, brutal, gewaltthätig. Die erste geht ganz vom Gehirn aus und bedient sich der Mittel der List: Fälschung, Betrug, unbefugte Aneignung; die zweite ist wesentlich Sache der Muskulatur und bedient sich gewaltsamer Mittel: Aufstand, Totschlag, Dynamit.

Italien ist in diesen letzten Jahren ein allzu deutliches Beispiel des gleichzeitigen Ausbrechens dieser beiden Arten von Kriminalität gewesen. Während in Sizilien der Aufstand der Hungernden losbrach, dem eine heuchlerische

und verlogene Politik einen anderen Namen gegeben und andere Motive untergeschoben hat, offenbarte sich in Rom in den Bankskandalen die tiefe Unsittlichkeit Derer, die zu viel gegessen hatten und nach dem Mahle wie die Wölfin Dantes mehr Hunger zu haben schienen als vorher. Gewaltthaten der Hefe des Volkes, Betrügereien der reichen und gebildeten Klassen: diese beiden verbrecherischen Aeußerungen sind Erscheinungen jenes dunkelen Komplexes von Umständen, den die Franzosen fin de siècle nennen und in dem Nordau „das Ende der Rasse“ erkennt; ich möchte vorschlagen, die Erscheinung weniger poetisch, aber vielleicht zutreffender „Ende des bürgerlichen Regimes“ zu nennen. Auch auf diesem Gebiete ist die Kunst mit ihrer intuitiven Gabe der Konstruktion den feinen Analysen der Wissenschaft vorausgeeilt, und ehe diese an die Diagnose der beiden Formen des Verbrechens dachte, hat ein Künstler sie mit plastischer Kraft in zwei Romanen geschildert. Zolas Germinal ist in der That die getreueste Schilderung der Klassenverbrechen in den untersten Gesellschaftschichten und sein anderes Buch, „L'Argent“, schildert mit photographischer Treue die Klassenverbrechen der höheren Stände.

Nachdem wir die Existenz dieser beiden Formen von Klassenverbrechen festgestellt haben, entsteht ganz von selbst die Frage, wie und warum so verschiedene Methoden entstanden sind, warum sich die Kriminalität der Reichen der List und die der Armen der Gewalt bedient. Man wird hauptsächlich drei Gründe für diese Erscheinung finden. Zunächst ist es bekannt, daß jede Gesellschaft, wenn man sie in einem gegebenen historischen Moment betrachtet, in den verschiedenen Abstufungen ihrer Klassen — wie in einem kurzen und blassen Auszuge — die verschiedenen historischen Phasen ihrer psychologischen, zumal ihrer intellektuellen Entwickelung neben einander enthält. Es zeigt so ein Nebeneinander das Bild der Entwickelung, die in einem früheren Nacheinander abgelaufen ist. Wir finden heute Naturvölker, die den Zustand darstellen, in dem wir jetzt civilisirten Nationen vor Jahrtausenden waren; vergleichen wir nun nicht die einzelnen Völker, sondern die verschiedenen Bevölkerungschichten mit einander, so sehen wir, daß ausschließlich die höheren Schichten Das repräsentiren, was wahrhaft modern ist, während die unteren Schichten noch, auch in ihren Gefühlen und Gedanken, eine recht entfernte Vergangenheit darstellen; es ist also ganz natürlich und logisch, daß die Kollektivverbrechen der höheren Klassen den Stempel moderner Entwickelung tragen, die der unteren dagegen den der rohen Gewalt, wenn sie nicht geradezu an ursprüngliche Wildheit erinnern.*) Man denke nur an den Einfluß der

*) Das Auftreten eines früheren Nacheinander der einzelnen Kulturstufen in einem gegenwärtigen Nebeneinander ist ein Gegenstück zu dem biologischen Grundgesetze Haeckels, wonach die Ontogenese die Phylogenese darstellt. Wie das Leben des Embryo in einem sehr kurzen Zeitraum schnell den ganzen langen

Vererbung, der Erziehung, der Bildung und des Milieus, — man stelle sich die stets korrekten und verbindlichen Gewohnheiten und Formen eines „Herrn“ vor und vergleiche damit das Auftreten des Arbeiters oder Bauern in seiner Ungeschliffenheit und Roheit, die nichts von der übertünchten Höflichkeit des Weltmannes weiß; dann wird es leicht verständlich, wie auch in den verbrecherischen Bethätigungen beider Klassen ähnliche Unterschiede, und zwar pathologisch aufs Höchste gesteigert, hervortreten müssen.

Zur Erklärung dieser Unterschiede kann ferner die Vorstellung dienen, die sich Jeder ohne Weiteres von der besonderen Kriminalität der beiden extremen Schichten der Gesellschaft bilden kann. Ich will hier keine Politik treiben, aber ich glaube doch, sagen zu dürfen, daß die heute von den gebildeten und wohlhabenden Klassen begangenen Verbrechen eine pathologische Erscheinung sind und darauf hindeuten, daß die heute herrschenden sozialen Zustände vielfach verkehrt sind und als Symptome dafür gelten müssen, daß das gesellschaftliche System in seine letzte Phase getreten und seinem Ende nahe ist; dagegen kann die Kriminalität der untersten Klassen, die auch den Stempel des Pathologischen trägt, wohl darauf hindeuten, daß neue, mächtige Tendenzen auftreten wollen, daß eine neue Aera beginnen wird. Kurz, die eine ist das Zeichen des Niederganges, die andere das Zeichen des beginnenden Aufsteigens. Jene deutet auf die Entartung eines alt gewordenen Organismus, diese auf die Entstehungskrise eines werdenden und wachsenden neuen Wesens. Und deshalb hat jene alle Merkmale der besonnenen Klugheit und behutsamen Verschlagenheit des Greisenalters, diese alle Merkmale der stürmischen Unklugheit und kühnen Dreistigkeit eines Wesens, das seine Jugend und seine Kräfte fühlt.

Dazu kommt nun noch ein weiterer und letzter Umstand, der zur Erklärung der beiden Kriminalitätformen beiträgt: die Thatsache, daß die Oberklasse, nicht an Zahl, sondern durch ihre Kraft und durch die festen Grundlagen ihrer Macht, die Majorität besitzt, die unterste Klasse dagegen die Minorität. Nun ist es ein psychologischer Zug jeder Minorität, kühner, angriffslustiger und heftiger zu sein als die Majorität. Die Minorität muß erobern, während die Majorität nur ihre Eroberungen festzuhalten braucht, und man setzt immer mehr Energie an die Erwerbung eines begehrenswerthen Gutes oder eines entfernten Ziels als an die Behauptung des einmal Erlangten. Der Sieg entnervt, das Verlangen nach Sieg steigert den Muth und die Kraft. Vielleicht ist dieser Satz, den ich als Axiom betrachten möchte, nur die soziale Spiegelung und Wiederholung des psychologischen

Werdegang der Art zusammenfaßt, so resumiren die verschiedenen Klassen eines bestimmten Volkes in einer Art Auszug den historischen Entwickelungsgang, den das ganze Volk durchlaufen hat.

Gesetzes, wonach der Mensch mehr und stärkere Lust fühlt, wenn er dafür kämpft, das Glück zu erreichen oder sein Ideal zu verwirklichen, als wenn er das Ersehnte schon besitzt. Beaumarchais hat schwerlich Recht, wenn er behauptet, das Wesen des Glücks läge im Besitz; Das, worauf es ankommt, ist, daß der Mensch Etwas vom kommenden Tage fürchtet oder hofft. Das Verlangen ist die Poesie des Lebens und es ist noch mehr als Poesie, es ist seine nothwendige Bedingung. „Il y a plus de plaisir à courir le lièvre qu'à le prendre", sagt Leibniz, und Pascal meint ungefähr das Selbe, wenn er sagt, daß die Aufgabe des Menschen nicht ist, die Wahrheit zu finden, sondern sie zu suchen. Dann wäre freilich das Leben für den Menschen nur ein Suchen, ein Kampf ohne eine Errungenschaft, die ihn befriedigend beendet. In einer wundervollen Seite zeigt Schopenhauer, daß nicht nur der Mensch, sondern die ganze Natur zu einem ruhelosen Suchen ohne schließliche Befriedigung bestimmt ist. Schopenhauer sagt: „Kein Körper ist ohne Verwandtschaft, d. i. ohne Streben, oder ohne Sucht und Begier, wie Jakob Böhme sagen würde. Die Elektrizität pflanzt ihre innere Selbstentzweiung ins Unendliche fort, wenngleich die Masse des Erdballs die Wirkung verschlingt. Der Galvanismus ist, so lange die Säule lebt, ebenfalls ein zwecklos unaufhörlich erneuter Akt der Selbstentzweiung und Versöhnung. Eben ein solches rastloses, nimmer befriedigtes Streben ist das Dasein der Pflanze, ein unaufhörliches Treiben, bis der Endpunkt, das Samenkorn, wieder der Anfangspunkt wird. Dies ins Unendliche wiederholt: nirgends ein Ziel, nirgends endliche Befriedigung, nirgends ein Ruhepunkt."*) So ist das Ziel des Menschen nicht: siegen, sondern: kämpfen. Der Sieg, der ihm Sicherheit bringt, schwächt ihn nicht nur, sondern verdirbt ihn auch. Je mehr der Mensch seine Stirn nach allen Seiten kehren muß, je mehr Feinden er trotzt, je größer die Zahl Derer ist, gegen die er den ihm vom Schicksal und dem eigenen Willen angewiesenen Posten behauptet, desto größer und stärker ist er.

Diese Erscheinung des individuellen Lebens wiederholt sich in der Kollektivität des gesellschaftlichen Lebens; die Minoritäten sind fast immer der Ruhm jedes Landes, sie besitzen Alles, was den Majoritäten fehlt: Kühnheit und Heftigkeit. In den Parlamenten ist die lebhaftere, kampfeslustigere Seite immer die Opposition, d. h. die Minorität. In der Wissenschaft und in der Kunst sind die kühnsten und lebendigsten Künstler und Denker immer die Neuerer und die Ketzer. Ibsen hat diese alte Erfahrung im vierten Akt des „Volksfeindes" klar ausgesprochen; er übertreibt hier, wie gewöhnlich, aber in seinen Paradoxen steckt gewiß viel Wahres. Diese Erscheinung reproduzirt in

---

*) Die Welt als Wille und Vorstellung, IV. Buch, § 56.

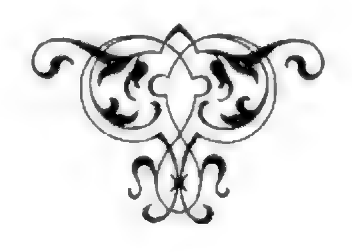
der menschlichen Gemeinschaft die Thatsache des individuellen Lebens, daß ein Einzelner, der sich gegen Viele wehren muß, eine Kraft entwickelt, die er nicht haben würde, wenn Andere ihm beiständen. Die Noth verdoppelt die Kräfte des Einzelnen und Schwachen, der Selbsterhaltungtrieb erwacht mit aller Kraft vor der Gefahr und giebt dem Einzelnen den Muth der Verzweiflung. Dieses Gesetz versagt auch nicht auf dem Gebiet des Verbrechens und muß dazu führen, daß die untersten Klassen, die gegen viel mächtigere Gegner zu kämpfen haben, ihrer eigenen Schwäche durch Gewaltthätigkeit und Kühnheit in der Wahl der Mittel nachhelfen.

Gegenüber diesen beiden, von unten und von oben wirkenden, verbrecherischen Tendenzen, welche die Gesellschaft in ihrem eisernen Doppelgriff erwürgen wollen, denken gutherzige Leute noch daran, die Schwierigkeiten der Lage durch das alte Märchen des Menenius Agrippa zu lösen; die Skeptiker lächeln über diese schwächlichen Versuche, — und der Fatalist erwartet in Ruhe den Lauf der Dinge.

Wie aber wird der Lauf der Dinge sein?

Vor ein paar Jahren warfen die Brüder Goncourt eins ihrer Paradoxe in die Welt, mit denen der Künstler manchmal den Kurzsichtigen ein Bild der Dinge giebt: „Alle vier- oder fünfhundert Jahre muß das Barbarenthum kommen, um die Welt zu verjüngen. Wenn einmal in Europa eine alte Kulturbevölkerung in einem herrlichen Lande bleichsüchtig geworden war, kamen vom Norden her die sechs Fuß langen Riesen und erneuerten die Rasse. Heute, wo es in Europa keine Wilden mehr giebt, werden Das nach vierzig oder fünfzig Jahren die Arbeiter besorgen; man wird Das dann die soziale Revolution nennen." Vielleicht haben die Goncourt Recht; vielleicht wird die Geschichte, dieser große Traktat über die Auslese beim Menschen, auch weiterhin, wie früher, ihren Weg im Sturmschritt der Revolution gehen.

Rom. Scipio Sighele.



Spezialisirte Regirung.

II.

In der ersten Hälfte dieses Aufsatzes (in der vorigen Nummer der „Zukunft") habe ich mich zuletzt mit dem Fehlen einer Aufsicht über die organischen Funktionen bei den nervenlosen Thieren beschäftigt. Wenden wir uns jetzt zu den Klassen von Parallelerscheinungen, die der soziale Organismus darbietet. Bei ihm finden wir, eben so wie in dem Einzelnorganismus; daß zwar das System der äußeren Organe einem großen Regirungcentrum, das es positiv regulirt, streng untergeordnet sein muß, daß jedoch das System der inneren Organe keiner solchen positiven Regulirung bedarf. Erzeugung und Austausch von Gütern, die das nationale Leben erhalten, gehen vor sich, mag das Parlament nun gerade Sitzung halten oder nicht. Wenn die Minister Haidehühnern nachschleichen oder Hochwild verfolgen, importirt Liverpool, fabrizirt Manchester und vertheilt London Waaren wie gewöhnlich. Für die normale Vollführung dieser inneren sozialen Funktionen ist nichts weiter nöthig, als daß die einschränkenden und hemmenden Strukturen in Thätigkeit bleiben. Diese Thätigkeiten von Einzelnen, Körperschaften und Klassen müssen sich derart vollziehen, daß sie gewisse Bedingungen, die für den gleichzeitigen Vollzug anderer Thätigkeiten erforderlich sind, nicht übertreten. So lange die Ordnung aufrecht erhalten und die Erfüllung von Verträgen überall erzwungen wird, so lange jedem Bürger und jeder Mehrheit von Bürgern der volle, für gethane Arbeit oder erzeugte Güter ausbedungene Lohn gesichert ist, so lange Jeder genießen darf, was er sich durch Arbeit erwirbt, ohne seines Nächsten gleiche Fähigkeit zum Genuß zu durchkreuzen, so lange vollziehen sich diese Funktionen in gesunder Weise, ja, sogar in gesünderer, als wenn sie in irgend welcher anderen Weise geregelt würden. Um sich diese Thatsache klar zu machen, braucht man nur auf die Ursprünge und Thätigkeiten der leitenden industriellen Strukturen zu schauen. Nehmen wir zwei von ihnen, die in ihrem Wesen einander möglichst unähnlich sein sollen.

Die erste soll die Nahrung erzeugende und vertheilende Struktur sein. In der vierten seiner „Einleitenden Vorlesungen über Nationalökonomie" bemerkt der Bischof Whately: „Viele der wichtigsten Ziele lassen sich durch die vereinte Thätigkeit von Personen erreichen, die niemals an sie denken und keine Idee von einem Handeln in Uebereinstimmung haben; und Das geschieht mit einer Sicherheit, Vollständigkeit und Regelmäßigkeit, die wahrscheinlich der eifrigste gute Wille unter der Leitung der größten menschlichen Weisheit niemals hätte erreichen können." Um diese Wahrheit einzuprägen, sagt er weiter: „Jemand mag sich nur das Problem stellen, eine Stadt wie London, die über eine Million Einwohner hat, täglich mit Vorräthen aller Art zu versorgen."

Dann weist er auf die zahlreichen ungeheuren Schwierigkeiten der Aufgabe hin, die durch die Störungen in der Ankunft von Vorräthen, durch das leichte Verderben vieler Waaren, durch die schwankende Anzahl der Konsumenten, durch die Verschiedenartigkeit der Anforderungen, durch die Veränderung der unmittelbaren und entfernteren Vorräthe und das Bedürfniß, die Verbrauchsrate ihnen anzupassen, endlich durch die Zusammengesetztheit des Vertheilungvorganges entstehen, von dem man verlangt, daß er die richtigen Mengen von diesen zahlreichen Gütern allen Bürgern ins Haus bringe. Nach Berührung aller dieser Schwierigkeiten schließt er das Bild mit den Worten ab: „Und dennoch wird dieses Ziel weit besser, als die Anstrengung menschlicher Weisheit es vermöchte, durch die Thätigkeit von Menschen erreicht, von denen Jeder nur an sein eigenes unmittelbares Interesse denkt." Aber obgleich die weitverbreitete und zusammengesetzte Organisation, die Nahrungmittel aller Art erzeugt, zubereitet und über das ganze Land vertheilt, natürlichen Ursprunges und keine Leistung des Staates ist; obgleich der Staat nicht bestimmt, wo und in welchen Mengen Getreide, Rindvieh und Hammel aufzutreiben sind; obgleich er nicht ihre verschiedenen Preise festsetzt, um den Vorrath so lange aushalten zu lassen, bis neuer Vorrath kommt; obgleich er nichts für die ungeheuere Verbesserung gethan hat, die seit frühen Zeiten in der Güte der Nahrung erreicht worden ist; obgleich der umständliche Apparat, mittels dessen Brot, Fleisch, Milch und Kolonialwaaren uns täglich vor die Thür gebracht werden und der so regelmäßig ist wie der Schlag des Herzens, nicht auf seine Rechnung zu setzen ist, — ist der Staat dennoch nicht ganz und gar unthätig gewesen, sondern hat von Zeit zu Zeit sehr viel Unheil angerichtet. Als Eduard der Erste von England allen Städten untersagte, Vorkäufer zu beherbergen, und als Eduard der Sechste den Kauf von Getreide zum Zweck des Wiederverkaufes wie ein Verbrechen bestrafte, haben sie den Prozeß aufgehalten, durch den sich der Verbrauch dem Angebot anpaßt, und Alles gethan, was sich nur thun ließ, um eine Wechselfolge von Ueberfluß und Hungersnoth sicherzustellen. Aehnlich steht es mit den vielen gesetzgeberischen Versuchen, die seitdem gemacht worden sind, um einen oder den anderen Zweig der Nahrungerzeugung zu reguliren, bis hinab zu der Kornzollskala schlimmen Angedenkens. Die wunderbare Tüchtigkeit dieser Organisation verdanken wir dem Privatunternehmen; ihre Störungen aber verdanken wir der positiv regulativen Thätigkeit der Regirung. Daneben hat die englische Regirung auch die negativ regulative Thätigkeit, die nothwendig ist, um diese Organisation in Ordnung zu erhalten, nicht richtig ausgeübt. Ein rasches und kostenloses Mittel gegen den Kontraktbruch, wenn ein Händler Etwas als die verlangte Waare verkauft, was sich dann ganz oder theilweise als eine andere Waare erweist, fehlt in England immer noch.

Unser zweiter Fall soll die Organisation sein, die den Handel durch die Uebertragung von Forderungen und Guthaben so unendlich erleichtert. Die Banken waren nicht Erfindungen von Herrschern oder ihren Räthen; sie sind nach und nach aus den Geschäften der Händler erwachsen; Leute, die zur Sicherheit Geld bei den Goldarbeitern hinterlegten und sich Quittungen geben ließen; Goldarbeiter, die das ihnen anvertraute Geld auf Zins ausliehen und dann den Hinterlegern einen niedrigeren Zinsfuß boten, waren ihre Gründer. Und als dann, was sofort eintrat, die Quittungen durch Ueberschreibungen übertragbar wurden, begann das Bankgeschäft. Von dieser Stufe an ist seine Entwickelung, trotz vielen Hindernissen, natürlich vor sich gegangen. Banken sind unter dem selben Ansporn entstanden, der alle anderen Arten von Handelsanstalten geschaffen hat. Die vervielfachten Formen des Kredites haben sich nach und nach von der ursprünglichen Form abgezweigt. Und während das Banksystem sich ausdehnte und komplizirter wurde, hat es sich auch durch einen unwillkürlichen Prozeß zu einem Ganzen zusammengeschlossen. Das Liquidationhaus, der Platz, wo die Bankiers ihre Bankgeschäfte mit einander besorgen, entstand ganz von selbst aus dem Bemühen, Geld und Zeit zu sparen. Und als im Jahre 1862 Sir John Lubbock, nicht in seiner gesetzgeberischen Eigenschaft, sondern in seiner Eigenschaft als Bankier, es durchsetzte, daß die Vorrechte des Liquidationhauses auf die Landbanken ausgedehnt wurden, war die Vereinheitlichung vollkommen geworden. So lassen sich jetzt die Geschäfte eines Kaufmannes im Lande mit jedem anderen durch Abschreiben und Ausgleichen von Forderungen in den Büchern der Banken ausführen. Diese natürliche Entwickelung, Das ist zu bemerken, hat in Großbritannien eine höhere Stufe erreicht als anderwärts, wo die positiv regulative Aufsicht des Staates entschiedener ist. In Frankreich gab es noch vor Kurzem kein Liquidationhaus und in Folge Dessen war dort die Methode der Bezahlung durchs Checks, die in England so vorherrschend ist, nur wenig und unvollkommen in Anwendung. Damit will ich nicht gesagt haben, in England sei der Staat ein bloßer Zuschauer bei dieser Entwickelung gewesen. Leider hat er von Anfang an Beziehungen zu Banken und Bankiers gehabt, allerdings nicht sehr zu deren Vortheil, auch nicht zum Vortheile des Publikums. Die erste Depositenbank war in gewissem Sinne eine Staatsbank. Die Kaufleute hinterlegten zur Sicherheit Summen in der Münze im Tower. Als sich aber Karl der Erste ihr Eigenthum ohne ihre Zustimmung aneignete und es ihnen nur gezwungen, nach langer Verzögerung, zurückgab, vernichtete er ihr Vertrauen. Eben so gab Karl der Zweite, als er, um das Staatsgeschäft zu fördern, zu den reicheren Privatbankiers in dauernde Geschäftsbeziehungen trat und, da er gegen 30 Millionen Mark von ihrem Gelde im Schatzamte hatte, es stahl, eine Menge Kaufleute ruinirte, zehntausend Depositoren schwer

traf und manche zum Wahnsinn und zum Selbstmord brachte, dem damals existirenden Banksystem einen schweren Schlag. Obgleich die Ergebnisse der Beziehungen des Staates zu den Banken in späteren Zeiten in dieser direkten Weise nicht so verhängnißvoll waren, wurden sie doch indirekt verhängnißvoll, — vielleicht in noch höherem Grade. Als Bezahlung für eine Anleihe gab der Staat der Bank von England besondere Vorrechte, und der Entgelt für die Erhöhung und Verlängerung dieser Anleihe war die Bewahrung dieser Vorrechte, die die Entwickelung von Banken beträchtlich behindert haben. Der Staat that aber noch Schlimmeres. Er brachte die Bank von England an den Rand des Bankerottes durch eine erzwungene Notenausgabe und ermächtigte sie dann, ihre Versprechungen zu brechen. Ja, noch mehr: er verhinderte die Bank von England an der Erfüllung ihrer Versprechungen, als sie diese zu erfüllen wünschte. Die Uebel, die aus der positiv regulativen Thätigkeit des Staates gegenüber den Banken entstanden sind, sind zu zahlreich, als daß ich sie hier aufzählen könnte. Hier haben wir nur zu bemerken, daß die Unternehmungen der Bürger in Verfolgung ihrer Privatzwecke diesen großen Handelsprozeß entwickelt haben, der alle anderen Handelsprozesse so außerordentlich erleichtert, die Regirungen ihn jedoch immer wieder und wieder gestört haben. Sie haben jedoch nicht nur durch ihre positiv regulative Thätigkeit, sondern auch durch das Unterlassen des Eingreifens mit negativ regulativer Thätigkeit unendliches Unheil angerichtet. Das Eine, was sie zu thun gehabt hätten, haben sie eben nicht gethan. Sie haben nicht auf die Erfüllung des Kontraktes zwischen dem Bankier und dem Kunden gedrungen, dem Bezahlung auf sein Verlangen versprochen wird.

Zwischen diese beiden Fälle des Handels mit Nahrungmitteln und des Geldhandels lassen sich die Fälle der anderen Handelsgebiete einreihen. Sie alle werden durch ähnlich entwickelte Organisationen besorgt und in der selben Weise von Zeit zu Zeit durch Staatseinmischung gestört. Diese will ich jedoch übergehen und mich von der positiven Methode der Erläuterung zu der vergleichenden Methode wenden. Wenn es in Frage gestellt wird, ob das freiwillige Zusammenwirken von Menschen in der Verfolgung persönlicher Vortheile das allgemeine Wohl entsprechend fördern werde, so kann uns die Vergleichung der Ergebnisse in verschiedenen Gesellschaften, wo das freiwillige Zusammenwirken am Thätigsten und am Wenigsten regulirt gewesen ist, und der Ergebnisse solcher, in denen man dem freiwilligen Zusammenwirken weniger und der Staatsthätigkeit mehr getraut hat, für unser Urtheil als Führer dienen. Zwei Fälle, welche die beiden führenden Völker des Festlandes an die Hand geben, werden genügen.

In Frankreich wurde 1747 die École des Ponts et Chaussées für die Ausbildung der Bauingenieure, und 1795 die École Politechnique ge-

gründet, die unter Anderem dazu diente, Denen, die nachher speziell für das Baufach ausgebildet wurden, eine allgemeine wissenschaftliche Vorbildung zu geben. Somit können wir sagen, daß Frankreich über ein Jahrhundert eine vom Staate gegründete und vom Staate erhaltene Anstalt zur Erzeugung gelernter Leute dieser Art gehabt hat, gewissermaßen eine Doppeldrüse zur Ausscheidung von Ingenieurkunst für den öffentlichen Gebrauch. In England haben wir bis auf die neueste Zeit kein Institut für die Ausbildung von Bauingenieuren gehabt. Nicht absichtlich, sondern unbewußt überließen wir die Versorgung mit Ingenieurkräften dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, — einem Gesetz, das heute auf dem Felde der Bildung eben so wenig mehr anerkannt zu sein scheint, wie es in den Tagen der Ausfuhrprämien und Handelsbeschränkungen auf dem Felde des Handels anerkannt war. Dies jedoch nur nebenbei. Wir haben hier einfach die Thatsache festzustellen, daß Brindley, Smeaton, Rennie, Telford und die Anderen bis zu George Stephenson sich ihre Kenntnisse wie ihre praktische Erfahrung ohne Staatsbeihilfe oder Staatsaufsicht erworben haben. Wie erscheinen nun beim Vergleich die Ergebnisse in den beiden Völkern? Der Raum erlaubt keinen ins Einzelne ausgeführten Vergleich, die späteren Ergebnisse müssen genügen. Die Eisenbahnen sind in England entstanden und nicht in Frankreich. Die Eisenbahnen haben sich in England rascher ausgebreitet als in Frankreich. Viele Eisenbahnen in Frankreich sind von englischen Ingenieuren gebaut und geleitet worden. Die ersten französischen Eisenbahnen wurden von englischen Unternehmern gebaut und englische Lokomotiven dienten den französischen Maschinenbauern als Modelle. Das erste französische Werk über Lokomotiven erschien gegen 1840 (ich hatte wenigstens ein Exemplar aus diesem Jahre) und war verfaßt vom Grafen de Pambour, der in England studirt hatte und in seinem Buche ausschließlich Zeichnungen und Beschreibungen der Maschinen englischer Fabrikanten gab.

Das zweite Beispiel bietet uns Deutschland, das den Briten jetzt so oft als nacheifernswerth vorgehalten wird. Stellen wir London und Berlin einander gegenüber und betrachten wir eine hochbedeutsame Einrichtung für das Wohlbefinden und die Gesundheit der Bürger. Als im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts die Quellen und örtlichen Röhrenleitungen, unterstützt von Wasserträgern, nicht mehr ausreichten, um die Londoner mit Wasser zu versorgen, und als die Wassersnoth, die man lange Zeit getragen hatte, die Stadtvertretung einzig dazu gebracht hatte, Pläne zu entwerfen, die Centralregirung aber nicht einmal veranlaßt hatte, überhaupt Etwas zu thun, da nahm ein Kaufmann und Bürger, Hugh Myddleton, selbst die Arbeit in die Hand, den New-River nach Islington zu bringen. Als er das Werk halb vollendet hatte, kam ihm der König zu Hilfe, aber nicht etwa in seiner

Eigenschaft als Herrscher, sondern in seiner Eigenschaft als Spekulant, indem er dabei sein Geld auf Gewinn anlegte. Sein Nachfolger verkaufte seinen Antheil nach der Bildung der New-River-Company, die das Vertheilungsystem beendete. Später hat die Bildung anderer Wassergesellschaften, die andere Quellen nutzbar machten, London einen Wasservorrath gegeben, der mit der Zunahme der Stadt gewachsen ist. Was geschah unterdessen in Berlin? Entstand dort vielleicht 1613, als Hugh Myddleton sein Werk vollendete, ein gleich leistungsfähiges System? Das siebzehnte Jahrhundert verging, das achtzehnte Jahrhundert verging, die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts kam heran, — und noch immer hatte Berlin keine Wasserversorgung wie London. Was geschah dann? That die väterliche Regirung endlich, was so lange ungethan geblieben war? Vereinigten sich die Bürger endlich, um sich das Gewünschte zu verschaffen? Es wurde schließlich von den Bürgern eines anderen Volkes besorgt, die mehr gewöhnt waren, zusammen zu wirken, um aus der Befriedigung öffentlicher Bedürfnisse Gewinn für sich herauszuschlagen. 1845 wurde eine englische Gesellschaft gebildet, um Berlin eine entsprechende Wasserversorgung zu geben, und die Arbeit wurde ausgeführt durch englische Unternehmer, die Firma Fox & Crampton.

Sollte man sagen, die großen Werke der alten Völker, Wasserleitungen, Straßen u. s. w., ließen sich als Beweise dafür anführen, daß die Staatsthätigkeit solche Zwecke erfüllt, oder sollte man sagen, ein Vergleich zwischen dem frühen Aufkommen der Binnenlandschifffahrt auf dem Festlande und deren späterem Aufkommen auf den britischen Inseln falle zum Nachtheile meiner Theorie aus, so antworte ich: so wenig es auf den ersten Blick scheint, stimmen diese Thatsachen doch zu der allgemeinen Lehre. So lange der räuberische Sozialtypus der vorherrschende und die industrielle Organisation nur wenig entwickelt ist, giebt es nur eine zusammenordnende Kraft für die Regelung beider Thätigkeitgruppen, genau wie wir es bei den niedrigeren Typen der individuellen Organismen sahen. Erst wenn durch jene Metamorphose, die die industriellen Strukturen auf Kosten der räuberischen entwickelt und eine wesentlich unabhängige zusammenordnende Gewalt für die industriellen Strukturen mit sich bringt, also ein wesentlicher Fortschritt geschehen ist, wird die Leistungfähigkeit dieses freiwilligen Zusammenwirkens für alle Zwecke des inneren sozialen Lebens größer als die Leistungfähigkeit der centralen Regirungsgewalt. Vielleicht aber wird man einwenden: wenn die Handlungen der Einzelnen, die durch die Nothwendigkeit angespornt und durch den Wettbewerb aufgemuntert werden, auch für die Stillung materieller Bedürfnisse genügend seien, so seien sie es doch nicht für andere Bedürfnisse. Ich sehe jedoch nicht, daß die Thatsachen diese Ansicht rechtfertigen. Wir brauchen uns nur umzuschauen, um ähnlich geartete Mittel zur Stillung unserer höheren wie unserer

niedrigeren Bedürfnisse zu erblicken. Die Thatsache, daß die bildende Kunst auf den britischen Inseln nicht so geblüht hat wie in manchen Ländern des Festlandes, läßt sich dem englischen Volkscharakter, der Absorbirung der englischen Energie durch andere Thätigkeiten und dem unterdrückenden Einfluß chronischer Asketik zuschreiben: diese haben die Interessen der Einzelnen im Ueberfluß geschaffen. Die Literatur, in der England keinem anderen Staate nachsteht, hat auf den britischen Inseln der Staatsunterstützung nichts zu verdanken. Die Gedichte, die lebendig bleiben werden, sind ohne amtliche Anregung geschrieben worden. Allerdings hat England gewohnheitmäßig einen gekrönten Poeten gehabt, der für das Dichten königtreuer Verse bezahlt worden ist, aber ein Blick über die ganze Liste dieser Gekrönten zeigt, daß die Dichtung von der Schutzherrschaft des Staates keinen Vortheil gehabt hat. Weil es eine öffentliche Vorliebe für Dichtungen gab, begann man, Dichtungen zu schaffen, und die dauernde öffentliche Vorliebe bewirkt ein dauerndes Schaffen, das neben vielem Werthlosen auch Vieles einschließt, das durch akademische oder andere Aufsicht sich nicht hätte besser machen lassen. Das Gleiche gilt von Lebensbeschreibungen, Geschichtwerken, naturwissenschaftlichen Büchern. Als noch auffälligeren Fall eines Mittels, das zur Befriedigung eines nicht materiellen Bedürfnisses entstanden ist, nehme man die Tagespresse. Was ist der Ursprung dieses merkwürdigen Mittels, das uns jeden Tag einen Abriß von dem gestrigen Treiben der Welt giebt? Durch welche Anregungen haben sich diese Stäbe von Herausgebern, Redakteuren, Mitarbeitern, Rezensenten, Reportern über Parlamentsdebatten, öffentliche Versammlungen, Gerichtsfälle, Polizeiberichte, Musik-, Theater- und Kunstkritikern und Korrespondenten in allen Theilen der Welt bilden können? Wer hat dieses System entworfen und zur Vollendung geführt, das den Leuten in Edinburgh früh um sechs einen Bericht über die Debatten giebt, die früh um zwei oder drei im House of Commons beendet worden sind, und ihnen zu der gleichen Zeit die Ereignisse berichtet, die sich am Tage zuvor in Amerika abgespielt haben? Es ist keine Erfindung, keine Anregung der Regirung. Es ist in keiner Weise durch Gesetzgebung verbessert und entwickelt worden. Im Gegentheil, es ist von der Regirung vielfach gehemmt und dennoch, trotz vielen Lasten, die ihm die Regirung auferlegt hat, groß geworden. Lange hat man dem Berichten über die Parlamentsdebatten widerstrebt. Menschenalter hindurch haben Censuren und Verfolgungen die Zeitungen niedergehalten und weitere Menschenalter hindurch haben die geltenden Gesetze eine billige Presse und deren erzieherische Wohlthaten unmöglich gemacht. Von dem Kriegskorrespondenten, dessen Briefe selbst den Völkern, die im Kampfe stehen, die einzigen zuverlässigen Berichte geben, bis zu dem Zeitungjungen, der die dritte Ausgabe mit den neuesten Tele-

grammen herumträgt, ist die ganze Organisation ein Produkt freiwilligen Zusammenwirkens von Privatleuten, die bestrebt sind, sich einen Vortheil dadurch zu verschaffen, daß sie die geistigen Bedürfnisse ihrer Mitmenschen stillen, und von denen viele auch bestrebt sind, ihren Mitmenschen dadurch Gutes zu erweisen, daß sie ihnen klarere Vorstellungen davon und einen höheren Maßstab dafür geben, was Recht ist. Ja, noch weit mehr kann man sagen. Die Presse hat der Regirung nichts zu verdanken, wohl aber die Regirung der Presse, ohne die sie jeden Tag in der Vollführung ihrer Funktionen straucheln würde. Diese Einrichtung, die zu unterdrücken der Staat dereinst sein Möglichstes gethan hat und der er überall in den Weg getreten ist, giebt jetzt den Ministern vor Ankunft ihrer Depeschen Nachrichten, den Mitgliedern des Parlamentes Kenntniß der öffentlichen Meinung, setzt sie in den Stand, von den Bänken des House of Commons aus zu ihren Wählern zu sprechen, und giebt beiden gesetzgebenden Kammern einen vollständigen Bericht über ihre Verhandlungen.

Ich vermag somit nicht einzusehen, wie man zweifeln kann, daß solche Einrichtungen ihren Zweck ausreichend erfüllen. Die Wahrheit, daß in dieser Lage wechselseitiger Abhängigkeit, die das soziale Leben mit sich bringt, unvermeidlich Einrichtungen erwachsen, bei deren Benützung Jeder seinen eigenen Zwecken dient, indem er sich den Zwecken Anderer dienstbar macht, ist offenbar lange eines jener offenen Geheimnisse gewesen, die geheim bleiben, weil sie so offenkundig sind. Die Thatsachen zeigen jedoch, daß, gäbe es unter den Menschen selbst einzig die durch das Eigeninteresse diktirte Form des Zusammenwirkens, doch anzunehmen wäre, dieses werde unter der negativ regulativen Aufsicht einer Centralgewalt in ruhiger Ordnung die Einrichtungen zur Stillung aller Bedürfnisse und zum gesunden Vollzug aller wesentlichen sozialen Funktionen schaffen.

Aber es giebt noch eine andere Art freiwilligen Zusammenwirkens, die gleich der eben erwähnten unabhängig von der Thätigkeit des Staates entsteht und einen großen Antheil an der Stillung gewisser Arten von Bedürfnissen hat. So bekannt sie auch ist, wird sie doch in soziologischen Erörterungen meistens vernachlässigt. Aus Zeitungartikeln und parlamentarischen Debatten könnte man in der selben Weise schließen wollen, es gebe außer der Macht, die auf Rechnung der selbstsüchtigen Thätigkeiten des Menschen zu setzen ist, keine andere soziale Macht als die der Regirung. Absichtlich scheint man die Thatsache zu übersehen, daß die Menschen außer ihren selbstsüchtigen Interessen auch theilnehmende Interessen haben und mit ihnen in individueller und korporativer Thätigkeit Ergebnisse erzielen, die schwerlich weniger bemerkenswerth sind als die der selbstsüchtigen Interessen. Allerdings giebt es auf den früheren Stufen der sozialen Entwickelung, so lange der Typus noch in der Hauptsache

ein räuberischer ist, derartig erzeugte Wirkungen nicht. Unter den Spartanern hat es wohl nur wenige, wenn überhaupt irgend welche menschenfreundlichen Einrichtungen gegeben. Aber sobald Gesellschaftformen sich bilden, die zu dem friedlichen Typus führen und in denen sich die industrielle Organisation entwickelt und die menschlichen Thätigkeiten derart werden, daß sie ihr Mitgefühl nicht mehr fortgesetzt ersticken, werden die Strukturen, die ihr Mitgefühl erzeugt, zahlreich und bedeutsam. Zu den egoistischen Interessen und den von ihnen angeregten Arten des Zusammenwirkens treten die altruistischen Interessen und ihre Arten des Zusammenwirkens; und was die eine Gruppe nicht vermag, Das vermag die andere. Daß Huxley in seiner Darstellung der Lehre, die er bekämpft, die Wirkungen der Nächstenliebe die Wirkungen der Selbstsucht nicht ergänzen läßt, überrascht mich um so mehr, als er in hohem Grade das Gefühl der Nächstenliebe gezeigt und in seinem Leben bewiesen hat. Werfen wir einen eiligen Blick auf die Ergebnisse, die der „Altruismus", um Comtes nützliches Wort zu brauchen, unter uns geschaffen hat.

Obgleich auch sie eine Spur dieses Gefühles zeigen, so will ich mich doch nicht bei den zahlreichen Einrichtungen aufhalten, die die Menschen in den Stand setzen, Vorkehrungen gegen die Uebel zu treffen, die frühzeitige Todesfälle, Unglücksfälle, Feuer, Schiffbrüche u. s. w. zur Folge haben, denn sie haben einen hauptsächlich geschäftlichen und selbstsüchtigen Ursprung. Auch die zahlreichen Unterstützungsgesellschaften will ich nur nennen, die unter den arbeitenden Klassen von selbst entstanden sind, um in Zeiten der Krankheit wechselseitige Hilfe zu leisten, und die trotz allen Mängeln ungeheuer viel Gutes wirken. Obgleich sie schon etwas mehr Mitgefühl enthalten, sind doch auch sie in der Hauptsache durch die Erwartung persönlicher Vortheile hervorgerufen worden. Wenden wir uns vielmehr den Organisationen zu, in denen der Altruismus stärker hervortritt, und nehmen wir zuerst diejenige, welche religiöse Hilfeleistungen bietet. Man nehme aus Schottland und England den ganzen Theil hinweg, wo nicht von Gesetzes wegen die Staatskirche herrscht, in Schottland die Bischofskirche, die Freie Kirche, die Vereinigten Presbyterianischen Kirchen und die anderen Dissenterkirchen, in England die Wesleyaner, die Unabhängigen und die verschiedenen kleineren Sekten. Man nehme ferner von der Staatskirche Alles weg, was in jüngster Zeit freiwilliger Eifer hinzugefügt hat und was in den neuen Kirchthürmen sichtbar ist, die auf allen Seiten emporgestiegen sind. Von Dem, was dann noch von der Staatskirche bleibt, ziehe man ferner die Thatkraft ab, die ihr in den letzten vier Menschenaltern durch den Wettbewerb mit den Dissentern eingeflößt worden ist, so daß sie dadurch auf die niedrige Stufe der Unthätigeit herabsinkt, auf der sie John Wesley fand. Damit wird sofort offenbar, daß über die Hälfte der Organisation, und zwar ungeheuer viel mehr als die

Hälfte, nicht auf Rechnung der Regirung kommt. Man schaue sich weiter um nach den zahlreichen Institutionen zur Milderung menschlicher Leiden, den Hospitälern, Armenapotheken, Armenhäusern und Dergleichen, den verschiedenen Wohlthätigkeit- und Armuthlinderung-Gesellschaften, von denen London allein zwischen sechs- und siebenhundert aufweist. Von dem ungeheuren St. Thomas-Krankenhaus, das selbst den Palast des gesetzgebenden Körpers an Größe übertrifft, bis zu den Nähkränzchen für Arme und den dörflichen Bekleidungvereinen haben wir in England mildthätige Einrichtungen zahlreicher Art und zahllos an Menge, die die Staatseinrichtungen in vielleicht zu reichlichem Maße ergänzen und die, mögen sie auch Schlimmes mit dem Guten gethan haben, doch viel weniger Unheil angerichtet haben als die Armengesetzorganisation vor ihrer Reform im Jahre 1834. Mit diesen verwandt sind noch schlagendere Beispiele für die Macht so entstehender Einrichtungen, wie sie die Antisklavereigesellschaft bietet, die die Befreiung der Sklaven trotz dem Klassenwiderstande, der in der Gesetzgebung herrschte, durchgeführt hat. Wenn wir nach neueren Fällen ausschauen, so haben wir solche in der Organisation, die der Hungersnoth unter den Baumwollenwebern in Lancashire thatkräftig und wirksam begegnete, oder in der, die in dem deutsch-französischen Kriege den Verwundeten und Niedergeworfenen in Frankreich beistand. Ferner in dem britischen Unterrichtssystem, wie es bis zu den siebziger Jahren bestand. Die Schulen, niedere und höhere, die nicht persönlichen Gewinn bringen sollten, sind von Einzelnen zum Besten ihrer Mitmenschen und von deren Nachkommen gegründet oder erhalten worden. Wenn wir von den Schulen absehen, die ganz oder theilweise von Königen gegründet worden waren, entsprangen die zahlreichen, aus Gründungsfonds erhaltenen Schulen, die über das ganze Land verstreut waren, dem altruistischen Gefühle, — mindestens da, wo sie nicht aus selbstsüchtigen Wünschen nach einem guten Platz im Jenseits hervorgingen. Und dann, als diese Lehranstalten für die Armen von den Reichen fast ganz und gar in Besitz genommen worden waren, woher kam da Heilung? Eine andere altruistische Organisation für den Schulunterricht der Armen kam auf, kämpfte gegen den Widerstand der Kirche und der herrschenden Klassen und zwang diese schließlich, mit ihr in Wettbewerb zu treten und ähnliche altruistische Organisationen zu schaffen, bis die Menge des Volkes durch lokale und allgemeine, kirchliche, dissidentische und weltliche Schulen von einem Zustand fast völliger Unwissenheit auf eine Stufe gehoben worden war, auf der fast Alle die Elemente des Wissens besaßen. Hätten wir diese von selbst entstandenen Einrichtungen nicht gehabt, dann wäre die Unwissenheit allgemein geblieben. Und doch behandelt jetzt die gebildete Intelligenz Englands ihren Vater geringschätzig genug, als hätte er nichts von Bedeutung gethan und könnte nichts thun. Noch eine andere Thatsache möchte ich hier anfügen: nicht nur derlei Lehr-

organisationen und ihre Ergebnisse in der Form von Aufklärung fallen auf Rechnung dieser freiwilligen Leistungen, sondern eben so die großen Verbesserungen in der Beschaffenheit der Bildung, die seit einem Vierteljahrhundert zu entstehen beginnt. Die Ausbreitung wissenschaftlicher Kenntniß und wissenschaftlichen Geistes ist nicht durch Gesetze und Beamte geschaffen worden. Die wissenschaftlichen Gesellschaften Großbritanniens sind aus dem freiwilligen Zusammenwirken Derer entstanden, die an der Aufhäufung und Ausbreitung der Arten von Wahrheit, mit denen Jeder von ihnen zu thun hatte, Antheil nahmen. Ein entscheidendes Beispiel für die Macht so entstehender Errichtungen haben wir in der Geschichte und den Leistungen der Royal Institution. Aus dieser, die ein Erzeugniß altruistischen Zusammenwirkens ist, und die nach einander Young, Davy, Faraday und Tyndall zu Professoren gehabt hat, ist eine Reihe glänzender Entdeckungen hervorgegangen, der sich schwerlich die Leistungen eines staatlichen Institutes an die Seite stellen lassen.

Ich bin demnach der Meinung, daß die Menschen, wenn sie gezwungen sind, die Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse durch die Befriedigung der Bedürfnisse Anderer zu suchen, sich von zwei Gruppen von Kräften leiten lassen, die, zusammenwirkend, reichlich genügen würden, alle nöthigen Thätigkeiten zu besorgen. Allerdings hätte a priori Niemand vermuthen können, daß die Menschen durch ihr unbewußtes Zusammenwirken derartige Ergebnisse zu erzielen vermögen, eben so wenig, daß sie auf dem gleichen Wege die Sprache zu entwickeln vermocht hätten. Wenn wir jedoch a posteriori argumentiren, was stets da das Beste ist, wo wir Thatsachen zur Verfügung haben, so wird es klar, daß sie es vermögen, daß sie es in erstaunlicher Weise gethan haben, und daß sie es in Zukunft vielleicht in einer Weise thun werden, die die Erwartung in noch höherem Maße übersteigt. Schwerlich hat eine wissenschaftliche Verallgemeinerung eine breitere induktive Grundlage, als wir sie für die Ueberzeugung haben, daß diese egoistischen und altruistischen Gefühle Gewalten sind, die, zusammen genommen, reichlich genügen, um all die Thätigkeiten zu schaffen und fortzuführen, die ein gesundes nationales Leben ausmachen: dabei ist die einzige Voraussetzung, daß sie sich unter der negativ regulativen Aufsicht einer Centralgewalt befinden und daß das ganze Aggregat von Einzelnwesen jedem Einzelnen und jeder Gruppe Einzelner die Zügel anlegt, die nöthig sind, um direktes und indirektes Angreifen zu verhindern.

Hier könnte ich meine Ausführung weiter durch den Nachweis ergänzen, daß die ungeheure Mehrzahl der Uebel, zu deren Abstellung man die Regirung zu Hilfe ruft, unmittelbar oder mittelbar daraus entspringt, daß die Regirung ihre negativ regulative Funktion nicht gehörig ausübt. Von der Verschwendung von wahrscheinlich zwei Milliarden Mark englischen Kapitals an unproduktive Eisenbahnen, für die nur die Gesetzgebung durch die Gestattung des

Bruches der ursprünglichen Eisenbahnverträge verantwortlich ist, bis herab zu den Eisenbahnunfällen und den durch Unvorsichtigkeit hervorgerufenen Verlusten an Menschenleben — die niemals ihre gegenwärtige Höhe erreicht hätten, gäbe es eine bequeme Art, den Kontraktbruch zwischen Eisenbahn und Passagier abzustellen —, sind fast alle Mißstände der Eisenbahnverwaltung der mangelhaften Rechtspflege entsprungen. Und in allen anderen Fällen finden wir eben so, daß der Wunsch nach einer positiven Regulirung der Zustände so gut wie ganz verschwinden würde, wäre die beschränkende Thätigkeit des Staates sorgfältig, wirksam und für den Geschädigten kostenlos.

So habe ich denn naturgemäß noch Etwas über den Namen zu bemerken, der dieser Theorie von den Funktionen des Staates gegeben worden ist. Daß die Bezeichnung „Liberaler Nihilismus" für die von Humboldt entwickelten Anschauungen zutrifft, ist ja möglich. Ich habe sein Buch nicht gelesen. Aber ich vermag nicht abzusehen, wie sie die Lehre, die ich hier vertheidigt habe, treffend bezeichnen soll; und auch nicht, wie darauf die positivere Bezeichnung „Polizeiregirung" passen kann. Der Begriff, den das Wort „Polizeiregirung" erweckt, schließt nicht den Begriff einer Organisation für Schutz nach außen hin ein. So lange alle Völker dem Einbrechen ergeben sind, so lange müssen sie, Das gestehe ich völlig zu, auch Wächter halten in Gestalt von Heer oder Flotte oder von Beiden, um die Einbrecher vom Einbrechen abzuschrecken. Aber der Titel „Polizeiregirung" schließt in seiner gewöhnlichen Bedeutung eben nicht die Angriffs- oder Vertheidigunganstalten ein, die nöthig sind, um auswärtigen Feinden entgegenzutreten. In anderer Bedeutung giebt er dem vollen Sinn, der zu bezeichnen ist, ebenfalls nur ungenügenden Ausdruck. Während er die Idee einer Organisation, die für das Niederhalten und die Bestrafung verbrecherischer Angriffe nöthig ist, richtig trifft, markirt er die Idee der eben so wichtigen Organisation zur Bekämpfung civilrechtlicher Angriffe gar nicht; und doch ist diese Organisation sehr wesentlich für die richtige Anwendung der negativ regulativen Funktion. Es liegt mir so fern, für eine Laissez faire-Politik in dem Sinne einzutreten, den die Redensart gewöhnlich hat, daß ich vielmehr für eine thätigere Aufsicht der Art, die sich als die negativ regulative unterscheiden läßt, eingetreten bin. Einer der Gründe, mit denen ich betont habe, die Thätigkeit des Staates solle von anderen Sphären ausgeschlossen bleiben, war der, sie um so leistungfähiger auf ihrem eigentlichen Gebiete zu machen. Und ich habe Nachdruck darauf gelegt, daß die jämmerliche Erfüllung seiner Pflichten innerhalb seines eigenen Gebietes nur deswegen fortdauert, weil der Staat sich in der Hauptsache mit anderen Pflichten abgiebt. Die Thatsachen, daß in England oft bei Bankerotten drei Viertel und mehr der vorhandenen Bestände durch die Gerichtskosten aufgezehrt werden, daß die Gläubiger sich durch die

Aussicht auf endlose Verzögerung und ein paar elende Prozente von ihrer Forderung bestimmen lassen, fast jeden Vergleichsvorschlag anzunehmen, der ihnen gemacht wird, daß somit das englische Bankerottgesetz auf die Gaunerei eine Prämie setzt, sind Thatsachen, die längst aufgehört haben würden, Thatsachen zu sein, hätten sich die Bürger in der Hauptsache damit beschäftigt, ein leistungfähiges Rechtspflegesystem zu erreichen. Wäre die richtige Ausübung dieser bedeutsamen Funktion durch den Staat das Stichwort bei den Wahlen, so würden wir nicht mehr wie jetzt sehen, daß der vor Frost klappernde Häusler, der sich zum Feuerholz eine Latte stiehlt, oder der hungrige Bettler, der einen Obstgarten plündert, schwerer als nach dem alten hebräischen Maße bestraft wird, während große Geldbetrügereien, die Tausende ruiniren, keine Bestrafung finden. Weil ich der Meinung bin, daß solche schreienden Mißbräuche, die überall die Rechtspflege kennzeichnen, eher als andere Uebel abgestellt werden sollten, und weil ich ferner glaube, daß ihre Abstellung nur in dem Maße erfolgen kann, als sich die innere Funktion des Staates mehr und mehr auf die Rechtspflege einschränkt, bin ich der Ansicht, die ich hier auseinander gesetzt habe. Es ist ein Gesetz, das ganz allgemein von Organisationen aller Art illustrirt wird, daß in dem Maße, wie Leistungfähigkeit erzielt werden soll, Spezialisirung erforderlich ist, in der Struktur wie in der Funktion, Spezialisirung, die mit Nothwendigkeit gleichzeitig Beschränkung einschließt. Wie ich anderswo ausgeführt habe, ist die Entwickelung der repräsentativen Regirung die Entwickelung eines Regirungtypus, der sich vor allen anderen gut für diese negativ regulative Aufsicht und vor allen anderen schlecht für die positiv regulative Aufsicht eignet. Diese Lehre, daß die negativ regulative Aufsicht ausgedehnt und verbessert, die positiv regulative Kontrole aber vermindert werden sollte, und daß die eine Veränderung die andere einschließt, läßt sich wohl die Lehre von der „Spezialisirten Regirung" nennen, wenn sie überhaupt von diesem Gesichtspunkt aus ihren Namen bekommen soll. Ich bedaure, daß meine Darlegung dieser Lehre zu falschen Auffassungen geführt hat. Entweder habe ich sie früher nicht deutlich genug dargestellt, was mich allerdings überraschen sollte, oder der Grund ist, daß der Raum, auf dem ich zu zeigen versucht habe, was nicht die Pflichten des Staates sind, so sehr viel größer war als der, der der Bestimmung seiner Pflichten gewidmet blieb, daß diese Pflichten nur gering erschienen. Daß mein verstorbener Freund Huxley sich meine Anschauungen so konstruiren konnte, wie er es gethan hat, zeigte mir die Nothwendigkeit, sie besser und klarer zu schildern. Hätte er sie sich so ausgebaut gedacht wie ich, dann hätte er sie nicht unter den Titel gebracht, den er gewählt hat, und dann hätte er es auch nicht für nöthig befunden, die Frage aufzuwerfen, die ich hier zu beantworten versucht habe.

London. Herbert Spencer.

Deutsch in Amerika.

„Deutsch in Amerika“: Das ist der sonderbare Titel eines wohlgemeinten, aber gar mittelmäßigen Buches, das vor nahezu drei Jahren in Chikago erschien und denkende Menschen seitdem zu allerlei wehmüthigen Betrachtungen angeregt hat. Nicht darum allein, weil der Verfasser eine Geschichte der deutschen Dichtung in Amerika geben wollte und ihm eine Art Arche daraus gerieth, in der er alles mögliche Dichtergezieser versammelte: „von dem reinen Vieh und von dem unreinen, von den Vögeln und von allem Gewürm auf Erden“. Ein Mann von feinerem Geschmack und wirklicher literarhistorischer Schulung hätte wohl kritischer gesichtet und vor Allem den Stoff geistvoller durchdrungen und glänzender dargestellt. Aber daß auch ihm nur eine Chronik und auf keinen Fall eine Geschichte der deutsch-amerikanischen Literatur gelungen wäre, Das ist eine der schmerzlichsten Ueberzeugungen, die das Buch zurückläßt.

Ueberblickt man den Inhalt des Buches, dessen größter Vorzug es ist, die einzelnen Dichter aus zahlreichen Proben ihrer Werke reden zu lassen, dann tritt uns in großen Umrissen die Geschichte der deutschen Einwanderung entgegen mit Allem, was sie uns von der Elendigkeit und Gemeinheit vaterländischer Staats- und Kulturgeschichte und von dem gewaltigen Aufschwung des jungen Landes zu erzählen hat. Sie ist, wie bekannt, meist schub- und stoßweise erfolgt, diese neue Völkerwanderung, die nun schon über zwei Jahrhunderte währt und ihr Ende gewiß noch lange nicht erreicht hat. An ihrem Anfang steht die Patriarchengestalt des edlen Pastorius, der im Jahre 1683 mit einer stattlichen Anzahl rheinischer Glaubensgenossen in den Wäldern Penns eine Friedensstätte suchte und als Gründer eines deutschen Gemeinwesens im „Urwald“ durch sein Wirken nach innen und außen für die deutschen Ansiedelungen der Zukunft ein Vorbild wurde. Denn er war nicht der Einzige, der wie ein Moses seine Gläubigen aus dem deutschen Diensthause führte. Leider fehlen uns fast alle Daten, die uns bestimmen ließen, wie oft solche Züge im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts und später noch sich in Bewegung setzten. Wenn aber der alte Goethe im Jahre 1827 mit klugem Auge gerade einen solchen Auswandererzug jungen Dichtern zur epischen Behandlung empfiehlt — auch der greise Faust stirbt ja im Hochgenuß seiner Kolonisationarbeit —, dann dürfen wir wohl annehmen, daß er damit eine Erscheinung meinte, die seinen Zeitgenossen gar wohl bekannt war.

Wir freuen uns heute zuweilen an dem schönen geschichtphilosophischen Gedanken, der die erste Besiedelung und den Aufschwung Amerikas als köstliche Frucht der Reformation, des Kampfes um Glaubens- und Gewissensfreiheit, zu preisen liebt. Nur zu leicht vergessen wir aber darüber, wie viel Pfaffenhaß, katholischer und protestantischer, wie viel Despotendruck, wie viel politisches und soziales Elend in Wirklichkeit unsere Volksgenossen in die Fremde trieben. Gewiß hat es von je her Einzelne gegeben, welche die Abenteuerlust oder persönliches Mißgeschick zur Auswanderung bestimmte. Aber wir gehen kaum fehl, wenn wir behaupten, daß sich auf den großen Wanderzügen nach dem Westen zumeist Die zusammenfanden, die das Vaterland aus religiösen, politischen oder sozialen Gründen absichtlich von sich gestoßen hatte und um die es sich nie wieder bekümmerte. So träumten zur Zeit des deutschen Soldatenhandels die

Stürmer und Dränger, wie Lenz, Klinger, Schubart u. A.*), von dem jungen Freiheitland, wohin deutsche Fürsten Tausende ihrer Unterthanen gnädigst verkauften, so strömten in den Reaktionjahren nach dem Wiener Kongreß, nach der Julirevolution und besonders nach 1848 Millionen der neuen Welt zu, — jedesmal in einem Zeitraum deutscher Geschichte, dessen man sich heute nur mit patriotischem Ekel erinnert. Ein jeder dieser großen Wanderzüge brachte mit der Masse des herdsuchenden Volkes auch Gebildete, ja Dichter mit, und der Verfasser des Buches „Deutsch in Amerika" hat gut gethan, als er seine literarische Uebersicht nach den großen Einwanderungperioden eintheilte. Und ganz natürlich ist es, wenn die eingewanderten Sänger zunächst die angelernten Weisen des alten Vaterlandes weiterpflegen. So hören wir in den Zeiten der religiösen Auswanderung die Nachklänge des deutschen Kirchenliedes und sonstiger frommer Sektenpoesie, der hölzernen Töne des Meistersanges nicht zu vergessen, die in den Kreisen des Handwerkerstandes bis auf den heutigen Tag nachschnarren. Auch die moralisch-lehrhafte Dichtung aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erlebt ihre Fortsetzung und nährt die Ausgewanderten bis weit in unser Jahrhundert hinein. Bezeichnend genug für den Bildungsgrad der Kolonisten wie für die Volksthümlichkeit unserer klassischen Dichter ist es, daß sich die Nachwirkungen dieser Dichtung erst nach dem Tode Goethes mit der Ankunft gebildeterer Elemente in den dreißiger und vierziger Jahren zeigen. Daß aber mit den Flüchtlingen von 1848 auch die vormärzliche Lyrik auswanderte und seitdem in allen Tonarten erklang, daß schließlich gar die schreihälsigen Reimereien des Sozialismus, ja selbst die „Jüngsten," die bescheiden brünstigen Phallussänger, ihre Nachzirper fanden, läßt sich folgerichtig erwarten.

Das ausgewanderte Echo der vaterländischen Dichtkunst möchte ich es nennen, was seit zweihundert Jahren, bald leise, bald lauter, in der neuen Welt erklingt. Ach, daß sie fast nur Echo geblieben ist, irrendes, schattenhaftes Echo, die deutsche Poesie in Amerika, — Das bereitet dem Denkenden so tiefe Schmerzen. Denn nur wenige Töne von eigener Klangfarbe hat sie in der Fremde gefunden. Zwar ist es ergreifend, zu sehen, wie sie vom Heimweh verzehrt werden, die das Vaterland meist herzlos von sich gestoßen hat, und nie in der Geschichte der Dichtung ist es sonst wieder zu vernehmen, wie die Klage um das verlorene Vaterland, unerwidert von diesem, sich durch volle zwei Jahrhunderte zieht und von jedem frisch eingewanderten Geschlecht aufs Neue angestimmt wird. Auch die Schönheiten und Wunder des neuen Landes finden ihren Preis, und es wäre nicht schwer, eine Art gereimter Geographie Amerikas zusammenzustellen, zu der selbst zeitgenössische Dichter noch immer beitragen. Horcht man aber genauer, gerade auf die eigenartigsten Töne, dann wird ein geübtes Ohr gar schnell gewahren, daß die Seele der Dichter doch noch im alten Vaterlande weilt, daß ihr die neue Welt nicht zur trauten Heimath wurde, in der sie sich heimisch und wohl fühlte und die sie darum mit dem Goldglanz der Poesie umwoben hätte.

---

*) Ich darf hier vielleicht auf meinen Aufsatz: „Amerika in der deutschen Dichtung" (Forschungen zur deutschen Philologie, Leipzig 1894) verweisen, in dem ich dem Einfluß nachzugehen suchte, den Amerika auf die Stürmer und Dränger, auf Seume, Lenau und besonders Goethe, ausübte.

Nur vereinzelte Ansätze kann ich dazu finden, daß der Dichter ohne sentimentalen Rückblick auf das alte Vaterland seine neue Umgebung mit liebender Seele muthig umfaßt und das eigenartige Leben der neuen Heimath in künstlerischem Bilde dargestellt habe. Auch die englisch-amerikanische Literatur hat bis in unser Jahrhundert hinein in völliger Geistesabhängigkeit von England, dem Mutterlande, hinwegetirt, bis sich der amerikanische Dichter auf seine Selbständigkeit besann, kühn ins frische Leben seiner Umgebung griff und so nach und nach eine Literatur schuf, der Niemand die Eigenart absprechen wird. Daß der deutsch-amerikanische Dichter die letzte und höchste Aufgabe, welche die Schöpfung einer selbständigen Literatur voraussetzt, noch nicht gelöst hat, liegt weniger am Mangel des Talentes als daran, daß er nicht, wie sein englischer Sangesgenosse, ein Volksthum von geschichtlich ausgeprägter Eigenart vorfand. Seit den Tagen der ersten Einwanderung traf er in Amerika wohl deutsch redende Landsleute von kürzerer oder längerer Ansessigkeit, aber kein deutsch-amerikanisches Volk. Es giebt so wenig eine Geschichte der deutsch-amerikanischen Dichtung wie eine Geschichte des deutsch-amerikanischen Volksthumes.

Man verstehe mich nicht falsch. Niemand kann höher als ich den gewaltigen Einfluß schätzen, den der Deutsche seit seinem Auftreten in der neuen Welt auf allen Lebensgebieten ausgeübt hat. Eine Geschichte des Kultureinflusses der Deutschen auf Amerika wird früher oder später einmal geschrieben werden, so wenig der Deutsch-Amerikaner bisher auch gethan hat, einem zukünftigen Geschichtschreiber dafür die Quellen zu liefern. Ist es doch überhaupt erst 25 Jahre her, seit sich Deutsche hie und da besinnen, daß ihre Volksgenossen in Amerika auch eine Vergangenheit haben. Aber die Geschichte des Kultureinflusses einzelner Ansiedelungen ist noch keine Geschichte eines Volksthumes, so lange man da nur Geschichte suchen darf, wo Zusammenhang und Wechselwirkung der Individuen und Generationen besteht, so lange Geschichte nicht ohne den Begriff der Entwickelung zu denken ist. Und in diesem Sinne leugne ich die Existenz einer Geschichte der Deutschen in Amerika. Denn wer sich je mit der Vergangenheit des amerikanischen Deutschthumes näher beschäftigte, Der wird wohl bemerkt haben, daß er es mit der Entwickelung eines in sich geschlossenen Volksthumes und dessen bewußter Einwirkung auf die umgebenden Verhältnisse gar nicht zu thun habe. Meist stößt er auf die Geschichte einzelner Personen oder Ansiedelungen, in denen deutsches Bewußtsein zwar eine Zeit lang lebendig war, die aber dieses Bewußtsein in den folgenden Generationen verlieren, falls ein frischer Zustoß von Einwanderern es nicht wieder mit sich bringt, um es dann nach kurzer Zeit auf gleiche Weise versinken zu lassen. Von einem dauernden, großen Zusammenhang des Deutschthumes, einem dadurch bedingten deutsch-amerikanischen Geistesleben, woraus sich eine zusammenhängende Geschichte unseres Volksthumes von selbst ergeben hätte, kann in keiner Weise die Rede sein. Den Gründen dieser sonderbaren und traurigen Erscheinung nachgehen, heißt den Zersetzungprozeß begreifen, den der Germane seit seinem Eintritt in die Geschichte fast immer durchgemacht hat, wenn er sich unter fremden Nationen ansiedelte. Ich möchte sogar behaupten, daß nur der Historiker den klanglosen Untergang der zahlreichen, von Kraft strotzenden Germanenstämme während der Völkerwanderung gründlich verstehen wird, der sich mit den Problemen vertraut gemacht hat, die ihm die Schicksale der modernen Wanderungen nach Amerika darbieten.

Daß es die politische Organisation nicht ist, die den Fortbestand und Zusammenhang eines Volksthumes sichert, zeigt ein Blick auf die Geschichte der Juden. Der Traum eines deutschen Sonderstaates in Amerika konnte daher auch nur für kurze Zeit manche verworrenen Köpfe begeistern. Weit mächtiger als politische Zusammengehörigkeit bilden dagegen Religion, Sitte und vor Allem die Sprache den Kitt, der die Glieder eines Volkes unauflöslich verbindet. Man hat es denn auch seit den Anfängen der Einwanderung in den jungen Ansiedelungen, sei es instinktiv, sei es klar bewußt, gefühlt, daß mit der Zerbröckelung des Sprachkittes das eigenste Wesen der deutschen Nationalität schwinde. Und so begegnen wir der höchst sonderbaren und widerspruchsvollen Erscheinung: auf der einen Seite von je her das ernste Bestreben, die Muttersprache zu erhalten, und auf der anderen Seite kein selbstbewußtes, in sich geschlossenes Volksthum, das seine Sprache wirklich bewahrt, von Generation auf Generation vererbt und das es weiter gebracht hätte als zu indirektem Einfluß auf das geistige, politische und soziale Gesammtleben Amerikas.

Wie weit es einer angeborenen Charakterschwäche des Deutschen, wie weit seiner Jahrhunderte langen politischen Verwahrlosung, seinem verkrüppelten Nationalgefühl und anderen angestammten und anerzogenen Untugenden zuzuschreiben sei, daß er sich so häufig des Schatzes seiner Muttersprache bald nach der Einwanderung leichtsinnig entäußerte, kann hier nicht untersucht werden. Denn der deutsch-pennsylvanische Dialekt, eine Mischung der pfälzischen und anderer Mundarten mit dem Englischen, die sich thatsächlich über ein Jahrhundert erhalten hat, darf als hoffähig für die Literatur so wenig wie für die Erhaltung des Deutschen überhaupt in Betracht kommen. Genug: in den geschilderten Verhältnissen findet sich nun der deutsch-amerikanische Dichter, — und wir dürfen uns nicht wundern, wenn eine geschichtliche Uebersicht über sein zweihundertjähriges Schaffen in Amerika ebenfalls nur eine Chronik der einzelnen Namen und ihrer Leistungen, nicht aber eine Geschichte im wirklichen Sinn ergiebt. Wie möchte man auch von einem Zusammenhang früherer Dichter mit späteren, von einer literarischen Einwirkung und Entwickelung reden, wo sich das Sängergeschlecht, ausschließlich fast, aus zufällig Eingewanderten zusammensetzt, die, je nach dem Zeitraum, in dem sie Deutschland verließen, nur von den poetischen Reminiszenzen des Vaterlandes zehren und von ihren dichterischen Vorgängern in Amerika oft gar nichts wissen? In ihrem Heimweh, ihrem Preis des neuen Wunderlandes und ihrem Lob der Muttersprache sind sie Alle einig, d. h. sie stehen Alle da, wo die früher Gekommenen standen, und Alle kranken an der Auszehrung eines langsam, aber stetig verschwindenden Volksthumes.

Und Das sollte für immer so bleiben? Es gab eine Zeit, wo das freche Wort Brunos Bauer, der Deutsche habe den weltgeschichtlichen Beruf des Kulturdüngers, getäuschten politischen Hoffnungen einen Trost bieten mochte, und ich kenne noch genug Deutsch-Amerikaner, selbst denkende, die sich mit heimlicher Freude auch für Kulturguano halten. Nicht Jeder vermag es jedoch, sich in den Geruch gleich selbstloser Bescheidenheit zu setzen. Und der Glaube, daß es vielleicht gerade dem deutsch-amerikanischen Dichter noch vorbehalten sei, Das zu schaffen, was für eine zukünftige Entwickelung des deutschen Volksthumes in Amerika den Keim bilden könnte, ist noch lange nicht so abenteuerlich, wie er

einer materialistisch versumpften Zeit wohl vorkommen will. Oder darf man es einem wirklich literarisch Gebildeten heute noch sagen, daß es die Dichterkraft war, die vor hundert Jahren die bleibenden Grundsteine legte zur politischen Einheit Deutschlands, zu dem Bau, den dann schließlich Bismarck so herrlich aufführte?

Um ein Reich des Geistes, nicht um ein politisches Reich handelt es sich freilich für die Deutschen Amerikas. So wenig wie die deutsche Rede je zur Umgangssprache werden kann in der neuen Welt, so wenig wird der Deutsch-Amerikaner je an einen politischen Sonderverband seiner Volksgenossen denken in der Republik, die er gründen und ausbauen half und der er gern als Bürger angehört. Mit der Annahme einer anderen Umgangssprache geht ihm aber noch lange nicht jener köstlichste und unveräußerlichste Besitz verloren, der ihn nicht an diese oder jene Scholle seines alten Vaterlandes, wohl aber für immer an sein deutsches Volk fesselt: der Schatz einer wahren höheren Geistesbildung. Und wie ihm dieser Schatz einst allein durch die Muttersprache zugeflossen ist, in der die Dichter und Denker seines Volkes von Jugend auf zu ihm redeten, so wird ihm diese Sprache für ewig als heilig und unveräußerlich gelten. Viel schärfer wohl als der daheim gebliebene vermag aber der ausgewanderte Sohn des deutschen Volkes aus der Ferne das Bleibende, Ewige in der deutschen Geistesbildung und in ihren literarischen Produkten von dem Vorübergehenden, Seichten, zu unterscheiden. Die deutsche Einwanderung des vorigen Jahrhunderts konnte freilich nur wenig von dem geistigen Besitz mitbringen, den der gebildete Deutsche heute mit Stolz sein Eigen nennt, dank der großartigen Dichter-, Denker- und Forscherarbeit seines Vaterlandes. Ja, selbst heute noch lebt nur wenig von diesem Besitz — den vielgerühmten deutschen Schulen zum Trotz — in der Masse der Einwanderer, die doch nicht nur aus den untersten Ständen kommt. Aber das höhere Geistesleben eines Volksthumes und vor Allem sein literarisches Schaffen, das untrüglichste Zeichen seiner Lebensfähigkeit, ist nie von der Masse, sondern stets von dem kleineren Kreis der Gebildeten ausgegangen, der die Masse dann zu sich hinaufzog. Und der gebildete Deutsche in Amerika gewahrt dazu noch mit Freuden, wie die ganze höhere amerikanische Geistesbildung, d. h. die seiner englisch sprechenden Mitbürger, heute unter dem Einfluß Deutschlands steht. Nicht nur, daß es heute keine wirklich gediegene höhere Lehranstalt mehr giebt, in der die deutsche Sprache und Literatur nicht gelehrt würde, in der die Vertreter der einzelnen Wissenschaften ihre Fachbildung nicht auf deutschen Universitäten genossen hätten: auch in weiteren Volkskreisen wird das Studium des Deutschen mit Eifer und Hingebung getrieben. Das ist nicht Modesache allein, dahinter steht die Ahnung oder die bewußte Erkenntniß, daß nur der deutsche Geist dem zum Höchsten aufstrebenden amerikanischen Volke Befreiung bringen und die rechten Wege zur Weiterentwickelung weisen kann. Giebt es aber eine beschämendere Thatsache, als daß Tausende von Amerikanern weder Mühe noch Opfer scheuen, um die deutsche Sprache mit ihrem Bildungsgehalt zu erwerben, während Unzählige unserer Landsleute das angeerbte Gut leichtsinnig von sich schleudern?

Hier hätte der deutsch-amerikanische Dichter einzusetzen, als Vermittler gleichsam zwischen dem eigenen und dem amerikanischen Volksthum, um das verglimmende Selbstbewußtsein seiner Volksgenossen zur Flamme anzufachen,

während er den englischen Mitbürgern zum Führer würde. Dazu will aber die Heimwehklage und Aehnliches nicht genügen, Das erfordert ganz andere Arbeit in den Tiefen der Dichterseele. Die edelste Rebe des Rheingaues, nach Kalifornien verpflanzt, bleibt ja gewiß die selbe Rebe an Gestalt, aber wie ändern Boden und Klima den Duft ihres Traubensaftes! Auch für den deutsch-amerikanischen Dichter gilt es eine wirkliche Verpflanzung, das innigste Verwachsen mit der neuen Heimath, nicht blos eine Verrückung des Wohnortes mit den dadurch bedingten poetischen Motiven, wie Heimweh, Trauer um den Untergang der Muttersprache u. s. w., — Motiven, die sämmtlich nicht fördern. Und läßt sich wohl eine größere Aufgabe für den Dichter denken, als daß er, mit der edelsten deutschen Geistesbildung ausgerüstet, für seine Volksgenossen wie für seine englischen Mitbürger der Deuter und Wegweiser ihres Lebens, der Prophet eines zukünftigen Menschenthumes werde, in dem sich das Beste des deutschen und amerikanischen Geistes vermählt?*) Und welcher Weltstoff stünde ihm zur Verfügung! Wenn sie es nur wüßten, was hier an ungehobenen Schätzen liegt, die stoffhungrigen Novellen- und Schauspielfabrikanten in Deutschland, die von Jahr zu Jahr die alten moderigen Puppen neu aufputzen, sie würden uns wie die Heuschrecken zuwandern. Wie müßten die jüngsten Bordellsänger, die Sturm- und Drangzwerge verstummen vor dem Bilde gewaltiger Menschenschicksale, des größten Märtyrer- und Heldenthumes, das ein wahrer Dichter nur aus dem rauschenden Leben heraus in die klare Luft des Zukunftglaubens, wo kein trüber Nebel des Pessimismus und sonstiger Philosopheme drückt, zu heben brauchte, um es mit fester Hand zu gestalten! Was hat nicht schon Sealsfield, der größte deutsch-amerikanische Dichter, aus seinen amerikanischen Erfahrungen gewonnen! Und sollte sich der alte, in poetischen Dingen nicht ganz unerfahrene Goethe etwa getäuscht haben, als er in dem vorhin erwähnten Aufsatz sagte, daß „weder ein epischer noch dramatischer Dichter je zur Auswahl einen solchen Reichthum von Charakteren vor sich gesehen" hätte?

Der deutsch-amerikanische Dichter hat, wie gesagt, in der angedeuteten Richtung bisher nur schwache Anläufe genommen. Ist ihm Das so sehr zu verargen, wenn er im Kampf um sein physisches und geistiges Dasein unter den denkbar ungünstigsten Umständen weder Zeit noch Muth fand, sich über die letzten Ziele seines Schaffens klar zu werden? Von Deutschland her hatte er keinen rathenden Zuspruch zu gewärtigen. Oder hat man sich im alten Vaterland, die kirchlichen Kreise löblich ausgenommen, je ernstlich um das geistige Wohl und Weh der ausgewanderten Brüder bekümmert? Zum Ausbeuten war dagegen Amerika den lieben Vettern stets gut genug, von der fürstlich bezahlten Primadonna herab bis zum winzigsten Schriftsteller von dunklem Kürschnerruhm, der einen Höllenspektakel macht, wenn ihm ein amerikanischer Redakteur ein Artikelchen nachdruckt und damit zu unverdientem transatlantischem Bekanntwerden verhilft. Und was wollen die oberflächlich aufgerafften Berichte und Schilderungen sogenannter „Berühmtheiten" bedeuten, die Hymnen der Leute vom Schlage Lindaus und Anderer, die das Land nur vom Eisenbahnwagen aus oder im

*) Ich verweise hier auf meine Schrift: Ueber die Zukunft unseres Volkes in Amerika. Leipzig bei Gustav Fock.

Wonnerausch freigebig gespendeter Gastmähler sehen und die bei ihrer Rückkehr den Gastgebern nicht genug Verbeugungen machen können?

Auch von einer deutsch-amerikanischen Kritik hat ein hiesiger Dichter keine Förderung zu erwarten, da sie meist von Menschen ausgeübt wird, denen jede literarisch-ästhetische Schulung fehlt. Die akademische Bildung hat überhaupt nur einmal unter den Deutsch-Amerikanern und auch dann nur vorübergehend — nach 1848 — den geistigen Ton angegeben. Weit größeren Einfluß übt bis auf diesen Tag in der Presse, in Vereinen, und wo sich sonst etwa passende Gelegenheit bietet, der zahlreich ausgewanderte Dorfschulmeister. Ungerächt darf er, zum Erstaunen der reich gewordenen Bauern, den Literarhistoriker, Sprachforscher, Pädagogen und Philosophen spielen und man kann sich leicht vorstellen, welche Geistesluft aus der Mischung von lächerlichster Halbbildung und grenzenlosem Dünkel, gepaart mit dem Haß gegen akademische Bildung, entstehen muß. Es ist darum auch bezeichnend, daß es die amerikanischen Deutschen bisher nur zur mühsäligen Begründung eines erfolglosen Schullehrerseminares, zu einer Universität aber noch nicht gebracht haben und nie bringen werden. Ach! daß der berühmte Schulmeister, der die Schlacht bei Sadowa gewonnen haben soll, nie nach Amerika ausgewandert ist! Der hätte sich, was jetzt nur Ausnahmefall in Amerika ist, treu in seinem Berufskreise gehalten, hätte die deutsche Methode in die gänzlich verschiedenen amerikanischen Verhältnisse verpflanzt und wäre so, mit dem Dichter, zum Begründer und Schöpfer eines eigenartigen Geisteslebens geworden.

Es gäbe ein langes Kapitel für sich, wollte ich zu schildern versuchen, was die deutsche Schule in Amerika geleistet und unterlassen hat. Es sei mir vielmehr zum Schlusse erlaubt, die Atmosphäre, in der sich der Zersetzungprozeß unseres Volksthumes vollzieht, an einem besonderen Fall zu beschreiben, und ich wähle New-York, weil es trotz seiner großen, durch die Einwanderung fast wöchentlich vermehrten deutschen Bevölkerung vielleicht das schlimmste Beispiel liefert. Hier blüht besonders üppig das deutsche Vereinsleben, das sich auf Sänger-, Schützen- und Turnerfahrten gelegentlich auch in Deutschland produzirt hat und dort wohl von leicht geblendeten Vettern gefeiert worden ist. Daß es in seiner Entartung und Uebertreibung der Fluch des Deutschthumes ist, Das haben auch hier nur die Wenigen eingesehen, die sich von gleißendem Schein nicht bestechen lassen. In den prächtigen, von reichen Bierbrauern zur Vertilgung ihrer Gebräue mildthätig gestifteten Vereinspalästen werden Zeit und Geld in ödem Skat- und Bierdusel vergeudet und es weht der Modergeruch des geistigen Todes. Was will es dagegen bedeuten, wenn es jetzt einzelne jüdische Streber fertig gebracht haben, die trägen Vereinsmassen für die Errichtung eines Heinedenkmals in Bewegung zu setzen? Wie wird der alte Spötter in seinem pariser Grabe lachen, wenn diese Ritter vom Biergeist eines Tages vor seinem frisch enthüllten Standbild stehen, während ihnen seiner klugen Glaubensgenossen Einer vorrühmt, wie herrlich weit sie ihren düsseldorfer Vettern an tiefem Dichterverständniß und freisinniger Bildung in Amerika voraus geeilt sind!

Freilich, als sich vor einigen Jahren eine kleine Anzahl wissenschaftlich gebildeter Männer zu einer historischen Gesellschaft zusammenthat, die sich die Erforschung deutsch-amerikanischer Geschichte zur Aufgabe machte, da fanden sich unter den 300000 Deutschen, die in New-York und dessen nächster Umgebung wohnen,

nicht zwanzig, die für die Geschichte ihrer Vorfahren auch nur ein Interesse gehabt hätten. Doch ja, New-York besitzt dafür einen Gesellig-Wissenschaftlichen Verein, der zur Zeit seiner Gründung, als man von dem geistigen Import des Jahres 1848 noch zehrte, seinem Namen alle Ehre machte, der aber längst seitdem zum Tummelplatz des frisch zuwandernden gelehrten Proletariates, strebsamer Aerzte ohne Praxis und sonstigen süßen Janhagels, herabgesunken ist, der sich den Schein des Bildungfirnisses gern leihen möchte, im Grunde jedoch nur den Streberzwecken Einzelner dient. An der Spitze dieses Vereins steht seit Jahren ein Mensch, der seinen schönen Namen Samueli auf seiner Wanderfahrt über den Ozean schnöde über Bord warf, um dafür den nach biederer Alpenluft schmeckenden Namen Senner anzulegen, weil auf den Namen Samueli garstige Steckbriefe der österreichischen Staatsanwaltschaft lauteten, die in Amerika bei dem Mangel eines Auslieferungvertrages für Schwindler und Geldunterschlager zwar keine Wirkung haben, doch aber für den Flüchtling in Zukunft hätten unangenehm werden dürfen. Zum Lohn für sein kluges Entrinnen aus den Klauen einer tyrannischen Staatsgewalt hat denn auch die demokratische Regirung in Washington dem Leiter der gesellig-wissenschaftlichen Bildung von New-York und Präsidenten des Nationalverbandes deutsch-amerikanischer Journalisten und Schriftsteller Dr. Samueli-Senner*) das schöne Amt des Gärtners verliehen, das der Volksmund sonst gern dem Bock zuertheilt: sie hat ihn zum Generalaufseher (commissioner) der Einwanderung im Hafen von New-York gemacht und damit auf den Import von Gaunern aller Art einen Preis gesetzt. Allerdings hätte der Mensch die Stelle nie erhalten, hätte er sich nicht vorher als brauchbarster Kuli des Blattes erwiesen, das an dem geistigen Elend des new-yorker Deutschthumes die größte Schuld trägt. Denn mit den Gaunern, den flüchtigen und ausgewiesenen, die uns das Vaterland von je her brüderlich überließ, ist längst auch die giftige Presse eingewandert, die ja bekanntlich auch in Berlin nicht im Verborgenen blüht und deren korrupteste Vertreterin die new-yorker Staatszeitung ist. Was auch läßt sich hier für die idealen Interessen des Deutschthumes von einem Blatte erwarten, das sich einst zur Schande des Deutschthumes an die südlichen Sklavenhalter verkaufte und bis auf die jüngste Zeit mit den irischen Räubern gleiche Sache machte, welche die Stadt New-York um ungezählte Millionen bestahlen? In Folge der großen Geldmittel, die der Zeitung daher zur Verfügung stehen, hat sie im Leben der new-yorker Deutschen eine Machtstellung errungen, die scheinbar nichts erschüttern kann. Kein verruchtes Mittel der modernen Preßbanditen: Reklame, Intrigue, Insinuation, Totschweigen und wie die Kniffe alle heißen, das diese trefflich dressirten Kulis nicht meisterhaft benützten! Kein Deutscher der Stadt, der mit der Oeffentlichkeit Fühlung sucht, wagt es denn

*) Die Thatsache, daß Samueli seit der Niederschrift dieser Zeilen aufgehört hat, Präsident des Nationalverbandes zu sein, ändert an den dargestellten Verhältnissen nichts. Ueberhaupt ist das Individuum als solches hier zunächst ganz gleichgiltig. Mir kam es einzig darauf an, zu schildern, welche Zustände und Existenzen sich entwickeln müssen, wo bei der unbegrenzten amerikanischen Freiheit die geistige Führung fehlt, die allein dem selbstsüchtigen und verderblichen Streberthum zweifelhafter Elemente die Schranke ziehen könnte.

auch, sich gegen diese Tyrannei zu erheben, denn sie Alle leben vom feilen Zeitungruhm, ob sie als Politiker, Aerzte und sonstige Geschäftsleute auf Schacher sinnen oder, wie die Vereinsmeier und andere eitele Laffen, eine Rolle spielen wollen. Und kein Unternehmen, kein aufs Gemeinwohl gerichtetes oder gar ideales Bestreben darf in New-York auftauchen, das vor diesem Götzen nicht geräuchert und geopfert hätte und das die erbärmliche Mittelmäßigkeit, die sittliche Verworfenheit der Kulis, die sich aus arischem und semitischem Preßgesindel zusammensetzen, etwa überragte. Darum aber ist der Einfluß dieser Bande so stark, weil sie, wohlorganisirt in einem Preßklub, unter eiserner Disziplin steht. Und ihr Häuptling, der selbe Samueli steckbrieflichen Angedenkens, ist seit Jahren bemüht, unter schön klingenden Vorwänden die Organisation zu Streberzwecken auf die gesammte deutsche Presse Amerikas auszudehnen und so das Gift der Metropole in den mehr oder minder gesunden Journalismus der übrigen Städte zu tragen. Das gäbe dann auch eine Art inneren Zusammenhanges des amerikanischen Deutschthumes nach dem Vorbild der Internationale, und um die letzte Hoffnung auf einen gesunden Fortbestand unseres Volksthumes wäre es für immer geschehen. Vielleicht aber, daß die schlimmste Verseuchung, die ein Volk treffen kann, die Verseuchung durch eine korrupte kapitalistische Presse, das sittliche Bewußtsein der Deutschen doch nicht überall zerfressen kann. Denn es wäre Unrecht, zu verschweigen, daß es in zahlreichen Städten des Inlandes, namentlich des großen Westens, um das geistige Leben unserer Landsleute immer noch besser bestellt ist. Nur der Zusammenhang fehlt, die geistige Führung und das bewußte Ziel, jetzt wie seit zweihundert Jahren in den deutschen Ansiedelungen Amerikas.

Dies sind etwa die wehmüthigen Betrachtungen, die das Buch „Deutsch in Amerika“ in einem denkenden Deutschen erregen kann. Man würde mich aber falsch verstehen, wollte man aus ihnen ein durchaus pessimistisches Resultat für die Zukunft unseres Volksthumes lesen. Wir sind selbstsüchtig genug, zu hoffen, daß uns ein glücklicher Tag der Zukunft auch wieder einmal Gebildete in größerer Zahl — nicht gelehrtes Proletariat — zuführen möge, die sich ihrer Aufgabe dann vielleicht in dem angedeuteten Sinn entledigen werden. Unterdessen dürften die Schulen des alten Vaterlandes, die höheren wie die niederen, künftige Auswanderer mit mehr stolzer Liebe zu ihrer Muttersprache und ihrer Literatur ausstatten, auf daß man sich seiner Landsleute in dieser Hinsicht nicht mehr zu schämen brauche in der Fremde. Als vor Kurzem Tennyson starb, da trauerte das englisch sprechende Amerika um den Dichter, den man liebte und kannte, bis in die fernsten Hütten des amerikanischen Westens. Wie viele aber von unseren ausgewanderten Volksgenossen kümmerte vor einem Jahrzehnt der Hingang Geibels, von dem sie nichts wußten und der sich, wie man ihn sonst auch beurtheilen mag, dem englischen Dichter doch wohl vergleichen durfte?

Die deutsch-amerikanischen Dichter aber, denen, so bescheiden ihr Talent auch sein mochte, die Erhaltung der Muttersprache, die Bewahrung deutschen Wesens und deutscher Bildung das Herz bewegte, sie dürfen wohl vom heiß geliebten alten Vaterland hoffen, daß es dem geistigen Wohl und Wehe der ausgewanderten Brüder endlich einmal seine volle Aufmerksamkeit zuwenden und so eine alte, schwere Schuld, eine nationale Schuld, nach und nach abtragen wird.

Stanford University, California. Professor Dr. Julius Goebel.

Das Traumorakel.*)

Die Anzahl der vorliegenden Berichte über Träume, in denen wir Aufschlüsse durch das Traumorakel erhalten, ist so bedeutend, daß Jeder, der die wesentliche Gleichheit des psychologischen Mechanismus durchschaut, auf die Idee kommen muß, diese natürlichen Muster künstlich nachmachen zu können. Ich weiß aber nur einen Schriftsteller, der es klar eingesehen zu haben scheint, daß der Monoideismus zur Auslösung transscendentaler Fähigkeiten verwerthet werden kann. Das ist Paracelsus. Er sagt:

„Als wann ich zu einem sagt, gehe hin und leg Dich schlaffen, und sage mir waß Du begerest im Schlaff zu sehen oder zu erfahren, die gantze Warheit. Denn ich will Dir ein verborgene Kunst zu richten, und machen, oder ich weiß ein Mille artificem, der hatt mir etwas geben, dasselbig ist einer solchen Krafft und Eigenschafft, wann mans einem an sein Beth leget, und der Mensch darob schlaffet, erscheint ihm die gantz Warheit von allem dem, das er wachent darvon hatt begert: unnd ist ein leicht unachtsam Ding, nichts böses oder schädliches, dasselbig will ich Dir an Dein Beth legen. Darumb hab fleisig acht darauff, was Du die Nacht siehest, oder was Dir von diesem oder jenem Spiritu humano gesagt oder angezeigt wird, daß Du es auch Morgens wissest: (Wie wir auch in libro de Occulta philosophia beschrieben haben). Und förcht Dich nit, denn es wird Dir nichts geschehen. Nuhn derselbige Mensch glaubte meiner Red, und vermeinte solches wahr zu seyn, und daß es mein gantzer Ernst ware, daß ich solches köndte, oder von einem andern hatte. Er gieng hin nieder schlaffen, und Imaginiert ob meiner Red stettigs, für und für, und überredt sich selbst, solches würde geschehen, wie ich ihm gesagt habe, also daß er in seiner Imagination solches schon wachend für ihm sehe. Und so er nun also Imaginiert dermassen, daß er gleich an solcher Imagination entschlieff: Jetzt würde ihm ohne Zweiffel solches, wie ich ihm gesagt hatt, geschehen, erscheinen, angezeigt und gelehrt werden. Und das soll sich niemandt verwundern, oder für unmöglich, oder für ein Gespött halten, wie dann der Sophisten brauch ist. Dann solches hab ich selbst zum offtermalen mit ettlichen Leuthen versucht und probiert, und also erfunden, daß sie mir solches frey bekannt haben.[1])

Vielleicht war Paracelsus zu dieser Einsicht durch die Betrachtung der natürlichen Muster gekommen; denn er sagt: „Also sind auch allen Künstlern im Schlaff und Traum viel Lehrungen der Künsten für kommen und eröffnet worden, die da allezeit mit brennenden Begierden im Gemüth darnach entzündet waren."[2]) Er weiß aber auch, daß wir transscendentaler Funktionen im Schlafe fähig sind, wie aus zahlreichen Stellen bei ihm hervorgeht.

Für die Begründung einer Experimentalpsychologie, worin auch die Kunst, sich zu monoideisiren, einen Platz finden wird, ist es gut, auch den

*) S. „Zukunft" vom 13. Juli 1895.

[1]) Paracelsus (Huser) II. 316. — [2]) Paracelsus II. 289.

umgekehrten Fall in Betracht zu ziehen, wo eine vom Traum gelieferte Autosuggestion ins Wachen hinübergenommen wird und unser Handeln dadurch bestimmt wird. Nur für die Erkenntnißsphäre ist da nichts zu holen, weil das Erwachen uns sofort polyideistisch macht. Daß wir im Wachen unter dem Einfluß gehabter Traumvorstellungen handeln können, daß es also posthypnotische Autosuggestionen giebt, wußte schon Aristoteles.[1]) Es liegt aber in der Natur der Sache, daß das Motiv solcher Handlungen, weil wir die Träume meistens vergessen, unbewußt ist, daher denn die Berichte nur spärlich sein können. Bei Somnambulen ist es manchmal beobachtet worden. Bekanntlich bringt es der Dualismus ihres Bewußtseins mit sich, daß sie von ihrer wachen Persönlichkeit oft in der dritten Person reden und dieser sogar einen eigenen Namen geben. Eine Somnambule Reichenbachs nannte ihr waches Ich Ottone und sagte einst im Somnambulismus zu Reichenbach: „Ich will Dir gleich einen Beweis davon geben, welche Macht ich über Ottone besitze, ohne daß diese nur eine Ahnung davon hat.“ Sie forderte ihn nun auf, ihr eine beliebige Aufgabe zu bezeichnen; sie wolle dann bewirken, daß Ottone sie vollziehe, ohne zu wissen, daß sie von irgend Jemand, am Allerwenigsten von ihr (der Schlafenden) veranlaßt, viel weniger genöthigt worden sei. Reichenbach gab nun der Somnambulen irgend eine Kleinigkeit auf, die die wache Ottone am anderen Tage pünktlich vollzog. Hier liegt aber der Beweis lediglich in dem Umstand, daß wir beim Erwachen aus dem Somnambulismus keine Erinnerung bewahren; ich füge daher noch den anderen beweiskräftigeren Fall bei, wo Ottone zu einer ihr widerstrebenden Handlung genöthigt wurde. Ottone hatte im Wachen zwei Briefe erhalten; den einen theilte sie dem Arzt mit, den anderen verbarg sie sorgfältig. Im Somnambulismus aber erzählte sie ihm, Ottone habe noch einen Brief, den sie verberge, und theilte ihm seinen Inhalt mit. Sie wünschte, daß Ottone dem Arzt den Brief gebe; da diese aber nichts von der Intrigue der Somnambulen gegen sie erfahren sollte, ersann die Somnambule eine List. Der Arzt sollte von Ottone den ersten, ihm schon mitgetheilten Brief noch einmal verlangen, sie (die Somnambule) würde dann bewirken, daß Ottone sich vergreife und ihm den geheimen Brief ausfolge. Es gelang vollständig; als Ottone erfuhr, sie habe sich vergriffen, erschrak sie heftig und wurde ohnmächtig.[2])

Auch in Krankheiten hat man posthypnotische Autosuggestionen beobachtet. Bei Tissié ist ein solcher Fall ausführlich dargestellt. Es handelt sich um einen gewissen Albert, der, wiewohl er verheirathet und arbeitsam war, doch häufig von seiner Frau weglief und auf Reisen ging, wenn er in der Nacht

---

[1]) Aristoteles: Von der Weißsagung im Traume. c. 1. — [2]) Reichenbach: Ein schwerer sensitiv-somnambuler Krankheitfall. 145—147.

vorher von einer Stadt oder einem Lande geträumt hatte. Auf diese Weise durchwanderte er Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland, die Schweiz, Oesterreich, Rußland, Algier und die Türkei.[1])

Diese beiden natürlichen Muster — die Fälle Ottone und Albert — haben nun ihre künstlichen Parallelfälle an der bekannten, schon tausendfach konstatirten Erscheinung des posthypnotischen Befehls, und da in diesen künstlich kopirten Fällen nur die eine Aenderung vorgenommen wird, daß die Autosuggestion durch Fremdsuggestion ersetzt wird, so läßt sich daraus schließen, daß auch der umgekehrte Fall, wo durch Hinübernahme einer Autosuggestion in den Schlaf das merkwürdige Phänomen des Traumorakels hervorgerufen wird, künstlich nachgeahmt werden kann, indem wir die unwillkürliche Autosuggestion durch eine willkürliche oder durch Fremdsuggestion ersetzen. Hier aber kann nicht nur das Handeln bestimmt werden, sondern auch die Erkenntniß, weil der Schlaf für eine monoideistische Erkenntniß günstiger ist als das Wachen.

Autosuggestionen und Fremdsuggestionen sind beide Monoideismen. Da sie sich also nur durch die Quelle unterscheiden, dem Wesen nach aber gleich sind, müssen sie auch gleich leistungfähig sein in Bezug auf Erkenntnißakte wie auf Handlungen oder die Verbindung beider, wie z. B. beim Traumarbeiter, endlich aber auch in Bezug auf transscendentale Leistungen.

Der General Noziet hat schon in einer 1820 geschriebenen, aber erst 1854 herausgebenen Schrift gesagt: „Es genügt, daß ein Somnambuler während seines Schlafes den Willen habe, später eine bestimmte Handlung zu begehen, damit er dann im Wachen den Drang habe, sie wirklich zu begehen, ohne daß er sich von der Ursache seines Entschlusses Rechenschaft geben kann“.[2]) Bis zurück in das vergangene Jahrhundert könnte man zahlreiche Beobachtungen dieser Art zusammenstellen, in denen die Autosuggestion das Selbe leistet wie die Fremdsuggestion in den Parallelfällen des modernen Hypnotismus. Schon damals war man also im Begriffe, den Grund für eine Experimentalpsychologie zu legen, die, weil Autosuggestionen und Fremdsuggestionen nicht nur in der intellektuellen Sphäre und der des Handelns, sondern auch in der organischen Sphäre wirksam sind, uns zugleich eine psychische Kurmethode gebracht hätte. Aber dieser richtige Weg wurde wieder verlassen, als uns der Materialismus überschwemmte, der nur mehr eine physiologische Psychologie zuließ, die ganze Medizin auf ein falsches Gleise führte und nun die Räthsel des Lebens in der Vivisektion lösen will, die vor anderen wissenschaftlichen Irrthümern nur das Eine voraus hat, daß sie auch noch moralisch stinkt. Aber allerdings ist es viel leichter, ein Schinderknecht zu sein als ein feiner Psychologe.

---

[1]) Tissié: les aliénés vogageurs. Der Selbe: les rêves. 120—146. Azam: hypnotisme et double conscience. 145. — [2]) Noizet: Mémoire sur le somnambulisme. 274.

Erst mit dem modernen Hypnotismus ist wieder auf den richtigen Weg eingelenkt worden, aber er ist nur die Hälfte einer Wissenschaft und man muß auf die Literatur aus dem Anfang dieses Jahrhunderts zurückgreifen, um die ersten Ansätze zu seiner Ergänzung zu finden. Der Mensch ist ein Ganzes; er besteht nicht aus Leib und Seele, sondern er ist leiblich die Erscheinungform einer Seele; die von der modernen Medizin verpönte Psychologie ist daher gerade ihre natürliche Grundlage. Die psychische, Das heißt autosuggestive, Therapie liegt vor in zahllosen natürlichen Mustern, die lehren, daß nicht der Arzt heilt, sondern die Natur. Aufgabe der Heilkunde kann es daher nur sein, die Natur zu kopiren, Das heißt: die Fremdsuggestion an Stelle der Autosuggestion zu setzen. Darum sprechen aber auch Aerzte, die diesen richtigen Weg gefunden haben, nur mehr mit gründlicher Verachtung von den Leistungen der offiziellen Medizin. So z. B. Professor Forel.[1]) Aber diese gegenseitige Ersetzbarkeit von Autosuggestion und Fremdsuggestion gilt nicht nur für organische, sondern auch für intellektuelle Leistungen jeder Art, und auch hier brauchen wir nur die natürlichen Muster zu kopiren, so haben wir eine Experimentalpsychologie. Das mit Traumarbeit verbundene Nachtwandeln allein schon liefert uns eine Fülle von Mustern. Ein von seiner Tagesarbeit erregter Maler z. B. steht nachts auf und vollendet die Arbeit. Nun gut; Liébault liefert den fremdsuggestiven Parallelfall. Er gab einem jungen Mädchen, das sich mit Malen beschäftigte, die Suggestion, in der nächsten Nacht die Skizze eines Gemäldes zu entwerfen, gab den Stoff an und die darauf zu verwendende Zeit. Zur angegebenen Stunde erhob sich das Mädchen, ging an die Staffelei und arbeitete so lange, wie ihr befohlen war. Die Mutter war Zeugin dieses in Handlung übersetzten Traumes und am anderen Tage brachte das Mädchen die Skizze; sie erinnerte sich an nichts und war über ihre Arbeit sehr erstaunt.[2]) Durand de Gros (pseudonym Phillips) hat schon vor Jahrzehnten diese gegenseitige Ersetzbarkeit der beiden Suggestionarten in einem Fall eingesehen, in dem es ihm leider nicht gestattet wurde, den Beweis zu erbringen. Es handelte sich um einen gewissen Manuel Blanco, der von spanischen Gerichten zum Tode verurtheilt wurde, weil er mehrere Personen, Männer und Frauen, mit den Zähnen zerrissen hatte. Er war auf den Feldern gesehen worden, wo er auf allen Vieren herumlief und die Begegnenden anfiel. Er behauptete, ein Werwolf zu sein. Durand de Gros, der den Parallelfall der imaginären Verwandlung in Thiere durch Fremdsuggestion kannte — schon bei Homer kommt die Verwandlung der Gefährten des Ulysses in Schweine vor und der Neapolitaner Porta im sechzehnten Jahrhundert berichtet sogar von Experimenten dieser Art[3]) —, Durand de Gros

[1]) Forel: der Hypnotismus. 132—140. — [2]) Revue de l'hypnotisme. VIII. 65. — [3]) Porta: Magia naturalis. VIII. 2.

also erbot sich, auf seine Kosten nach Spanien zu reisen und die Richter in den gleichen Zustand, wie Blanco, zu versetzen. Er erreichte aber nichts, weil sich sechs Aerzte für die Verantwortlichkeit des Angeklagten ausgesprochen hatten.[1] Zur Zeit — um noch ein anderes Gebiet zu streifen — streitet man noch darüber, ob das hypnotische Verbrechen durch Suggestion möglich ist. Da ich nun aber das natürliche Muster kenne, die nachtwandlerische Begehung verbrecherischer Handlungen in Folge geträumter Autosuggestionen[2], so wäre es für mich ganz unlogisch, den fremdsuggestiven Parallelfall zu leugnen. Jener „Alte vom Berge", der zur Zeit der Kreuzzüge die als Assassinen bekannten Jünglinge zu Werkzeugen seiner verbrecherischen Pläne machte, hat wohl auch die Suggestionfähigkeit im Haschischrausche — der Name Assassinen scheint vom arabischen Haschischin zu kommen — gekannt, da er die Jünglinge in ein imaginäres Paradies versetzte, das er ihnen sodann als Belohnung der Verbrechen in Aussicht stellte. Die modernen Geschichtschreiber hätten den Bericht Marco Polos gewiß nicht verworfen, wenn in ihrem Lexikon das Wort Hypnotismus stände[3]. Wir sehen also im normalen wachen Zustand die geistige Thätigkeit bedingt durch und äquivalent der Aufmerksamkeit. Wir beobachten eine Steigerung der Leistungfähigkeit im Monoideismus und dieser ist der größte, wenn er mit einem natürlichen oder künstlichen Schlafzustand verbunden ist. Ob dieser Monoideismus Autosuggestion ist oder Fremdsuggestion, bleibt vollkommen gleich, darum eben kann eine Experimentalpsychologie begründet werden, worin die autosuggestiven natürlichen Muster fremdsuggestiv kopirt werden. Ganz und gar aber werden wir das Unding einer Psychologie ohne Seele erst los, wenn die Experimentalpsychologie sich auf die transscendentalen Funktionen erstrecken wird. Dahin muß es aber kommen; denn auch hier können die Eintrittsbedingungen — Monoideismus von großem Gefühlswerth und tiefer Schlaf — künstlich erzeugt werden. Damit wird dann die Seelenfrage, die nicht in der Philosophie und nicht in der Naturwissenschaft zur Ruhe kommen kann, endgiltig gelöst sein; denn transscendentale Funktionen, wie Fernsehen und Fernwirken, würde nicht einmal Karl Vogt für Sekretionen des Körpers erklärt haben; sie erfordern vielmehr einen eigenen Träger, und da dieser ohne den Gebrauch des Körpers thätig sein kann, wird er auch ohne den Besitz des Körpers wirken können, d. h. er ist unsterblich.

Der moderne Hypnotismus lehrt die Möglichkeit, durch Monoideismus im Schlafe eine Art der transscendentalen Funktionen auszulösen, die organischen, und ich behaupte weiter nichts, als daß diese Kunst durch die selben Mittel ausgedehnt werden kann auf die transscendentalen Funktionen

---

[1]) Bué: le magnétisme curatif. II. 406. — [2]) du Prel: Entdeckung der Seele. 74. — [3]) Drugulin: die geheimen Gesellschaften des Mittelalters. 50—63.

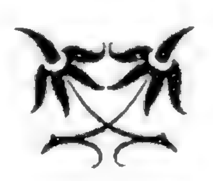
der intellektuellen Sphäre. Damit aber hätten wir das Traumorakel. Es kann Gesundheit bringen, aber auch Erkenntnisse, und eben weil Das Funktionen der gleichen Seele sind, hatten die alten Griechen Orakel von beiderlei Art. Die Alten, wenn sie Aufschluß über Dinge erhalten wollten, die menschlicher Einsicht entrückt waren, wandten sich an die somnambulen Pythien in den Tempeln, nach dem Bericht der alten Schriftsteller häufig mit gutem Erfolg; oder sie legten sich auf die Felle geopferter Böcke in den Tempeln und die Götter sandten ihnen sodann Träume. So am Berge Garganus.*) Das ist so dumm nicht, wie es unseren Kulturhistorikern erscheint; eine religiöse Ceremonie, ein Opfer, das Ruhen in einem schweigsamen Tempel, die durch den noch in den Traum hineinwirkenden Geruch des Felles zugespitzte Gedankenrichtung und die sichere Erwartung, von dem bestochenen Gott nun eine Inspiration zu erhalten, — das Alles waren keine schlechten Mittel, den Schläfer monoideistisch zu machen und ihn eine Autosuggestion in den Traum hinübernehmen zu lassen. Wenn zudem vorher gefastet wurde, so hatte auch Das einen Sinn, denn es schaltete die störenden Leibreizträume aus. Gar nichts aber ist erklärt, wenn man sagt, Das sei eben ein herrschender Aberglaube gewesen, weil die Leute damals noch nicht so gescheit gewesen seien wie wir. Wir nun, trotz der herrschenden Aufklärung, laufen doch manchmal zu den Somnambulen, wenn wir Aufschlüsse haben wollen. Der Erfolg bleibt meistens aus; denn kaum Einer kennt die Technik, die zudem je nach dem Fall und je nach der Individualität des Somnambulen zu wechseln hat. Daß aber niemals Erfolg eintrete, kann nur Der behaupten, der niemals experimentirt hat oder beim ersten Mißerfolg die Flinte ins Korn wirft.

Aber wozu schweifen wir überhaupt in die Ferne? Wir haben das Traumorakel in uns, und der richtigen Technik sind wir dann sicher, wenn wir das Verfahren anwenden, das in den natürlichen Mustern die Natur selbst einschlägt. Im Allgemeinen läßt sich dieses Verfahren mit den Worten bezeichnen: Wenn Du ein Magier werden willst, so monoideisire Dich oder lasse Dich monoideisiren.

Lacht, aber versucht es!

*) Strabo VI. Pausanias I, c. 34, 37. IX, c. 8.

München. Dr. Karl du Prel.



Der Petroleumtrust.

Die Unternehmerverbände zum Zweck der Regelung der Produktion, die sich in manchen Industrien und Ländern, auch international, seit einigen Jahren gebildet haben, unter verschiedenen Namen gehen und eine Reihe auf einander folgender Stufen der Entwickelung darstellen, erwecken im großen Publikum nicht die Aufmerksamkeit, die man eigentlich erwarten sollte. Wer ihre künftige Bedeutung noch so gering taxirt, muß wenigstens zugeben, daß sie voraussichtlich heftige kommerzielle, soziale und schließlich auch politische Kämpfe entfesseln werden.

Seit Jahren schon ist die Standard Oil Company der bekannteste dieser Unternehmerverbände. Seit der plötzlichen Preissteigerung des Petroleums — im April dieses Jahres —, die man als eine Probe der Trustleitung dafür auffaßte, wie weit sie den Artikel bereits in der Hand habe, hat sich diese Popularität noch vergrößert. Nun ist zwar die Standard Oil Company ein recht ausgewachsenes und lehrreiches Exemplar eines entwickelten Typus der fraglichen Verbände; aber gerade die enorme Preissteigerung (Pipe Line-Certifikate kosteten in New-York am 16. April 250, gegen 84 im Durchschnitt d. J. 94) und deren agitatorische Ausnutzung durch eine naive kleinbürgerliche Partei hat bei uns die falsche Meinung verbreitet, es handle sich bei Alledem nur um eine Uebervortheilung des Publikums durch das koalirte Kapital. Die aus dieser Anschauung sich ergebende Entrüstung muß natürlich ein unbefangenes Verständniß erschweren; und auf das Verständniß kommt es doch wohl bei derartigen Problemen zuerst an. Ein allgemeiner Ueberblick über die Kartelle überhaupt dürfte zunächst erforderlich sein.

Als erste Staffel kann man die Verabredung der Produzenten betrachten, feste Preise zu halten. In vielen Industrien ist es durch die schrankenlose Konkurrenz thatsächlich schon so weit gekommen, daß in Folge beständiger Preisunterbietungen das in den einzelnen Unternehmen investirte Kapital nicht einmal mehr die Zinsen abwirft. Eine derartige Verabredung hat als nothwendige Folge eine Herabsetzung der Produktion, — und damit wird die zweite Staffel der Entwickelung erreicht. Es sind in der betreffenden Industrie vielleicht so viele Unternehmungen vorhanden, daß bei normalem Betriebe das Doppelte oder Dreifache des Konsums produzirt wird. Eine Abmachung, die für die verkaufbaren 50 oder 33 Prozent zwar einen den Produktionkosten und dem normalen Gewinn entsprechenden Preis garantirt, die übrigen 50 oder 66 Prozent der Produktion jedoch unverkäuflich in den Lagerräumen liegen läßt, hat offenbar keinen besonderen Werth. Die Abmachungen der Fabrikanten der betreffenden Industrie, der sogenannte „Pool“, geht nun dahin, daß die jährliche Produktenmenge, die von der Konsumtion aufgebraucht werden kann und die ja von den vereinigten Unternehmern leicht festzustellen ist, pro rata der Größe des Betriebes unter die einzelnen Unternehmungen getheilt wird. So lange der jetzige Whisky-Trust in den Vereinigten Staaten ein „Pool“ war, umfaßte der Verband achtzig betriebene Brennereien; diese waren nur mit einem Theil ihrer Leistungfähigkeit in Betrieb, so in einem Jahr mit 28 Prozent, in einem anderen mit 40 Prozent.

Sehr leicht ist nun der Schritt zum dritten Stadium gemacht, dem eigentlichen Trust. Einerseits hat ein solcher Pool doch ein zu lockeres Gefüge,

um auf die Dauer zu halten; größere momentane Vortheile können das einzelne Mitglied bewegen, die Konvention zu brechen und über sein Kontingent hinaus zu produziren; die Kontrole ist zu schwierig; die einheitliche Leitung ist ebenfalls schwierig, wegen der naturgemäßen Besorgniß des Einzelnen, übervortheilt zu werden, so daß etwa besondere Vortheile seines Unternehmens, die er im Konkurrenzkampf haben würde, nicht zur Geltung kommen. Andererseits lag, nachdem die Unternehmer sich bereits so weit geeinigt hatten, der Gedanke nahe, wenn man schon nicht die gesammte Leistungfähigkeit ausnütze, so wolle man die Produktion doch so eintheilen, daß man nicht jedem Betrieb eine bestimmte Rate überweise, dem kostspieligen die relativ gleiche wie dem ökonomischer arbeitenden, sondern man solle die am Billigsten arbeitenden Betriebe voll ausnützen und die anderen überhaupt schließen. Als der Whisky-Pool in einen Trust verwandelt wurde, hat man auf Grund dieser Erwägung von den 80 Brennereien 68 geschlossen und nur noch mit 12 weiter gearbeitet. Das erfordert natürlich eine ganz andere Organisation als bei dem gewöhnlichen Pool. Die gesammte Industrie wird jetzt als eine einzige Unternehmung betrachtet, deren Aktionäre die früheren einzelnen Unternehmer sind. Mag Einer heute eine der 12 oder der 68 Brennereien besessen haben: die Rate des Gewinnes, den er erhält, ist immer die selbe. Der Modus ist einfach der, daß bei Aktiengesellschaften die Mehrheit oder Gesammtheit der Aktionäre ihre Aktien, bei Unternehmen Einzelner, wenn sie nicht vorziehen, ihr Werk in ein Aktienunternehmen zu verwandeln, diese ihre Besitztitel einem Board of Trustees „in trust“ geben. Dieser Board of Trustees hat damit unwiderrufliche Generalvollmacht; in Aktiengesellschaften, wo nicht Alle ihre Aktien in trust gegeben haben, wird die Minorität natürlich überstimmt. Einzelne Unternehmungen, die sich nicht anschließen, werden, wenn der Trust stark genug ist, zum Anschluß gezwungen: durch systematisches Preisdrücken, das die kapitalkräftige Koalition besser aushalten kann als ihr einzelner Gegner; durch Unterhandlungen mit bedeutenden Aktionären, durch Börsenfeldzüge gegen die betreffenden Aktien u. s. w. Am Schwierigsten ist der Kampf naturgemäß, wo nicht eine Aktiengesellschaft, sondern ein einzelner Unternehmer der Gegner ist, da dieser viel schwerer verwundbar ist. Da wird mitunter auch zum Verbrechen gegriffen. So wollte der Whisky-Trust 1891 die große Brennerei von Schuhfeldt, die außerhalb des Trusts stand, heimlich in Brand stecken lassen. Man hatte ein Individuum durch große Versprechungen angeworben, das am Sonntag eine Höllenmaschine in die Brennerei praktiziren sollte; die Maschine war so eingerichtet, daß der Mann selbst ihr zum Opfer gefallen wäre. Durch einen Zufall wurde die Sache vereitelt und der Attentatsplan dann sogar gerichtlich untersucht. Natürlich wurde als schuldige Person irgend ein untergeordneter Beamter entdeckt.

Wie jetzt die Verhältnisse liegen, wo die Kartelle noch die Ausnahme von der Regel bilden, sind gewisse Vorbedingungen nöthig. Es muß eine Garantie gegeben sein, daß nicht, nachdem die Industrie getrustet ist, gleich eine Unmenge Outsiders auftauchen und dem Trust den Boden streitig machen. Irgend welche Bedingungen der Produktion oder des Transportes muß das Kartell allein für sich haben; etwa, daß das Vorkommen der nöthigen Rohmaterialien räumlich beschränkt ist: Das ist die Grundlage des internationalen

Diamantenkartells; oder daß das Kartell im Besitz eines Patentes ist oder mit dem Verfertiger einer nothwendigen Maschine ein Abkommen getroffen hat, wonach dieser nur für sie liefern darf: hierauf beruht der Briefcouverttrust in den Vereinigten Staaten; oder er beruht auf dem kostspieligen Umfang der nöthigen Maschinerie, wodurch die Zahl der möglichen Kompetenten so klein ist, daß eventuell Uebereinkunft getroffen werden kann: die verschiedenen Versuche von Schienenkartellen hatten dieses Band; oder auf besonderen Abmachungen mit den Bahnen, die das Kartell billiger bedienen als die Konkurrenten: Das war, wie wir sehen werden, der Ausgangspunkt für die Macht der Standard Oil Company.

Ist so der Trust gebildet, dann erhalten die Leute, die ihre Besitztitel und Aktien dem Board of Trustees übergeben haben, Trust-Certifikate. Diese sind einfach als Aktien eines großen Unternehmens zu betrachten, das in verschiedenen Werkstätten, den früheren selbständigen Unternehmungen, betrieben wird, dessen Leiter der Board of Trustees ist und dessen Aktionäre die Inhaber der Certifikate sind. Der Trust ist nun in der Lage, eine Menge Vortheile wahrzunehmen, die eine Verbilligung der Produktion, eine Erhöhung der Profite und für die Gesammtheit einen Fortschritt der Technik bedeuten. Er kann die Transportkosten verbilligen, wenn die Aufträge so vertheilt werden, daß sie in den den jedesmaligen Konsumenten am Nächsten liegenden Werken ausgeführt werden. Er kann sich faux frais sparen bei der Verbindung mit den Konsumenten durch Geschäftsreisende, Annoncen u. s. w. Anlagen, die wegen ihrer Kostspieligkeit und wegen des Bedenkens, ob seine Produktion genügt, sie zu amortisiren, der Einzelne scheut, trotzdem sie unzweifelhaft arbeitsparend wirken, kann der Trust unbedenklich wagen. Er kann Experimente machen zum Zweck der Erfindung von Verbesserungen seiner Anlagen, die für den Einzelnen zu theuer sind, und so den technischen Fortschritt unabhängig machen von dem Zufall, der die Arbeit des ungenügend ausgerüsteten privaten Erfinders leitet. Er kann, da seine Produktion fest und gesichert ist, seine Arbeiter und Beamten bewußt selber praktisch ausbilden. Er kann den Arbeitern den Lohn bestimmen, denn er ist jetzt der einzige Unternehmer der Branche, und ein Strike der Arbeiter wäre erfolglos, da es keine Outsiders giebt, die die strikenden Arbeiter annehmen und dem Konkurrenten die Aufträge wegschnappen könnten. Er kann endlich ganz anders als der einzelne Unternehmer die Zeitungen und die Gesetzgebung durch Bestechung und andere Mittel für seine Zwecke verwenden.

Bis zu einem gewissen Grade kann er auch die Preise erhöhen; wie hoch dieser Grad ist, hängt immer von den besonderen Umständen ab: ob alsdann die Konsumtion stark abnimmt, ob es ein Ansporn für neue Konkurrenz ist, ob ein Kampf mit einem anderen Trust entstehen würde — man denke an den Kampf zwischen einem Schienen- und Kohlentrust — u. s. w. Wenigstens wird der Trust immer die Preise so halten können, daß sie nicht entsprechend den nur durch ihn geschaffenen und möglichen technischen Fortschritten fallen, so daß er immer einen Profit erzielen wird, der den durchschnittlichen übersteigt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen will ich kurz die Geschichte der Standard Oil Company betrachten.*)

---

*) W. Mancke, Ein Weltmonopol in Petroleum, Berlin 1895. Das

Die Hauptfundorte des Petroleums liegen in den Vereinigten Staaten und am Kaukasus. Alle übrigen Petroleumgebiete liefern ungefähr nur zehn Prozent des Weltbedarfes. Ganz sichere Daten über die Vertheilung der Produktion auf die beiden Hauptgebiete giebt es nicht; nach der neuesten Statistik des Geologischen Departements in Washington verhielt sich die amerikanische zur russischen Produktion wie 57 : 40. Die russischen Hauptproduzenten sind die Gebrüder Nobel und Rothschild; diese hatten sich zeitweilig zusammengethan; außerhalb dieser Beiden steht eine Anzahl kleinerer Produzenten. Das Verhältniß der Produktion der Beiden und der kleinen Produzenten ist 64 : 36. Das ist der gegenwärtige Stand der Dinge. Die Gründung der Standard Oil Company geht auf Herrn D. Rockefeller zurück, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder und einem Dritten im Jahre 1862 eine kleine Petroleumraffinerie in der Nähe der Oelquellen eröffnete. Mit der Zeit vergrößerte sich die Zahl der Theilnehmer auf dreizehn. Das Konsortium, das den Namen „South Improvement Company“ angenommen hatte und nach einigen Jahren durch glückliche Spekulationen — die Theilhaber waren ursprünglich fast sämmtlich kleine Leute: Buchhalter, Beamte, ein Tagelöhner u. s. w. — reich geworden war, schloß mit den Eisenbahnen, die das Petroleum befördern, einen geheimen Kontrakt, der bestimmte, daß für alle Konkurrenten der „S. J. C.“ die Frachtsätze verdoppelt werden sollten und der dadurch erhaltene Mehrbetrag der „S. J. C.“ ausgezahlt werde. Das bedeutete: so viele Fässer Petroleum von den Konkurrenten verschickt wurden, eben so viele wurden für die S. J. C. umsonst befördert. Bei einem Massenartikel wie Petroleum, wo die Fracht einen bedeutenden Prozentsatz des Werthes ausmacht, bedeutete Das die Lahmlegung der Konkurrenten. Sie mußten nach einander ihre Raffinerien der S. J. C. verkaufen, theilweise zu Spottpreisen, durchschnittlich für 50 Prozent des Anlagewerthes. Es versteht sich, daß die Abmachung mit den Bahnen nur dadurch möglich gewesen war, daß Rockefeller einflußreiche Bahnaktionäre in sein Interesse zu ziehen gewußt hatte.

Die Oelquellenbesitzer, die das Monopol natürlich fürchten mußten, thaten sich zu einer gerichtlichen Aktion gegen die S. J. C. zusammen. Sie löste sich auf und es bildete sich eine neue Gesellschaft, der „Oil Trust“; in Wirklichkeit war nur der Name gewechselt. Es hat kein Interesse, den nun folgenden Krieg näher zu betrachten; er endet damit, daß der Trust alle Pipe Lines, die Röhrenleitungen, in denen das Petroleum an seinem Bestimmungort fortgeleitet wird, besitzt, ferner den größten Theil der Raffinerien. Ein interessanter Zwischenfall ereignete sich 1888. Die Unabhängigen, die sich natürlich auch geeinigt hatten, beschlossen, eine Pipe Line bis zum Meer zu bauen. Unzählige Prozesse um das Wegerecht ꝛc. mußten sie durchkämpfen; ihre Gegner kauften ein Stück Landes, das sie queren mußten, und verboten den Durchgang. Im Staate New-York mußte die Pipe Line einen Damm der mit dem Trust liirten Eriebahn durchkreuzen. Die Bahn verhinderte Das mit Gewalt, rüstete hundert Mann mit Kanonen, Gewehren und Dynamit aus und lagerte diese Truppe den ganzen Winter den Arbeitern der Pipe Line gegenüber. Schließlich mußten diese einen

---

Heftchen enthält eine sehr dankenswerthe Zusammenstellung des Materials und ein heftiges Plaidoyer gegen die Standard Oil Company.

Umweg machen. Und wie in Amerika, so geht der Trust auch in den Konsumtionländern vor. „Wenige Jahre haben bei dem rücksichtlosen Vorgehen genügt, der Company schon heute in Deutschland eine fast ausschlaggebende Bedeutung zu schaffen. Früher blühte an den Gestaden der Nord- und Ostsee das Petroleumimportgeschäft in den Händen zahlreicher deutschen Importfirmen. Ein ganzes Heer von Kaufleuten, Rhedern, Agenten, Maklern, Spediteuren, Faßhändlern, Flußschiffern und Detaillisten fanden ihr Brot. Heute ist es nur noch eine vergleichsweise geringfügige Zahl von Existenzen, welche in dem Petroleumhandel ihre Beschäftigung finden, und der bei Weitem größte Theil des Gewinnes fließt in die geräumigen Taschen der Standard Oil Company. Diese Firma kaufte erst einige große Petroleumfirmen an, später nöthigte sie durch Preisunterbietungen und blutige Konkurrenz die meisten der übrig gebliebenen, sich ihr auf Gnade oder Ungnade zu ergeben", schreibt Mancke. Zwei große Firmen in Deutschland sind noch Abnehmer der „Unabhängigen", die etwa zwölf bis fünfzehn Prozent des deutschen Bedarfes importiren. Sie werden mit den bekannten Mitteln bekämpft; eins der sonderbarsten ist, daß die St. O. C. sämmtliche gebrauchten Petroleumfässer, die in Deutschland vorhanden sind, aufkauft und dem Verkehr entzieht, wodurch ihre Gegner in die ernstesten Verlegenheiten gebracht werden.

Schon rein formal betrachtet, inauguriren die Trusts eine neue Periode im Wirthschaftleben. Sie sind die logische Konsequenz der freien Konkurrenz, nämlich ihr Gegensatz, das Monopol. Wenn wir ihr Wesen analysiren, so finden wir in jedem Detail das Neue und Revolutionäre. Die bestehende Gesellschaftordnung ruht auf der gesellschaftlichen und politischen Freiheit der Individuen, sie lebt durch den Kampf um die Existenz, den diese freien Individuen unter einander führen. Denken wir uns die Trusts verallgemeinert — und schließlich kommt es doch dahin, daß alle Industrien getrustet sind —, so ist, mit Ausnahme der Trustees, die ganze produzirende Gesellschaft sozial unfrei geworden. Da die Beamten und Arbeiter der getrusteten Betriebe vollständig von der Leitung abhängig sind — denn diese hat ja die Macht, sie verhungern zu lassen, wenn sie sie aus ihrer allumfassenden Organisation entläßt —, kann diese ihnen Gesetze ganz nach Willkür diktiren, wie z. B. schon jetzt die französischen Eisenbahngesellschaften ihren Angestellten verbieten, mehr als zwei Kinder zu haben. Die politische Freiheit wird zu einem bloßen Schein herabsinken; schon heute pflegen sehr große Kapitalisten in Amerika sich nicht für eine bestimmte Partei zu verpflichten, sondern die Gesetzgebung nur von Fall zu Fall für sich zu interessiren, ohne Rücksicht auf die Parteien. Zwischen den Interessentengruppen werden Kämpfe ausgefochten werden, eventuell mit den Waffen. Von den mittelalterlichen politischen Gebilden unterscheiden sich diese modernen Staaten im Staate dadurch, daß sie nicht autarkische Gebilde, sondern auf Waarenproduktion und Umtausch angewiesen sind. Gleichzeitig besorgen aber die Trusts auch die Vorarbeit für die sozialistische Gesellschaft. Haben sie ihre ganze Arbeit gethan, so bleibt für diese weiter nichts übrig, als einfach die Expropriirung der paar Dutzend Rockefellers zu erklären. Die gesammte Verwaltung kann dann von ihr einfach übernommen werden, wenn die Entwickelung weit genug gediehen ist.

Klausthal. Dr. Paul Ernst.



Goldene Berge.

An der Börse haben sich jetzt Viele verrechnet. Man glaubte an eine Ferienstille, — und die Umsätze blieben lebhaft; man nahm eine ungünstige Wirkung der serbischen Finanzverwickelung an, — und das Publikum überging die darauf bezüglichen schlechten Nachrichten und saugt aus den beruhigenden Honig. Die Ursache? Der Geldwerth sinkt weiter und man weiß nicht, worin man die Baarschaft anlegen soll. Das reizt dann zu den drolligsten Sprüngen, vom Aufgeben der 3 prozentigen Konsols zu 100 Prozent bis zum Anschaffen von 3 prozentigen Portugiesen zu 27 Prozent. Das Kassastücke hierbei besonders gesucht sind, spricht schon deutlich genug. Ganz andere Verhältnisse zeigt der pariser Markt, obgleich von ihm u. A. recht umfangreiche Käufe in Italienern ausgehen. An der Seine spielt die Spekulation in Goldaktien jetzt ihre größte Rolle, während z. B. bei uns die Parole zum Realisiren ausgegeben zu sein scheint.

Damit verliert aber die Perspektive auf den südafrikanischen Aufschwung noch keineswegs an Leuchtkraft. Im Gegentheil, man hat bei uns an diesen Papieren enorm verdient, und trotzdem ihre offizielle Notiz ausgeschlossen ist und die betreffenden Abschlüsse durch die nöthigen schriftlichen Belege außerordentlich erschwert sind, sieht man es als selbstverständlich an, diesen immer ausgedehnteren Gebieten die vollste Aufmerksamkeit zu bewahren. Unwillkürlich hat dadurch auch der deutsche Waarenverkehr an neuer Kundschaft gewonnen. Zwar heißt es immer: dort unten hätten die Engländer mit ihren weiten Krediten und billigen Preisen Alles in Händen; jetzt aber beginnt sogar Süddeutschland seine ersten Cigarrensendungen nach Johannesburg und andere Theile unseres Vaterlandes senden Webestoffe und Batterien dahin. Auch unsere Chemie ist an der Entwickelung des Transvaals betheiligt, nicht nur durch neue Enterzungverfahren, sondern sogar durch Kunstdünger. Deutsche, die man drüben längst verloren gegangen glaubte, erscheinen plötzlich mit Checks in der Tasche und es ist nunmehr auch das belebende Prinzip in Form eines regulären persönlichen Verkehres zwischen Südafrika und unserem Reiche hinzugetreten. Für weitere Unternehmungen ist diese Thatsache gar nicht hoch genug zu schätzen, denn in Zeiten glänzender Konjunktur sind nicht die Maschinen, sondern die Menschen das Wichtige. Große Kapitalsassoziationen — und ohne solche geht es ja nicht mehr — bedürfen der Vertrauenspersonen. Eine solche war der Vertreter der Deutschen Bank, die jene Goldgegenden vor vielen Jahren in ihr Interesse zog, während die anderen großen Institute bei uns erst jetzt folgen, wie im Auslande die Banque Ottomane nunmehr darin dem Crédit Lyonnais nacharbeitet. Das Schwierige ist, daß solche Männer zwei entgegengesetzte Eigenschaften in sich vereinigen müssen: eine gewisse nüchterne Solidität und die Fähigkeit raschen Zugreifens.

Uebrigens blickt man schon gar nicht mehr ausschließlich auf Südafrika, da es sich jetzt in allen Goldländern regt. Eine erste russische Bankfirma, deren Liquidation vielleicht vor zwei Jahren überstürzt war, hat jetzt Minenbesitz in Sibirien für vielleicht eine Million Rubel verkaufen können, so daß Kenner ihr Vermögen aus der Neuordnung der Masse heraus noch immer auf vier Millionen Rubel veranschlagen. Bei Kronthal, im Taunus, das bisher nur gutes Mineralwasser gab, haben Holländer zur Wiederaufnahme eines vor Jahrhunderten bestan-

denen Goldbetriebes die zunächst erforderlichen 15000 Gulden zusammengeschossen. Die Colorado-Gold-Minen — an dreihundert selbständige Aktiengesellschaften — senden Vertreter nach Europa, mit der Versicherung: ihre Erze glänzten keineswegs nur an der Oberfläche. Die australischen Gesellschaften, denen Wasser noch mehr als Geld fehlt, versuchen ab und zu, an der Stock Exchange in London etwas Lärm zu schlagen, und haben sich sogar jetzt aus Aachen den preußischen Bergrath Schmeißer verschrieben. Würde es sich nur um geologische Forschungen handeln, so hätten die Herren Polynesier auch Herrn Hamilton Smith aus London berufen können. Aber es handelt sich um die Unterbringung von Aktien und deshalb nimmt man den selben preußischen Beamten, der mit dem Ansehen des preußischen Namens schon einmal den südafrikanischen Papieren so viel genützt hat.

Die Aktie ist heute der Weg aller großen Unternehmungen; man will nicht allein verdienen, sondern sich auch frei mit seinem Vermögen bewegen. Das ist der Grund, weshalb so fieberhaft zu Gunsten jener Minen in Europa gearbeitet wird. In Rußland wären derartige Geschäftsformen sehr erschwert, denn alle Privatgesellschaften müssen dort zunächst ihre Edelmetallfunde den Behörden abliefern. Diese quittiren den Empfang und senden ihnen nach einigen Monaten den Betrag in neugeprägten Goldimperials zurück. Man vergesse übrigens nicht, daß Gold das einzige Produkt ist, in dem eine Zuvielerzeugung ausgeschlossen ist, denn die Bank von England giebt ihre Noten dafür mit Vergnügen hin.

Immerhin ist es überraschend, zu sehen, wie dem aus ganz anderen Gründen sinkenden Geldwerth noch eine Vermehrung unseres herrschenden Metalles zu Hilfe kommt. Ein ganz ungeahnter Zwischenfall, den in dieser Stärke kein Nationalökonom noch vor wenigen Jahren voraussehen konnte. Den ärmeren Ständen nützt diese Mehrung der menschlichen Umlaufsmittel nicht das Geringste; nur für Die ist Geld billig, die bereits welches haben und deshalb Vertrauen genießen. Wer da hat, Dem wird gegeben, sagt schon Matthaeus. Auf diese Weise wird auch der allgemeine Wettbewerb größer und größer, der Gewinn mindert sich, so daß man eine Vereinfachung oder Zusammenlegung der Betriebe anbahnt und den Arbeitern die einzige Möglichkeit einer geschäftlichen Rivalität mit dem „billig Arbeiten“ zu beweisen sucht. Steigen aber die Löhne dennoch, so ists nur ziffermäßiger Schein, denn der billige Geldwerth steigert naturgemäß den Preis jeder Waare, also auch der Kraft. 20 Mark sind bei einem Zinsfuß von 5 Prozent nicht mehr 20 Mark bei einem Zinsfuß von nur 3 Prozent.

Ein weiterer Uebelstand ist die Zunahme der Geldmacht mit der Geldvermehrung. Da eine gewisse Klassengrenze bei noch so großen Zuflüssen von Baarmitteln nicht überschritten werden kann, muß der Druck auf die Masse der Nichtbesitzenden noch größer werden. Mit Geld kann man indessen heute weit mehr kaufen als in jenen alten Zeiten, die wir beschränkt zu nennen belieben. Vor Allem ist die Besitzesveränderung von Grund und Boden dabei noch ganz anderen Lockungen als bisher ausgesetzt und damit würde sich auch die schlimmste Eventualität wieder vergrößern: das willkürliche Schalten über den Raum. Die Sozialpolitiker konnten an eine so ungeheure Stärkung der besitzenden Klassen nicht denken. Mit dieser Gold- und Geldvermehrung aber wird die Geschichte sich noch einst zu beschäftigen haben und sie wird dabei wieder konstatiren, daß der Zufall oft jeder vernünftig erwägenden Voraussicht spottet. Pluto.

✢

Stambulow.

Hundert Jahre nach dem Frieden von Kütschük, der die Aera der russischen Eroberungen im alten Gebiet der Chorasanhorden eröffnete, hat Rußland, durch kluges und zähes Abwarten, im Balkangelände einen großen Erfolg eingeheimst: Bulgarenmissionare sind, unter der Führung des Metropoliten, an die Newa gepilgert, um die Gnade Batjushkas Nikolaus zu erbetteln. Den lauten Jubel aber unterbrach plötzlich ein schriller Ton: Stephan Stambulow war von Mördern angefallen worden. Für die Russen war diese Botschaft ein schwerer Schlag; Herr Stambulow, der einflußlose und verhaßte Privatmann, war ihnen längst kein beträchtlicher Gegner mehr, aber die mit öffentlicher Meinung gefütterte Menschheit werden sie dem Glauben nun nicht entreißen können, daß die Mörder zarische Söldlinge waren. Zwar ist es eigentlich gar nicht so wunderbar, wenn in einem orientalischen Lande, wo Menschenleben gering geschätzt werden, ein Mann, der acht Jahre lang wie der brutalste Pascha gehaust und dem geilen Gelüsten nie einen Wunsch versagt hat, eines Tages über den Haufen gestochen wird. Einerlei: von dem Mißtrauen, mit dem Germanen und Slaven seit den Tagen Ottos und Wladimirs auf die byzantinische Erbschaft blicken, hat Herr Stambulow gelebt, es hat ihm, ohne daß er für sein Volk oder gar für Europa irgend etwas dauernd Nützliches zu vollbringen brauchte, die Weltberühmtheit verschafft und es beleuchtet ihn mitleidig jetzt, da der Aermste schwer verwundet zusammengebrochen ist, als ein jeden Jammers würdiges Opfer russischer Tücke. Durch die widerwärtige Knutenpolitik der Kaulbars und Ignatiew ist dieses Mißtrauen reichlich genährt worden; und wenn man nach sentimentalischen Neigungen Politik treiben wollte, dann könnte man ohne Bedenken die Sympathie dem Türkensprossen zuwenden, der, als ein in großem Stil Ehrgeiziger, vom Gastwirthssohn sich zum selbstherrischen und reichen Diktator aufgereckt und sich ein Renaissancedasein gezimmert hat, wie es in den grauen und gleichmäßigen Niederungen unserer westlichen Kulturzustände kaum noch erträumt werden kann. Aber die Sentimentalität ist in der Politik eine schlechte Beratherin. Ob die Russen in Bulgarien gut oder schlecht gewirthschaftet haben, ob die Nachkommen Kubrats des Siegreichen ihnen Dankbarkeit oder Haß hegen müssen: Das kann uns zunächst ganz gleichgiltig sein. Auf dem Berliner Kongreß war eine Kräftevertheilung beschlossen worden, nach der in Bulgarien der russische, in Ostrumelien der türkische Einfluß vorherrschend sein sollte. Der kleine Balkan-Bonaparte, den man höchst thöricht noch immer den bulgarischen Bismarck nennt, war damit nicht zufrieden; sein Größenwahn, den ein starker Wille und die Skrupellosigkeit eines Massenbändigers bedienten, vergaß, daß die Bulgaren, seit Chan Boris mit seinem ganzen Stamme die griechische Taufe empfangen hatte, ein Mitlauter in dem wirren Konzert der slavischen Nationalitäten geworden waren, und er verzettelte die Kraft an den Versuch, mit Fälschung, Verrath und Mord gegen eine Uebermacht zu kämpfen, die in ihren Mitteln zwar nicht wählerischer, aber von längerem Athem war. Wenn es Herr Stambulow auf seinem Schmerzenslager trösten mag, daß er den Russen noch den Tag des Triumphes vergällen konnte, so sollten Deutsche doch des eigenen Interesses gedenken und das heiße Empfinden für die Stunde sparen, wo es einst nöthig wird, gegen das slavoromanische Drängen in mächtigem Anprall die germanische Vormacht zu sichern.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 27. Juli 1895.

Bulgarien in Berlin.

Mittwoch, am sechzehnten Juli des Jahres 1895, empfand ich das Bedürfniß, einen Bartscheerer aufzusuchen. Der Mann hatte mich schweigend eingeseift und ich freute mich schon des Zufalles, der mich einen wortkargen Figaro finden ließ, als der Kratzkünstler, der emsig gerade das blanke Messer über den Riemen strich, also plötzlich anhub: „Ist es nicht grauenhaft?“ Ich erlaubte mir die höfliche Frage, was er wohl meine, und erhielt die Antwort: „Ja, wissen Sie denn nicht, daß Stambulow im Sterben liegt?“ Und nun kam die ganze Litanei: von Ferdinand, dem feigen Mörder, der, natürlich auf Befehl der tückischen Moskowiter, den großen Staatsmann schnöde geschlachtet hatte, und von der Ruchlosigkeit des Zarismus, der gegen die edelsten Helden meuchelnde Schergen dingt; diesmal aber, so schloß die zürnende Rede, solle die frevelnde Bestialität gerochen werden, denn die Kulturmenschheit dürfe nicht dulden, daß ein Heros wie Stephan Stambulow unter den Dolchen der Zarenknechte verblute. Der aufgeregte Mann bearbeitete eben meinen Hals und ich hielt es deshalb für gerathen, ihn durch Widerspruch nicht zu reizen; später erst, als er mit dem Schwamm nahte, fragte ich bescheidentlich, ob die Sache für uns denn wirklich wichtig genug sei, um einen Deutschen in heiße Wallungen zu jagen. Da verstummte der humane Barbier, warf mir einen schrägen Blick zu, als schiene ich ihm eines alexianischen Tauchbades bedürftig, gab mir aus der Spritzflasche dann wenigstens einen scharfen Strahl und fauchte endlich: „Sie lesen wohl keine Zeitungen?“ Dabei wies

er mit einer heftigen Geberde auf einen Ballen bedruckten Papieres, in dem ich beim Anblättern die Vossische Zeitung, das Berliner Tageblatt, den Lokalanzeiger und das Kleine Journal unterschied. Gegen solche Uebermacht war ein Kampf nicht zu wagen; ich murmelte rasch meinen Abschiedsgruß und dachte, während ich den Laden verließ: so feiert nun die Volksseele den Tag, der vor fünfundzwanzig Jahren die Mobilmachung gegen Frankreich brachte; damals erhob sich freudig ein ganzes Volk, um in gesundem Egoismus die Vormundschaft eines anmaßenden Empereurs abzuwehren und das Ziel deutschen Sehnens, die Einheit, zu erreichen; heute ist die mit öffentlichen Meinungen aufgepäppelte Volksseele dahin gelangt, für den gleichgiltigen und keiner deutschen Thräne werthen Herrn Stambulow in Trauer und Zorn zu zucken.

Oeffentliche Meinungen, sagte Nietzsche, sind private Faulheiten. Von einem Barbier kann man nicht verlangen, daß er die deutsche Geschichte kennt und die Zusammenhänge politischer Ereignisse sich klar zu machen vermag; auch hätte ich das banale Erlebniß nicht angeführt, wenn es nicht für die Stimmung typisch wäre, die während der letzten Woche in der Hauptstadt des Deutschen Reiches harmlose Gemüther beherrschte. Nur die harmlosen: die anderen wissen nachgerade genau, wies gemacht wird, und lassen sich durch Zeitunglärm nur ganz selten noch aus der Ruhe rütteln; aber die Zahl der Harmlosen ist doch größer, als man gemeinhin glaubt, und deshalb sollte das Gefühl der Verantwortlichkeit in Denen recht rege sein, die dem Massengeist die Tagesspeise bereiten. Davon findet man beinahe nirgends mehr eine Spur; die selben Leute, die sich schmunzelnd von angeheiterten Bürgermeistern als Lehrer des Volkes preisen lassen und bei kostenlosen Schmäusen ein Erkleckliches über die hohe Würde der Presse schwatzen, erdreisten sich gleich danach, ohne eine Ahnung von orientalischen Zuständen, von den Sitten einer fremdartigen Kultur und von den Lebensbedürfnissen des eigenen Vaterlandes zu haben, ihre Unwissenheit zu Urtheilen zu verdichten und das Volk, das sie ernsthaft und verständig belehren sollten, mit wüstem Hetzgebrüll aus dem Hundstagsschlummer zu scheuchen. Was daraus entsteht, bekümmert sie nicht; zwar hat der große praeceptor Germaniae gesagt, jedes Volk müsse eines Tages die von seiner Presse zerbrochenen Fenster bezahlen, — aber wer wird heute, mit den kieler Tränken im Leibe, noch viel nach Bismarck fragen? Gewiß, der alte Herr hat sich um Deutschland nicht unbedeutende Verdienste erworben; aber er ist seit

Jahren bekanntlich nur noch von der ohnmächtigen Wuth über seine Entlassung beherrscht, die für die Wohlfahrt des Reiches doch nothwendig war, und wenn er jetzt gegen die läppische Verherrlichung des unbeschreiblich edlen Riesen Stambulow protestirt und vor der wüthenden Russenhetze warnt, so beweist Das nur, wie völlig seine staatsmännische Einsicht zerrüttet ist und wie neidisch er auf das Lob jedes anderen großen Politikers blickt. Die Anrempelungen der Hamburger Nachrichten, heißts deshalb auch in der Vossischen Zeitung, lassen uns kalt; in dem selben wild gewordenen Philisterblatt kann man lesen, der Telegraph müsse eigentlich erröthen, wenn er die heuchlerischen Depeschen des Prinzen Ferdinand weiterbefördere, jede diplomatische Verbindung mit Bulgarien müsse abgebrochen und der Koburger müsse durch einen Beschluß der Großmächte beseitigt werden, falls er nicht vorziehe, freiwillig sein Mörderhaupt im Dunkel des Privatlebens zu bergen. Diese Weise rauschte acht Tage lang durch alle voll und ganz liberalen Blätter der deutschen Hauptstadt; überall stand es fest: die Russen haben den Mord angestiftet, Prinz Ferdinand von Koburg hat ihn befohlen und ein herrliches Volk, ein Hort wahrer Freiheit, ist durch Kosakenränke und Fürstentücke seines besten Mannes und einzigen Führers beraubt worden. Ist es da wirklich noch wunderbar, daß die Barbiere in Raserei verfallen, die privaten Faulheiten den öffentlichen Meinungen erliegen und den Massen allgemach das Gefühl entsteht, Alldeutschland müsse sich waffnen, um im Jubeljahr der deutschen Einheit den heiligen Krieg zu beginnen, — unter dem mächtig stachelnden Feldgeschrei: Rache für Stephan Stambulow? Komoedianten vergießen Theaterthränen über Hekubas schlimmes Geschick und die bethörten Gründlinge im Parterre wähnen, die fürchterliche Trauerspielerei müsse auch sie zu zorniger Empörung entflammen.

Das Spektakel ist nicht mehr neu; wir haben es einmal schon, vor neun Jahren, erlebt, nachdem Alexander von Battenberg durch eine Verschwörung entthront worden war. Damals rief die demokratische und ein Theil der katholischen Presse unter schmetternden Fanfaren zum Kriege gegen Rußland und Bismarcks ganzes Ansehen war nöthig, um den dunstigen Qualm aus den Zeitungschlünden zu verwehen. Heute haben wir keinen gebietenden Staatsmann, auf den Europa vertrauensvoll schaut; heute wagen die Offiziösen kaum, schüchtern eine Ansicht zu äußern, denn der Kaiser ist fern und mancher Minister schreckt wohl vor der Befürchtung zurück, er könne zu früh in

einen falschen Kahn klettern und später unsanft zum Platzwechsel genöthigt werden. Den jetzt besonders wichtigen Posten des Deutschen Botschafters in Wien besitzt ein unerfahrener und in diplomatischen Prüfungen nicht bewährter Herr, der Skaldensänge und Märchenlieder von der Freiheit dichtet und komponirt und zur Sommerszeit Schiffsdienst hat; und in der Wilhelmstraße schalten und walten Ferienverweser, die noch niemals Gelegenheit fanden, in Fragen der europäischen Politik selbständige Entscheidungen zu fällen. Unter so veränderten Umständen ist das tobsüchtige Treiben der Holzpapierdiplomaten doppelt und dreifach gefährlich, — fast so sehr wie das Sturmgeheul, das ohne jeden vernünftigen Grund vor fünfundzwanzig Jahren die gallische Großmannssucht in den Krieg gegen Deutschland hetzte. Die Ermordung Stambulows ist für uns sogar noch viel unbeträchtlicher, als es die Thronkandidatur des Hohenzollernprinzen für die Franzosen war; man mag den Mord, je nach dem Temperament und nach der sicheren Kenntniß vom wahren Wesen des Gemordeten, menschlich beklagen; aber es ist der ruchloseste Verrath am eigenen Vaterlande, wenn man deshalb die Leidenschaften des Volkes aufschürt und eine Regirung, mit der wir in Frieden leben und weiter leben wollen, beschimpft, weil ein Privatmann ermordet worden ist, den in seiner Heimath nur ein winziges Häuflein der Getreuen betrauert. In jedem anderen Volk würde der Instinkt für den nationalen Vortheil stark genug sein, um solchem Bemühen die Wege zu sperren; nur der Deutsche ist, obwohl er dreißig Jahre lang bei Bismarck die Schule des nüchternen Realismus durchmachen durfte, noch immer so gutmüthig und so sentimental, für fremden Schmerz in mitleidiger Begeisterung zu erglühen, — auch wenn dieser Schmerz ihn gar nicht berührt, ihm vielleicht nur durch die Künste unkluger Zeitungschreiber suggerirt worden ist. Und nur Deutsche, die ruhig zusehen, während man ihre Helden mit Kothklümpchen bewirft, können gelassen dulden, daß man ihnen aus dem Ländchen der Analphabeten und Hammeldiebe einen herrlichen Heros herbeischleppt, ihm im Souterrain des Berliner Tageblattes ein Denkmal bereitet und den größten und an Erfolgen reichsten Staatsmann des Jahrhunderts mit seiner mahnenden Weisheit wie einen albernen Schulknaben bei Seite stößt.

Am elften Januar 1887 hat Bismarck im Reichstage den Bulgarismus verspottet, der ihm dem Polonismus nahe verwandt schien, und gesagt: „Was sollen diese Deklamationen heißen? Was ist uns

denn Bulgarien? Es ist uns vollständig gleichgiltig, wer in Bulgarien regirt und was aus Bulgarien überhaupt wird, — Das wiederhole ich hier; ich wiederhole Alles, was ich früher mit dem viel gemißbrauchten und totgerittenen Ausdruck von den Knochen des pommerschen Grenadiers gesagt habe: die ganze orientalische Frage ist für uns keine Kriegsfrage. Wir werden uns wegen dieser Frage von Niemand das Leitseil um den Hals werfen lassen, um uns mit Rußland zu brouilliren. (Bravo! rechts.) Die Freundschaft von Rußland ist uns viel wichtiger als die von Bulgarien und von allen Bulgarenfreunden, die wir hier bei uns im Lande haben. (Heiterkeit rechts.)" Ein Jahr später, in der berühmten Rede vom sechsten Februar 1888, sprach er wiederum von der Begeisterung für Bulgarien; er gedachte des Berliner Kongresses und sagte: „Es ist gar keine Frage für mich, der ich die Kongreßbeschlüsse mit vorbereitet und mit unterzeichnet habe, daß wir Alle damals der Meinung waren, daß der vorwiegende Einfluß in Bulgarien Rußland zufallen sollte, nachdem es seinerseits auf Ostrumelien verzichtet hatte, indem es die mäßige Satisfaktion gab, die Grenze des seinem Einfluß anheimfallenden Gebietes um 800 000 Seelen auf drei Millionen ungefähr zurückzuschrauben." In diesen Aussprüchen ist das Interesse des Deutschen Reiches an den bulgarischen Vorgängen und sein Verhältniß zu den russischen Aspirationen knapp und klar für immer bezeichnet; und so lange nicht der bündige Beweis dafür erbracht ist, daß Bismarck die nationale Ehre nicht zu wahren und die europäische Lage nicht zu beurtheilen vermochte, wird man gut thun, auch dem Entamteten, dem ja nicht der Verstand aberkannt worden ist, eher zu glauben als flinken Schwarzkünstlern, die eilig und arglos wiedergeben, was sie in englischen und österreichischen Blättern erschnüffelt haben. Es wird sich auch empfehlen, bevor man ein Urtheil fällt, die Bretter zu beseitigen, die bis zum Auftreten des Herrn Stambulow die Bulgarengeschichte zu vernageln scheinen; denn nur aus dem Ursprung und der Vergangenheit eines Volkes sind die Grundlagen für ein Horoskop zu gewinnen, das nicht nur der leichtgläubigen Kundschaft der Kaffeesatzwahrsagerinnen Befriedigung bringt.

Nach der Legende, die bis ins vorige Jahr den Westen Europas beherrschte, sind die Bulgaren ein junges, kraftvoll zu reineren Kulturhöhen emporstrebendes Volk, das der liberalen Staatseinrichtungen sich durchaus würdig zeigt und entschlossen ist, an die Bewahrung seiner

Unabhängigkeit den letzten Blutstropfen zu setzen. Daß die Legende log, haben die wüsten Szenen der eben verstrichenen Wochen gezeigt; daß sie in der Wirklichkeit keine Stütze hatte, konnte ein Blick auf die vierzehnhundertjährige Volksgeschichte längst lehren. Das Mischvolk, das jetzt zwischen der Donau und dem Schwarzen Meere wohnt, hat nur den Namen von den Sprossen der Finenfamilie geerbt, die von der Wolga einst siegreich nach Moesien vordrangen, am Marmarameer, den pontischen Hunnen verbündet, die Stadt des Konstantin bedrohten und auf Justinians Geheiß später von den Avaren niedergeworfen wurden. Die Chane dieser Horde, die unter dem Monotheleten Herakleios in eine neue Periode kriegerischen Ruhmes eintrat, wurden zu Zaren der Bulgaren und Griechen erhöht; aber dieser Glanz war von kurzer Dauer: Basilius der Zweite, Murad und Bajesid machten der bulgarischen Herrlichkeit früh ein Ende und das Volk, das durch die Vermischung mit den Slovenen schon lange vorher fast völlig slavisirt worden war und mit dem Chan Boris-Michael die griechische Taufe empfangen hatte, entschlummerte, seit sein letzter Zar, Sisman der Dritte, geflüchtet war, gemächlich unter dem Türkenjoch. Die Erobererstriebe waren ausgejätet, die autochthone Selbständigkeit leuchtete nicht einmal mehr als ein lockendes Ideal und der entnervte und entartete Stamm wurde in Europa eigentlich nur noch bemerkbar, wenn die religiöse Zerrissenheit, das Schwanken zwischen dem Islam, dem griechischen und dem römischen Christenthum, zu Unruhen führte. Dieser Zustand währte bis um die Mitte der siebenziger Jahre; heimlich wühlte vom russischen Süden her die orthodoxe Propaganda fort, und als Bosnien und die Herzegowina sich gegen die Türkenherrschaft empörten, waffnete auch in Bulgarien sich christgläubige Wuth wider den mohammedanischen Despotendruck. Die Türken schlugen mit Feuer und Schwert den Aufstand nieder, sie verwüsteten sechzig Städte und Dörfer, sie mordeten zwölftausend wehrlose Christen, denen ein schlau erdachtes Gesetz das Waffentragen verbot, und sie weigerten auf der Konferenz von Konstantinopel den Bulgaren die Selbständigkeit unter christlichen Gouverneuren. Die zunächst interessirten Großmächte hatten lange unthätig gezaudert. Der alte Gortschakow spielte die Lügnerrolle des Friedensstifters, er beruhigte in Baden-Baden Herrn Geffcken über die düsteren Pläne des bösen Bismarck — soyez sûr, il ne peut plus rien faire, la paix est assurée pour des années — und wollte, um den mählich schon

welkenden Diplomatenlorbeer zu retten, ein replâtrage der orientalischen Frage versuchen. Graf Andrassy erkannte zwar, daß die apostolische Majestät des Kaisers von Oesterreich nicht länger die barbarisch unter den Christen hausende Türkenwirthschaft begünstigen dürfe, aber er zagte doch vor einem Entschluß, der die Orientkrisis beschleunigen könnte, und war schließlich froh, als er in dem geheimen Abkommen von Reichstadt seinem Lande den Besitz Bosniens gesichert hatte. In England, wo Lord Derby die auswärtige Politik leitete, wurde der Wunsch, der Türkei gefällig zu sein, durch Gladstones Redekrieg gegen die bulgarian atrocities gelähmt; und als Salisbury später den lauen Derby abgelöst hatte, brachte die Angst vor einem drohenden Bündniß zwischen Russen und Afghanen die russenfeindlichen Stimmen zum Schweigen. Nur Bismarck übersah mit klarem Blick sofort die Situation; er kannte den griechischen Islam und wußte, daß die Auseinandersetzung zwischen Christen und Türken durch kleine Intriguenkünste nicht mehr aufzuhalten war, weil der mohammedanische Uebermuth den Glauben aufgerüttelt hatte, — den einzigen Motor, der im Orient die Massen vorwärts treibt. Er behielt Recht: Serbien und Montenegro standen gegen den Sultan auf, Tausende strömten aus Rußland als Freiwillige dem Christenheer zu und die Bewegung wurde so mächtig, daß Zar Alexander am Ende offen für die slavischen Brüder eintreten und die Armee mobil machen mußte. Die kurzsichtige Unklugheit der englischen und der oesterreichischen Politik trug jetzt ihre Früchte: nur Rußland hatte für die christlichen Balkanvölker den Einsatz gewagt und die vom Türkenjoch Erlösten, die so viele Jahrhunderte hindurch der Spielball zwischen den auf die byzantinische Erbschaft lauernden Parteien gewesen waren, mußten in dem Zarbefreier nun den starken Schützer des heiligen Glaubens verehren. Eine lebensfähige bulgarische Nation gab es nicht mehr und die Nachkommen des ersten und größten Zaren Symeon hatten sich längst in die Konsonantenrolle gefügt; aber der Glaubensfanatismus war in ihnen lebendig geblieben und sie priesen den Tag, der die slavische Vormacht der Orthodoxie ihren Geschicken zur Herrin setzte.

Der Türkenabkömmling Stambulow war für die überragende Bedeutung des religiösen Momentes immer blind; er sah nur den politischen Zwiespalt und glaubte, da die Ungeschicklichkeit und Roheit russischer Gewalthaber seinem Sehnen zu Hilfe kam, es könne ihm gelingen, in einem Volk, das slavische Lieder singt und in slavischen

Lauten Gebete lallt, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der vom mystischen Wahn gesteigerten Macht zu ersticken, die dem Schwächeren einst die Befreiung erstritten hatte. Er rief einen katholischen Prinzen ins Land, ließ den geschäftigen Vätern Jesu den weitesten Spielraum und erzwang von dem Possenparlament ein Gesetz, das den Thronerben vom orthodoxen Glaubensbekenntniß entband. In Europa wurde auch dieser Erfolg als ein Beweis staatsmännischen Genies gefeiert und der Diktator, dem der Koburger immer nur eine Marionette war, hatte sich an die Wollüste europäischen Presseruhmes so gewöhnt, daß er gar nicht merkte, wie das Volk unruhig wurde und zu vergleichen begann. Die Freiheit, von der es so viel reden hörte, hatte es niemals kennen gelernt, nicht unter den Türken, nicht unter den Russen und erst recht nicht unter Stambulow, der mit harter Hand ein Regiment grausamster Willkür führte; aber die Freiheit, die der Südslave meint, besteht zum wesentlichsten Theil in der Sicherheit, sich satt essen, den Nachbarn überlisten und gelegentlich ein paar Messerstiche wagen zu können, ohne daß gleich Polizei und Gericht ihres Amtes walten. Diese Freiheit war am Ende auch unter irgend einem etwas gesitteteren Kaulbars zu erreichen, dessen Losung gewiß stehlen und stehlen lassen hieß; und auf dem selben Wege war wieder das Band zu knüpfen, das mit den Befreiern, mit der slavischen und orthodoxen Vormacht, die Vereinigung schuf. Es ist kein Zufall, daß diese Stimmung erst wach wurde, seit, nach Bismarcks Entassung, das Prestige Rußlands mächtig erstarkte. Schon vorher, unmittelbar nach dem schnöden Verrätherstreich gegen den Battenberger, hatte sich der Wunsch geregt, durch die Wahl eines dänischen Prinzen den Zaren zu versöhnen; der hartköpfige Eigensinn Alexanders des Dritten hatte diesen Plan vereitelt und Stambulow hatte sehr schlau einen Flackerzorn gegen die Russen anzufachen gewußt. Er rechnete auf die Hilfe der Mächte, die der wachsende Einfluß Rußlands im Orient mit Gefahren bedrohte — England, Oesterreich, die Türkei und Italien —, und sah nicht, wie durch die Heirath seines Prinzen inzwischen den franko-russischen Zettelungen eine Hinterthür in den Konak geöffnet wurde. Immer lauter wurden die Stimmen, die ein freundlicheres Verhältniß zum Zarenreich forderten, und Stambulow fiel, weil er nicht mehr zu halten war, weil seine früheren Verdienste in dem gehäuften Volkshaß vergessen waren und weil die für jede ferne Möglichkeit einer Popularität koburgisch feinen

Ohren des Prinzen Ferdinand die zu hoffende Applauswirkung zeitig erlauschten. Der Applaus kam; der nicht anerkannte Fürst war niemals so populär wie in den ersten Tagen nach der Entlassung Stambulows. In deutschen Zeitungen wurde das Ereigniß damals wie ein nationales Unglück bezetert; ein Deutscher aber, der Jahre lang im Balkan, in Sofia und Belgrad, gelebt und, ohne irgend eine politische Voreingenommenheit, die wechselnden Machthaber persönlich kennen gelernt hat, schrieb mir am zwanzigsten Juli 1894:

„Die Willkürherrschaft Stambulows hatte den höchsten Gipfel erreicht. Dazu kam die finanzielle Lage der Hauptstadt, die früher, unter türkischer Herrschaft, die besten Finanzen hatte und sogar einen beträchtlichen Baarschatz ansammeln konnte, durch die Räuberwirthschaft von Stambulows Kreaturen aber in eine heillose Lage gerathen war. Es läßt sich für Den, der die Verhältnisse der bulgarischen Hauptstadt nicht kennt, kaum schildern, was da offen am hellen Tage getrieben wurde. Trotzdem wagte der Fürst nicht, gegen Stambulow einen Schritt zu thun, weil die österreichische und die italienische Diplomatie den Minister stützten. Deutschland ließ sich von Oesterreich dupiren. Bismarcks Zurückhaltung in der Orientpolitik war den Oesterreichern stets sehr unangenehm. Oesterreich hat nach Bismarcks Rücktritt Das erreicht, was es im Deutschen Bund immer erstrebte: die reichsdeutschen Kräfte seiner Hauspolitik dienstbar zu machen. Als Bulgarien anfing, zum Dreibund weniger Vertrauen als früher zu haben — vom Dreibund ist im Orient nämlich nur Deutschland angesehen —, war es der Wunsch aller Einsichtigen, eine weniger russenfeindliche Politik zu betreiben. Stambulow widersetzte sich und Ferdinand hatte den Muth, ihn laufen zu lassen. Die Zustände in Bulgarien waren früher so unhaltbar, daß die Entlassung Stambulows eher dem Fürsten genützt als geschadet hat. Freilich ist Ferdinand eine fremde Pflanze, die sich in Bulgarien schwerlich acclimatisiren wird, trotz dem augenblicklichen Erfolg durch die Entlassung Stambulows. Im Allgemeinen murrte das Volk bisher und fragte, ob die Befreiung darin bestehe, daß die Türkei nach wie vor in Bulgarien herrsche, nur mit dem Unterschiede, daß früher ein türkischer, jetzt ein bulgarischer Pascha die Regirung leite, der an Grausamkeit und Willkür noch schlimmer sei als der Türke."

Die Ereignisse haben dieser Darstellung Recht gegeben. Stambulow wußte wohl selbst, wohin sein Toben ihn führen mußte. Daß der Unglückliche, der immer ein Panzerhemd trug, von Banditen grausig verstümmelt in den Tod geschickt wurde, muß das menschliche Gefühl empören. Nur sollte man nicht mit Fingern auf Mordanstifter weisen, die an der Beseitigung des kindisch Verherrlichten gar kein Interesse hatten; den Russen war der einflußlose und verhaßte Privatmann längst nicht mehr gefährlich und der Koburger konnte, wenn er die bewährten Mittel seines

Meisters anwenden wollte, durch bestochene Prozeßzeugen und gefälschte Dokumente dem Unbequemen eine Vernichtung bereiten, die sicher sehr viel wirksamer gewesen wäre als der alarmirende Straßenmord. Im Balkangelände ist ein verhaßter Mann gemordet worden, der seine Macht der Laune und dem Gelüsten dienstbar gemacht hatte; dieser Mann hinterläßt nichts als die Erinnerung an ein impetuoses Ungestüm, das mit brutalem Zwang zwar die vorhandenen Kräfte zu knebeln, nicht aber sie für den nationalen Vortheil zu nützen verstand. Die industrialisirte Kultur liebt in ihrer müden Schwächlichkeit solche Vertreter des gewaltthätigen Räubertypus aus einer frühen Menschheitepoche und sie ist immer geneigt, an den Crispi und Stambulow die Renaissancekraft des Massenbändigers zu bestaunen. Aber die Politik großer Reiche kann nicht von Sympathien und Antipathien bestimmt werden, sondern von dem gewissenhaft erwogenen Lebensinteresse. Es wäre die verhängnißvollste Dummheit, deren die deutsche Politik sich schuldig machen könnte, wenn sie im Balkan die Geschäfte Englands und Oesterreichs besorgte und sich in einen Krieg gegen Rußland locken ließe, in dem wir, nach Bismarcks Wort, nichts zu gewinnen und viel zu verlieren haben und der heute, da Frankreich die Ungeduld kaum noch zügelt und in Asien ungeheure Machtfragen der Antwort harren, zu unübersehbaren Weltverwickelungen führen müßte. Wenn diese Ansicht als ein Beweis würdelosen Kriechens vor dem Zarenreich ausgebrüllt wird, dann darf man getrosten Sinnes an unseren alten Kaiser erinnern, der nach dem Abschluß des großen Krieges dem Neffen nach Petersburg telegraphirte, seine Dankbarkeit für Rußlands Haltung werde nur mit dem Leben weichen, und der noch auf dem letzten Lager dem Enkel die Pflege der guten Beziehungen zum östlichen Nachbarn empfahl. Der stille und treue Mann, dessen Angedenken wir gerade jetzt an jedem Tage in Ehrfurcht erneuen sollten, und sein Kanzler, der um Liebe nicht betteln, aber eine erprobte Freundschaft auch nicht leichtfertig auf ein Frevelspiel setzen mochte: sie waren am Ende doch bessere Hüter der deutschen Ehre und der nationalen Lebensbedürfnisse als die muthigen Ersatzreservisten zweiter Klasse, die jetzt in hohem Zornmuth die Kriegsdrommete blasen und aus Pappe und Leinwand uns ein Bulgarien in Berlin vorgaukeln, das in der harten Helle des Tages als ein armsälig bepinselter Jahrmarktsplunder erscheint.



Thomas Huxley.

Die moderne Entwickelunglehre und die monistische, auf sie gegründete Weltanschauung haben vor Kurzem einen ihrer geistreichsten Förderer und tapfersten Vorkämpfer verloren. Am neunundzwanzigsten Juni starb in London Thomas Henry Huxley, nachdem er acht Wochen zuvor seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert hatte. Mit den Vertretern der gesammten Naturwissenschaft trauert an seinem Sarge die große Gemeinde aller gebildeten Menschen, die sich um deren Banner im Kampfe gegen die mittelalterliche Weltanschauung und Hierarchie sammeln; und vor Allen die Schaar jener furchtlosen „Ritter vom Geist", die am Ende des neunzehnten Jahrhunderts den theoretischen Errungenschaften der Naturerkenntniß endlich auch ihren praktischen Einfluß auf die unvermeidliche Reform unserer sozialen und politischen Verhältnisse, unserer Schule und Kirche erringen wollen.

Thomas Huxley war am vierten Mai 1825 in einer Vorstadt von London (Ealing) geboren, der Sohn eines einfachen Schulmeisters. Er selbst berichtet in der kurzen Autobiographie, welche die Reihe seiner neun Bände von „Collected Essays" eröffnet, daß er körperlich und geistig ganz der Sohn seiner Mutter gewesen sei, dagegen von seinem Vater nur einzelne Züge geerbt habe. Obgleich er, seiner eigentlichen Neigung folgend, zunächst Mechaniker und Ingenieur werden wollte, gerieth er doch durch Anregung eines verwandten Arztes frühzeitig in das Studium der Medizin. Damit legte er jenen sicheren Grund für zoologische und anthropologische Untersuchungen, der auch heute noch durch keine andere Vorbildung ersetzt werden kann. Nach rasch absolvirten medizinischen Studien wandte sich der junge Arzt, der für die medizinische Praxis weder Neigung noch Beruf fühlte, seinem Lieblingsstudium,

der Physiologie, zu. Ein glücklicher Zufall verschaffte ihm die Gelegenheit, als Schiffsarzt an der vierjährigen Forschungreise nach Australien Theil zu nehmen, welche die englische Regirung durch Kapitän Owen Stanley auf dem „Rattlesnake“ ausführen ließ (von 1846 bis 1850). Das Interesse des jungen Naturforschers wurde dabei besonders durch jene wunderbaren pelagischen „Glasthiere“ gefesselt, deren durchsichtiger Körper und interessante Organisation uns im Laufe des letzten halben Jahrhunderts so tiefe Einblicke in das Wesen der animalen Entwickelung gewährt hat: Medusen und Siphonophoren, Salpen und Pyrosomen. Die Frucht dieser sorgfältigen zootomischen Studien war ein größeres Werk über Siphonophoren (The Oceanic Hydrozoa, 1859), sowie kleinere, aber inhaltreiche Abhandlungen über den Bau der Medusen, Tunikaten u. s. w.

Nach der Rückkehr von seiner australischen Reise (1850) war es Huxleys Wunsch, eine Anstellung als Professor der vergleichenden Anatomie oder (noch lieber) der Physiologie zu erhalten. Aber die Professur, die er dann 1854 an der Königlichen Geologen-Schule („School of Mines“) erhielt, betraf die systematische Naturgeschichte und besonders die Paläontologie. In diese beiden Fächer mußte Huxley sich erst hineinarbeiten, er bereicherte sie aber später durch eine Reihe von ausgezeichneten Arbeiten. Die erwähnte Professur selbst, die er einunddreißig Jahre innehatte, bot ihm nur eine sehr beschränkte Gelegenheit zur Lehrthätigkeit. Um so bedeutender wurde der Einfluß, den Huxley mit seinem lebendigen Lehrtalente durch populär-wissenschaftliche Vorträge in zahlreichen Vereinen und durch seine ausgedehnte literarische Thätigkeit gewann. Diese Thätigkeit verbreitete sich nicht nur über das Gebiet seines eigentlichen Hauptfaches, der Zoologie (in weitestem Sinne), der vergleichenden Anatomie und Physiologie, Ontogenie und Palaeontologie, Systematik und Chorologie; vielmehr gehörte Huxley zu der kleinen Zahl von Naturforschern und Denkern ersten Ranges, die sich stets das große Ganze der Natur im Zusammenhange vor Augen halten und die auch die einzelnen Objekte ihrer speziellen Untersuchungen von diesem einheitlichen Gesichtspunkte aus beurtheilen.

Dabei verband Huxley mit seinen höchst ausgedehnten Kenntnissen einen praktisch-didaktischen Sinn und ein pädagogisches Talent, die ihn zur Abfassung einer Anzahl von vorzüglichen Lehrbüchern befähigten. Diese Bücher zeichnen sich in gleicher Weise durch Klarheit der Darstellung wie durch zweckmäßige Beschränkung in der Auswahl des reichen Stoffes und durch die Fülle der anregenden Gedanken aus; so die „Physiographie“, (eine Einleitung in das Studium der Natur, 1877) ferner die „Lectures on Comparative Anatomy“ (1864) und die ausführlichen „Manuels of Anatomy“ (Vertebrated 1871, Invertebrated 1877), beide auch ins Deutsche übersetzt. In

seiner vergleichenden Anatomie zeigt Huxley zwar nicht jene tiefe Durchdringung und klare Kritik des gewaltigen Stoffes, die wir bei dem ersten vergleichenden Anatomen der Gegenwart, bei Karl Gegenbaur, finden; er offenbart aber auch hier sein ungewöhnliches Talent in der Auswahl und Darstellung.

Ein kleines Meisterstück von Huxley ist: „Der Krebs, eine Einleitung in das Studium der Zoologie" (1881). Er zeigt hier, „wie sorgfältiges Studium eines der gemeinsten und unbedeutendsten Thiere uns Schritt für Schritt vom alltäglichen Wissen zu den umfassendsten Verallgemeinerungen und den schwierigsten Problemen der Zoologie, ja, der biologischen Wissenschaft überhaupt führt." Meisterstücke von populär-wissenschaftlicher Darstellung sind ferner die sechs Vorlesungen von Huxley über „Die Ursachen der Erscheinungen in der organischen Natur", die Vogt ins Deutsche übersetzt hat (1865). Nicht minder vorzüglich sind viele von den „Laien-Reden" und „Collected Essays", von denen der Verleger Macmillan 1894 eine Serie von neun Bänden veröffentlicht hat (zugleich ein Ehrengeschenk zur Feier des siebenzigsten Geburtstages).

Diese und andere populär-wissenschaftlichen Schriften Huxleys lassen sich vielfach mit ähnlichen Werken des geistreichen deutschen Zoologen Karl Vogt vergleichen, der acht Jahre älter war als er und acht Wochen früher als er starb. Aber obwohl in vielen Abhandlungen von Vogt und Huxley die übereinstimmende Naturauffassung und die Gleichheit der Ziele und Wege offenkundig hervortritt, so ist doch die Verschiedenheit des Talentes und des Charakters wiederum in beiden befreundeten Naturforschern sehr beträchtlich. Vogt hat vielfach den Vorzug lebendigerer und farbenreicherer Darstellung, wie er auch als Zeichner und Maler ein bedeutendes Talent besaß; dagegen wird er in seiner drastischen Darstellungweise nicht selten frivol und in seiner ungezähmten Spottlust ungerecht; seine zahlreichen Feuilletons reichen oft auf ein recht niederes Niveau hinab und werden bisweilen salopp. Huxley dagegen, obwohl er nicht weniger witzig und sarkastisch war, weiß seine klerikalen und sonstigen Gegner viel eleganter zu fassen, sein attisches Salz ist von viel feinerem Korn, aber darum nicht weniger wirksam. Auch erheben sich die allgemeinen Betrachtungen, und namentlich die philosophischen Reflexionen, bei Huxley auf eine weit höhere Stufe, als es bei Karl Vogt der Fall ist.

Die monistische Philosophie, die mit wachsender Macht die dualistische Metaphysik und die herrschende Scholastik des Mittelalters in jedem Jahr weiter zurückdrängt, ist beiden Naturforschern zu großem Danke verpflichtet; in rastlosem Kampfe gegen traditionellen Aberglauben und klerikale Anmaßung haben sich Beide unverwelkliche Lorbeern erworben. In seiner Streitschrift gegen Rudolf Wagner in Göttingen: „Köhlerglaube und Wissenschaft" (1855), sowie in seinen „Physiologischen Briefen" hat Vogt die

herrschenden dualistischen Dogmen, die persönliche Unsterblichkeit u. s. w. nicht minder erfolgreich bekämpft als Huxley in in seinen „Collected Essays“ und als Ludwig Büchner in seinem Werk „Kraft und Stoff“ und in anderen populär-philosophischen Schriften. Aber das schwere Geschütz, das Vogt als „geistreicher Materialist“ in den genannten und anderen Schriften verwendete, war, wie schon angedeutet wurde, von gröberem Kaliber als das, mit dem Huxley in seiner kostbaren feinen Ironie den Wunderglauben des großen Rhetors Gladstone, des frommen Dr. Wave und anderer offenbarungsgläubiger Engländer angreift. In dem unvermeidlichen Kampfe gegen „Hebrew and Christian Tradition, Miracles, Immortality“ u. s. w. ist Huxley nicht minder scharf und unerbittlich als Vogt; er wirkt aber durch seine klare Logik mehr als der Deutsche durch seinen herben Spott. In den philosophischen Aufsätzen (Hume and Berkeley, Agnostizism &c.) zeigt Huxley eine bedeutend tiefere Einsicht in das Wesen und die Bedeutung der Naturphilosophie als Vogt, der gerade in dieser Beziehung oft den beschränkten und einseitigen Standpunkt des sogenannten „exakten Naturforschers“ herauskehrt.

Von hohem Interesse sind die Untersuchungen, die Huxley als „praktischer Philosoph“ über die Beziehungen der modernen Entwickelunglehre zu den großen sozialen und politischen Problemen der Gegenwart angestellt hat. Er gelangt hier theilweise zu ganz anderen Folgerungen als sein alter Freund, der berühmte „darwinistische Philosoph“ Herbert Spencer. In seinem trefflichen Buche über die Ethik der Entwickelung („Von Darwin bis Nietzsche“, Leipzig bei C. G. Naumann, 1895) hat kürzlich Alexander Tille gezeigt, daß „Huxleys Verdienste um die Entwickelung-Ethik“ wesentlich auf negativem Gebiete liegen. Von allen Streitern auf diesem Felde hat er die herkömmlichen apriorischen Annahmen der ethischen Spekulation mit der größten Rücksichtlosigkeit aufgedeckt und am Schärfsten gebrandmarkt. In zwei ausgezeichneten Essays: „Die natürliche Ungleichheit der Menschen“ und: „Natürliche und politische Rechte“ (deutsch in der „Zukunft“ vom 31. März und 7. April 1894; 12. und 19. Januar 1895) hat Huxley die Lieblingsdoktrin des Rousseauismus und der Sozialdemokratie, die Gleichheit aller Menschen und den Glauben an angeborene „Menschenrechte“, zermalmt; er hat auch das Staatsideal dieser politischen Richtung vom Throne gestoßen und mit Füßen getreten. Mit mitleidsloser Logik hat er gezeigt, wie die angeblichen Thatsachen, auf die es sich gründet, gar keine Thatsachen sind, sondern „luftige Hirngespinste“. Huxley schließt daraus, daß die Ziele der geltenden Moral nicht, wie Spencer meinte, mit den natürlichen Mitteln des Wettbewerbes erreicht werden können; er gelangt dabei zu Anschauungen über das Verhältniß von „Nächstenmoral und Gattungmoral“, die ich theilweise für irrthümlich halte, — wie ich auch in manchen Urtheilen über allgemeine Probleme des Darwinismus von Huxley

sowohl als von Vogt abweiche. Allein hierbei ist zu bedenken, daß diese Probleme äußerst vielseitig und verwickelt sind und daß es wohl noch lange dauern wird, bis die monistische Philosophie hier volle Klarheit zu schaffen vermag.

In hervorragender Weise haben sich die beiden geistesverwandten und befreundeten Zoologen Huxley und Vogt um die Förderung der modernen Abstammunglehre, und insbesondere um deren wichtigste Folgerung, die beberüchtigte „Affentheorie", verdient gemacht. Drei Jahre nachdem Charles Darwin sein Epoche machendes Werk über den „Ursprung der Arten" veröffentlicht hatte (1859), hielt sein Freund Thomas Huxley in London die berühmten Vorlesungen, die anfangs 1863 unter dem Titel erschienen: „Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur" (in das Deutsche übersetzt von Viktor Carus): „erstens, über die Naturgeschichte der menschenähnlichen Affen; zweitens, über die Beziehungen des Menschen zu den nächstniederen Thieren; drittens, über einige fossile menschliche Ueberreste". Mit gründlichster zoologischer Sachkenntniß und mit unwiderleglicher Logik begründete hier Huxley in meisterhafter Sprache den wichtigsten Folgeschluß der modernen, von Darwin begründeten Abstammunglehre. Wenn diese überhaupt wahr ist, dann gilt sie auch für den Menschen; wenn die unzähligen Thierarten nicht durch übernatürliche Wunder erschaffen sind, sondern auf natürlichem Wege durch allmähliche Umbildung aus gemeinsamen niederen Stammesformen sich entwickelt haben, dann ist auch der Mensch auf demselben natürlichen Wege entstanden. Denn der Mensch ist seinem ganzen Körperbau nach ein echtes Wirbelthier, und zwar ein hoch entwickeltes Säugethier. Da unter allen Säugethieren die Affen dem Menschen am Nächsten verwandt sind, da die anatomischen Unterschiede zwischen dem Menschen und den höheren Affen geringer sind als die zwischen den höheren und niederen Affen, kann der menschliche Organismus nur aus der selben Quelle stammen, aus der der ganze einheitliche Affenstamm entsprungen ist, — aus einer Gruppe von älteren Halbaffen, die wiederum aus einer Reihe von niederen Säugethieren durch allmähliche Umbildung entstanden waren. Das war der Grundgedanke der modernen „Affentheorie", die vor dreißig Jahren so viel Staub aufwirbelte und die Gemüther der Laien wie die Urtheilskraft der Naturforscher in so hohem Maße erregte. Huxley benutzte zu ihrer wissenschaftlichen Begründung zum ersten Male jene drei großen „Urkunden der Phylogenie", die wir seitdem in umfassendster Weise zum Ausbau der Descendenz-Theorie verwerthet haben: die vergleichende Anatomie und Ontogenie, sowie die Palaeontologie. Mit Recht begann er die zweite der vorhin erwähnten Vorlesungen mit dem Satze: „Die Frage aller Fragen für die Menschheit, das Problem, das allen übrigen zu Grunde liegt und tiefer interessirt als irgend ein anderes, ist die Bestimmung der Stellung, die der Mensch in der Natur

einnimmt, und seiner Beziehungen zur Gesammtheit der Dinge." Den einzig möglichen Weg zur Lösung dieser höchsten Frage weist die Entwickelunglehre, und da Huxley zuerst diesen Weg betrat, erwarb er sich um die Lösung des großen Problemes das höchste Verdienst.

Dieses Verdienst stelle ich ganz besonders in den Vordergrund, wenn ich hier die Freundespflicht erfülle, dem geistvollen englischen Zoologen ein Wort des Dankes und der Bewunderung als Nachruf zu widmen. Fast dreißig Jahre sind verflossen, seit ich bei meinem ersten Besuche in London (1866) Thomas Huxley kennen lernte. Ich hatte damals eben meine „Generelle Morphologie" vollendet, den ersten Versuch, die „allgemeinen Grundzüge der organischen Formenwissenschaft durch die von Charles Darwin reformirte Descendenz-Theorie mechanisch zu begründen". Huxley interessirte sich für diesen gewagten Versuch eben so sehr, wie ich mich für seine „Affentheorie"; hatte ich doch in jenem Werke diese Theorie direkt auszuführen gesucht und den ersten Entwurf der organischen Stammbäume geliefert, deren Aufstellung die neu begründete Abstammunglehre zur unmittelbaren Aufgabe der phylogenetischen Systematik gemacht hatte. Dazu kam noch, daß gleiche wissenschaftliche Interessen und Neigungen mich und den neun Jahre älteren Freund frühzeitig zu den selben abgelegenen Gebieten der marinen Zoologie verlockt hatten, zum speziellen Studium der Radiolarien, der Medusen und der Siphonophoren. So knüpfte sich rasch das Band der wissenschaftlichen Freundschaft und Waffenbrüderschaft; es wurde später um so enger, als ich in meiner „Anthropogenie" (1874) die von Huxley behauptete „Affen-Abstammung des Menschen" durch die ganze Vorfahrenreihe der Wirbelthiere und bis zu deren ältesten wirbellosen Vorfahren hindurch nachzuweisen unternahm.

Die empirischen Thatsachen der vergleichenden Anatomie und Ontogenie, der Palaeontologie und Physiologie, die den sicheren wissenschaftlichen Beweis für die „Abstammung des Menschen vom Affen" liefern, hatte Huxley bereits in jenen drei berühmten Abhandlungen über „Man's Place in Nature" mustergiltig zusammengestellt und verwerthet. Eine ausführlichere Darstellung gab bald darauf Karl Vogt in den zwei Bänden seiner bekannten „Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung und in der Geschichte der Erde" (1863). Wie Vogt selbst in der Vorrede zu dem zuletzt genannten Buche angiebt, hatte er die eben so anziehende wie lehrreiche Schrift von Huxley „Man's Place in Nature" benutzt. Auch sind die zahlreichen neuen Gesichtspunkte, die Huxleys Werk uns bot, in dem umfangreicheren Buche von Vogt durch keine wesentlich neuen Ideen vermehrt worden. Außerdem hat Huxley später die weltbewegende Bedeutung seiner „Affentheorie" und ihren Einfluß auf das Gesammtgebiet der Philosophie und der menschlichen Wissenschaft überhaupt viel tiefer erfaßt und begründet

als Karl Vogt, der es liebte, sich über „Philosophie“ überhaupt lustig zu machen, während Huxley ihr mit Recht den höchsten Platz im Gesammtreiche der Wissenschaft anwies. Als monistischer Philosoph und als Begründer der „Affentheorie“ nahm Huxley einen weit höheren Rang ein als Vogt.

Es erscheint mir als ein Gebot der historischen Gerechtigkeit, dieses Verhältniß besonders zu betonen. Denn vielfach wird nicht Huxley, sondern Vogt als „der eigentliche Begründer und Vertreter der Affentheorie“ bezeichnet. Noch kürzlich hat Rudolf Virchow in seinen „Erinnerungen an Karl Vogt“ (in denen von Huxley überhaupt nicht die Rede ist!) diese irrthümliche Auffassung sehr ausführlich geltend gemacht (in der „Nation“ vom ersten Juni 1895). Unter vielen anderen Irrthümern findet sich hier auch die seltsame Behauptung, daß in Vogts viel bewundertem Buche „Ozean und Mittelmeer“ (1848) „Alles darwinistischen Geist athme, obwohl die Lehre von der Descendenz noch nicht ausgebildet war“ (!). Thatsächlich ist weder in diesem Buche noch in irgend einer anderen Schrift Vogts, die vor Darwins Hauptwerk veröffentlicht wurde, irgendwo von „Abstammung oder Umbildung der Arten“ die Rede; vielmehr hat Vogt selbst wiederholt erzählt, wie er erst durch die Bekanntschaft mit Darwins Werk von dem Alles beherrschenden „Dogma der Spezies-Konstanz“ befreit und von ihrer Transformation überzeugt worden sei. Rudolf Virchow ist bekanntlich noch heute der einzige namhafte Naturforscher, der die Deszendenz-Theorie für eine unbewiesene Hypothese erklärt und der namentlich deren wichtigsten Folgeschluß, die Affentheorie, unablässig auf das Eifrigste bekämpft. Nachdem Huxley vor nunmehr dreiunddreißig Jahren als wissenschaftliche Grundlage aller anthropologischen Forschung den Satz aufgestellt und bewiesen hatte: „Der Mensch stammt vom Affen ab“, — trat ihm Virchow wenig später mit der willkürlichen, alle empirischen Beweise ignorirenden Behauptung gegenüber: „Es ist ganz gewiß, daß der Mensch nicht vom Affen abstammt“. (Vergl. hierüber den dreißigsten Vortrag meiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“, VIII. Aufl. 1889, S. 784). Im vorigen Jahre benutzte Virchow das fünfundzwanzigjährige Stiftungfest der von ihm geleiteten „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft“, (in Innsbruck, am vierundzwanzigsten August 1894), um seinem Antagonismus gegen die moderne Entwickelunglehre aufs Neue einen entschiedenen Ausdruck zu geben: „Auf dem Wege der Spekulation ist man zu der Affentheorie gekommen; man hätte eben so gut zu einer Elephantentheorie oder einer Schaftheorie kommen können“ (!!). Da Virchow hier direkt in ein wichtiges, ihm ganz fern liegendes Gebiet der Naturwissenschaft eingreift, in das der Zoologie, wird es mir als Zoologen, der dieses Lehrfach seit vierunddreißig Jahren vertritt, wohl gestattet sein, gegen diesen unglaublichen Satz Einspruch zu erheben. Kein Zoologe — ich bin dabei

der einmüthigen Zustimmung aller Fachgenossen sicher! — wird es für möglich halten, daß der Mensch vom Elephanten oder vom Schafe abstammen könne. Denn gerade diese beiden Säugethiere gehören zu den spezialisirtesten Zweigen der Hufthiere, einer Ordnung der Säugethiere, die mit derjenigen der Affen oder Primaten in gar keinem direkten Zusammenhange steht (ausgenommen die gemeinsame Abstammung von einer ursprünglichen Stammesform der ganzen Klasse). Was dagegen unsere, von Huxley und Vogt so überzeugend begründete Abstammung des Menschen vom Affen betrifft, so wird sie jetzt von allen wissenschaftlichen Zoologen einstimmig als die einzig mögliche Lösung der großen „Frage aller Fragen" betrachtet, — unter der Voraussetzung natürlich, daß die Entwickelunglehre überhaupt richtig ist und daß nicht alle einzelnen Thier-Arten durch ein Wunder „erschaffen" sind.

Bekanntlich wird ziemlich allgemein der Elephant als eines der klügsten, das Schaf hingegen als eines der dümmsten Thiere betrachtet. Einer meiner zoologischen Kollegen hat daher die Vermuthung ausgesprochen, daß Virchow mit jener Alternative eine Anspielung auf die diphyletische Descendenz der Menschen habe machen wollen; die Anhänger der natürlichen Entwickelunglehre — d. h. also alle Naturforscher, mit Ausnahme von Virchow und seiner Schule — stammen vom Schafe ab; alle Anhänger der übernatürlichen Schöpfunglehre — Virchow, die Deutsche Anthropologische Gesellschaft und die ganze Masse der Offenbarungsgläubigen — stammen dagegen vom Elephanten ab. Ich überlasse die Werthschätzung dieser „pathologischen" Anschauung gern dem Urtheil des Lesers; wenn er daran Gefallen findet, kann er noch viele ähnliche Auslassungen in den merkwürdigen Reden finden, mit denen Virchow und sein anthropologischer Assistent, Professor Ranke in München, seit fünfundzwanzig Jahren auf den anthropologischen Kongressen den Darwinismus bekämpfen. Ranke hat kürzlich (am sechsundzwanzigsten August 1894) die Zoologen durch die welterschütternde Entdeckung überrascht, daß „der Mensch allein ein spezifisches Gehirnwesen ist, während alle übrigen animalen Wesen Darmwesen sind" (!!).

Seitdem der „freisinnige" Politiker Virchow 1877 auf der Naturforscher-Versammlung in München die moderne Entwickelung-Theorie als eine gemeingefährliche Irrlehre bezeichnete und deren Ausschluß vom Unterricht forderte, gilt der berühmte Pathologe in weitesten Kreisen nicht allein als der gefährlichste Gegner des Darwinismus und der Descendenz-Theorie, sondern auch — eben deshalb — als der kräftigste Schutzherr des alten Schöpfung-Mythus, des übernatürlichen Wunderglaubens und der damit verknüpften teleologisch-dualistischen Weltanschauung. Mit vollem Recht. Denn hier giebt es nur eine Alternative: entweder Transmutation und Affentheorie — nach Darwin und Huxley, oder Artkonstanz und Wunderschöpfung — nach Virchow und

Ranke. Nur übersehen die Anhänger der beiden Herren dabei die bedenkliche Thatsache, daß diese Gegner des Darwinismus niemals den geringsten Versuch gemacht haben, Darwins Lehre wissenschaftlich zu widerlegen oder die Erscheinungen der organischen Natur durch irgend eine andere Theorie ursächlich zu erklären. Alle allgemeinen Erscheinungen, die uns die vergleichende Anatomie und Ontogenie, die Palaeontologie und Chorologie, die Physiologie und Bionomie vor Augen führen, erklärte Darwin befriedigend durch natürliche bewirkende Ursachen, durch Transmutation und Descendenz; und zwar von dem selben festen Gesichtspunkte aus. Virchow leugnet deren Beweiskraft; er selbst erklärt aber von Alledem nichts! Dabei kann ich nicht umhin, mein Bedauern über die Geringschätzung auszusprechen, mit der Virchow häufig über Darwin redet, über einen Naturforscher und Denker ersten Ranges, der ihm nicht allein an Gedankenklarheit und philosophischem Weitblick, sondern auch an positiver Naturkenntniß und an wissenschaftlichem Charakter so sehr überlegen ist.

Thomas Huxley gehörte zu der kleinen Zahl jener weitblickenden Naturforscher, die von Anfang an die Epoche machende Bedeutung von Darwins fünfzigjähriger Forscherarbeit erkannten und die mit selbstloser Hingabe an die Sache den Ausbau und die Verbreitung seiner Theorien förderten. Dazu gehörten aber nicht nur ausgedehnte und gründliche Kenntnisse in allen Gebietstheilen der Biologie und klarer Scharfsinn in deren kausaler Beurtheilung, sondern auch jener moralische Muth, der rücksichtlos einem vieltausendjährigen „Berge von Vorurtheilen“ entgegentritt und der die Wahrheit um ihrer selbst willen sucht. So lange Darwin als Reformator in der Geschichte der Biologie fortleben wird, so lange wird auch Huxley dabei als einer seiner treuesten Freunde und erfolgreichsten Mitarbeiter gefeiert werden.

Jena. Ernst Haeckel.



× Elsaß-Lothringen.*)

I.

Augenblicklich ist Europa einem riesigen Kriegsmagazin zu vergleichen. Es starrt buchstäblich von Bajonetten von der Themse bis zur Wolga und vom Nordkap bis zum Kap von Matapan. Selbst das kleine Griechenland, das nicht einmal seine Schulden verzinsen kann, muß Kriegsschiffe halten. Dennoch behaupten alle Fürsten und Herrscher im Chor steif und fest, und zweifellos in den meisten Fällen aus ehrlicher Ueberzeugung, die einzige Sorge ihres Lebens sei, den Frieden zu erhalten. Der Aufwand für Militärzwecke ist so ungeheuer, daß die Güter erzeugenden und die Güter besitzenden Klassen in gleicher Weise unter seiner Last taumeln. Allenthalben deckt man hohe Defizits durch höhere Besteuerung oder schiebt sie durch neue Anleihen hinaus. Italien ist vielleicht in der allerschlimmsten Lage, aber sein Zustand ist ein typischer. Die Begeisterung, die vor ein paar Jahrzehnten die Italiener ihr Leben freigebig auf dem Schlachtfeld und unter dem Beile für die Einigung ihres Vaterlandes opfern ließ, ist vom Hunger erdrückt worden. Ohne Etwas im Magen vermag sich Niemand zu begeistern und die Steuerlast macht ganzen Klassen in Italien das Leben mit reißender Schnelle unmöglich. Und doch geschieht alles Dies in einer Zeit tiefen, ungestörten Friedens. Die Lage wäre lächerlich, wenn sie nicht so verzweifelt ernst wäre. Es ist gerade, als wäre jeder auftreibende Mensch auf den britischen Inseln in die Polizeimacht eingestellt und patrouillirte umher, um Ackerbau, Industrie und Handel zu beschützen, während diese alle drei aus Arbeitmangel und in Folge der Kosten des Polizeischutzes des Todes stürben.

Nur ein einziger Grund vermag diese regelwidrige und ungeheuerliche Sachlage in Europa ein Wenig zu bemänteln, wenn auch nicht zu entschuldigen. Die östliche Frage, die da bedeutet: was soll mit dem unaussprechlichen Türken geschehen, wenn er die Rücksicht nimmt, seinen Geist aufzugeben? ist immer gegenwärtig. Aber so ernst sie auch ist, so genügt sie doch nicht, den augenblicklichen bewaffneten Zustand Europas zu erklären, geschweige denn zu rechtfertigen. Der Grund ist, daß das neue Deutsche Reich als Frucht des großen Kampfes vor einem Vierteljahrhundert Frankreich gewisse deutsche Lande wieder abgenommen hat, die dem Heiligen Römischen Reiche zweihundert Jahre zuvor durch Gewalt oder Betrug entrissen worden waren. Diese so von Deutschland zurückeroberten Lande sind Elsaß und Lothringen.

Nun habe ich das Glück gehabt, während der Beschießung Straßburgs eine Nacht in den Laufgräben der deutschen Belagerer in Kehl zu verbringen; später habe ich die Vorposten des Belagerungheeres vor Metz besucht und unmittelbar nach der Uebergabe dieser Stadt habe ich als Kommissar des „Kriegsopfer-Fonds“ in Metz fungirt, das damals von Krankheit heimgesucht war, denn Pocken und Nervenfieber folgten den Heeren dicht auf den Fersen. Von diesem

*) Der Herausgeber der „Contemporary Review“ hat der „Zukunft“ die deutsche Wiedergabe dieser Arbeit eines unparteiischen und sachkundigen Engländers in der liebenswürdigsten Weise gestattet.

Mittelpunkt aus haben wir ganz Elsaß und Lothringen besucht und später jeden Theil Frankreichs, wo sich deutsche Heere befanden oder befunden hatten. Der Tod hat manche von den Freundschaften gelöst, die damals geschlossen wurden, aber viele sind auch erhalten geblieben und manche haben sich auf die zweite und dritte Generation übertragen. So ist es nicht verwunderlich, daß das Schicksal von Elsaß-Lothringen ein starkes Interesse für mich hat, zumal die Ungewißheit der Europäer über dieses Schicksal die Gelegenheit beharrlichen Kriegslärmes und so das einzige Hinderniß für eine allgemeine Abrüstung ist, in der allein Europa seine Erlösung oder seine Rettung vor dem sicheren finanziellen, industriellen und sozialen Verderben finden kann. Der erste Schritt zu einem besseren Stand der Dinge ist das Aufgeben aller Wahnbilder und eine wirkliche Kenntniß der Lage und der Aussichten der eroberten Provinzen.

Um diese beiden Dinge festzustellen, habe ich mich 1894 sechs Monate in Elsaß-Lothringen aufgehalten, mit meinem Hauptquartier in Straßburg, habe häufige Eisenbahn- und Dreirad-Ausflüge nach Metz, Mülhausen und nach nahen und fernen Dörfern gemacht, habe unzählige Unterhaltungen auf französisch oder deutsch, je nach den Umständen, geführt mit Männern und Frauen jeder Art und jeden Standes, mit dem damaligen Kaiserlichen Statthalter Fürsten Hohenlohe, mit dem kommandirenden General des fünfzehnten Armeecorps, das in Straßburg steht, Excellenz von Blume, mit dem Bürgermeister von Straßburg, mit Mitgliedern des Landes-Ausschusses, mit Jesuiten in den Städten, mit Landpfarrern und protestantischen Dorfpastoren, mit Gutsbesitzern und Dörflern allerorts und mit ihren Frauen und Töchtern. Viele davon konnten sich auf die Wohlthaten besinnen, die ihnen der „Kriegsopfer-Fonds“ erwiesen hatte, und waren so geneigt, mich mit Vertrauen und ohne Verdacht zu betrachten.

Auch bin ich über die Grenze gegangen und habe Tage lang bei französischen Bekannten gewohnt. In Elsaß-Lothringen selbst habe ich Beziehungen zu Mitgliedern der Ligue Patriotique gehabt, deren Daseinszweck ist, die verlorenen Provinzen Frankreich zurückzugewinnen, und die Deutschland oder die Deutschen niemals nennen, ohne auszuspucken und zu fluchen, — und zu anderen alten Freunden, die jetzt finden, daß sie die Letzten aus einem einst sehr zahlreichen Kreise sind, und die mit ihrem Gehen in die endgiltige Verbannung nur warten, bis ihre Söhne siebzehn Jahr alt sind, wo sie also wählen müssen, ob sie Franzosen oder Deutsche sein wollen, und wo sie sich für Frankreich entscheiden und Elsaß-Lothringen für immer verlassen werden. Ich habe kein Mittel unversucht gelassen, um meine Aufgabe verstehen zu lernen.

Das Elsaß und der Theil Lothringens, der an Deutschland als Kriegsfrucht abgetreten worden ist, umfaßt 14500 Quadratkilometer. Die beiden Provinzen sind zusammen genau ein Drittel größer als die Insel Jamaika und ein Zehntel kleiner als die englische Grafschaft Yorkshire. 1871 war die Bevölkerung 1549138; 1880: 1562880; 1890: 1603506. Von diesen sind rund 1230000 Katholiken; 320000 Protestanten und 40000 Juden. Das Land ist durch die Eroberung Julius Caesars unter römische Herrschaft gekommen und ist fünf Jahrhunderte lang ein fester Bestandtheil des römischen Reiches geblieben. In der Frühzeit des fünften Jahrhunderts wurde es von den Gothen und Alanen verwüstet und war im Süden von Alamannen, im Norden von

Franken bewohnt. Um das Jahr 500 wurden die Alamannen in der großen Schlacht bei Tobbiacum geschlagen und endgiltig über den Rhein zurückgeworfen. Das ganze linke Rheinufer wurde eine fränkische Provinz. Dem folgte der Uebertritt Chlodwigs zum Christenthum. Damals kamen die alten Namen außer Gebrauch und „Elsaß" vom Flusse Ell oder Ill, der bei Straßburg in den Rhein fließt und in alten Urkunden Alsa heißt, nahm ihre Stelle ein —: Elsaß, das Land der Ill. Das Elsaß gehörte einige Zeit zu dem austrasischen Reiche mit der Hauptstadt Metz, aber 870, bei der Reichstheilung zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen, wurde es endgiltig mit dem Deutschen Reiche vereinigt. Das ganze Mittelalter hindurch war das Elsaß die Wiege — oder eine Wiege — deutschen Denkens, deutscher Kunst, Architektur und Kultur.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert bereiteten die „Freunde Gottes" mit Eckard und Tauler an ihrer Spitze den Pfad für die Reformation. In der Frühzeit des fünfzehnten Jahrhunderts errichtete Guttenberg in Straßburg seine Druckerpresse und Martin Schon oder Schongauer gravirte dort seine Kupfertafeln. Die Reformation gewann sich praktisch das ganze Elsaß. Sturm von Sturmeck leistete den katholischen Verfolgungen Widerstand und gründete eine protestantische Universität Straßburg.

Unterdessen ward Frankreich eine starke centralisirte Macht und ersehnte naturgemäß eine Ausdehnung seines Reiches nach Osten. Ludwig der Elfte zog sich, als Dauphin von den baseler Bürgern zu St. Jakob 1444 zurückgeworfen, mit seinem Heere nach dem Elsaß zurück und überwinterte dort. Heinrich der Zweite, der Gatte der Katharina von Medici, nahm dem Deutschen Reiche die Bisthümer Metz, Toul und Verdun weg und versuchte das Selbe mit Straßburg, aber vergeblich. 1617 übertrugen die österreichischen Erzherzöge all ihre Rechte auf die spanische Linie. Die Elsässer haßten die spanische Herrschaft; Das warf sie Frankreich in die Arme und bei der gänzlichen Schwäche des Deutschen Reiches nach dem dreißigjährigen Kriege gab es für sie keinen anderen Weg, als den „Schutz" des französischen Königs anzunehmen. Ludwig der Vierzehnte vollendete das Werk Richelieus; und 1681, in tiefer Friedenszeit, wurde die herrliche alte deutsche Stadt mit ihrem Münster, das der Ruhm Alldeutschlands war, ein fester Theil der französischen Monarchie.

Der protestantische Gottesdienst blieb geduldet; jede Kirche wurde, seltsam genug, in zwei Theile getheilt und jedes Bekenntniß erhielt eine Hälfte. Obgleich damals nur drei katholische Familien in Straßburg waren, wurde doch der Dom dem katholischen Kultus zurückgegeben. Die deutsche Universität blühte unter der französischen Regirung mehr denn je. In Geschichte, Sprachkunde, Rechtswissenschaft erzeugte sie große Lichter: Johannes Schilter, Jeremias Oberlin und Johannes Scherz. Goethe studirte 1770—71 mit Herder zusammen in Straßburg.

Wirthschaftlich hatte das Elsaß allen Grund, der französischen Herrschaft dankbar zu sein. Die französische Regirung förderte Weinbau und Tabakbau sorgsam. Aber ohne gewaltsame Verfolgung ward stetiger unbarmherziger Krieg gegen den protestantischen Glauben geführt und um die Zeit der Revolution war die große Masse der Bevölkerung dem Katholizismus zurückgewonnen worden. Niemand jubelte der Zeit bürgerlicher und religöser Freiheit, die 1789 anzubrechen schien, lauter entgegen als die protestantischen Einwohner Straßburgs.

Aber die Edelsten und Besten von ihnen endeten 1794 auf der Guillotine. Während der Schreckensherrschaft machte der damalige Bürgermeister von Straßburg, ein Mann namens Mouet aus Savoyen, ernsthaft den Vorschlag, alle deutsch redenden Elsässer sollten über die Grenze geschafft und der Boden sollte unter gut französische sans-culottes vertheilt werden.

Mülhausen, das bis zu dieser Zeit zu dem Schweizer Bund gehört hatte, wurde 1798 von Frankreich annektirt. Viele Familien verließen es lieber, als daß sie ihre Nationalität geändert hätten. Das ist seltsam, da heute, nach noch keinem Jahrhundert, zur Zeit des Krieges nach nur 72 Jahren, es im ganzen Elsaß keine Stelle giebt, die so rückhaltlos französisch und so bitter auf die Deutschen zu sprechen wäre wie Mülhausen. Thatsächlich ist Straßburg und zum großen Theil das Elsaß in Sprache, Bildung und Gesinnung in seinem Kerne deutsch geblieben, bis die Grundsätze von 1789 und die Siege des Kaiserreiches ein starkes französisches Nationalgefühl erweckten. Kléber, Kellermann und Rapp waren Elsässer und der Marschall Ney war der Sohn eines Kohlenarbeiters aus Saarlouis. In und um Metz ist der Name noch jetzt gewöhnlich. Ich bemerkte ihn dort über einem kleinen Krämerladen. Wahrscheinlich wohnte da ein Vetter des großen Feldmarschalls, ein Verwandter des brave des braves. Es war ein schrecklicher Schlag für die jugendlichen Helden der Befreiungskriege, als der entschiedene Widerstand Rußlands die Wiedereinverleibung Elsaß-Lothringens in Deutschland verhinderte.

1872 erklärten 160 000 Einwohner, sie würden französisch bleiben, und 50 000 wanderten wirklich nach Frankreich aus und gingen so in dauernde Verbannung. Wir kommen jetzt zu dem Kern der ganzen Frage. Die Franzosen behaupten, Europa sei heute nur deshalb ein großes Feldlager, weil, den Menschenrechten und dem Geiste der Zeit entgegen, Deutschland Frankreich grausam, gewaltthätig und ruchlos einen festen Theil seines Grundes und Bodens gegen den Willen der Einwohner entrissen habe. Das Lieblingsbild, unter dem französische Schriftsteller das Elsaß darstellen, ist das einer Tochter, die von einem grausamen Verführer ihrer Mutter geraubt worden ist und die nun beharrlich in Angst und Thränen ihre Hände nach ihrer Mutter Frankreich ausstreckt und sie anfleht, sie aus der seelenverderbenden Sklaverei zu erlösen, in der sie zu Grunde gehe. Selbst ein aufgeklärter Staatsmann wie Jules Simon fühlte sich gezwungen, dieses Bild zu brauchen. Man behauptet, daß es in Europa keinen dauernden Frieden geben könne, bis dieser Frevel gebüßt und die annektirten Provinzen an Frankreich zurückerstattet seien. Die Franzosen versteifen sich darauf, das Verfügen über ein Volk ohne seine ausdrückliche Zustimmung sei eine nur einer barbarischen Zeit würdige Gewaltthat. Hat Frankreich vielleicht nicht die Zustimmung von Savoyen und Nizza, zum Ausdruck gebracht in einer Volksabstimmung, gewonnen, ehe diese Provinzen von Italien an Frankreich übertragen wurden? Wir brauchen schwerlich heute eine Untersuchung darüber anzustellen, ob jene „Volksabstimmung“ ein heuchlerischer Betrug war oder nicht, und was die Frage betrifft, ob Deutschland am Ende seines siegreichen Krieges berechtigt gewesen ist, sich ein Stück Landes zu nehmen, so ist sie zweifellos eine bewundernswerthe Frage für Disputirklubs, aber eben eine rein akademische Frage, und sie gehört nicht dem Reiche der praktischen Politik an. In dieser

Beziehung will ich nur bemerken, daß ich aus dem Verkehr mit zahlreichen Franzosen in Frankreich und mit Leuten mit französischen Neigungen im Elsaß die feste Ueberzeugung gewonnen habe, daß, wäre Elsaß-Lothringen niemals von dem Mutterlande losgetrennt worden, ja, würde es morgen an Frankreich zurückerstattet, der Friede Europas keineswegs wesentlich gefördert sein würde. Frankreich würde deshalb seine große Niederlage doch nicht verwinden. Es würde sich trotzdem nach revanche sehnen. Aber der Besitz der großen Festungen Straßburg und Metz würde ihm noch ein doppelläufiges Pistol geben, das es Karlsruhe, Stuttgart und München vorhalten könnte.

Als Erläuterung hierzu will ich bemerken, daß, als ich im vorigen Sommer einen Tag in der Gesellschaft meines alten Freundes, des Herrn Emile Erckmann, verbrachte, der der Welt als einer der Verfasser der unsterblichen Geschichten von Erckmann-Chatrian bekannt ist, er gerade die bei ihm als Franzosen ganz natürliche und berechtigte Anschauung ausgesprochen hatte, die Ursache des gegenwärtigen bewaffneten Zustandes Europas und all unseres Schmerzes sei die Thatsache, daß Deutschland Frankreich zerstückelt und sich Land genommen habe, statt sich mit ein paar Milliarden mehr zu bescheiden. „Ja", sagte ein Freund, ein alter Herr, der dabei war: „Land zu nehmen, war dem Geist der Zeit entgegen und der Grund für die ganze folgende Mißstimmung. Nein, Grenzen sollten stets respektirt werden; sie zu ändern, ist barbarisch." „Ja", so stimmte Erckmanns Haushälterin, eine gescheite und gebildete Dame, ein, „all das Unheil kam von der Wegnahme der Provinzen." Und fast in dem selben Athem fügte sie hinzu: „Es giebt nur eine natürliche Grenze für Frankreich, und Das ist der Rhein"; und der alte Herr wiederholte mit Bewegung: „Nur eine natürliche Grenze, der Rhein". Herr Erckmann sagte nichts. Wahrscheinlich sah er den Humor, um nicht zu sagen, die Ironie der Lage. Warum ist der Rhein Frankreichs natürliche Grenze? Warum soll Belgien und ein großer Theil von Holland und Deutschland verschlungen werden, um Frankreich abzurunden? Aus welchem Grunde will man gerade den Rhein die natürliche Grenze nennen und nicht die Elbe, die Oder oder die Weichsel? Und dennoch empfinden die Franzosen so, — nach all ihren Niederlagen und Erniedrigungen. Weil Napoleon der Dritte glaubte, wenn er nur Frankreich die Rheingrenze geben könnte, so würde er seine Dynastie mindestens für eine weitere Generation sichern, begann er sehr gegen seinen eigentlichen Willen und seine natürliche Neigung 1870 den Krieg.

Heute, nach einem Vierteljahrhundert, nachzufragen, ob Deutschland berechtigt gewesen sei, Elsaß-Lothringen zu annektiren, ist eine rein akademische Frage und kann keinem praktischen politischen Zwecke dienen. Die Männer, die heute Deutschland regiren, sind nicht verantwortlich für jene Annexion. Der Kaiser war damals ein elfjähriger Knabe. Es wäre eben so praktisch, zu untersuchen, ob England berechtigt gewesen sei, Oude, Frankreich Algier, oder Sardinien Toskana zu annektiren. Ein Vierteljahrhundert ist ein langer Zeitraum selbst im Leben eines Volkes. Die slavische Dynastie, die so unausrottbare Spuren in der Welt zurückgelassen hat, hat nicht so lange gedauert. Die französische Revolution, das Konsulat und das Kaiserreich fallen zusammen in einen solchen Zeitraum. Aber nehmen wir einmal für unsere Erörterungen an: falls die eroberten Provinzen Frankreich gegen Gold zurückerstattet würden, so würde

Frankreich vollständig zufrieden sein, nicht nur für jetzt, sondern für alle kommenden Zeiten. Ein ausgezeichnetes Mitglied der französischen gesetzgebenden Kammer, ein Protestant und ein Mann mit ausgebreitetem Industrieinteresse, hat vor Kurzem einige ernste Aufsätze darüber geschrieben, daß Frankreich und Deutschland natürliche Verbündete seien und daß ihre Interessen fast zusammenfielen. „Deuschland nehme nur Gold für die beiden Provinzen an, — und aller Streitgrund ist entfernt, wir können einander ewige Freundschaft schwören und unsere Kräfte gegen unseren gemeinsamen Feind richten, gegen — England." Es ist nur in der Ordnung, wenn ich hinzufüge, daß dieser wohlwollende und friedliebende Staatsmann England nicht mit Schwertern und Kanonen bekriegen, sondern nur die englische Industrie ruiniren wollte. Ganz abgesehen von den Nebenfolgen für England: ist eine solche Einigung praktisch auch nur möglich? Die Antwort muß ein nachdrückliches und unbedingtes Nein sein. Die Parteipolitik wird in Deutschland mit einer Bitterkeit betrieben, die England zum Glück nicht kennt, aber in einem Punkte sind alle Politiker und fast alle Männer und Frauen Deutschlands einig, und dieser ist, daß der letzte Mann und das letzte Goldstück geopfert werden müsse, um die beiden schönen deutschen Lande zu erhalten, die Deutschland zurückgewonnen sind, nicht mit vergänglichem Gold oder Silber, sondern mit dem theuren Blute seiner edelsten Söhne. In dieser Frage stimmen alle Parteien und alle Klassen überein. Der einzige Deutsche, den ich je einen Zweifel an der Nothwendigkeit, Elsaß-Lothringen zu behalten, habe aussprechen hören, ist Liebknecht; gewiß ein würdiger und hervorragender Mann, aber ich bezweifle ernstlich, ob er die Zurückerstattung der Provinzen an Frankreich unter irgend welchen Bedingungen empfehlen würde, und ich bin überzeugt, selbst wenn er Das thäte, so würde er nur einen sehr unbeträchtlichen Bruchtheil selbst der extremen Sozialdemokraten hinter sich haben. Der Kaiser ist der Allerletzte, der einen derartigen Gedanken auch nur einen Augenblick aufkommen ließe. Erwöge er ihn ernstlich, — es kostete ihn seine Kaiserkrone.

Wer Deutschland kennt, Der wird mir in dem Satze zustimmen, daß, so lange das deutsche Volk erhalten bleibt — ich sage nicht nur: das deutsche Kaiserreich, denn eine deutsche Republik könnte dessen Stelle einnehmen, ohne das Nationalgefühl zu ändern —, Elsaß-Lothringen niemals freiwillig, unter welchen Bedingungen auch immer, Frankreich wird zurückgegeben werden.

Ein sehr bedeutender und ganz unintereſſirter Mann, Herr Edouard Tallichet, der Herausgeber der Bibliothèque Universelle, der großen schweizer Vierteljahrschrift, die jetzt ein Jahrhundert alt ist, behauptet das genaue Gegentheil. In einer Serie sehr tüchtiger Aufsätze, die unmittelbar nach dem Kriege begann und sich fast bis zur Gegenwart fortgesetzt hat, hat er beharrlich den Satz vertreten, Deutschland habe durch die Wegnahme Elsaß-Lothringens ein großes Unrecht begangen und Europa werde so lange am Rande eines beispiellosen Unheiles stehen, als dieser falsche Schritt nicht zurückgenommen sei. Sein letzter Vorschlag ist, Elsaß-Lothringen solle Frankreich zurückgegeben und Deutschland durch eine französische Kolonie, z. B. Tonkin oder den französischen Kongo, schadlos gehalten werden, die von größerer Ausdehnung und Wichtigkeit wären als die beiden Provinzen. Bei aller Hochachtung für den bedeutenden Herausgeber scheint es mir doch, daß er die deutsche Anschauung über diese Sache

ganz falsch beurtheilt. Deutschland schätzt Elsaß-Lothringen nicht nach seiner Steuerkraft und auch nicht nach seinem Werthe von so und so vielen Milliarden Mark. Die Erhaltungskosten stehen ganz außer Verhältniß zu dem finanziellen Vortheile, den sie etwa Deutschland bringen. Straßburg und Metz werden als Bollwerke gefühlt, während sie in französischem Besitze eine ständige gefährliche Bedrohung Süddeutschlands bedeuten würden. Aber vor Allem empfindet Deutschland die Provinzen als Bein von seinem Bein und Fleisch von seinem Fleisch und würde sie eben so wenig für ein auch noch so großes Stück Landes wegtauschen, wie Großbritannien die Provinz Ulster einer fremden Macht einhändigen würde, im Austausch, z. B. für einen Staat der großen amerikanischen Republik, und wäre dieser Staat so groß wie ganz Großbritannien. Unsere theoretische Ansicht über das Recht oder Unrecht der Lage mag sein, wie sie will: Deutschland wird die Provinzen niemals aufgeben, so lange Deutschland als Nation nicht aufgehört hat, zu existiren.

Ein zweiter Vorschlag ist gemacht worden, und zwar schon 1870 von dem Grafen Agénor de Gasparin, und er hat in der ganzen Zeit seitdem reichliche Aufmerksamkeit und Unterstützung erfahren. Der Vorschlag geht dahin, Elsaß-Lothringen, oder vielmehr die Theile der beiden Provinzen, die Deutschland genommen hat, für neutral zu erklären und die großen Festungen Straßburg und Metz zu schleifen. Die Verfechter dieses Planes sagen: Macht Elsaß-Lothringen neutral und stellt die Neutralität Luxemburgs wieder her und Ihr habt einen großen neutralen Gürtel oder eine neutrale Zone, die aus Holland, Belgien, Luxemburg, Lothringen, dem Elsaß und der Schweiz besteht und die beiden militärischen Großmächte Frankreich und Deutschland wirksam von einander trennen und es ihnen eben so unmöglich machen würde, einander zu bekriegen, wie es einem Walfisch ist, einen Elefanten zu befehden. Herr Tachard, ein geborener Franzose, ein Elsässer aus Wahl und ein Deutscher nach seiner Bildung, lebt einfach für die Verwirklichung dieser Idee und er sagt, er wünsche nur das Wort „tampon“ auf seinen Grabstein eingemeißelt zu wissen. Er war der Gesandte Frankreichs am Hofe zu Brüssel während der Herrschaft Gambettas und hat seitdem seine Anschauungen an den meisten europäischen Höfen betont. Das ist auf den ersten Blick eine sehr einnehmende Idee, bei näherer Prüfung erweist sie sich aber wohl als völlig unausführbar. Was wäre gleich von vorn herein der Werth einer Neutralitäterklärung, so lange sie nicht von Garantien begleitet wäre? Die vereinigte Garantie aller einzelnen Großmächte zusammen hätte allein Gewicht. Würden sie diese Garantien geben? In England würde sicherlich das eigene Volk Das nicht gestatten. England hat leichten Herzens in früheren Generationen schon viel zu viele derartige Verpflichtungen übernommen. Aber selbst bei diesen ist es mehr als zweifelhaft, ob die Söhne des jetzigen Geschlechtes im äußersten Nothfalle sich verpflichtet fühlen würden, deswegen einen Krieg zu beginnen. Die anderen Mächte, Rußland, Oesterreich und Italien, würden noch weniger als England geneigt sein, eine solche Bürgschaft zu übernehmen.

Ich war im Januar 1871 an der schweizer Grenze, als Bourbakis Heer von 80 000 Mann aus Frankreich in fürchterlicher Auflösung herübergestürzt kam. Hätte sich nicht das ganze Heer oder, wie ich es lieber nennen würde, die ganze Miliz der Schweiz zum Empfang der unwillkommenen Gäste an der Grenze

eingefunden, so würde diese Masse die Schweiz als Heer, und nicht entwaffnet und als Gefangene, betreten haben. Die Deutschen wären ihnen höchst wahrscheinlich gefolgt und dann wäre es, Vertrag oder kein Vertrag, Bürgschaften oder keine Bürgschaften, mit der Neutralität der Schweiz für diesmal zu Ende gewesen und sie würde wahrscheinlich das Unglück gehabt haben, wieder der Kampfplatz streitender Völker zu werden, wie vor hundert Jahren.

Was Frankreich betrifft, so würde es die Neutralerklärung der Provinzen nur als Mittel, ihre Wiedereroberung zu erleichtern, annehmen. Meiner Meinung nach würde die Neutralerklärung Elsaß-Lothringens den Krieg wahrscheinlicher machen, als er jetzt ist. Deutschland ist der selben Meinung, — und die Annahme, es würde an die Rasirung der ungeheuren Befestigungen von Metz und Straßburg auch nur denken, ohne daß Frankreich die enormen Werke in Belfort schleifte, scheint mir lächerlich. Nein, Deutschland würde die Neutralerklärung der Provinzen einfach als den ersten Schritt zu deren Zurückgabe an Frankreich betrachten. Die Neutralerklärung ist unmöglich. Niemand wünscht sie aufrichtig, und ließe sie sich erreichen, so würde dadurch die Gefahr für den europäischen Frieden eher wachsen als abnehmen.

Wenn es also vergeblich oder sogar absurd ist, die Beseitigung der Gefahr eines großen Krieges von der Wiedererstattung der Provinzen an Frankreich oder von ihrer Neutralerklärung zum Pufferstaat zwischen den beiden voraussichtlich kriegführenden Mächten zu erwarten, welche Möglichkeit bleibt uns da noch? Zuerst und vornehmlich haben wir den Thatsachen offen und ehrlich ins Gesicht zu schauen und uns darüber klar zu werden, daß Elsaß-Lothringen mindestens eben so vollständig und fest ein Theil Deutschlands ist, wie Savoyen und Nizza Theile Frankreichs sind. Wenn Frankreich und Europa diese sichere Wahrheit erkennen, dann werden wir den ersten Schritt zu einer wünschenswerthen Aera des Friedens gethan haben.

„Das Elsaß ist noch nicht ganz deutsch geworden, aber es hat absolut aufgehört, französisch zu sein. Auf seine volle Vereinigung mit Deutschland müssen wir warten bis die Generation, die zur Zeit des Krieges im mittleren Alter stand, völlig ausgestorben ist." Diese Worte sind vor anderthalb Jahren vom General von Blume, dem Kommandeur des fünfzehnten Armeecorps in Straßburg, an mich gerichtet worden. Man mag dagegen einwenden, Das sei eine parteiische Behauptung; aber das Ergebniß beharrlicher und mühsamer Umschau in dem letzten Jahre überzeugt mich, daß es eine wahre Behauptung ist. Sie ist mir gegenüber unter Umständen ausgesprochen worden, die vielleicht auf die gegenwärtige Lage des Elsaß einiges Licht werfen, und man wird mir daher verzeihen, wenn ich mich kurz auf sie beziehe.

Der Schlüssel zu der Stellung in der Schlacht bei Wörth war das Schloß Fröschweiler, damals der Aufenthalt des Grafen Ferdinand Eckbrecht von Dürckheim-Montmartin. Die Kirche — die in der Schlacht niederbrannte und in der Folge in großartigem Stil als Dankesspende von ganz Deutschland wieder aufgebaut wurde — zog das Feuer der deutschen Artillerie auf sich, und so kam das Schloß mit verhältnißmäßig geringem Schaden davon. Graf Dürckheim hatte ein langes Leben im Dienste der französischen Regirung hinter sich. Zur Zeit, wo Prinz Bonaparte, der nachmalige Kaiser Napoleon der Dritte, nach

seiner Verurtheilung zu lebenslänglichem Gefängniß in dem Schlosse internirt war, war er Unterpräfekt von Ham. Die Freundlichkeit, die er damals seinem Gefangenen zu erweisen vermochte, ward niemals vergessen und zur Zeit des Staatsstreiches war Dürckheim Präfekt von Colmar. Dann erhielt er eine wichtige Stellung als General-Inspektor des Telegraphenwesens von ganz Frankreich und in dieser Eigenschaft ward es seine Pflicht, seinem früheren Gefangenen und späteren Herrn die Depeschen zu überreichen, welche die Schläge von Spichern und Wörth ankündigten. Sein ältester Sohn focht in Mac Mahons Stab bei Wörth und starb bei Sedan am Nervenfieber. Damals machte ich Dürckheims Bekanntschaft, aus der sich eine innige und herzliche Freundschaft für den Rest seiner Tage entwickelte. Dürckheim war seiner Bildung und seiner Dienstlaufbahn nach Franzose, aber er vergaß niemals, daß er von einer langen berühmten Linie deutscher Edelleute abstammte, und er fühlte, daß er seiner elsässischen Heimath am Besten diente, wenn er die neue Ordnung der Dinge anerkannte und ein eben so guter deutscher Unterthan des Kaisers Wilhelm wurde, wie er ein französischer Unterthan des Königs Louis Philippe und Napoleons gewesen war. Er litt, wie alle Männer, die ihrer Zeit voraus sind. Seine Nachbarn, Bekannten und Verwandten betrachteten ihn als einen Verräther an Frankreich und selbst die Deutschen zauderten mit abwartender Weisheit und Dankbarkeit, in der Verwaltung einen Mann aufrücken zu lassen, den seine Bekannten so mißtrauisch ansahen. Seine letzten Jahre verlebte er in Oesterreich, wo sein Sohn Dienste genommen hatte, und beschäftigte sich mit der Fertigstellung seiner Memoiren, eines Buches, das in Deutschland sehr viel Aufsehen erregte und ihn in Verbindung mit einer Menge neuer Freunde brachte, die ihm die Tage seines Alters verschönten. Vor seinem Tode hatte er die Befriedigung, seinen Sohn Albert glücklich verheirathet und auf dem alten Schlosse herrschend zu sehen und der Taufe eines Erben für das Haus Dürckheim-Montmartin beizuwohnen. Auf diesem Schlosse, bei Gelegenheit der großen jährlichen Jagd im Walde von Fröschweiler, gab General von Blume der angeführten Ansicht Ausdruck. Es waren vielleicht vierzig Gewehre da und die Jäger waren in den Lichtungen des Waldes aufgestellt, wo dreiundzwanzig Jahre vorher Zuaven und Turkos vor dem schrecklichen Stoße der deutschen Linie zurückweichen mußten. Viele Gäste, deutsche Offiziere aus den umliegenden Garnisonen, hatten an dem Kampfe theilgenommen, auf der Stelle, wo sie jetzt nur mit Rehböcken, Hasen und Fasanen Krieg führten. Andere Gäste waren elsässische Edelleute aus Straßburg und der Nachbarschaft. Selbst nach nahezu einem Vierteljahrhundert treffen Elsässer gewöhnlich nicht mit deutschen Offizieren zusammen. Merkwürdig: mit Jagdpartien macht man jedoch eine Ausnahme. Und hier, auf dem Schlachtfelde von Wörth, waren die beiden Völker in nahezu gleicher Anzahl vertreten und hatten ein Schutz- und Trutzbündniß gegen das arme Wild geschlossen.

Wenn meine Leser die ganz kurze Abschweifung verzeihen wollen, so kann es sie vielleicht interessiren, daß der Salon, in den wir uns nach dem Jagddiner zurückzogen, mit Stühlen und Sofas aus Gold und sehr verschossenem Brokat möblirt war, die eine bedeutsame Geschichte haben. Das Sofa, auf dem General von Blume und ich saßen, war für gewöhnlich von Napoleon und Josephine gebraucht worden; dieses Sofa und die übrigen Möbel hatten zur Ausstattung des

Salons in Malmaison gehört und waren meinem verstorbenen Freunde, dem Grafen Ferdinand, von der Großherzogin Stephanie von Baden, der Nichte Josephines und Adoptivtochter Napoleons, vermacht worden. Auf dem anderen Sofa ist die Spur eines Risses in dem alten Brokat zu sehen. Der Riß stammt von dem Sporn des Marschalls Mac Mahon, der auf diesem Sofa den größten Theil der Nacht zu dem verhängnißvollen sechsten August verbrachte. Seitdem sind diese Sofas und Stühle von dem alten Kaiser Wilhelm und dem nachmaligen Kaiser Friedrich benutzt worden, als sie 1878 herüberritten, um bei dem Grafen Ferdinand zu frühstücken. Aber lassen wir die Möbel. Graf Albert und ein nunmehr verstorbener Bruder dienten ihr Jahr im deutschen Heere in Karlsruhe ab und Graf Albert ist jetzt preußischer Gardeoffizier. An seinem Tische traf ich einen alten Baron, den Chef einer der größten Maschinenfabriken im Elsaß. Obwohl er Elsässer von Geburt ist, blieb er doch stets ein echter Franzose, trotzdem die Ironie des Schicksals ihn zum Gatten der Schwester eines der ausgezeichnetsten unter den damals gegen Frankreich kämpfenden deutschen Generalen gemacht hat. Am sechsten August 1870 setzte Mac Mahon, in Verwirrung zurückgeworfen, im Hausflur dieses Barons das Telegramm auf, das seinem Herrn das große Unglück des Tages meldete, und am nächsten Morgen kam der siegreiche deutsche General zu seiner Schwester, der Gattin meines Freundes, in das selbe Haus zu Besuch.

London. Samuel James Capper.



Schöngeistige Yankees.

Den Dilettantismus der gebildeten Amerikaner lernt man am Besten in den literarischen Klubs kennen, die sich gern Bohême-Klubs nennen. Doch zwischen der echten Bohême und diesen komfortablen Etablissements herrscht ein nicht geringerer Unterschied als zwischen einem Hotel im neuen Stil, mit elektrischem Licht, Fahrstühlen u. s. w., und einer bürgerlichen Pension der Rue de la Clef in Paris. Als Muster kann der Tavern-Klub in Boston gelten. Er besteht aus einem kleinen Hause mit drei Stockwerken, in denen man die einzelnen Scheidewände herausgenommen hat, um größere Räume herzustellen. Der erste Stock enthält einen Vorraum und das Rauchzimmer, der zweite den Speisesaal und der dritte eine Art Halle, die zu musikalischen Aufführungen und theatralischen Vorstellungen dient. Gegründet wurde der Tavern-Klub von jungen Bostonern, Schriftstellern, Malern und Musikern. In dieser Gesellschaft, sowie in ähnlichen in New-York und anderwärts, habe ich die Beobachtung machen können, daß in der amerikanischen Schöngeisterei doch ein ganz gesunder Kern steckt.

Sehr angenehm berührt z. B. das Verhältniß der Mitglieder zu einander. Die Jungen kommen den Alten und, umgekehrt, die Alten kommen den Jungen höchst achtungvoll entgegen. Der Präsident des Tavern-Klub ist der angesehene

Professor Norton aus Cambridge. Wenn der Klub sein monatliches großes Essen giebt, so vereinigt dort das Interesse für die selben Kunstprobleme die jungen Leute mit Richtern, Bankiers und Aerzten, deren Haar bereits ergraut ist. Da kann man hören, wie ein alter Gemäldesammler mit einem jungen Farbenklecker, der nach Paris reisen will, gerade so verständig über Degas oder Gustave Moreau spricht, wie er mit einem Schriftsteller über Flaubert, über die Gebrüder Goncourt und Maupassant sprechen würde. Der enge Verkehr zwischen Alter und Jugend wirkt sehr vortheilhaft. Wenn bei uns die verschiedenen Geschmacksrichtungen und Anschauungen der Alten und der Jungen so heftig an einander gerathen, so liegt Das hauptsächlich daran, daß hinter den kontrastirenden Meinungen auch zugleich die Gegensätze der Lebenserfahrungen sich verbergen. Ich glaube, in dieser Hinsicht werden die jungen Pariser von heute nicht viel anders sein, als die waren, die ich kannte, da ich selbst noch dreißig Jahre zählte. Unser sinnliches Empfinden, unser ganzes sittliches Fühlen und Denken war heller Aufruhr gegen das der Alten. Anders ist es in Amerika, wo der literarische und künstlerische Geschmack eine reine Verstandessache ist. Die Schwärmerei für die französischen Schriftsteller der äußersten Linken ist hier eben so häufig, wie sie harmlos ist. Es ergeht ihnen ungefähr wie den Zeichnungen Chérets, die das Moulin-Rouge darstellen und die neben einer Kopie der „Spinnerinnen" von Velasquez die Wände des Tavern-Klubs zieren. Die zierliche Gestalt der leichtfertigen Pariserin hat hier etwa den selben Werth, wie die hübschen griechischen Kourtisanen, wenn sie Tanagrafiguren geworden sind.

Ein zweites Charakteristikum der amerikanischen Schöngeister ist ihre genaue Kenntniß fremder Literatur und Kunst. Die paar Namen, die ich bereits genannt habe, sind zu berühmt, als daß die Bekanntschaft mit ihnen gerade allzu viel Lecture voraussetzte. Doch die Leute führen noch eine ganze Anzahl anderer Namen im Munde und wissen über die Werke der betreffenden Künstler so gut Bescheid, daß es nicht nur von einer oberflächlichen Belesenheit, sondern von einem ernsten, gewissenhaften Studium zeugt. Ich will damit nicht gesagt haben, daß sie den fremden Geist vollständig erfaßt hätten, denn selbst der gebildetste Schöngeist ist den Schrifstellern eines anderen Landes gegenüber immer ein Bischen befangen. So nannte mir in Oxford Walter Pater, einer der verständigsten Kritiker unserer Zeit, Flaubert und Feuillet in einem Athemzuge als die beiden französischen Prosaiker, die er am Meisten liebe. In seiner Bewunderung machte er keinen Unterschied zwischen diesen beiden Stilisten, die doch wie Tag und Nacht von einander verschieden sind. Doch hört man auch wiederum sehr treffende Bemerkungen, die uns plötzlich die Werke unserer heimischen Dichter in ganz neuem Lichte erscheinen lassen. Einst citirte bei einem solchen Klubessen ein Tischgenosse das geistreiche Wort des alten oxforder Professors Jowett, des Lehrers von Balliol: „Nicht das dantische Lasciate ogni speranza sieht man am Thor der Hölle geschrieben, sondern die Aufschrift: Hier liest man französische Romane . . ." Ein Anderer erhob sich, brachte einen Toast auf Zola aus und entwickelte bei dieser Gelegenheit die Idee, daß die Sympathie für den Sünder die Seele der Werke des großen Romanciers bilde. Er sagte, diese Sympathie sei das erfreulichste und menschlichste Gefühl in einer Zeit, wo die Wissenschaft den Einfluß des Milieus auf die Entwickelung der Individualität als ein Gesetz anerkannt

habe. „Wenn uns Das nicht zum Mitleid mit den Opfern einer solchen Gesetzmäßigkeit führt, wie wollen wir dann überhaupt noch von einer Gerechtigkeit auf Erden sprechen?“ . . . Ich hätte gewünscht, die Feinde des bewunderungwürdigen Romanciers, der Germinal und L'Assommoir geschrieben hat, wären dabei gewesen und hätten zugleich mit allen Denen, die Zola den Vorwurf machen, er schädige das Ansehen der französischen Literatur im Auslande, gehört, wie man unter brausendem Beifall an einer der hervorragendsten Stellen Neu-Englands seinen Namen feierte.

In diesen Klubs habe ich ferner die Abwesenheit aller Lüsternheit im Reden und im Denken beobachten können. Das ist ein Vorzug, dem die Amerikaner einen weiteren, vorurtheilsfreieren Blick verdanken. Ich bin überzeugt, daß die Strenge, mit der wir frei denkenden Schriftsteller in Frankreich immer noch von ausgezeichneten Kennern beurtheilt werden, daher kommt, daß in unseren sittlichen Anschauungen das sexuelle Leben eine zu große Rolle spielt. Es ist außerordentlich selten, wenn ein Lateiner einem Buche, das von den Leidenschaften der Liebe handelt, völlig unbefangen gegenübersteht. Seine Phantasie findet daran entweder Gefallen oder Mißfallen. Wenn dagegen ein Angelsachse sich von Heuchelei und Prüderie freigemacht hat, so erscheint ihm jedes noch so kühne Studium der menschlichen Seele durchaus berechtigt. Dieses noch sehr wenig beachtete und doch logische Verhalten der Amerikaner fiel mir besonders auf, als ich einst mit Studenten der Harvard-Universität über Baudelaire sprach. Es gereicht der großen Demokratie zur Ehre und hängt mit ihrer Achtung vor dem Talent aufs Innigste zusammen.

Nirgends habe ich eine wärmere und weiter verbreitete Verehrung des Genius angetroffen als in Boston. Aeußerst selten findet man das Gegentheil: jenen Geist der Verleumdung, wie er sich in herabwürdigenden Anekdoten kundgiebt, hinter denen sich der Neid verbirgt. Ich könnte viele Häuser anführen, die wahre Kapellen literarischer Pietät sind. Unter ihnen kenne ich besonders eins; seine Fenster gehen nach dem Charlesflusse hinaus. Eine bejahrte Dame, die Wittwe eines Verlegers, Mrs. F***, bewohnt es. Ihr Heim ist eines der bedeutendsten Museen, die ich je gesehen habe. Ich sah dort ein Portrait des jungen Dickens. Das Bild, auf dem langes, lockiges Haar ein fast weiblich zu nennendes Gesicht umrahmen, bildet ein Gegenstück zu dem wunderbaren, von Delacroix gemalten Kopf unserer George Sand, deren tiefschwarze Augen im keuschen Gemach des alten Buloz funkelten. Auch Briefe und Manuskripte des großen Schriftstellers giebt es hier zu sehen. Die steilen, nervösen Schriftzüge lassen den Vielschreiber erkennen. Die Herrin des Hauses schilderte mir den armen Dickens, wie er in dem selben Zimmer, trotz seiner Erschöpfung vom Lesen und vom angestrengten Arbeiten, lachend Anekdoten erzählte. Als er das letzte Mal nach den Vereinigten Staaten kam, machte ihm nichts so viel Spaß wie die naive Schmeichelei, womit ihn eine Hausfrau, bei der er zu Tische gebeten war, überraschte. Er findet beim Eintritt in den Salon ein Kind vor: „Wie heißt Du?“, fragt der Romancier. „David Copperfield“, antwortete der kleine Junge. „Und Du?“ fragt Dickens einen anderen Knaben, der soeben hereinkommt. „Oliver Twist“. „Und ich die kleine Dorrit“, versetzte ein Mädchen. „Und ich Florence Dombey“, fällt ein Schwesterchen ein. Dickens war bereits

sehr krank, als ihm dieses lustige Abenteuer begegnete. Sein gichtisches Leiden verursachte ihm bei der geringsten Bewegung große Schmerzen und die Ueberanstrengung bei seinen Arbeiten erschwerte ihm allen gesellschaftlichen Verkehr. Trotzdem erzählte er diese Geschichte mit der heitersten Miene von der Welt. Und während mir Mrs. F*** diese Mittheilungen macht, betrachte ich gegenüber an der Wand die romantische Gestalt des Dichters auf dem Bilde, das der fein beobachtende Maler Thackeray gemalt hat. Eine Karte ist darunter befestigt, die in mikroskopisch kleinen Buchstaben seinen letzten Abschiedsgruß enthält: „Good bye, Mrs. F***, good bye, my dear F***, good bye to all. I go home.“ Er hatte sich vier Wochen lang in Amerika in Angelegenheiten von höchster Wichtigkeit aufgehalten. Um die Weihnachtzeit wurde die Sehnsucht nach seinen Kindern übermächtig in ihm. Daher die jähe Abreise und der kurze Abschied auf dieser Karte. Ein Portrait von Carlyle, aus dessen Jugendzeit, hängt ebenfalls an der Wand. Es ähnelt noch sehr dem alten Carlyle mit den tief unter der Stirn liegenden Augen, mit der Wölbung der Stirn selbst und mit dem energischen Kinn. Aus diesem Kinn und aus dieser Stirn spricht der ganze Mensch. Das Gesicht hat für den Beschauer etwas Trotziges, beinahe etwas Beleidigendes. Es scheint den Mangel innerer Sicherheit durch eine anmaßende Miene ersetzen zu wollen. Um wie viel lieber ist mir doch die hohe, hehre Schönheit Tennysons, dieses Virgils der Insel Wight, der so herrlich die seinen Baumgarten umplätschernden Wasser geschildert hat! Die Fee jenes kleinen Reliquienheims erzählte mir von einer nächtlichen Promenade, die sie mit dem Dichter in einem wirklichen Garten in Surrey unternahm, wo Tennyson, als er einen lieblichen Geruch wahrnahm, ihr sagte: „Down upon our knees, these are violets.“ Und er that, wie er gesagt hatte, und athmete den Duft der Blumen, ohne sie zu pflücken. Auch das Bild des edlen Emerson mit seinem zarten, abgehärmten Gesicht ist mir lieb geworden. Die Handschrift des Essayisten ist leidenschaftlich, zeugt von Begeisterung und geht, ohne abzusetzen, vom Anfang der Zeile bis zum Ende. Andere Autographen in großer Zahl zeigen die rückwärts gebogene, feste, saubere und sich stets gleich bleibende Handschrift Longfellows und die deutlichen, kräftigen Schriftzüge Lowells. Meine Phantasie versetzt sich zehn Jahre zurück in die Vergangenheit. Ich habe die Gestalt Lowells vor Augen, mit seinem langen, schlichten Bart, so wie er mir bei einem Essen im Rabelais-Klub in London im Jahre 1885 erschien. Damals ahnte ich nicht, daß er so bald sterben würde und daß ich in seiner Geburtstadt seine Manuskripte durchblättern und von ihm sprechen würde wie von Einem, dessen Andenken unter dem anderer großer Männer treulich aufbewahrt ist. Diese Pietät, dieser literarische Kult, ergreift und rührt mich. Ich erblicke darin eine gebührende Ehrung berühmter Freunde. Ist es nicht recht und billig, hervorragende Männer zu lieben, wenn man fühlt, daß ihr Ruf begründet ist, und zumal, wenn man aus der Erkenntniß ihrer Fehler keinen Grund herleitet, sie zu verleumden und zu verkleinern? Mögen die Amerikaner noch so viele Schwächen haben: die Untugend der üblen Nachrede und der Schmähsucht ist ihnen fremd.

Paris. Paul Bourget.



Die Frage des Geldwerthes.

Der Frage des Geldwerthes ist eine Erörterung gewidmet, die Professor Lexis in der „Zukunft“ vom achtzehnten Mai meinen nur vierzehn Tage früher hier veröffentlichten Ausführungen entgegenstellt. Ich hatte die Meinung ausgesprochen, Lexis stehe im Banne der Quantitätstheorie des Geldwerthes, und hatte im Zusammenhange damit auf zwei Aussprüche Ricardos hingewiesen. Diese Citate bezeichnet nun Lexis als unglücklich gewählt, wobei mir doch die Absicht, in der ich citirte, verkannt zu sein scheint. Daß die Anschauungen Ricardos über das Verhältniß von Geldwerth und Geldmenge noch in unserer Zeit einen so bedeutenden Einfluß üben, war mir um so befremdlicher, als sie mit seiner eigenen Theorie des Werthes unvereinbar sind. Diese Unvereinbarkeit zu zeigen, genügten jene Aussprüche vollkommen. Sie stellen ein allgemeines Prinzip auf, das durch die Grundrentenlehre nicht sowohl aufgehoben als entwickelt wird. Uebrigens erkennt ja Professor Lexis die Uebereinstimmung der von mir vertretenen Anschauung mit „Ricardos wirklicher Meinung“ ausdrücklich an und er sagt, diese Meinung, „daß das unter den ungünstigsten Bedingungen gewonnene Gold den Werth dieses Metalles regele, würde richtig sein, wenn das Gold kein Geldmetall wäre“. So ist doch bis zu einem gewissen Punkt eine gemeinsame Basis gegeben und die Differenz der beiderseitigen Auffassung beginnt erst damit, daß Lexis das Gold, die Geldwaare, jenem Werthgesetze nicht unterstellt glaubt. Der Preis anderer Güter hänge, so führt Lexis aus, hauptsächlich von der laufenden Produktion ab, weil die auf den Markt kommenden Mengen fortwährend endgiltig in die Konsumtion abfließen und jede neue Jahreszufuhr auf dem Markt nur noch etwa einen Rest aus dem Vorjahr vorfinde. Gold dagegen verschwinde nicht aus dem ständigen Verkehr, es sammele sich als Geld auf dem Markt, d. h. eben im Verkehr, immer mehr an und das neue Jahresprodukt finde eine kolossale Geldmasse und einen bestehenden Goldwerth vor, auf den es wegen seiner verhältnißmäßig geringen Menge auch nur einen geringen Einfluß ausüben könne. Ich kann in dieser Darlegung nur bestätigt finden, daß ich den Standpunkt von Lexis im Ganzen richtig aufgefaßt habe. Zu Denen, die nach dem drastischen Spottworte von Marx glauben, ein aliquoter Theil des Waarenbreies tausche sich mit einem aliquoten Theil des Metallberges aus, habe ich den Professor Lexis gewiß nicht zählen wollen. Ihn so zu verkennen, wäre in der That schon nach seiner Erklärung in der Silberkommission unmöglich gewesen. Aber gerade, weil ich diese Erklärung aufmerksam gelesen habe, hat sie mir nichts Anderes enthüllt, als was auch

aus seinem Artikel hervorgeht, nämlich daß ihr Verfasser der Menge des vorhandenen Goldes die entscheidende Bedeutung für dessen Werthbildung beimißt. Allerdings hat die Quantitätstheorie im bimetallistischen Lager sehr viele Vertreter und ich habe oft beklagt, daß diesen so der sichere Grund für ihr Argument und für ihre Stellung selbst fehlt. Wenn aber Professor Lexis sagt: „Auch Herrn Hechts eigene Ansichten über die Preisbildung erkennen der Menge des in einem Lande vorhandenen Geldes im Grunde die entscheidende Einwirkung zu", so ergiebt sich für mich die Nothwendigkeit einer Klarstellung.

Nach meiner Auffassung unterliegt das Gold den selben Gesetzen der Werthbildung wie alle anderen Waaren. Die fünfzehn Milliarden Mark, auf die der Bestand an gemünztem und Barrengold geschätzt wird, sind nicht im Markte in dem Sinne, wie Waaren in der Hand des Händlers im Markte sind. Sie sind im Verkehr, aber nicht mehr als Waare, sondern nur, weil ihre Konsumtion darin besteht, daß sie dem Verkehr dienen, wie Dies in anderer Weise auch die Milliarden Eisenbahnschienen thun. Der Umstand, daß jedes Goldstück ein anderes ersetzen kann, daß die einzelnen Stücke, eben in Ausübung ihrer Funktion, in beständiger Bewegung sind, ändert an der Thatsache nichts, daß in Wirklichkeit auch beim Golde nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil des Bestandes flottirt. Auch bei den Staatsfonds besteht ja, trotz der Unterscheidung durch Nummern, die Vertretungmöglichkeit einer Obligation durch die andere; und doch wird es Niemandem einfallen, zu sagen, es seien von den Deutschen Reichs-Anleihen zwei Milliarden Mark oder von den Preußischen Anleihen sechs Milliarden Mark im Markte. Sondern Jedermann weiß, daß die Hauptsumme dieser Schuldscheine festgelegt, gewissermaßen konsumirt ist und nur ein im Besitze von Händlern befindlicher Bruchtheil als die im Markte vorhandene Waare betrachtet werden kann. Dieser Bruchtheil vermindert sich in Zeiten, wo die Schaffung neuer Anleihen mit dem Anlagebegehr nicht Schritt hält, er vermehrt sich, wenn Anleihen in solcher Menge emittirt werden, daß sie nur allmählich von den wirklichen Konsumenten aufgenommen werden können; aber immer bleibt er ein Bruchtheil, und zwar selbst dann noch ein kleiner, wenn er in anormaler Zeit einen außergewöhnlichen Zufluß aus der Hauptmasse erhält. Diese Hauptmasse ist dem Markte entzogen, wiewohl jedes einzelne Stück marktfähig bleibt.

Nicht anders ist es mit dem Gelde. Dem Vermögen und den Lebensgewohnheiten nach führt der Eine zwei Mark Taschengeld mit sich, ein Anderer fünf, ein Dritter zwanzig u. s. w. Die Geldstücke wandern aus der Tasche und werden durch andere ersetzt, auch wird das Taschengeld des Einzelnen bald unter und bald über seinem Durchschnitte sein; aber für die Masse der Bevölkerung bildet sich ein, mit der steigenden Lebenshaltung wachsender, aber für eine bestimmte Zeit feststehender Durchschnitt heraus, so daß man sagen

kann: so viele hundert Millionen Silber und so viele hundert Millionen Gold sind in einem Lande in die Cirkulationsphäre des Kleinverkehres gebannt. Ein Fabrikant hält, als Regel, zehntausend Mark Kasse. Sind es auch immer andere zehntausend Mark, so bleiben es doch durchschnittlich zehntausend Mark, die bei ihm festgelegt sind, und besteht ein Theil davon in Banknoten, so wird eine entsprechende Summe Goldes — nach ziemlich bestimmtem Verhältniß — dafür in der Bank liegen müssen. Also auch der Großverkehr hat seinen eisernen Bestand an Gold. Bis auf einen sehr geringen Theil sind so die fünfzehn Milliarden Mark Gold dauernd der Konsumtion überliefert, wie die in den Fabriken aufgestellten Maschinen, nur daß diese in der Regel am selben Platze funktioniren, während die Goldstücke ihre Funktion durch beständigen Platzwechsel erfüllen.

Bei vielen Waaren ist es besonders schwierig, zu bestimmen, was zum Marktvorrathe gehören mag. So bleibt es zweifelhaft, wie viel von den Weizenbeständen der großen Mühlen als schon in die Konsumtion eingegangen anzusehen ist und wie viel davon dem allgemeinen Marktvorrathe zugezählt werden darf. Am Schwierigsten ist die Scheidung natürlich beim Golde, weil hier die größten Händler zugleich die größten Konsumenten sind und weil Gold anscheinend niemals den Käufer zu suchen braucht. Dies gerade führt auch den Professor Lexis irre; aber er wird mir ohne Weiteres zugeben, daß, wenn die Bank von England eine Unze Gold mit 77 Shilling 9 Pence bezahlt, damit gar nichts Anderes geschieht, als daß für eine Unze Gold eine Unze Gold gegeben, daß eine Unze in Barren gegen eine Unze in gemünztem Golde ausgetauscht wird. Damit ist das Gold noch nicht untergebracht, noch nicht endgiltig der Konsumtion überliefert. Der verehrte Meister möge mir es nicht verübeln und mir nicht als Unbescheidenheit auslegen, wenn ich mich hier etwas geradezu ausspreche. Aber es scheint mir ein gewaltiger Irrthum, wenn er annimmt, daß Gold, „mag sich seine Jahresproduktion auch verdoppeln, mit gleicher Leichtigkeit in die Adern des Weltverkehres fließt“. Die Jahresproduktion ist 1894 gegen 1892 nur um etwa 30 Prozent gestiegen. Aber man sieht, weil ein Theil dieser Produktion schon eine Ueberschreitung des Bedürfnisses darstellt, welche Mühe es kostet, den Ueberschuß aus den großen Notenbanken, wo er sich zunächst anhäuft, in die Adern des Weltverkehres zu pumpen. Es ist eben nicht richtig, daß „die Nachfrage nach Gold als Geld praktisch unbegrenzt“ ist und daß sie „durch die Gesammtheit der Besitzer aller zum Verkaufe ausstehenden Waaren repräsentirt“ wird. Dem wäre so, wenn diese Waarenverkäufer effektives Gold verlangen würden, wo dann freilich alles in den Bergwerken noch lagernde Metall nicht ausreichen möchte, den Bedarf zu decken. Aber die Waarenverkäufer erhalten in der Regel nur im kleinsten Kleinverkehr sofort baares Geld, in vielen Fällen er-

halten sie Zahlunganweisungen, in den meisten nur Zahlungversprechen. Professor Lexis sagt, abstrakte Kaufkraft könne „nicht nur durch Metallgeld, sondern auch durch liquide, auf Geld lautende Forderungen in mancherlei Formen dargestellt werden". Aber dann ist es gewiß ein Irrthum, wenn er im Vordersatze sagt: „Nachfrage nach Geld bedeutet ja nichts Anderes als das Bedürfniß, konkrete Waarenwerthe in abstrakte Kaufkraft umzuwandeln." Denn da schon liquide Forderungen diese Kaufkraft repräsentiren, so bedeutet die Umwandelung der Waarenwerthe in Kaufkraft noch keine Nachfrage nach Geld. Diese entsteht erst, vom Kleinverkehr abgesehen, aus dem Bedürfniß, die Forderungen auszugleichen, und da diesem Ausgleiche auch Surrogate von Geld dienen, so entspricht schließlich der riesigen Cirkulation der Waaren eine verhältnißmäßig kleine Cirkulation von baarem Gelde, wobei überdies das selbe Geldstück sehr vielen Cirkulationakten dient. Ja, das Verhältniß des für die Waarencirkulation erforderten Geldes zum Umfange dieser Cirkulation wird ein immer kleineres und insofern ist es ja richtig, daß „die Bedeutung des Metallgeldes als Umlaufsmittel verhältnißmäßig immer mehr beschränkt wird". Aber so riesig wächst der Umfang der Waarencirkulation, daß trotz proportioneller Abnahme die Summe des erforderten Metallgeldes doch stetig zunimmt. Die Ersatzmittel für das Metallgeld gewähren in Ländern, die ein geordnetes Geldwesen haben, die Möglichkeit, dem periodischen An- und Abschwellen des Verkehres zu folgen; wo sie mehr sollen, hört das Geldwesen auf, ein geordnetes zu sein. Wenn ich ein Bild gebrauchen darf, so möchte ich sagen, daß unabhängig von Ebbe und Fluth des Verkehres ganz sacht und unvermerkt eine Erhöhung seines allgemeinen Niveaus stattfindet. Der vermehrte Geldbedarf, der dadurch bedingt wird, muß in der Hauptsache durch Metallgeld gedeckt werden, und so ergiebt sich doch in jedem Jahre trotz dem alten Bestande von 15 Milliarden die Nothwendigkeit einer Neuproduktion von Gold. Diese Neuproduktion könnte erheblich sinken, ohne daß Dies den Goldwerth erhöhen würde, wenn der Rückgang der Produktion Folge eines großen andauernden Stillstandes in der industriellen Entwickelung und daraus entstehender Minderung des Goldbedarfes wäre. Aber so ist es natürlich nicht gemeint, sondern es ist dabei an eine geringere Ergiebigkeit der Minen gedacht, wenn Professor Lexis sagt: „Umgekehrt kann die Produktion von neuem Golde auf die Hälfte oder noch tiefer sinken, ohne daß deshalb selbst in längerer Zeit eine Erhöhung des Goldwerthes, d. h. ein Sinken des allgemeinen Preiswerthes, bemerkbar zu werden braucht." Dies scheint mir denn kein geringerer Irrthum zu sein als jener schon erörterte, daß eine verdoppelte Jahresproduktion mit gleicher Leichtigkeit in die Adern des Weltverkehres fließen würde. Sehen wir von einer Reduktion bis unter die Hälfte ganz ab und nehmen wir nur einmal an, das Gold vom Transvaal, heute

etwa ein Viertel der Gesammtproduktion, bliebe aus. So frage man doch die großen Edelmetallhändler oder die Direktoren der Bank von England, welches Gesicht nach ihrer Meinung der englische Geldmarkt in solchem Falle wohl zeigen würde.

Ist aber neue Produktion von Gold, und wäre es auch nur in kleinerem Umfange, erfordert, so kann für Professor Lexis kein stichhaltiger Grund bestehen, das Gesetz, das er für andere Waaren anerkennt, nicht auch auf das Gold anzuwenden. Denn wenn Gold in jedem Jahre neu gewonnen werden muß, so giebt es unter allen den Minen, die dieses Gold fördern, immer eine solche, die gerade noch im Stande ist, das letzte vom Konsum verlangte Quantum zu liefern. Wiewohl es niemals zu Tage tritt, welche diese Mine und welches dieses Quantum sei, so ist doch der Produktionpreis dieses Quantums der regulirende Marktwerth des Goldes, der Werth, von dem sein Preis sich niemals weit und für längere Zeit entfernen kann. Denn steigt der Preis des Goldes über den Herstellungpreis jenes Quantums, so wird in Folge des Strebens nach Gewinn die Produktion weiter, d. h. bis zu höheren Selbstkosten, ausgedehnt werden; sinkt aber der Goldpreis unter jenen Herstellungpreis, so hat die Mine, die mit solchen Kosten fördert, bereits Verlust. Führt sie dann selbst auch den Betrieb für einige Zeit fort, so werden andere Minen, die vorher schon mit Verlust arbeiteten, nunmehr gezwungen sein, aufzuhören. Wenn Professor Lexis sich die Mühe nehmen will, die Seite 112 in meinem „Anti-Bamberger" zu lesen, so wird er finden, daß seine Ansicht, die wirthschaftlich zulässige Grenze im Goldbergbau werde in Folge von Spekulationen und optimistischen Glückshoffnungen stets überschritten, nahezu auch die meinige ist. Nahezu, nicht vollständig, — denn das Wort „stets" möchte ich hier nicht unterschreiben. Es giebt Ausnahmeperioden, wo eine nach vorausgegangener Ueberspekulation eintretende Muthlosigkeit das Kapital von Betrieben zurückhält, die bereits rentiren würden. Allgemein aber ist es gewiß so, wie Lexis sagt. Allein, da es auch für jene Ueberschreitung eine Grenze giebt, so bleibt trotz den mit Verlust unterhaltenen Betrieben, die übrigens kaum in einem Gewerbe ganz fehlen, der Produktionkostenpreis des letzten, vom zahlungfähigen Konsum verlangten Quantums der regulirende Marktwerth.

Danach muß mich Professor Lexis wohl irgendwie mißverstanden haben, wenn er glaubt, daß ich doch im Grunde der Menge des im Lande vorhandenen Goldes die entscheidende Einwirkung auf die Preisbildung zuerkenne. Wollte ich Das thun, nachdem ich die entscheidende Einwirkung schon einem Produktionkostenpreise zuschreibe, so verfiele ich ja sofort in den selben Widerspruch, der mich bei Ricardo so seltsam angemuthet hatte. Aber daß der maßgebende Produktionpreis oder Marktwerth und der Marktpreis eine natür-

liche Tendenz haben, sich einander bis zu vollständigem Zusammenfallen zu nähern, hindert nicht, daß beim Golde wie bei anderen Waaren der Markt zu Zeiten besonders knapp, zu anderen Zeiten stark überfüllt sein kann. Dann entfernt sich der Preis vorübergehend beträchtlicher vom Marktwerthe und die Wiederannäherung muß in eintretender Wechselwirkung herbeigeführt werden. Kann die Produktion durch erhöhte Produktivität der Arbeit eine Knappheit beseitigen, ohne den maßgebenden Produktionpreis zu steigern, so muß der Marktpreis schließlich wieder auf diesen Produktionpreis zurückgehen. Ist aber die Produktion hierzu nicht im Stande, wird der Bedarf nur dadurch gedeckt, daß der maßgebende Produktionpreis sich erhöht, so wird die Uebereinstimmung sich auf einem Punkt vollziehen, der dem gestiegenen Marktpreise ziemlich nahe liegen mag. Bei einer monopolisirten Waare, dem Gold, muß Dies die Regel sein, und es ist jedenfalls so gewesen — darüber lassen die Berichte der Minen mit ihrem Ausweise größerer Selbstkosten keinen Zweifel — in dem Falle, mit dessen Erörterung ich dem Professor Lexis zu jener mißverständlichen Auffassung meiner Meinung Anlaß gegeben habe. Er dürfte dabei unbeachtet gelassen haben, daß Knappheit oder Ueberfluß des disponiblen Goldes unabhängig sind von der absoluten Menge des Goldbestandes in einem Lande und ferner, daß ich den schwankenden Marktpreis ausdrücklich vom Marktwerthe unterschieden hatte.

Der Marktpreis des Goldes in Gold steht natürlich fest; eine Unze Gold oder 77 Shilling $10^1/_2$ Pence, Das ist bonnet blanc ou blanc bonnet. Daß der Marktpreis des Goldes in Waaren bis zu diesem Frühjahre seit Jahren stetig gestiegen ist, d. h. daß die Waarenpreise in Gold stetig gefallen sind, darüber sollte eigentlich nirgends ein Zweifel bestehen können. Diesen Niedergang der Waarenpreise schreibe ich so wenig wie Professor Lexis einer Verminderung der Geldmenge zu, sehe ihn aber zum großen Theile „als die Folge der Ausschließung des Silbers aus der Geldfunktion“ an. In dem von Lexis hervorgehobenen Umstande, daß „der Rückgang des Preisniveaus nie stärker gewesen ist als in der Periode von 1890 bis 1894, also gerade in der Zeit, in der die Goldproduktion der Erde von Jahr zu Jahr mächtige Fortschritte machte“, kann ich nur eine Bestätigung meiner Theorie finden, wonach rückgängige Waarenpreise, also relative Vertheuerung des Goldes, die Goldproduktion anregen, während freilich die Quantitätstheorie vor dieser Erfahrung nicht bestehen kann. Der Ausspruch von Lexis, „die Gruben vom Transvaal würden ganz eben so wie jetzt bearbeitet werden, auch wenn noch die Waarenpreise von 1873 beständen“, kann mir nur als ganz und gar unbegründet erscheinen. Im Gegensatz dazu bin ich überzeugt, daß bei einem großen Theil der Gruben, die heut recht gut rentiren, mit den Waarenpreisen von 1873 von einer Betriebsmöglichkeit nicht entfernt die Rede sein könnte.

Wohl ist es richtig, daß sich in einem reichen Goldproduktiongebiete besondere lokale Preisverhältnisse bilden und daß diese über die Rentabilitätgrenze entscheiden. Aber, — unabhängig von den Weltmarktpreisen der Waaren? Das wird Professor Lexis nicht aufrecht erhalten wollen, wenn er bedenkt, daß die lokalen Preise, wie weit sie auch durch besondere Verhältnisse sich von den Weltmarktpreisen entfernen mögen, doch deren Einflusse sich niemals entziehen können und in ihren Aenderungen von den Wandlungen der Weltmarktpreise beherrscht sind. Dafür sorgen Schifffahrt und Telegraphendrähte.

Für die Meinung, die Goldproduktion werde nicht abnehmen, wenn der Werth des Goldes gegen Waaren sänke, beruft sich Professor Lexis auf die seit zwanzig Jahren steigende Silberproduktion und scheint mir dabei zu übersehen, daß der Preis des Silbers gegen viele Waaren überhaupt nicht, gegen den Durchschnitt der Waaren nur wenig zurückgegangen ist. Er gedenkt übrigens selbst eines Umstandes, der ihm einen Theil der Mehrproduktion von Silber doch hinlänglich erklären könnte: neue Minen sind in Australien und, wie er hätte hinzufügen können, in Kolorado und Montana erschlossen worden. In solchem Falle, d. h. wenn ganze Grubenfelder neu entdeckt werden, aus denen mit billigeren Selbstkosten das Quantum gefördert werden kann, das die wegen sinkenden Preises aus der Konkurrenz scheidenden Gruben vorher geliefert hatten, in solchem Falle brauchte auch die Goldproduktion nicht abzunehmen. Die Praxis weiß in keiner Produktion von einem regelmäßigen Fortschreiten von besserem zu schlechterem Boden, sondern dazwischen wird auch immer wieder einmal besserer Boden erschlossen, der alten, weniger guten, konkurrenzunfähig macht. Als die kalifornischen Goldfelder entdeckt wurden, fand man große Mengen Goldes fast zu Tage liegend, die mit geringen Spesen gewonnen wurden, während heute allerdings auch dort, wie im Transvaal vom Beginn an, ein regelmäßiger Abbau erfolgen muß. Darauf bezog sich meine Bemerkung, es sei im Transvaal nicht etwa ein neues Kalifornien entdeckt worden, wo besonders leichte Funde andere, theurere Förderung überflüssig machen und den Goldwerth herabdrücken konnten. Was Professor Lexis dagegen vorbringt, trifft die Sache nicht. Gewiß hat man schon viel früher das Transvaal nach Gold durchsucht, gewiß wird man überall danach forschen, wo man irgend welche Aussicht haben mag, das kostbare Metall zu finden; man wird auch Versuche machen, die Schätze zu heben, und Geld daran wagen, aber dauernd wird man einen bergmännischen Betrieb, der Kapitalaufwand erfordert, doch nur führen, wenn er wenigstens die Kosten deckt. Das hätte er aber im Transvaal mit den Waarenpreisen von 1873 nur bei wenigen Gruben gethan, bei manchen schon nicht mit den Preisen vom Ende der achtziger Jahre.

Professor Lexis sagt selbst einmal, der Werth des Goldes bestimme,

bis zu welcher Stufe der Ungunst der Bedingungen die Produktion vorgeschoben werden könne. Demnach fällt doch auch für ihn mit den Produktionkosten auf dieser äußersten Stufe der Ungunst der Werth des Goldes zusammen, wie er auch sonst über diesen Werth denken möge. Wenn er aber diese, gleichviel wie, herbeigeführte Uebereinstimmung erkennt, dann muß seine Negirung des Zusammenhanges von Weltmarktpreisen und lokalen Preisen eine sehr vollständige sein, um ihm bei einer allgemeinen aufsteigenden Preisbewegung noch den Glauben an eine Vermehrung des Gold- und Silbergeldes um jährlich 1100 bis 1200 Millionen Mark zu ermöglichen. Es ist richtig, und ich selbst habe schon früher darauf hingewiesen, daß die ungünstiger situirten Minen auch nur einen geringen Theil der Edelmetallproduktion liefern. Aber bei einer Preiserhöhung von solchem Umfange, wie sie hier Lexis allein im Auge haben kann — denn er erwartet Unheil davon —, würde doch auch von der Produktion der heute gut rentirenden Minen ein ansehnlicher Theil in Wegfall kommen. Eine Inflation durch Papiergeld und hohe Waarenpreise vertragen sich sehr gut zusammen. Für die Thätigkeit der Druckerpresse giebt es nicht so bald eine Grenze. Aber hohe Waarenpreise und starke Edelmetall-Produktion — von überraschenden Funden immer abgesehen — schließen einander aus. Eine über den augenblicklichen Bedarf hinausgehende Edelmetallproduktion kann die Waarenpreise erhöhen; aber dann müssen zuletzt die erhöhten Waarenpreise wieder eine Einschränkung der Edelmetallproduktion bewirken. Deshalb geht es überhaupt nicht an, das Wort Inflation, das nur für die Papierzettel paßt, in die Diskussion über das Edelmetallgeld hineinzubringen.

Ich muß, wenn dieser Artikel nicht zu einem übermäßigen Umfange anwachsen soll, auf die Erörterung einiger Differenzpunkte, die minder wichtige Nebenfragen betreffen, verzichten. Nur auf Etwas komme ich noch, im Bewußtsein eines eigenen kleinen Verstoßes, zurück. Ich hatte bemerkt, daß selbst bei reinem Goldmetallismus einmal ein Agio auf Gold vorkommen könne, und eines Falles gedacht, wo Gold in London 4 per Mille Agio bedang. Einen Werth hatte ich auf diese ganz vorübergehende Erscheinung nicht gelegt und sie lediglich als Kuriosum nicht unerwähnt lassen wollen. Dann aber hatte ich bemerkt, ein größeres Agio auf Gold oder Silber sei auch unter der Herrschaft der Doppelwährung in Frankreich kaum vorgekommen. Dieses Wort „kaum" war wirklich entschieden unglücklich gewählt und ich darf mich über die enge Auslegung, die ihm Professor Lexis gegeben zu haben scheint, nicht wundern. Daß ich es selbst nicht so gemeint haben kann, geht aus meinen übrigen Währungschriften hervor; allein es wäre Anmaßung, wenn ich verlangen wollte, daß deren Inhalt, und gar in solchen Details, dem Professor Lexis gegenwärtig sein solle. Ich wußte von einem

Silberagio bis zu knapp 2 Prozent, also 20 pro Mille, habe aber auch Dieses nicht als eine beträchtliche Abweichung vom Parikurse ansehen können, zumal 20 pro Mille Agio auf den Usancekurs nur etwa ein halb so hohes Agio auf den wirklichen Parikurs des Silbers bedeuten. Von einem Agio von 35 pro Mille, wie es Professor Lexis aus den Jahren 1857 und 1864 erwähnt, war mir nichts bekannt und ich würde die Thatsache bezweifeln, wenn ein Anderer als dieser ernste Gelehrte sie mitgetheilt hätte. Ich kann nur annehmen, daß es sich um ganz vereinzelte Vorkommnisse an wenigen Tagen der genannten Jahre handelt. So mag zur schlimmsten Zeit der hamburger Krise (1857) das Silber, dessen man am pariser Platze rasch habhaft werden konnte, zu jedem Preise zusammengerafft worden sein, um es nach Hamburg zu schicken. Derartiges ist aber so wenig maßgebend wie die Lebensmittelpreise, die für die schleunige Verproviantirung einer Stadt bezahlt werden, der eine Cernirung bevorsteht. Ich hatte die Absicht, um mich über die genauen Daten zu informiren, die Kursberichte der Jahre 1845, 1847, 1857 und 1864 ganz durchzusehen. Viel und lange habe ich mich hier darum bemüht; aber kein hiesiges Bankhaus hat französische Kursblätter von so alten Jahrgängen aufbewahrt. In unserer Stadtbibliothek habe ich zwar den kompleten „Moniteur Universel“ gefunden; allein sehr merkwürdiger Weise hat dieses offizielle Blatt keine Notirungen von Gold und Silber enthalten. Zuletzt habe ich dem Syndic der Agents de change in Paris geschrieben und ihn gebeten, mir die Kursberichte jener Jahre leihweise für ganz kurze Zeit zu überlassen. Die chambre syndicale der Agents de change hat aber in ihrem Archive nur ein einziges Exemplar der Kursblätter und dieses eine Exemplar kann natürlich auch nicht für einen Tag herausgegeben werden. Herr Herbault war aber so freundlich, mir Folgendes mitzutheilen:

Die Kurse der Edelmetalle waren am 31. Dezember:

1845.	Gold, das	Kilo	3437.77	Francs	und	10.25	bis	10.50	pro	Mille	Agio
	Silber, „	„	220.—	„	„	1.50	„	2.—	„	„	„
1847.	Gold, „	„	3437.77	„	„	12.—	„	12.50	„	„	„
	Silber, „	„	220.—	„	„	2.50	„	3.—	„	„	„
1857.	Gold, „	„	3437.77	„	„	6.—	„	7.—	„	„	„
	Silber, „	„	220.56	„	„	20.—	„	25.—	„	„	„
1864.	Gold, „	„	3434.44	„	„	3.—	„	4.—	„	„	„
	Silber, „	„	218.89	„	„	12.—	„	15.—	„	„	„

Aus diesen Daten ergiebt sich: erstens, daß bei den hohen Agiosätzen, die Professor Lexis anführt, es sich wirklich nur um ephemere Erscheinungen gehandelt haben kann, zweitens, daß die festen Usancekurse für Gold und Silber sich im Laufe der Jahre gewandelt haben und immer wesentlich unter den

wirklichen Parikursen geblieben sind, weil die, mitunter recht hoch gegriffenen, Münzkosten dabei berücksichtigt sein sollten. Bei einer Notirung von Silber zu 20 bis 25 pro Mille (Ende 1857) sind die Abschlüsse zu 22 1/2 pro Mille gemacht worden. Mit einem festen Usancekurse von 220.56 und einem wirklichen Münzwerthe von 222.22 Francs bedeutet Dies nur ein effektives Agio von 14 1/2 pro Mille. Das Ende Dezember 1864 notirte Agio von 12 à 15 pro Mille, also von 13 1/2 pro Mille auf einen Usancepreis von 218.89 ergiebt nur einen Kurs von 221.84, der also noch unter dem Münzwerthe bleibt (200 Francs aus einem Kilo 9/10 fein = 222.22 Francs für das Kilo Feinsilber).

Für das Kilo Feingold ist der Pariwerth 3 444.44 Francs. 12 bis 12 1/2 pro Mille Agio (Ende 1847) auf den Usancekurs von 3 437.77 Francs ist ein wirkliches Agio von 10 1/4 pro Mille. Die Produktion von Gold stand damals auf einer gar schmalen Basis. Keines der heutigen großen Produktiongebiete war bekannt; es gab überhaupt keine reichen Lager und insgesammt wurde nicht halb so viel Gold gefördert wie heute im Transvaal, in Amerika oder Australien allein. Dabei war in der langen Friedenszeit die industrielle Entwickelung kräftig vorangeschritten, die Waarenpreise und die Kurse der Fonds hatten einen sehr hohen Stand erreicht. Als dann die kalifornischen Funde kamen, stieg die Goldproduktion rasch auf das Zehnfache und, was wichtiger war, das neu auf den Markt gebrachte Gold wurde mit vergleichsweise außerordentlich geringen Kosten gefördert. Dabei hob sich die Silberproduktion nur langsam und der indische Handel verlangte große Mengen von Silber. Das dauerte lange, namentlich floß der gewaltige Goldstrom in unverminderter Stärke fast zwei Dezennien hindurch, während die Silberproduktion erst in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre sich etwas kräftiger zu entwickeln begann. Eine so wuchtige Belastungprobe für das Doppelwährungsystem wird kaum jemals wieder vorkommen, und sie ist, trotzdem das System im Wesentlichen nur von der Kraft eines einzigen Landes gehalten wurde, in wahrhaft glänzender Weise bestanden worden. Daran ändert auch eine gelegentliche Notirung von 35 pro Mille Agio für Silber nichts. Professor Lexis hat vermuthlich 30 bis 35 pro Mille gesehen. Das heißt aber 32 1/2 pro Mille auf 218.89, also 18 pro Mille oder 1 8/10 Prozent wirkliches Agio. Gehalten hat sich dieses Agio jedenfalls nicht lange; und zu seiner Beseitigung hat es, wie die Notirung von Ende 1864 zeigt, gar nicht erst einer großen Aenderung in den Produktionverhältnissen bedurft.

Die hier und da hervortretenden Agiosätze auf Gold oder auf Silber haben jedenfalls auf die Geschäftswelt nicht den Eindruck gemacht, als ob der Bestand der Relation 1 : 15 1/2 einmal in Frage kommen könnte. Ich kann aus meinen geschäftlichen Erinnerungen über zwei Thatsachen berichten,

die Das schlagend beweisen. Während des amerikanischen Bürgerkrieges und noch lange danach hat in Süddeutschland eine außerordentlich starke Kauflust für amerikanische Staatsfonds bestanden. Man kaufte nicht nur, was man bezahlen konnte, sondern es bildeten sich Spekulationbestände, wofür die damals in Deutschland vorhandenen disponiblen Mittel, bei sonstiger starker Beanspruchung, nicht ausreichten. Es mußte fremdes Geld herangezogen werden. Die großen amerikanischen Häuser lieferten das Geld und beschafften es sich wieder durch langsichtige Trassirungen auf ihre londoner Häuser. Hier hatten sie, da die Silberwährung bestand, Silber zu fordern, in England Gold zurückzuzahlen. Das war ein reelles und nützliches Bankgeschäft, auch sehr solide, vorausgesetzt, daß die Wechselkurse beiläufig der Relation von 1 : 15½ entsprechend blieben. Aber es wurde eine durchaus unsolide und gefährliche Operation, zumal es sich dabei um ganz riesige Summen handelte, sobald die Gefahr eines Zerreißens dieser Relation bestand. Die sehr vorsichtigen Häuser — namentlich eines davon gehört heute noch zu den reichsten und solidesten des Platzes — würden diese Transaktion sicherlich nicht gemacht haben, wenn der Gedanke der Unhaltbarkeit jenes Verhältnisses irgend einem praktischen Geschäftsmanne in den Sinn gekommen wäre. Das andere Beispiel liegt dem Jahre 1870 noch näher. Ich glaube, es war im Jahre 1869, daß in Folge eines Mißwachses in Frankreich und besonders reicher Ernte in Oesterreich-Ungarn sich eine große Arbitrage-Konjunktur für Weizen von Oesterreich nach Frankreich, über Süddeutschland gehend, entwickelte. Die mannheimer Getreidehändler hatten Weizen auf Lieferung in Wien und Pest gekauft und deckten sich in Frankfurt für die Valuta durch Käufe von wiener Wechseln auf Lieferung, theilweise auch per Vorprämie. Die frankfurter Arbitragehäuser wiederum deckten sich für diese Verkäufe von wiener Wechseln durch in Wien auf gleiche Lieferung vollzogene Verkäufe von Napoleonsd'or oder langsichtigem London, eventuell auch per Rückprämie. Sie versprachen dabei in Wien Gold und hatten doch in Frankfurt bei Ablieferung der wiener Wechsel Silber dafür zu empfangen. Also in anderer Form der selbe Fall wie der zuerst berichtete, und auch hier handelte es sich um ungeheure Summen. Bei diesen Operationen, ich kann es bestimmt sagen, ist Alles ordentlich und aufs Genaueste kalkulirt worden; aber die Möglichkeit eines größeren Auseinandergehens der Gold- und Silberpreise hat man nicht in die Kalkulation gezogen, weil, was immer man heute darüber behaupten möge, Niemand damals an eine solche Möglichkeit gedacht hat.

Frankfurt a. M. Karl Hecht.



Politik und Börse.

Das Publikum verkauft zwar noch nicht, aber die hohe Finanz wird allmählich doch ein Bischen ängstlich. Dazu hat auch die Ermordung Stambulows beigetragen, als eine plötzliche Beleuchtung der politischen Situation. Eine gewisse russisch-französische Uebereinstimmung tritt an den verschiedensten Punkten nur zu deutlich hervor und wir haben ihr in China noch die Wege geebnet. Erst in diesen Tagen, da der große, in Peking endlich unterschriebene Prospekt veröffentlicht wurde, hat Deutschland eine neue Schlappe erlitten. So eng offenbart sich nämlich jetzt das Verhältniß Rußlands zu China, daß die Russen die Coupons der chinesischen Anleihe als Zollcoupons annehmen und die Obligationen selbst zur Hinterlegung von Kautionen gestatten. Wir sind mit Oesterreich gewiß eng liirt; aber wird es uns einfallen, dessen Zinsabschnitte an unseren Zollstätten in Zahlung zu nehmen? Das Zarenreich aber, das bis jetzt seine Eingangszölle in purem Golde erhebt, wenn man ihm nicht gerade die Coupons seiner eigenen hierzu bestimmten Anleihen präsentirt, nimmt von nun an auch chinesische Coupons an. Ich zweifle sogar nicht daran, daß die Herren in Petersburg ab und zu noch solche Coupons zukaufen lassen werden, um dann, mit einer hübschen Anzahl in der Hand, den Mandarinen eine Art von politischer Einlösung vorzuschlagen. Die Erwerbungen durch das Schwert sind ja viel theurer. Diese Erkenntniß hat auch die schlauen Slaven veranlaßt, uns zunächst als Vorspann zu benutzen, um dann in dem so bereiteten Prunkwagen mit den Galliern allein weiterzufahren. Allerdings wechseln die Franzosen bei dieser Gelegenheit ihr Gold gegen sehr kleine Münze ein, aber Das ist noch kein Trost für das Niveau der deutschen Diplomatie und Finanz; deren erstmaliges vereintes Auftreten war so unendlich geschickt, daß es thatsächlich zum Ausgangspunkt der neuen russisch-französischen Pläne werden konnte.

Nicht mit Unrecht hat man auch aus dem Protest der pariser Firma Hoskier gegen das serbische Finanzarrangement einen Juchtengeruch herausspüren wollen. Hoskier ist nämlich seit Jahren der Lieblingsbankier der russischen Finanzminister und seine Vorstellung ist von dem französischen Gesandten in Belgrad stark unterstützt worden. Das will um so mehr bedeuten, als die feinste pariser Gruppe: die Banque Ottomane und das erste Bankinstitut Frankreichs, das Comptoir National d'Escompte, ein starkes Gegeninteresse haben, d. h. Glieder der Arrangementsgruppe sind. Im Prinzip hat Hoskier gewiß Recht. Er hatte vor fünf Jahren ein serbisches Anlehen abgeschlossen, dem Eisenbahnen als Spezialpfand dienten, und nun, bei der Unifizirung aller Anlehen, wird dieses Unterpfand einfach wegeskamotirt. Allein Serbien braucht um eine Antwort gar nicht verlegen zu sein. Die übrigen Anleihen, an denen die große Bankengruppe interessirt ist, hatten ebenfalls Unterpfänder und sie werden jetzt aufgehoben. Es ist nicht möglich, gewaltthätiger zu sein und zugleich auf weniger Widerstand zu stoßen; denn Das sollten unsere Kapitalisten sich merken: falls sie in Güte nichts mit einem verschuldeten Staat ausrichten, irgend eine Gewalt wird ihnen nicht zur Verfügung gestellt. Civilisirte Regirungen unterscheiden sehr genau zwischen

gemordetem Vermögen und gemordeten Menschen. Deshalb sollte man Monopolanleihen in ihrer Sicherheit künftig nicht mehr nach der Feierlichkeit des betreffenden Vertrages beurtheilen, sondern nach dem Sinn für das Gesetzmäßige, wie er sich in diesem oder jenem Volke bereits entwickelt hat. Die Balkanstaaten notiren in diesen Dingen noch sämmtlich niedrig; selbst in dem so gepriesenen Rumänien kann ein auswärtiger Kläger ungleich schwerer zu seinem Recht kommen als etwa in Argentinien. Uebrigens hat Serbien schon anfangs der siebenziger Jahre einen Zinsenstaatsstreich versucht. Damals war mit der Bankvereinsgruppe ein fünfprozentiges Anlehen auf das Salzmonopol abgeschlossen worden. Der Staat zog, was man ihm ja ohne Vertrag nicht verdenken könnte, das Monopol wieder an sich, zahlte aber allerdings das Geld zurück. Der Gipfel von heute — kein Monopol und weniger Geld — war eben noch nicht erstiegen.

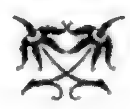
Alle Welt sieht die gegenwärtige Ohnmacht Serbiens zum Vollzahlen seiner Verpflichtungen durchaus ein. Ein Volk ist nicht immer verpflichtet, die Lasten zu tragen, die ihm unfähige oder noch schlimmere Finanzverwaltungen aufgelegt haben. Nur ist die Frage, ob die verminderten Verpflichtungen eine hinreichende Sicherheit in sich tragen. Antwort: Nein! Serbien hat feste Einkünfte nur aus seinen Monopolen und von diesen ist wiederum das Salzmonopol das einzig beständige, weil der Bauer Salz wenigstens haben muß. Die Steuern aber, die eingetrieben werden, stoßen, ganz abgesehen von der Begünstigung der jeweilig herrschenden Partei, auf den naivsten Widerstand der Bevölkerung, deren Vaterlandslosigkeit in diesem Punkte über jeden Zweifel erhaben ist. Das ist der Grund, weshalb ich das Arrangement eigentlich für unsicher halte, — und wie ich denken wohl auch die finanzirenden Banken selbst, die jetzt die sehr durchsichtige Erklärung abgegeben haben, es müsse die Kontrole erschweren, wenn Serbien künftig seine eigenen Coupons noch bei den Zöllen annehme. Als ob man nicht wüßte, daß die Herren in Belgrad diesen Vertragspunkt als unbequem einfach nicht wieder aufgenommen haben.

Was werden nun die Banken mit ihrer schwebenden Schuld und mit den noch in ihrem Portefeuille befindlichen Anleihen thun? Schon vor Monaten wurde an dieser Stelle eine Wahrscheinlichkeitrechnung aufgestellt, nach der jene Banken das ganze Arrangement nicht allein im Interesse ihrer seit Jahren untergebrachten serbischen Papiere erstrebten, sondern auch wegen der Unterbringung der noch nicht begebenen Anleihen. Cyniker — und deren giebt es ja auch an der Börse — meinen sogar, das Arrangement hätte überhaupt nur den Zweck, diese Portefeuillebestände sanft in die Anlageabtheilungen des Publikums hinübergleiten zu lassen. Um diesem Verdacht wirksam zu begegnen, gäbe es natürlich kein besseres Mittel, als daß die Banken mit der Einbeziehung ihres eigenen Besitzes in die unifizirte serbische Schuld einige Jahre warteten. Hat sich bis dahin das neue Arrangement bewährt, so erscheint es vielleicht ganz moralisch, auch diese Fonds dem Vermögen unseres Volkes einzuverleiben. Aber die Banken haben etwa eintretende Verluste und dadurch verminderte Dividenden vor ihren Aktionären zu verantworten. Wäre es da also nicht gut, wenn unsere Handelskammern dem stillen Wunsche jener Banken entgegenkämen? Die Sache ist wichtig, die wichtigste aller jetzt schwebenden Finanzfragen. Etwas Ernstliches müßte geschehen und der endliche Entschluß dürfte nicht anders ausfallen als die anfäng-

liche Opposition. Uns geht nur Deutschland an, der französische Markt mag sich ruhig eingarnen lassen. Für Deutschland nun kommen drei Börsen in Betracht: Berlin, Frankfurt und Hamburg. Den Vorständen dieser Börsen — in Gestalt von Aeltesten, Handelskammern und „eines ehrbaren Kaufmannes" — steht die Entscheidung über die Notiz der großen unifizirten Serbenanleihe zu. Es kann also ruhig verfügt werden, daß zur Notiz d. h. zum offiziellen Handel, bei uns nur die umgewandelten Fonds zugelassen werden, die bereits in den Händen des Publikums, also auch bereits notirt waren. Damit würden nur solche Stücke lieferbar sein, die — genau angegeben — von Nummer X bis Nummer Y gehen, und der Besitz der Banken an früherer schwebender Schuld und noch unausgegebenen Anleihen wäre „bis auf Weiteres" oder für eine zu bestimmende Anzahl von Jahren von einer Abgabe an das Publikum ausgeschlossen. Die börsentechnische Möglichkeit einer solchen Maßregel ist besonders bei amerikanischen Bonds mehrfach erprobt. Ohne Kampf kann zwar ein solcher Beschluß nicht durchgesetzt werden, denn auch in der Brust von Börsenvorständen wohnen mitunter zwei Seelen; allein der Sieg der guten Sache könnte wesentlich erleichtert werden, wenn die Presse ihre Stimme erhöbe; aber da heißt es freilich: wenn —!

Eine hübsche Illustration übrigens zu dem holden Wahn, man könne die Emissionhäuser für ihre Prospekte verantwortlich machen. Diese serbische Reduzirung wäre stark genug, um eine Anklage zum Mindesten auf Schadenersatz zu begründen. Und was würde dabei herauskommen? Nichts! Die betreffenden Banken können nachweisen, daß sie über ihnen rechtsgiltig abgetretene Unterpfänder verfügt hatten, laut Verträgen, die nach einer Berathung mit unserem Auswärtigen Amt und unserer diplomatischen Vertretung in Belgrad zu Stande gekommen sind. Sie können nachweisen, daß ihnen diese Unterpfänder nachträglich, bei allem Respekt vor unserer Großmacht, unrechtmäßig entzogen wurden. Also: äußere Schuldlosigkeit. Eine zweite hochnothpeinliche Frage wäre dann: wie lange die Banken schon von dem Bankerott Serbiens gewußt hatten und dabei trotzdem den Handel in jenen Papieren noch ruhig fortsetzen ließen. Hierauf käme eine Doppelantwort; erstens: ein Staat ist nicht zahlungunfähig, sobald es ihm etwa einfällt, Das vertraulich mitzutheilen, sondern erst, wenn die betreffenden Banken nicht mehr weiter nachhelfen, denn diese Nachhilfe ist keineswegs künstlich, vielmehr bei sehr vielen Budgets eine lange Gewohnheiterscheinung; zweitens: wir (die Banken) haben nichts verschwiegen, was nicht unsere Regirung bereits ebenfalls wissen konnte. Wenigstens läßt es sich doch wohl annehmen, daß die deutschen Generalkonsulate ihren Dienst in fremden Ländern prompt genug versehen, um solche Kleinigkeiten wie Staatsbankerotte rechtzeitig anzuzeigen. Und da meldet sich wieder eine schwierige Frage, die noch dazu ohne das Auswärtige Amt nicht entschieden werden kann: ob eine Regirung so wichtige Berichte der Oeffentlichkeit unverzüglich zu verkünden hat oder sie auch verschweigen darf.





Notizbuch.

In Buchers prachtvoller Anklageschrift gegen den Parlamentarismus findet man ein paar sehr amusante Seiten über den Unterschied zwischen Tories und Whigs. Tory, heißt es da, soll ursprünglich einen zum Papismus neigenden irischen Pferdedieb, Whig einen zum Aufruhr neigenden schottischen Konventikler bedeutet haben. Allmählich, während die Parteietiketten so bekannt wurden, daß die Indianer sogar einander unter dem Feldgeschrei Whig oder Tory skalpirten, verloren die Schlagwörter den legendären Sinn und witzige Leute wollten den Unterschied nur noch darin finden, daß die Whigs immer liberal würden, um die verlorene Gewalt wiederzuerlangen, und die Tories, um die erlangte Gewalt zu behaupten. Noch heute kann der Kontinentalmensch die Bedeutung des Unterschiedes schwer begreifen und er steht ziemlich rathlos, da er jetzt vernimmt, die Tories hätten einen ungeheuren Wahlsieg, die Whigs eine ungeheure Niederlage zu verzeichnen. Und doch ist die Sache vielleicht ganz einfach. Es handelt sich um den Krach des Liberalismus, um das Versinken einer Weltanschauung, die mit formaler Freiheit und Gleichheit lange das Menschengeschlecht zu beglücken wähnte. Wie der Liberalismus selbst, muß auch der Krach, der ihn in den Abgrund reißt, international sein. Dabei braucht man gar nicht vor dem Verschwinden der Freiheit zu zittern, mit der längst der Liberalismus nichts mehr zu thun hatte. Schon Hegel verkündete, wenn ein Staat in seine sittlichen Atome zerstäube, müsse er sich der abstrakten Einheit, dem Despotismus, nähern, und wir haben erlebt, wie der Versuch, jede staatliche Gemeinschaft in einen lockeren Haufen nur von der Lust am Kaufen und Verkaufen zusammengehaltener Monaden aufzulösen, zu einer schrankenlosen und bei aller schlauen Vorsicht doch unsäglich grausamen Kapitalstyrannei geführt hat. Der Engländer läßt, im Bewußtsein robuster Kraft, die Dinge gern an sich herankommen: er hat einen außerordentlich stark entwickelten Instinkt für den nationalen und den persönlichen Vortheil und würde nicht dulden, daß sentimentale oder bestochene Fabrikanten von öffentlicher Meinung ihn in Händel hetzten, in denen für ihn so wenig zu holen ist wie für uns jetzt in der Stambulowei; aber er betrachtet das Parteigewühl immer ein Bischen von oben herab, mit einem leisen Hohnlächeln, wie einen angenehm aufregenden Sport, bei dem man zeitig für den guten Tip sorgen muß, und nimmt die Sache erst ernst, wenn er spürt, daß große, für das Behagen und für den Beutel wichtige Entscheidungen nahen. Ein solches Empfinden ist unter den Briten jetzt wach geworden; sie fühlen, daß ihrer Weltherrschaft schwere Gefahren drohen, und wenden enttäuscht sich deshalb von dem Führer ab, den Disraeli — es ist auf den Tag heute siebenzehn Jahre her — einen sophistischen, selbstsüchtigen und vom eigenen Wortschwall trunkenen Rhetor genannt und der auf der Bahn des Unheiles seitdem sie noch eine tüchtige Strecke vorwärts gebracht hat. Gladstone selbst hat sich klüglich zurückgezogen, als er das Spiel verloren sah. Sein letzter Streich war die Aufnahme der Chartistenforderung von 1842, die Irland aus der Union lösen wollte, und der sinnlose Kampf gegen das Oberhaus, das diesem Beginnen einen festen Wall entgegenwarf. Der erfahrene Demagoge mußte bald merken, wie ungünstig diesmal für ihn die Chancen lagen, da weder die Klassen noch die Massen sich aufwiegeln ließen; er verschwand deshalb in Heroenherrlichkeit

und übergab die kümmerliche Hinterlassenschaft dem kränkelnden Derbysieger Rosebery, der, unter geschickter Leitung, aber selbst wohl nur mit halbem Herzen, dann die Liquidation der Masse erledigte. England kann mit dem Tausch, der sich jetzt vollzogen hat, sehr zufrieden sein: das Kabinet Salisbury, auf dessen wichtigstem Posten Balfour steht, ist ein Ministerium fähiger und gebildeter Männer, die nicht in der Phraseologie, sondern in Thaten die Wirkung suchen werden. Und hier ist der Punkt, wo auch in dem deutschen Kontinentalmenschen das volle Verständniß sich regt und die beinahe neidische Frage entsteht, warum es in seinem Vaterland denn gar nicht mehr möglich sein soll, den Klügsten und den Erfahrensten die Leitung der Staatsgeschäfte zu sichern.

* * *

Die Führer der deutschen Sozialdemokratie fangen schon an, sich über das Scheitern der Umsturzvorlage zu ärgern. Die Bewegung will nicht mehr recht vorwärts kommen, der Stoff für die Agitation ist nachgerade verbraucht, und wenn nicht bald Etwas geschieht, wenn ein Zwangsgesetz nicht die Glieder rasch wieder fester fügt, muß die Langeweile der Vereinsmeierei eine Versumpfung schaffen, die nur der unpolitischen Wirksamkeit der Gewerkschaften nützlich werden kann, die Parteiallmacht aber schädigen muß. Jetzt ist, ut aliquid fieri videatur, ein Agrarprogramm veröffenlicht worden, — mit manchen ganz verständigen Forderungen, aber ohne den persönlichen und menschlich anheimelnden Zug, den Vollmar ihm vielleicht gegeben hätte. Daß mit diesem Programm in dem antikollektivistischen Bauernschädel, von dem Schaeffle spricht, Verheerungen anzurichten sein werden, glauben die klugen Erfinner selbst gewiß nicht; sie wissen, daß dem Landmann der Antrag Kanitz mehr einleuchten wird als eine Sammlung der verschiedensten Vortischwünsche — der eigentliche Schmaus wird ja erst beginnen, wenn die Produktionmittel vergesellschaftlicht sind —, aber sie möchten der entschlummernden Agitation eine neue Richtung geben. Die im Daseinskampf verbündeten Landwirthe brauchen den kommenden Ansturm nicht zu fürchten; sie müssen nur fortfahren, gegen Zwischenhändler und Drohnen ihren gerechten Anspruch klug und nachdrücklich zu vertreten. Sie brauchen auch an der Regirung nicht zu verzweifeln; noch ist ja der Minister im Amt, der am vierundzwanzigsten November 1887, als er den Reichstag eröffnete, also sprach: „Fehlt es auch auf einzelnen Gebieten des nationalen Erwerbslebens nicht an Zeichen eines zu erhoffenden Aufschwunges, so befindet sich doch die wichtigste Quelle unseres wirthschaftlichen Wohlstandes, die Landwirthschaft, in einer bedrohlichen Nothlage. Die Preise unserer landwirthschaftlichen Erzeugnisse, namentlich des Getreides, sind unter dem Drucke des Angebotes aus fremden, billiger produzirenden Wirthschaftgebieten, obwohl wir uns reicher Ernten zu erfreuen gehabt haben, so tief gesunken, daß jede Ertragsfähigkeit der Arbeit des deutschen Landmannes gefährdet erscheint. Die bestehenden Getreidezölle haben diesem Drucke nicht ausreichend zu begegnen vermocht. Die bedrängte Lage unserer Landwirthschaft wirkt auf die wirthschaftliche Thätigkeit der gesammten Bevölkerung ungünstig zurück." So lange dieser Minister am Werke steht, kann der deutsche Landmann unbesorgt sein. Wie der Treffliche heißt? Herr von Boetticher.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 3. August 1895.

Sagenbildung.

Ein Stück ihrer Thätigkeit aus der Gegenwart.

In dieser Zeit, die noch voll ist vom Nachklang unserer schönen Kanaleröffnungfeier, wendet der Geist sich gern zu einer anderen zurück, in der das „aperire gentibus terram" von Egypten her durch die ganze Welt klang. Auch ich wohnte den märchenhaften Festen bei, die bei der „Inauguration" des Suezkanals einige der mächtigsten Monarchen der Welt und viele Führer des geistigen Lebens aller Völker der Erde an den Nil geführt hatten. Sie waren den Lockungen gefolgt, mit denen der freigebigste aller Wirthe ihnen den Weg zu ebnen und das Ziel der Reise mit Genüssen jeder Art zu schmücken verhieß.

Es war ihnen Wort gehalten worden. Hatte auch die majestätische Würde gefehlt, die der Feier an unserem Kaiser Wilhelm-Kanal das vornehme Ansehen verlieh, sind jene festlichen Tage und Nächte dennoch unvergeßlich schön und reich an Anregungen jeder Art gewesen. Für Manche wurden sie zu einer Kette von bunten, rauschenden und berauschenden Vergnügungen, für Andere zu einer herrlichen Zeit echten Genusses und reicher Belehrung.

An der Spazirfahrt nach dem ersten Katarakt theilzunehmen, für die der Chediw Ismail einer auserwählten Schaar von deutschen Gelehrten und Künstlern, zu der auch Richard Lepsius, der Bildhauer Drake und unser Reichspostmeister Stephan gehörten, einen Dampfer zur Verfügung gestellt hatte, verbot mir der Zweck meiner Reise. Zwar durfte ich mit gutem Recht hoffen, daß die eigene Nilfahrt mir später reicheren wissenschaftlichen Gewinn bringen würde; ganz leicht war mir das Herz aber doch nicht, als ich von

den nach Kairo zurückgekehrten Landsleuten hörte, wie genußreich und förderlich für alle Theile die ihre verlaufen war. Frische Erinnerungen an sie würzten denn auch in der eigentlichen Festzeit manche Zusammenkunft gelehrter Gäste des Chediw, und besonders diejenige, bei der die Dinge zur Sprache kamen, deren hier gedacht werden soll.

Auguste Mariette, der Vorsteher der Alterthümer in Egypten, der den gewaltigen Plan verwirklichte, dem Boden des Nilthales an siebenunddreißig verschiedenen Stellen als Ausgräber zu Leibe zu gehen, hatte bei der Tafel unseren fürstlichen Wirth, den Chediw, vertreten. Nachdem sie aufgehoben worden war, blieben nur einige deutsche und französische Gelehrte, und an ihrer Spitze Richard Lepsius, der Altmeister der Egyptologen, bei goldgelbem Rauenthaler und rubinrothem Bràn mouton mit mir zurück. Bald führte die Rede auf die große Expedition, die Lepsius im Auftrag und auf Kosten Friedrich Wilhelms des Vierten von Preußen durch Egypten und Aethiopien und bis über Chartûm hinaus geleitet hatte. Dabei blieb auch Mariette nicht still und gedachte des Goldschatzes, der mit der Mumie der Königin Aahhotep bestattet worden war. In keiner Felsengruft, in keinem Mausoleum, nicht einmal in einem einfachen Grabe, — als ein von verfolgten Leichenräubern schnell verscharrtes Beutestück hatten die Araber sie unter dem Sande zu Drah abu'l Negga in der Totenstadt von Theben gefunden. Die wundervollen Goldsachen, die man der Königin mit in die andere Welt gegeben hatte, wären darum, wie manches andere jenseits seines Thätigkeitkreises ans Licht gezogene Kleinod, niemals in die Hände Mariettes und in das Museum gekommen, sondern durch Verkauf an einzelne Reisende in die Ferne gewandert, hätte der Mudir von Qene den unbefugten Suchern nach Alterthümern ihren kostbaren Fund nicht entrissen.

Während dieser Mittheilungen erging Mariette sich in Klagen über die Eingeborenen, die, was sie an werthvollen Gegenständen fänden, so viel lieber an die „Touristen“ verkauften, als dem Museum überbrächten. Gerade die goldenen und silbernen Fundstücke wären übrigens nur selten von wissenschaftlichem Werth und richteten dabei den größten Schaden an; denn die Freude am Schatzgraben stecke dem Araber im Blute, und die Aussicht, Edelmetall zu finden, mache manchen ordentlichen braunen Burschen zum Maulwurf.

„Ich weiß ein Lied davon zu singen,“ fügte Lepsius bestätigend hinzu und erzählte, welche Schwierigkeiten er in Aethiopien am Berge Barkal und auf dem Gebiet des alten Meroë zu überwinden gehabt hatte, um der Begier der Schatzgräber Zügel anzulegen. Zehn Jahre bevor er mit seinen Arbeiten begann, hätte der Italiener Ferlini in einer der Pyramiden des alten Meroë, der Hauptstadt der äthiopischen Könige, den reichen Goldschmuck einer Fürstin gefunden, den es ihm später gelungen sei, für das egyptische Museum in

Berlin zu erwerben. Als Lepsius nun im Jahre 1844 die äthiopischen Denkmäler studirt habe, wären die Eingeborenen sofort auf die Vermuthung gekommen, die Arbeiten der Expedition ständen mit jenem Funde in Verbindung. Der Führer eines Theiles der egyptischen Streitmacht, die damals den Aufstand der Takastämme zu Boden geschlagen hatte, Osman Bê, ein tüchtiger und dazu wohlgesinnter Offizier, sei ihm in der Gegend des alten Meroë begegnet; auch er hätte von dem Ferlinischen Funde gehört, und daß die Expedition gekommen sei, um in den Pyramiden nach neuen Schätzen zu suchen. Ganz klug hätte der Kriegsmann sie gern für den eigenen Gebrauch gehoben, und schon bei ihrer ersten Begegnung sei er in seiner unbefangen heiteren Weise mit der Erklärung hervorgetreten, er werde sein Corps — an fünftausend Mann — benutzen, um gegen die alten Bauten zu Felde zu ziehen, in denen, wie Lepsius am Besten wisse, gewaltige Reichthümer verborgen lägen. Da hatte es denn große Mühe gekostet, den Heerführer von seinem Irrthum zu überzeugen. Erst die Risse, die Abgüsse und Abklatsche, die Lepsius ihm zeigte, und seine ernste Erklärung, der Fund Ferlinis sei ein zufälliger, ganz vereinzelt vorkommender Glücksfall gewesen, und höchst wahrscheinlich nicht am Wenigsten die vornehm ernste Weise meines verehrten Lehrers veranlaßten Osman Bê endlich, von seinem Vorhaben abzustehen.

„Uebrigens," schloß Lepsius, „wurde die ganze Expedition von den Eingeborenen für eine planmäßig arbeitende Schatzgräberbande höherer Art gehalten. Sie sahen in uns etwas Aehnliches wie die Aktiengesellschaften, die im dreizehnten Jahrhundert die Totenstadt des verfallenen Memphis von gedungenen Arbeitern durchwühlen ließen und, dank dem gefundenen Gold- und Edelgestein, wie es scheint, recht hübsche Dividenden auszahlten. Was sollten auch die guten Leute von Nuri und Begerauîeh anders von uns denken, wenn sie uns die Eingänge der Pyramiden suchen und öffnen, die Meßschnur anlegen, den Boden aufhacken, den Former Gips bereiten, unseren behaglichen Maler Georgi Stunden lang unter seinem Schirm Stift und Pinsel führen oder die Brüder Weidenbach mit Bürsten in der Hand nasses Löschpapier auf beschriebenes Gestein klopfen sahen? Sogar in den Chorälen, die wir bei der Andacht sangen, witterten sie Beschwörungen. Jedenfalls machte unsere Thätigkeit einen gewissen Eindruck auf diese einfachen Menschen; denn sie vergaßen weder die Expedition noch sogar meinen Namen. Wurden mir ja noch heute Morgen Grüße des Schêch von Nuri, eines gefälligen und umsichtigen alten Mannes, bestellt, der beim Befrachten der Lastschiffe half, die der Gouverneur der Provinz mir damals zugeschickt hatte. Aber wie ist mir denn? — Fünfundzwanzig Jahre sind seitdem vergangen. Der Schêch kann also kaum noch unter den Sterblichen wandeln oder doch nicht viel jünger sein als der berühmte Langleber Epimenides von

Knossos, der, wenn es zu Ende ging, sich wieder jung machen konnte. Das muß wohl auch dem nubischen Greise geglückt sein, bevor er die weite Reise hierher unternahm."

„Er ist längst ein Osiris, und Friede sei seiner Asche," unterbrach hier Johannes Dümichen, der frische und liebenswürdige straßburger Egyptolog, den berühmten Landsmann und Lehrer. „Sein Sohn war es, der auch mir heute begegnete und mir Grüße an Sie auftrug. Ich vergaß sie auch nicht zu bestellen; denn ich habe Mancherlei an sie zu knüpfen, das auch Sie, meine Herren, interessiren möchte."

„Nun?" fragte es ringsum; Freund Johannes aber strich sich den schönen langen Bart, der die Araber veranlaßte, ihn „Abu daqn", Das ist Vater des Bartes, zu nennen, und begann munter: „Wichtig, ja für den Historiker von hoher Bedeutung ist, was der jüngere Schêch — übrigens auch schon ein Graubart von ehrwürdigem Aussehen — mir ins Gedächtniß zurückrief. Am Berge Barkal weiß man nämlich genau, wie Preußen dazu kam, den Krieg von 1866 siegreich zu Ende zu führen, und ich bin bereit, es Ihnen anzuvertrauen. —"

„Und wir, Sie zu hören", rief es von allen Seiten.

Da füllte sich Dümichen noch einmal den Römer und fuhr im Tonfall des Arabers fort, der ernsterer Dinge gedenkt: „Der alte Schêch von Nuri wurde zu den Vätern versammelt. Was ist das Leben, was ist die Welt? Sein Sohn that es mir heute mitten auf der Muski zu wissen. In Begleitung eines Pascha unternahm er die Reise hierher, um die große Sultane von Frankreich zu sehen, und mehr noch, um — verzeihen Sie, meine Herren" — damit verneigte er sich gegen Mariette und seine Landsleute, „um den Thronerben des Königs von Preußen mit eigenen Augen zu schauen. Ich hatte in Nubien auf meiner großen Nilreise manche Gefälligkeit von dem Schêch erfahren. Wahre Wunderdinge wußte besonders sein alter Vater damals über die preußische Expedition zu berichten. Von ihren Resultaten hatte der rüstige Greis — es war vor dem Kriege von 66 — großartige Folgen für das Schicksal der Welt erwartet. An diese Voraussetzungen mußte sein Sohn sich vorhin erinnern, als er nach den üblichen Begrüßungformeln und nach der nöthigen Einleitung mir näher trat und mit gewichtigem Ernste begann: ‚Du lachtest, als Du bei uns zu Hause vernahmst, was mein alter weiser Vater — der Friede und das Erbarmen Gottes seien über ihm — von der Sendung des großen Chawaga Lepsius und seiner Gefährten in unser Land erwartete. Nun hat sich, wie Du selbst am Besten weißt, das Alles vollkommen bestätigt. Damals verschlossest Du uns Ohr und Herz und ließest Dich nicht überzeugen, obwohl wir Dir die Grundlagen zeigten, auf die der Bau unserer Meinungen sich stützte. Zugehört

hatte der Vater ja selbst, wie Euer großer Chawaga Osman Bê mit tausend Zungen abrieth, nach Schätzen zu suchen. Vielleicht war seine Rede wohlgemeint gewesen, weil er selbst bereits die Kammern und Schachte in den Pyramiden bis auf den letzten geleert hatte. Uns wenigstens ist es später nicht gelungen, auch nur einen armen Piaster zu finden; Dein großer Landsmann war freilich ein Meister in den magischen Künsten, von denen wir uns fern halten, weil sie dem Propheten verhaßt sind. Ihnen verdankte er auch die Macht über die Herzen der Großen, die ihm dann zuletzt sogar halfen, seine Beute in Sicherheit zu bringen. Auch dem Vater, dessen scharfes Auge sonst doch Mancherlei erkannte, was sich im Dunkel verbirgt, und mir selbst trübte er den Blick. Waren wir doch dabei, als man das Frachtschiff belud, das Hasan Pascha ihm sandte, auf daß er mit der Durra aus unserem Speicher die Kühe im eigenen Stalle mäste. Von ungeheurem Gewicht war der Widder und manches andere Stück, das unsere Leute auf Rollen zu den Schiffen hinzogen. Mehrere sind noch am Leben, und Mann für Mann will beschwören, daß, was sie da fortbewegt hätten, schwerer gewesen sei als der härteste Granit und dem Gewichte des Bleies nicht nachgestanden hätte. So ist es denn klar wie die Sonne, daß der Widder und die anderen behauenen Steine ausgehöhlt waren und voll von Gold und Juwelen. Ja, wir wissen noch mehr! Wenn unsere Arbeiter bei Tage den Boden gelockert oder in den vermauerten Kammern Steine aus den Fugen gehoben hatten, war der Chawaga selbst beim Untergang der Sonne gekommen und hatte den Schatz mit Hilfe seiner Gefährten und der ihm gehorsamen Geister gehoben. Bei Begerauieh ließ er in der Nacht auf den Höhen neben den Pyramiden große Feuer entzünden, obwohl das Holz bei uns rar ist und Niemand — war es doch in der heißen Frühlingszeit — die Gluth benutzte, um sich an ihr zu wärmen. Die hochauflodernden Flammen riefen eben nur die Djinnen herbei, die ihm halfen, die Schätze zu heben.'"

„Unsere Osterfeuer", rief Lepsius belustigt.

„Dergleichen dachte ich mir", bemerkte Dümichen. „Ich ließ auch nichts unversucht, um ihn von der Hinfälligkeit seiner kühnen Hypothesen zu überzeugen, doch mein Widerspruch goß nur Oel in das Feuer. Endlich brauste der Schêch sogar lebhaft auf und fragte, ob ich ihn für ein Kind hielte oder ob ich dächte, seine Heimath am Barkal läge jenseits der Grenzen der Welt? ‚So oft seit vier Jahren', rief er, ‚ein Franke bei uns vorspricht, so oft ein Schiffsre'is oder Schreiber im Dienste des Gouverneurs uns eine Zeitung bringt, die er selbst oder der Fiqih uns vorliest, giebt es nichts zu hören, als was der König von Preußen Großes verrichtet. Sein Name, den, bevor der Chawaga Lepsius zu uns kam, auch die gelehrten Faqire nicht kannten, — er ist jetzt in Jedermanns Munde. Wie der Abend-

stern neben dem Mond glänzt ihm zur Seite der seines großen Veziers Bismarck. Die Buben aus unserer Gegend, die hierher kommen, um sich als Eseltreiber einige Piaster zu sammeln, rufen Deinen Landsleuten, um ihnen die Güte ihrer Thiere anzupreisen, zu: Bismarckesel oder nur: Bismarck. Sie sind eben klug und wissen, daß man die Gunst Derer gewinnt, denen man einen Namen zu hören giebt, auf den sie stolz sind. Oesterreich war früher um Vieles reicher als Preußen. Seine Thaler gingen am Barkal sogar häufiger von Hand zu Hand als englische Rupien oder französisches Gold; doch wer hätte je eine preußische Münze gesehen? Jetzt aber wurde Dein Volk dennoch Herr der Macht Oesterreichs. Woher aber, frage ich Dich, nahm Euer König und sein Vezier Bismarck das Gold, um Streiter, unzählbar wie Sandkörner in der Wüste, zu werben? Chawaga Lepsius kann es Dir sagen; doch wirst Du ihn kaum dazu überreden; denn er ist einer der Starken, die mit Thaten freigebig sind und sparsam mit Worten. Aber mein Vater gehörte auch nicht zu den Schwätzern. Oft genug gab er uns dennoch, bevor Ihr noch den großen Sieg erranget, zu hören, der König von Preußen würde einmal die halbe Welt unterwerfen, weil das Gold eine gewaltige Macht sei und er, dank den Schätzen aus unseren Pyramiden, zehnmal reicher sein müsse als alle anderen Monarchen. Aus unserer Heimath stammt, was Euren König groß macht und siegreich.'"

Hier schwieg der lebhafte Erzähler, wir Anderen aber beglückwünschten Lepsius zu der weltgeschichtlichen Bedeutung, die seiner Expedition am Barkal eingeräumt wurde.

In seiner gemessenen Weise hatte er anfänglich unsere Heiterkeit getheilt; bald aber bemerkte er ernst: „Wunderlich, und doch auch im Einzelnen leicht genug zu erklären! War es doch selbst dem verständigen alten Schêch völlig undenkbar, daß Leute mit gesunden Sinnen sich beschwerlichen und kostspieligen Reisen und mühevollen Arbeiten im Sonnenbrande aus anderen Gründen aussetzen, als um Gold zu erwerben. Das Wort ‚Chawaga', mit dem die Araber uns rufen, bedeutet auch ursprünglich ‚Kaufmann'. Zwar sehen diese schlichten Leute uns müssig gehen; irgend ein Geschäft, meinen sie, müsse uns aber dennoch auf Reisen führen, und da sie nun einmal den Schatzgräber in mir vermutheten, bot ihnen die Befrachtung der Lastschiffe den Fingerzeig, dem sie folgten. Der Widder, von dem Sie schon hörten, wog allein an hundertundfünfzig Centner. Solche Last hatte man in Nuri noch nicht fortbewegen sehen. Die alten Aethiopier besaßen darin bessere Uebung. Auch der gewaltige Hammel, der nach Berlin kam, ist schon, als ich ihn fand, ein erfahrener Reisender gewesen; denn ein äthiopischer König ließ ihn aus der alten Sphinxallee des Tempels von Soleb in seine Residenz Napata führen. Ein ähnliches Schicksal war auch den anderen Denkmälern

zu Theil geworden, die ich vom Barkal nach Deutschland sandte. Die Lastschiffe, die mir zur Verfügung gestellt worden waren, boten Raum genug, und wer den Ferlinischen Fund mit seinem an Gold und Edelgestein reichen Frauenschmuck in unserem Museum bewunderte, wird zugeben, daß, wer sie sich mit dergleichen Kleinodien gefüllt denkt, berechtigt ist, an einen Schatz von beträchtlichem Werthe zu glauben, und nicht nur mein trefflicher Kawaß Haggi Ibrahim hatte die goldenen und silbernen Ringe, die Armbänder und das Diadem der schwarzen Königin gesehen. Die Sage reitet schnell, und sie findet selten so wohl geebnete Bahnen. Ihre Geschichte, lieber Dümichen, ist ergötzlich und giebt dabei zu denken."

„Ihren Kronprinzen", fiel ihm hier Mariette ins Wort, „wird sie besonders amüsiren. Schade, daß Sie ihn nicht bis nach Aethiopien hinaufbegleiten, Herr Dümichen. Morgen verrathe ich ihm, daß nicht nur seine Lorbeern von Sadowa, sondern auch diejenigen, die Mars noch für ihn bereit hält, in Aethiopien wurzeln."

Es war dreiviertel Jahre vor dem deutsch-französischen Kriege, und der spätere Kaiser Friedrich hatte das Herz des lebhaften Franzosen gewonnen. Auch den Damen Mariette leuchteten die Augen, wenn sie von dem schönen, unvergleichlich liebenswürdigen Fürsten sprachen. Mit wahrer Begeisterung redete der berühmte Ausgräber jetzt — immer im Anschluß an die Erzählung Dümichens — von der anmuthigen Heiterkeit und schnellen Geistesgegenwart des hohen Herrn. Gestern erst hatte einer der Affen, an denen es bei Mariette nie fehlte, beim Eintritt des Kronprinzen einen Strohhalm ergriffen und damit, als folge er dem Kommando: „Präsentirt das Gewehr!" mit ernster Ehrerbietung salutirt. Da war der Sieger von Königgrätz ihm näher getreten, hatte die Hacken zusammengezogen, die Finger an den Hut gelegt und ihm ein freundliches: „Bon jour mon colonel!" zugerufen. „Meine Damen", fuhr Mariette fort, „nennen das Thier jetzt nicht anders als ‚le colonel'. Das Patent erbitte ich mir nächstens. Wenigstens dies Mitglied des preußischen Stabes empfing das Handgeld bei der Werbung nicht aus dem äthiopischen Schatze. Ob er wohl ausreicht, um die Kosten noch eines zweiten großen Krieges zu bestreiten? Mit Frankreich wird Preußen schwerlich in Händel gerathen. Dafür bürgt mir die Weisheit Ihres alten Königs und Bismarcks und dazu das Wohlgefallen, das die Kaiserin Eugenie an der herrlichen Männergestalt des ‚Kronprinzen' findet. Es war eine wahre Freude, sie gestern so vertraulich mit ihm scherzen zu sehen. Ueberhaupt ist sie hier in der rosigsten Laune. Wie wird sie aber auch als große Sultana gefeiert! Mehr ihr als dem Kanal scheint dies Fest zu gelten, dessen Königin sie ist. Und warum auch nicht? Ein echt französisches Werk ist es, das von jetzt an die Völker verbindet. Daß eine schöne Frau

ihm bei der Eröffnung den Segen ertheilt, scheint mir für die lange Friedenszeit zu bürgen, deren diese Weltstraße so nöthig bedarf. Der Kaiser ist leidend, und auch er wünscht den Frieden."

„Dann darf er auch am blauen Nil auf dem Throne alt zu werden hoffen," unterbrach ihn ein schon ergrauter Franzose mit sehr vornehmem Namen: „Sie müssen wissen, meine Herren, daß man dort die Könige, wenn sie unbrauchbar werden, an einen Baum knüpft. Sie, Herr Lepsius, sind mein Gewährsmann."

Da bemerkte dieser lachend, zu Fazoql am blauen Nil sei Dies allerdings das Loos manches Königs. Habe er die Beliebtheit verscherzt, so versammelten sich seine Verwandten und Minister um ihn her und theilten ihm mit, weil er den Männern und Weibern des Landes, den Ochsen, Eseln und Hühnern nicht mehr gefalle, sei es besser, daß er sterbe.

Da gewahrte ich, wie der vornehme Freund Mariettes den bartlosen Mund zu einem spöttischen Lächeln verzog, und verstand deutlich seine bittere Bemerkung: „Aber den Ochsen, Eseln und Hühnern könnte der Kaiser gar nicht besser gefallen."

„Ein Legitimist," dachte ich im Stillen; Mariette aber gab seinem Unwillen über diese boshafte Bemerkung Ausdruck, indem er sich erhob. Wir Anderen thaten das Selbe und brachen auf.

Nachdem wir Lepsius an sein Quartier begleitet hatten, blieben Dümichen und der berliner Archäolog Friederichs mit mir zurück. Vielfältig angeregt, durchwanderten wir Stunden lang in lebhaftem Gespräche die menschenleeren Straßen Kairos. Erst als die Novembersonne den Osten erhellte und die Mueddin, sobald sich ein weißer vom schwarzen Faden unterscheiden ließ, die Gläubigen von der Spitze des Minarets zum Gebet riefen, begaben wir uns zur Ruhe.

Wie mich, so hatte auch Friederichs das Gehörte interessirt; denn wir sahen darin ein hübsches Beispiel für die schnelle Entstehung der historischen Sage. Auch Dümichen mischte sich oft in den Meinungaustausch. Leider ist sein Verlauf mir entfallen. Nur, was ich selbst aufrecht erhielt, sei mir kurz wiederzugeben gestattet.

Wo der Mensch Wirkungen wahrnimmt, drängt es ihn, nach den Ursachen Ausschau zu halten. Bei diesem Suchen fand er Gott. Um die in der Natur und in der eigenen Seele wirksamen Kräfte und Erscheinungen zu begreifen, konnte er des Bildes nicht entrathen. Indem er das Wahrgenommene von menschlichen Motiven ausgehen ließ und es durch Vermenschlichung theils auch höherer außerhalb seines eigenen Wesens wirksamer Kräfte veranschaulichte, gelangte er zum Mythus. Aber nicht, wie dieser die Naturkräfte anthropomorph in Götter verwandelt, die oft in ihrem

eigenen Leben, Sterben und Auferstehen zur Anschauung bringen, wie sie sich im kosmischen Leben wirksam erweisen, hinschwinden und zu neuem Leben erstarken, will ich hier zeigen. Es gilt nur, einen Blick auf die Sage zu werfen.

Sie entsteht wie das Volkslied. Wer weiß Den zu nennen, der es ersann und ihm die Form verlieh, in der es uns zuklingt? Am Barkal wird man noch lange erzählen, daß Preußen seine Größe den dort gehobenen Schätzen verdankt, — wie bald aber wird man vergessen haben, daß der Schêch von Nuri es war, der diese Kunde an den Berg und die Pyramiden seiner Heimath knüpfte. Der Name des Finders des ersten Schatzes (Ferlini) schwand den Nubiern schon längst aus dem Gedächtniß.

Wo wir ihr auch begegnen, giebt die Sage, bisweilen auch allegorisirend, wieder, was Jedermann in dem Menschenkreise, unter dem sie entstand, gegenüber gewissen Erscheinungen in der Natur oder im menschlichen Leben empfindet. Allgemeine Wahrnehmungen und Erfahrungen sowie dunkle Erinnerungen verwandelt sie durch dichterische Umbildung in thatsächliche, ihr wohl bekannte Ereignisse und versieht sie mit dem Stempel der Art des Volkes, aus dem sie hervorgeht. Oft macht sich bei ihrer Bildung die Neigung geltend, Begebenheiten aus der Gesellschaft, unter der sie heimisch ist, mit geschichtlichen Vorgängen, auch wenn sie die Stätte ihrer Entstehung nur von fern berühren, in Zusammenhang zu bringen. Doch solchem ehrgeizigen Verlangen dankt die Sage selten allein die Entstehung. Gewöhnlich ist die zeugende Kraft, der sie das Leben verdankt, das Bestreben, halb oder gar nicht Begriffenes dem Verständniß näher zu bringen.

Ein Koloß zu Theben gab, seitdem ein Erdbeben ihn beschädigt und eine große Bruchfläche den Sonnenstrahlen ausgesetzt hatte, am frühen Morgen einen Klang von sich. Obgleich diese Bildsäule einen alt-egyptischen König darstellt, machte die Sage sie wohl mit in Folge einer Namensähnlichkeit (Amenophis und Memnon) zu der Statue des homerischen Helden Memnon, des Sohnes der Eos, und erzählte, sobald seine Mutter, die Morgenröthe, den Himmel mit rosigen Tinten färbe, begrüße er sie; sie aber danke ihm mit ihren Thränen, dem Morgenthau. So findet das Klangphänomen seine Erklärung, und durch die Verwandlung des alten Pharao in einen den Hellenen vertrauten Helden wird die Statue der Theilnahme Derer, von denen die Sage ausging, näher gebracht.

Auch für eine Reihe verwandter Ergebnisse der regen Thätigkeit des Volksgeistes läßt sich Aehnliches erweisen. Wo ihm z. B. für den Namen eines aus seinem Kreise hervorgegangenen Gegenstandes die Deutung fehlt, fühlt er sich beunruhigt, bis es ihm gelingt, diesen Namen mit Hilfe eines derben etymologischen Verfahrens dem Verständniß näher zu bringen. Dabei

muß bisweilen die Geschichte oder die Sage selbst gute Dienste leisten; öfter aber noch knüpft sich eine neue Sage an das Ergebniß der Deutung.

Ob die Volksetymologie den „Mauth" oder „Zollthurm" bei Bingen in „Mäusethurm" verwandelte, und ob eine schon bekannte Sage dazu beitrug, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls forderte der Name „Mäusethurm" die Sage gleichsam heraus, an ihn anzuknüpfen und die bekannte Persönlichkeit des Bischofs Hatto vom benachbarten Mainz mit ihm in Beziehung zu setzen.

Wo sich zahlreiche erratische Granitblöcke in flachen Gegenden finden oder eine zügellose und habsüchtige Ritterschaft die Bauern und Bürger bedrückte, sollen Steine oder Ritter aus einem Loch im Sack des vorüberfliegenden Teufels zu Boden gefallen sein. Die Wahrnehmung, daß höllische Arglist im Kampfe mit der schlichten, frommen Einfalt oder mit dem ungelehrten Mutterwitz oft den Kürzeren zieht, gab den Sagen das Leben, die von der Ueberlistung des Gottseibeiuns erzählen. Gewöhnlich knüpfen sie sich an ein Werk, dessen Vollendung man der Menschenkraft für sich allein schwer zutrauen mag. Auch dem Schatzgräber Lepsius müssen Geister und unter ihnen auch die Afrits, deren Namen man „Teufel" übersetzen darf, beistehen*).

Außerordentlich thätig erweist sich der Volksgeist, wo er die Besonderheit einer bedeutsamen Persönlichkeit hervorzuheben wünscht. Handlungen und Aussprüche des Lucius und Paulus überträgt er sorglos auf Caesar, wenn sie ihm nur geschickt zu sein scheinen, die Eigenart Caesars in helleres Licht zu rücken. Vor Jahren fand ich Gelegenheit, Büchmann, den Sammler der „geflügelten Worte", darauf aufmerksam zu machen, daß die bekannte, Talleyrand mit vielen ähnlichen zugeschriebene Aeußerung, Niemand sei groß vor seinem Kammerdiener, schon von Plutarch**) Antigonos dem Ersten in den Mund gelegt wird.

Derartige Bestrebungen des Volksgeistes, die Eigenart einer bevorzugten Persönlichkeit, wenn auch mit erborgtem oder geraubtem Gut, zu vollem Verständniß zu bringen, sind gleichfalls als Elemente der Sagenbildung zu betrachten. Ihr Gang ist besonders schnell. Dem Kaiser Wilhelm, seinen Paladinen und an ihrer Spitze unserem Bismarck wird schon heute Mancherlei nacherzählt, was Andere in ihrem Sinne vollbrachten

---

*) Welchen Einfluß der Albdruck auf Mythe und Sage übte, wie viele Gestalten und Dichtungen aus dem Kreise Beider ihm das Dasein schulden, erweist Ludwig Laistner, wenn er auch im Ganzen zu weit geht, im Einzelnen überzeugend. Den Einfluß des Ahnenkultus (Animismus) besonders auf die Mythe in Erwägung zu ziehen, war 1869 die Zeit noch nicht gekommen.

**) Plutarch, Isis und Osiris ed. Parthey Kap. 24, S. 40. Statt Kammerdiener steht λασανοφόρος, der zu den intimsten Diensten verwandte Sklave.

oder äußerten. Der nämliche Vorgang vollzieht sich übrigens auch in bescheidenen Kreisen des bürgerlichen Lebens.

Der Archäolog Friederichs wurde der Wissenschaft schon zwei Jahre nach unserem nächtlichen Gespräch entrissen. Die Einigung des deutschen Vaterlandes war es ihm noch mit zu erleben vergönnt.

Mit Lepsius und Dümichen traf ich nach dem Pariser Frieden noch manchmal zusammen, doch kamen wir nicht wieder auf die äthiopische Sage zu sprechen, bis Dümichen mich 1885 auf meinem tutzinger Landsitze besuchte. Da wurde denn wieder der schönen Festzeit zu Kairo gedacht und ich erfuhr nun auch, was Dümichen weiter über unsere historische Sage vernommen hatte.

Während er fünf Jahre nach dem deutsch-französischen Kriege sich wieder in Egypten aufgehalten hatte, um seine Arbeiten am Hethortempel von Dendera zu vollenden, war er in Kene einem anderen in Dongola heimischen Schêch als dem uns bekannten begegnet, und dieser hatte auf seine Anfrage hin als feststehende Thatsache berichtet, die Schätze ohne Gleichen, die vor „langer Zeit“ für den König von Preußen in seiner Heimath von dem Chawaga Lepsius und vorher schon von dessen Vater ausgegraben worden wären, hätten diesen Monarchen in den Stand gesetzt, auch Frankreich zu besiegen und das eigene Haupt mit der Kaiserkrone zu schmücken.

Wieder führte den Kollegen und mich das Gespräch auf die Entstehung und das Wesen der Sage. Der vom Barkal hatten wir Schritt für Schritt zu folgen vermocht. Zuletzt war aus dem Italiener Ferlini der Vater des jüngeren Lepsius geworden. Die Sage hatte hier an dem Gebrauch festgehalten, aus dem früheren und dem späteren Vollbringer ähnlicher Thaten Vater und Sohn zu machen. Jetzt stellten wir auch fest, daß, wenn ein nubischer Schriftgelehrter sie im Dongolaui-Dialekt zu Papier brächte, wir den Inhalt seiner Mittheilungen etwa in folgender Weise wiedergeben dürften:

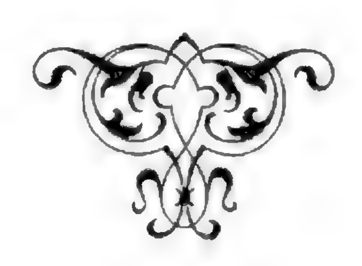
„Vor vielen Jahren kommt ein Franke nach Aethiopien und hebt dort heimlich einen großen Schatz. Er überläßt ihn dem König von Preußen und verräth ihm dazu das Geheimniß der Fundstätte. Dies veranlaßt den König, den Sohn jenes Franken, den großen Schriftgelehrten und Magier Lepsius, mit vielen gleichfalls in allerlei dunklen Künsten wohl geübten Gefährten, die ihm Gehorsam leisten, den Nil hinauf zu senden. Unter dem Vorwande, nach den Schriften der alten Heiden Umschau zu halten, läßt der große Magier die Denkmäler beim Berge Barkal und die anderen bei Begerauieh weiter südlich, wo sich gleichfalls Pyramiden erheben, von seinen kundigen Gefährten und vielen eingeborenen Arbeitern öffnen und durchsuchen. Bei hochlodernden Feuern bringt der Zauberer nächtlicher Weile die grausamen Afrits, die die Pyramiden und die in ihnen verborgenen Schätze bewachen, zur Ruhe und beschwört beim Scheine der Flammen großer Feuer und bei feierlichem Gesang am Morgen und

am Abend hilfreiche Geister. Diese sehen sich von der magischen Kraft der Beschwörungen zum Gehorsam gezwungen und öffnen auch die verborgenen Schachte und Gruben, in denen die alten Könige und Königinnen der Aethiopier ihre Reichthümer niedergelegt hatten. Unbemerkt werden sie in den ausgehöhlten Leib eines riesengroßen Widders verborgen. Der Vicekönig selbst liefert ihm die Frachtschiffe, die sie nach Preußen führen. Der Zauberer Lepsius überliefert sie als treuer Diener seinem König und Herrn. Diesen machen sie zum reichsten Monarchen auf Erden, und er benutzt sie, um unzählbare Heerschaaren anzuwerben und sie mit Waffen von nie gesehener Furchtbarkeit auszurüsten. Bismarck, der weise Vezier des Königs, räth ihm, sich das Erdreich zu unterwerfen, wie vormals der zweigehörnte Alexander. Wunderbar schnell wird dann auch erst das mächtige Oesterreich, dann das stolze Frankreich besiegt. Die weise Mäßigung des Kaisers und seines Veziers läßt es aber mit diesen Erfolgen genug sein, die sie im Grunde doch nur den ungeheuren Reichthümern aus den aethiopischen Pyramiden verdanken; wir aber wissen jetzt, was wir dem alten Meroë und Napata schulden.

* * *

Wenn die Kunde von der Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals an den Barkal gelangt, wird der Schêch von Nuri, falls er noch unter den Lebenden wandelt, seinem Erstgeborenen die ihm längst bekannte Sage, ich weiß nicht zum wie vielsten Male, wiederholen und ihn auffordern, die scharfsichtige Weisheit seines Großvaters zu ehren. Kommt ihm ein treuer Bericht der Kriege von 1866 und 1870 zu Ohren, wird er mit einem überlegenenen Lächeln sich sagen: So mag es ja wohl hergegangen sein; doch die Hauptsache, die wir Aethiopier nur zu wohl kennen, blieb den Ungläubigen dort im Norden verborgen.

Tutzing. Georg Ebers.



Elsaß-Lothringen.*)

So treu die leitenden Industriellen im Elsaß auch zu Frankreich halten mögen: das Schutzzollsystem, das jetzt auf dem Festlande herrscht, hat sie gezwungen, seit 1870 Millionen Francs auszugeben, um Zweigetablissements in Frankreich zu errichten. Wäre es denkbar, daß das Elsaß jemals wieder französisch würde, so würde diese Ausgabe absolut weggeworfen sein. Was das Landvolk betrifft, so besinne ich mich auf eine Unterhaltung mit einem jungen elsässer Dörfler während des Krieges 1870, in der ich ihn über seine Gefühle in Bezug auf eine mögliche Annexion durch Deutschland befragte: „Uns Landleuten ist es gleich, ob wir Franzosen oder Deutsche sind; in jedem Falle werden die Regirenden schon dafür sorgen, daß wir genug Steuern zahlen.“ Seit 1870 ist die allgemeine Dienstpflicht eingeführt worden; dem Sinn des Bauern gehört sie naturgemäß mit der deutschen Verwaltung zusammen. Aber er vergißt, daß sie, wenn er wieder Franzose wäre, in mancher Hinsicht noch lästiger sein würde. Es ist auch nur menschlich, den schlechten Geschäftsgang, der der ganzen Welt gemein ist und dem auch das Elsaß nicht entgehen konnte, der deutschen Regirung zur Last zu legen. Thatsächlich hat den Weinbauern im Elsaß, dank dem Schutzzollsystem, die Annexion viel Gutes erwiesen. Früher hatten sie mit dem überlegenen Gewächs Frankreichs auf gleichem Fuße den Wettkampf zu bestehen, während ihnen Deutschland durch einen hohen Zoll verschlossen war. Jetzt sind ihre Erzeugnisse zollfrei in dem ganzen Gebiete des Zollvereins. Andererseits können die Baumwollenspinner in Mülhausen ihre Garne nicht mehr auf ihren alten Markt in Frankreich senden, ohne hohen Zoll zu entrichten, und in Deutschland stehen sie mit den Spindeln in Sachsen und anderwärts im Wettbewerb.

Im Allgemeinen ist der Bauer nicht unzufrieden. Er würde gern weniger Steuern zahlen und dem Militärdienst entgehen. Vielleicht hätte er den französischen Militärdienst, in dem die Disziplin nicht so streng ist und mindestens in vergangener Zeit die Hand des Exerzirmeisters nicht so schwer lastete, lieber. Aber er erkennt es an, daß die gegenwärtige Verwaltung, wenn auch nicht gerade liebreich, so doch im höchsten Maße gerecht und gewissenhaft ist. Sie ist ferner eine Verwaltung von Leuten der selben Sprache und des selben Stammes; und die Aussicht, wieder unter Beamte fremden Stammes gestellt zu werden, die kein Wort von seiner Sprache verstehen und ihn immer verachtet haben, weil er ihre Sprache nicht versteht, hat für den Bauern nichts besonders Anziehendes. Er sieht, daß man sich ordentlich um seine materiellen Interessen kümmert und daß er trotz den schlechten Zeiten und den schweren Militärsteuern Geld spart und seinen Besitz und seine Behaglichkeit vermehrt. Alles, was er sich wünscht, ist, daß man ihn ruhig seine Wege gehen läßt, und Alles, was er fürchtet, ist ein Krieg, der zunächst einmal seinem Wohlbefinden ein Ende machen würde; Das wäre ein Verlust, für den es ihn keinesfalls entschädigen könnte, wenn er sich wieder zum französischen Bürger gemacht sähe, wie seine Ahnen es waren.

In den großen Städten findet man eine etwas andere Stimmung. In

*) S. „Zukunft“ vom 27. Juli 1895.

Straßburg z. B. herrscht die Ligue Patriotique, die in der Stadt ein paar hundert Mitglieder haben mag. Der Daseinszweck dieser Geheimgesellschaft ist die Zurückerstattung des Elsaß an Frankreich und sie wird von einem rückhaltlosen Haß gegen die deutsche Herrschaft beseelt. Die stärkste Lebenskraft haben dieser Gesellschaft die Repressivmaßregeln — namentlich der Paßzwang — gegeben, die Deutschland leider vor ein paar Jahren ergriffen hatte. Diese unweisen Maßregeln haben die Verdeutschung des Elsaß zweifellos für Jahre zurückgeworfen und hätten, wenn sie beibehalten worden wären, leicht Unheil stiften können. Zum Glück sind sie vollständig und wohl für immer aufgehoben worden und die Ligue Patriotique besteht jetzt eigentlich nur noch als frommer Glaube, nicht aber als thätige Propaganda. Wenn man in Straßburg einen Laden betritt, besonders wenn der Besitzer in den mittleren Jahren steht, so spricht er den Käufer wahrscheinlich französisch an; zum Theil, weil er denkt, Das ist vornehmer, zum Theil, weil er nur elsässisch sprechen kann und nicht hochdeutsch und er sich vor dem Fremden ein Wenig schämt, seine Mundart hören zu lassen. Ich habe mit Vielen gesprochen und fast immer gehört: „Ich bin als Franzose geboren, ich habe im französischen Heere gedient; ich möchte am Liebsten als Franzose leben und sterben. Sonst kann ich nicht sagen, daß ich mich zu beklagen hätte. Das Gesetz ist gerecht, seine Handhabung billig und gleichmäßig und deshalb brauchen wir nicht zu thun, als wären wir Märtyrer." Das ist kein ungewöhnlicher Typus unter den Elsässern in den mittleren Jahren, besonders in Straßburg. Es giebt aber noch eine andere Klasse, die namentlich unter den jüngeren Männern immer zahlreicher wird; sie sagt: „Allerdings bin ich unter französischer Regirung geboren, aber jetzt bin ich kein Franzose mehr. Von Abkunft, Stamm und Sprache bin ich immer deutsch gewesen und jetzt fühle ich mich als Deutschen, nicht nur politisch, sondern auch in meinem Gefühl und meiner Ueberzeugung."

Ein elsässischer Herr, der ein kleines Gut an dem lieblichen Abhang einer der interessantesten Gegenden der Vogesen hat, traf mit mir in Straßburg zusammen und lud mich ein, ihn in seinem Landhause zu besuchen. Es war auf der Stelle eines Klosters erbaut worden, das in den Tagen der französischen Revolution aufgehoben worden war. Die Geschichte dieses Herrn ist interessant und typisch für die Geschichte zahlreicher Patrizier und Edelleute im Elsaß. Auf den guten Bürger in Straßburg anspielend, der gesagt hatte: „Ich bin kein Märtyrer," sagte er: „Aber ich fühle es, ich bin ein Märtyrer. Beim Ausbruch des Krieges war ich ein Schulknabe in Metz. Als er beendet war, betrachteten meine Eltern und ich, wie alle Welt, die neue Ordnung der Dinge als nur ganz vorübergehend. So ging ich nach Frankreich, diente im französischen Heere und hatte dann das Glück, eine Sekretärstelle beim französischen Senat zu erhalten, die ich viele Jahre behielt. Mein Vater starb, und um mein Erbe antreten und es verwalten zu können, wurde ich deutscher Unterthan. Und hier bin ich. Aber ich fühle, meine Laufbahn ist gebrochen." „Aber," bemerkte ich, „wäre es nicht gut gethan, sich ins Unvermeidliche zu fügen? Möchten Sie nicht versuchen, Ihrem wirklichen Vaterlande, dem Elsaß, zu dienen? Warum wollen Sie nicht ein Mitglied des Landesausschusses werden und da, wenn Ihnen Das Ihre Pflicht zu sein scheint, der deutschen Regirung in verfassungmäßiger Weise Opposition machen?" Seine Antwort war: „Ich habe zwanzig Jahre

in Paris gelebt; von Temperament und Denkungart bin ich Franzose. Ich mag die Deutschen und ihre Art nicht leiden; und was das Allerschlimmste ist: ich habe mich fleißig gemüht, aber ich vermag ihre Sprache nicht zu beherrschen." Das ist seltsam, denn seine Muttersprache ist die elsässische Mundart, und während nach seinem Wunsche unsere Unterhaltung französisch geführt wurde, sprach er doch mit seiner Dienerschaft und seinen Knechten und Mägden elsässisch. Ich habe den Landesausschuß einmal erwähnt und darf ihm vielleicht ein paar Worte widmen. Er verleiht Elsaß-Lothringen ein beschränktes Home-Rule. Vor der Annexion durch Deutschland hat etwas Aehnliches nicht bestanden. Die beiden Provinzen waren in der Kammer in Paris vertreten wie die anderen Theile Frankreichs. Jetzt sind sie im Deutschen Reichstag vertreten; aber der Landesausschuß entspricht den Landtagen der Einzelnstaaten, wenn er auch nicht identisch mit ihnen ist. Nach der Verfassung des Reichslandes vom vierten Juli 1879 ernennt der Kaiser den Statthalter, der als Vertreter der Kaiserlichen Regirung fungirt. Ein Ministerium, bestehend aus drei Abtheilungen, mit einem verantwortlichen Staatssekretär als Chef, steht unter dem Statthalter; ferner giebt es einen Staatsrath, der aus dem Statthalter als Präsidenten, dem Staatssekretär als Chef des Ministeriums, den Hauptprovinzialbeamten und acht bis zwölf Mitgliedern besteht, die der Kaiser ernennt. Von diesen werden drei vom Landesausschuß vorgeschlagen. Dieser besteht aus achtundfünfzig Mitgliedern und besorgt die lokale Gesetzgebung. Sein Sitz ist Straßburg, — aber Straßburg ist heute eine andere Stadt als vor dem Kriege. Die neue Umwallung umschließt mehr als den doppelten Raum, den die alte Stadt bedeckte, und prächtige Plätze und öffentliche Gebäude haben sich erhoben. Der Wechsel ist so schroff, daß eine Französin, ein Gast des damaligen Statthalters, die vor bald zwei Jahren Straßburg zum ersten Male seit 1870 wiedersah, schmerzlich ausrief: Je ne reconnais plus mon pauvre Strasbourg. Nicht weit von dem Halbmond, dessen Einnahme im September 1870 den Fall Straßburgs entschied, auf dem Boden, den damals äußere Befestigungen einnahmen, befindet sich jetzt ein stattlicher Platz, der Kaiserplatz, dessen eine Seite der Kaiserpalast bildet. Denn man empfand, daß der Kaiser zu seinen neuen Unterthanen nicht blos zu Besuch kommen dürfe, sondern ein Heim unter ihnen haben müsse. Dem Kaiserpalast gegenüber, auf der anderen Seite des Platzes, stehen zwei stattliche Paläste, der eine die neue Bibliothek, der andere das Versammlunghaus des Landesausschusses. Instinktiv haben ihre Baumeister empfunden, daß Alles, was sie im Stile gothischer Kunst schaffen könnten, neben dem Wunder der Schönheit, in dem das Mittelalter seiner Andacht ein Denkmal gesetzt hat, dem Münster, der Freude und dem Stolz Straßburgs, zwerghaft und unbedeutend erscheinen würde. So haben sie weislich für diese Gebäude, eben so wie für die Universität, eine edle Form von klassischer oder Renaissancearchitektur gewählt. Wahrscheinlich erfreut sich kein vertretender Körper der Welt eines schöneren Heims als dieses kleine und sehr junge Parlament. Das Foyer ist nicht so prachtvoll wie das der Großen Oper in Paris, aber viel heimlicher und behaglicher; seine prächtigen Sofas laden den Fremden zu angenehmer Ruhe ein, während er auf „sein Mitglied" wartet. Der Sitzungsaal selbst ist eine der schönsten Hallen, die ich je gesehen habe. Seine Einrichtung gleicht der des Reichstages in Berlin. Die Regirung schaut der Ver-

sammlung von einer Reihe Fauteuils auf einem Podium zu beiden Seiten des Präsidenten ins Gesicht. Jedes Mitglied hat einen bequemen Sitz mit einem Pulte für sich und sein Platz wird nicht nach einer angeblichen Parteizugehörigkeit, sondern durch die örtliche Lage seines Wahlkreises bestimmt. Die Tribünen für Zuschauer sind die besten, die ich kenne; die der Deputirtenkammer in Paris kommen ihnen in der Bequemlichkeit am Nächsten. Die Loge für den Statthalter als den Vertreter des Kaisers, damals den Fürsten Hohenlohe, ist überaus prachtvoll. Ihr unmittelbar gegenüber ist die Galerie für die Presse. Es giebt eine große Galerie für das Publikum, die Jedem offen steht, und zwei andere, in die Mitglieder Bekannte einführen können. Ich brauche wohl kaum erst zu bemerken, daß alle diese Galerien den Damen offen stehen. Die Ungereimtheit, die Frauen für sich abzutrennen, als wären wir Mohammedaner oder Juden, besteht nur noch in dem konservativen England.

Ich habe einer wichtigen Sitzung bei der Eröffnung der Session im Januar 1894 beigewohnt. Die Mitglieder waren fast ausnahmelos anwesend, die Galerien waren dicht gefüllt. Eine Mitgliederliste liegt vor mir, während ich schreibe, und von den 57 Namen sind nur sechs französisch, meist aus Lothringen. Unter den Mitgliedern befinden sich drei „Altdeutsche", also nicht geborene Reichsländer, sondern Männer, die nach 1870 aus Deutschland eingewandert sind. Die übrigen 48 Namen sind deutsch und umfassen fast alle die alten historischen Familien des Elsaß.

Die Finanzlage war nicht ganz unbefriedigend, obgleich es ohne einen unerwarteten Glücksfall ein Defizit statt eines Ueberschusses gegeben hätte. Während des Finanzjahres war nämlich einer der Großindustriellen gestorben und die Steuern auf seinen Besitz hatten der Landeskasse nahezu drei Millionen Mark eingetragen.

Den amtlichen Mittheilungen folgte eine Rede von dem Vertreter Schlettstadts, Spieß. Er sagte, die Geschichte zeige, daß sich ein Bauernvolk nur durch drei Dinge zum Aufstand bringen lasse: durch Unterdrückung seiner Religion, durch übermäßige Besteuerung und durch Hungersnoth. Darum: nur keine Vermehrung der Steuerlast. Dann verweilte er bei dem großen Ungemach der jungen Elsässer, denen es nicht gestattet sei, zum Besuch zu ihren Eltern zurück zu kommen, und schloß seine lange Rede mit einer Wendung an die Regirung: „Wir verlangen eine Behandlung, wie sie andere deutsche Lande genießen, und nicht wie Stiefbrüder. Die Zuneigung eines Volkes läßt sich nicht auf Befehl gewinnen; sie ist nur durch rechtschaffene und wohlwollende Regirung zu erreichen." Der Staatssekretär antwortete; dann trat ein interessanter Mann in die Debatte ein. Dr. Petri ist ein Elsässer, der Chef der bedeutendsten Bank des Reichslandes, und hat viele Jahre lang Straßburg im Reichstag vertreten. Dort war er der wahre Freund der deutschen Regirung, denn er half, Sr. Kaiserlichen Majestät Opposition bilden, und wies im Reichstag und außerhalb auf die Ungerechtigkeit und die Thorheit des Paßzwangssystems hin, das dem Elsaß die Fremden fern hielt, als wäre das Land mit einer Seuche geschlagen. In einer feurigen Rede forderte er jetzt die Regirung auf, den Ausnahmebestimmungen für Elsaß-Lothringen ein Ende zu machen, und nahm für sein Land die selbe Autonomie und die selben politischen Rechte in Anspruch, deren sich die anderen deutschen Staaten, wie Preußen oder Württemberg, erfreuten. Wie Spieß ver-

kündigte er das Stichwort: Elsaß-Lothringen für die Elsaß-Lothringer; auch spielte er auf das Heer von Beamten an, das aus allen Theilen Deutschlands nach dem Reichsland geströmt sei. Sein kurzer Schluß: Nous maintiendrons, wurde in allen Theilen des Hauses mit Beifall aufgenommen.

Ich muß nun meine Leser bitten, mit mir das Elsaß zu verlassen und ein paar Minuten in Lothringen zuzubringen. Was über die Landbevölkerung im Elsaß gesagt worden ist, gilt in weitem Maße auch von dem Landvolke Lothringens. Es verdeutscht sich nach und nach. Das gilt jedoch nicht vom Adel, den Patriziern und den Wohlhabenden in und um Metz. Metz war trotz seinem deutschen Ursprung im Lauf der Jahrhunderte eine kernfranzösische Stadt geworden. Als wir, ich und meine Amtsgenossen vom Kriegsopferfonds, 1871 dort unser Hauptquartier hatten, lud uns die Patrizierschaft der Stadt, die uns bei der Austheilung der Unterstützungen beistand, ein, in sieben Jahren wiederzukommen. Dann würden wir eine zweite Belagerung von Metz erleben, diesmal aber eine durch die französischen Heere. Mehr als dreimal ist diese Frist verstrichen; keine solche Belagerung hat stattgefunden, aber die Mehrzahl Derer, die sie weissagten, sind über die Grenze gegangen. Sie haben Frankreich mehr geliebt als ihr schönes Heim am Moselufer. Sie sind fort und deutsche Einwanderer haben ihren Platz besetzt. Die Zurückgebliebenen sind in ihrer Anschauung französisch fast bis zum letzten Mann. Das gilt vom Adel und von den Patriziern, aber nicht von den arbeitenden Klassen. Und Das bringt mich zu der Sprachenfrage. 1870 sprach in Metz und der unmittelbaren Nachbarschaft Niemand ein Wort Deutsch. Während meines letzten Aufenthaltes dort (1894) bin ich auf meinem Dreirad jeden Morgen um sechs ausgefahren und bin den Arbeitern begegnet, die zur Arbeit gingen. Ich habe mich mit Hunderten von ihnen unterhalten. Alle, d. h. Alle unter dreißig Jahren, sprachen das Deutsche vollkommen, nicht die Mundart, wie im Elsaß oder in Schwaben, sondern so reines Deutsch, wie man es nur finden kann. Die alten Männer und Frauen sprechen immer noch nur französisch, aber sie sagten mir beharrlich mit Stolz: „Ich habe zu Hause einen Sohn, der gut deutsch spricht.“ Ich drückte einem Küster, der aus einer katholischen Dorfkirche bei Metz kam, mein Erstaunen über diese sprachliche Veränderung aus. Er antwortete mir in vollkommen reinem Deutsch: „Ja, zur Zeit des Krieges war ich zwanzig Jahre alt und konnte kein Wort Deutsch.“ Eines Abends fragte ich in Metz einen jungen Priester nach dem Wege, — und zwar französisch, da ich Metz immer noch als kernfranzösische Stadt betrachtete. Er antwortete mir sehr höflich und sagte dann: „Warum sprechen Sie nicht deutsch?“ Von der Reinheit seines Deutsch überrascht, sagte ich: „Sie sind also Deutscher? Aus welchem Theile Deutschlands sind Sie denn?“ Er antwortete: „Natürlich bin ich Deutscher. Wir sind jetzt alle Deutsche. Aber ich bin Lothringer und bin als französischer Unterthan geboren.“ Der Gebrauch von reinem Deutsch läßt die Verdeutschung Lothringens rascher fortschreiten als die des Elsaß. Im Elsaß ist das Französische immer eine fremde, schwierige Sprache gewesen. Die gewöhnlichen Leute sprechen stets elsässisch. Jetzt wird in den Schulen gutes Deutsch gelehrt, aber der Einfluß der Mundart daheim ist zu groß und das Bewußtsein, daß ihr Deutsch sehr mittelmäßig ist, läßt die Leute das Französische versuchen und sprechen, wo sie können. Es ist außerdem das Vornehmere und

Korrektere. Ehe ich Metz verlasse, muß ich den Abbé Auguste Jacot, curé von Fève, erwähnen, der neuerdings der bestgehaßte und berühmteste Mann im deutschen Lothringen geworden ist. Obgleich das Französische die einzige Sprache ist, die er beherrscht, so hat er doch die deutsche Sache mit Wort und Schrift nachdrücklich verfochten. Der einzige Pfad, auf dem er Gedeihen und Glück für Lothringen zu erblicken vermag, ist die loyale Hinnahme der neuen Ordnung der Dinge. Sein Buch Vingt Ans Après wurde mir zuerst vom Großherzog von Baden gezeigt, auf den es naturgemäß einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Wie alle Neubekehrten ist er voll von Eifer und eifriger deutsch, als ein Preuße es vermöchte. Ein Amtsgenosse von ihm, der curé eines Dorfes dicht an der Grenze, machte mir viel Spaß. Dieser würdige Geistliche hatte seine Pfarre schon vor dem Kriege und besinnt sich noch sehr gut darauf, was der Kriegsopferfonds für ihn und seine Pfarrkinder gethan hat. „M. Jacot", sagte er, „ist ein Freund von mir, und was er geschrieben hat, ist die Wahrheit; aber seine Pfarrkinder und Bekannten danken es ihm nicht, daß ers geschrieben hat. Den deutschen Behörden gefallen seine Ausführungen naturgemäß. Wären sie aber an seiner Stelle gewesen, so hätten sie wohl nicht so gesprochen."

Ich habe nun noch ein paar Worte über Mülhausen, den großen Industriemittelpunkt des Oberelsaß, zu sagen. Mülhausen besteht aus zwei Klassen. Die eine setzt sich zusammen aus industriellen Millionären und Juristen, Doktoren und Professoren, Direktoren und Commis, nebst einem hübschen Theile wohlhabender Detaillisten und sonstiger Gewerbtreibenden, die meist Protestanten sind; die andere aus einer ungeheuren Menge von Arbeitern, die fast ausschließlich Katholiken sind. Aber viele von ihnen haben auch die Religion aufgegeben und sind Sozialdemokraten geworden; diese sind ganz französisch in ihrer Anschauung, weil sie wohl Republikaner sind, und ihre Neigungen gehören der pariser Commune. Die wohlhabende Klasse hat fast lauter deutsche Namen, aber sie hängt mit leidenschaftlicher Treue an Frankreich. Ein Schweizer, der dreißig Jahre hier gelebt hat und Mitglied eines der großen „Mulhouse"-Häuser ist, um den französischen Namen zu gebrauchen, lud mich in sein Haus ein. Von Geschäften abgehalten, sandte er seinen Sohn, einen elfjährigen Knaben, um mich vom Bahnhof abzuholen. Der kleine Bursche empfing mich aufs Höflichste, aber er sprach nur französisch und sagte, als ich eine Bemerkung darüber machte, eifrig: „Ich bin kein Deutscher, ich bin Franzose". Am Eingang zum Bahnhof kam der Vater dazu und auch er sprach französisch mit mir. „Je me trouve en pleine France", sagte ich. Als ich das schön gelegene Landhaus erreichte, das sich mein Freund in altelsässer Stil gebaut hatte, sagte mein Wirth zu mir: „Wenn Sie hier derartige Bemerkungen machen, wie daß Sie sich völlig in Frankreich befinden, wird die Polizei bald ein Auge auf Sie haben." In der Familie wurde nur französisch gesprochen, obgleich Deutsch, d. h. Elsässisch, die Muttersprache war. Meine Wirthin erzählte mir, daß sie aus einer altelsässischen Familie stamme, und ich bemerkte: „Madame, bon gré mal gré, vous êtes allemande". Die rasche Antwort darauf war: „Mais, monsieur, c'est une injure." Trotzdem gingen wir Alle am nächsten Tag in die protestantische Kirche, wo der Vater meiner Wirthin in reinem Deutsch vor zweitausend Zuhörern seine Predigt hielt. Später am Tage verbrachte ich einige Stunden in

der Gesellschaft in dem Hause des hochwürdigen Pfarrers und fand, daß er keineswegs mit seiner Tochter übereinstimmte, sondern im Gegentheil die neue Ordnung der Dinge aufrichtig hingenommen hatte. Dennoch ist die feindliche Stimmung zwischen den deutschen Offizieren und Beamten und den eingeborenen Elsässern in Mülhausen heftiger als sonst irgendwo im Reichsland. In gesellschaftlichem Verkehr kommen sie überhaupt nicht zusammen. Mein Freund, der ja Schweizer ist, hätte nichts gegen gesellschaftlichen Verkehr mit deutschen Offizieren. Aber: „finge ich ihn an“, sagte er, „so würde ich einfach alle alten Freunde verlieren, — und ich ziehe alte Freunde neuen vor.“

Diese Stimmung ist so stark, daß, wenn junge Elsässer ihr Jahr im deutschen Heere abdienen und in Uniform sind, sie von ihren Bekannten verleugnet werden. Vor einiger Zeit brach in einer Fabrik in Mülhausen Feuer aus. Die Offiziere eines in der Stadt liegenden Regimentes brachten ihre Mannschaften zum Beistand herbei und mit Anstrengung und entschlossenem Eingreifen ward man des Feuers Herr und schützte den Besitzer vor schwerem Verluste. Er war voll Dankbarkeit und gab den Offizieren ein Bankett. Wenige Tage darauf begegnete er den selben Offizieren auf der Straße und schämte sich, sie wieder zu erkennen. Dabei aber habe ich die folgenden Einzelnheiten über die Mitgliederschaft der Freimaurerloge in Mülhausen erfahren. Die Loge bestand eben fünfzehn Jahre und zählte 1889 bis 1890 neunundzwanzig in Mülhausen lebende Mitglieder, von denen Achtzehn deutsche Zuwanderer, Zehn Elsässer und nur Einer ein französischer Einwanderer war. Unter den Deutschen waren verschiedene Offiziere; unter den Elsässern waren drei große Baumwollenspinnereibesitzer, ein Bankier und einige Kaufleute. Seitdem hat sich die Mitgliederzahl verdoppelt. Die eine Hälfte sind deutsche Zuwanderer, die andere Elsässer. Unter den deutschen Zuwanderern befinden sich vier aktive Offiziere. Das scheint darauf hinzudeuten, daß die bittere Stimmung zwischen den alten und den neuen Deutschen im Abnehmen ist. Eben so ist es merkwürdig, daß, wenn Jemand in bedeutender Stellung im Elsaß den Deutschen besonders feindlich gesinnt ist, seine Tochter sicherlich einen deutschen Offizier heirathet. Verschiedene Fälle sind mir persönlich bekannt. Ein kleines Eckchen des Elsaß ist Frankreich durch die fast übermenschlichen Anstrengungen von Thiers gerettet worden: Belfort. Hier wohnt eine Kolonie von mindestens 10 000 Auswanderern aus dem deutschen Elsaß und hier ist der ganze Dunstkreis, die ganze Umgebung, die Sprache französisch, und hier scheint leider Alles Krieg zu athmen. Im Anfang des Frühjahres 1871 war ich Zeuge des Auszuges der heldenhaften französischen Garnison aus Belfort; sie kapitulirte nur, weil Fürst Bismarck sich weigerte, mit der französischen Republik in Verhandlungen zu treten, so lange die Festung nicht zeitweilig in deutschen Händen sei. Damals war sie stark, aber heute ist sie unendlich viel stärker. Alle Berggipfel ringsum haben sich in Festungen verwandelt; der ganze Platz ist bis zum Rande mit Soldaten angefüllt und verräth den Geist des kolossalen „Löwen von Belfort“. Dieses wunderbare Denkmal ist theilweise aus dem lebendigen Felsen am Fuße des Schlosses herausgehauen und scheint grimmig stets auf Deutschland und das Elsaß hinüberzuschauen. Ein kleines Zeichen für die gespannte Stimmung an der Grenze ist, daß ich kaum glücklich Belfort verlassen hatte, als die französische

Polizei in meinem Hotel anlangte, um mich als deutschen Spion zu verhaften. Es ist leicht für patriotische Franzosen, die in Belfort leben, zu dem Glauben zu gelangen, Belfort sei uneinnehmbar und Frankreich unbesiegbar. Und als wahrer Freund Frankreichs sehe ich mit Bedauern, daß die neue Generation, die den Krieg nicht erlebt hat, mit Lügen ganz der selben Art groß gefüttert wird, die sich 1870 so unheilvoll erwiesen hat. Gerade vor einem Jahre erzählte ein französischer General den jungen Leuten, an die er eine Ansprache richtete, 1870 sei Frankreich „in Folge unerhörten Verrathes und eines Zusammentreffens von Umständen, das nie ein zweites Mal eintreten könnte", geschlagen worden.

Ein Freund von mir, ein französischer Pastor, der einige Jahre eine Pfarrstelle in Straßburg gehabt hatte und sich im letzten Jahre durch eine kirchliche Biographie, die ungewöhnliches Aufsehen machte, einen geachteten Namen erworben hat, sprach nach meiner Meinung etwas leichthin von einem Kriege zwischen Frankreich und Deutschland. Als ich bemerkte: „Sie werden doch gewiß zugeben, es ist wenigstens möglich, daß Frankreich nicht siegt?" antwortete er: „Nein, Das gebe ich nicht zu". Seine Schwägerin, eine Straßburgerin, die noch niemals in dem neuen Universitätgebäude oder dem Kaiserpalast war und, obgleich sie Musikfreundin ist, schwerlich je das Theater besucht, weil es deutsche Einrichtungen sind, sagte mir vergnügt, als ich sie zum letzten Male sah, sie sei eben mit ein paar Herren zusammen gewesen, die der selben Meinung wären wie ihr Schwager. Ein Deutscher dagegen, der sich ernsthaft zu der Ansicht bekennt, im Kriegsfalle sei eine Niederlage für Deutschland unmöglich, würde bei seinen Landsleuten für verrückt gelten.

Ich könnte die Einzelnheiten noch vermehren, aber vielleicht wird das Gegebene die Anschauungen, zu denen ich gelangt bin, genügend deutlich machen. Die starke Stimmung zu Gunsten Frankreichs, die heute noch in Elsaß-Lothringen herrscht, scheint mir viel Aehnlichkeit mit der jakobitischen Stimmung zu haben, die sich in Schottland bis zum Anfang unseres Jahrhunderts erhalten hat. Als Stimmung war sie noch lange mächtig, nachdem sie aufgehört hatte, ein Faktor in der praktischen Politik zu sein. Eben so giebt es zweifellos im Elsaß unter Denen, die sich noch als französisch betrachten, deutsches patriotisches Gefühl. Sie sprechen entweder französisch oder elsässisch, aber nicht hochdeutsch. Der Präsident der evangelischen Synode in Metz, der dort nun dreiundzwanzig Jahre lebt, ist ursprünglich aus Mülhausen gekommen. In Metz predigt er deutsch und hat jetzt wenig Gelegenheit, sich der französischen Sprache zu bedienen. Wenn er jedoch seine Freunde in Mülhausen besucht, dann leiden sie nicht, daß er deutsch spricht. Französisch oder elsässisch zu sprechen, steht in seinem Belieben; deutsch zu sprechen würde beweisen, daß er ein „Preuße" geworden ist. Dagegen hat mir der Bürgermeister von Straßburg, der einen Tag wie alle Tage im Rathhaus ist und dort Männer und Frauen aller Art und aller Stände empfängt, gesagt, sein Französisch werde ganz rostig, weil er kaum jemals Gelegenheit habe, es zu brauchen.

Noch ein Wort zum Schluß. Das Elsaß ist stets deutsch gewesen. Im ersten Jahrhundert nach der französischen Annexion war es deutsch bis ins innerste Mark und unterwarf sich nur im Bewußtsein seiner Ohnmacht dem französischen Protektorat. Die großen Grundsätze von 1789 weckten in den besten Empfindungen der elsässischen Gesellschaft einen starken französischen Patriotismus und dieser

Patriotismus wurde während des Konsulates und des Kaiserreiches auf hundert Schlachtfeldern gefestigt. 1870 war ganz Deutschland begeistert bei dem Gedanken, die Tochter wieder in die Arme zu schließen, die zwei Jahrhunderte unter fremder Herrschaft gestanden hatte. Die Tochter jedoch schmollte und widerstrebte und sagte, sie sei von Liebe erfaßt zur Liberté, Égalité und Fraternité.

Um das Gleichniß fallen zu lassen: Deutschland hat sich selbst dadurch geschadet, daß es unwillig wurde und strenge, rauhe Repressivmaßregeln ergriff. Dann hat es aber seinen Mißgriff eingesehen und jetzt bringt es jeder Tag der Zeit näher, wo alle Ausnahmegesetze im Reichsland beseitigt sind. Es war eine weise Eingebung des Kaisers Wilhelm, sich in Urville bei Metz ein Gut zu kaufen und sich so im innersten Herzen Lothringens ein Heim einzurichten. Die milde und wohlwollende Regirung des früheren Statthalters hat viele Herzen gewonnen. Er sagte mit Recht beim Abschied zu mir: „Sie werden mindestens herausgefunden haben, daß ich kein Herzog Alba bin, wie die französischen Zeitungen mich manchmal so freundlich genannt haben."

In England macht man sich wohl schwerlich klar, welches Maß von Patriotismus bei den deutschen Fürsten dazu gehört hat, 1871 das Kaiserreich zu proklamiren. Bis zu diesem Jahre war Jeder ein nach außen unabhängiger und souverainer Fürst. Auf diese stolze Stellung haben sie durch die Wahl eines Kaisers zum Oberhaupt freiwillig verzichtet. Das war eine edle That der Entsagung, denn sie geschah, um Deutschland einig zu machen und es seine große Sendung in der Welt erfüllen zu lassen. Für das Reichsland wäre es gut gewesen, wenn der Patriotismus der Kleinstaaten noch etwas weiter gegangen wäre. Was ist ein „Reichsland"? Ein Land, das durch Militärgewalt mit dem Reiche verbunden ist, sonst aber unverbunden bleibt. Und gerade Das sollte so bald wie möglich in Vergessenheit gerathen. Durch seine geographische Lage, seine Sprache — die schwäbische Mundart — und durch seine Abstammung hätte sich das Elsaß wohl dem Großherzogthum Baden einverleiben lassen. Damit hätte das Elsaß eine wirkliche Autonomie erhalten und in dem wohlwollenden und wohlthätigen Paare, dem Großherzog und der Großherzogin von Baden, hätte das Volk des Elsaß eine Verkörperung der res publica gefunden, die für die meisten Menschen nun einmal eine so wesentliche Förderung des Patriotismus bedeutet. Lothringen wäre naturgemäß an Preußen gefallen. Dann würden sich die beiden Provinzen nicht mehr als Stiefkinder des Deutschen Reiches, sondern als Bein vom Bein und Fleisch vom Fleisch einzelner deutscher Staaten gefühlt haben, an die sie viele natürliche Bande knüpfen und im Vereine mit denen sie ihre Autonomie erreichen und ihre Bestimmung erfüllen könnten. Nach Allem, was ich von Einwohnern aller Theile von Elsaß-Lothringen gehört habe, würde diese Lösung wahrscheinlich die völlige Verdeutschung der beiden Provinzen eben so fördern wie ihre Zufriedenheit und ihr Glück. Werden die anderen deutschen Staaten patriotisch und hochherzig genug sein, um dieser Einrichtung zuzustimmen? Vielleicht ist es jetzt schon zu spät; meiner Meinung nach nicht. Einstweilen aber sollten wenigstens alle Ausnahme- und Repressivmaßregeln beseitigt, die Autonomie des Reichslandes sollte verwirklicht und der Landesausschuß ein Landtag werden, gleich dem von Preußen, Bayern oder Sachsen.

London. Samuel James Capper.

Bismarck und sein Denkmal.

Die bildenden Künste stehen an Freiheit noch weit hinter der Poesie zurück. Während Dichter und Schriftsteller, auch solche mittlerer Begabung, gar nicht mehr daran denken, anders als frei, d. h. nach ihrem Charakter, zu schaffen, arbeiten Bildhauer und Maler heute noch genau so auf Bestellung, wie es die Dichter vor zweihundert Jahren thaten. Sie verfertigen möglichst angenehme Bildnisse von zahlungfähigen Herren und Damen, wie einst die Dichter jeden Gönner eines Sanges werth gehalten haben. Es ist wahr, an die Stelle des Kaisers Augustus und Ludwigs des Vierzehnten droht für unser Schriftthum der Verleger und der Theaterdirektor zu treten; aber die Gefahr ist für stärkere Talente gering, weil Verleger und Direktor bei der größten Freiheit des Autors selbst am Besten fahren.

Die Gefahr für alle Künstler besteht in der Prostitution, — das Wort in einem weiten Sinne genommen. Die Prostitution lauert auf die arme Schönheit wie auf das arme Talent. Und wie sie sich nur ein gutes Kleid anzieht, um unter dem Namen „Schönheitkonkurrenz" gesellschaftfähiger zu werden, so winkt auch im Kunstleben aus den Konkurrenzen oft und leicht die Prostitution, deren Wesen es doch ist, für Geld Gefühl zu heucheln. Sie besteht nicht darin, seine Leistung zu verkaufen, sondern darin, Gefühl auszubieten.

Man sagt jetzt gern für Konkurrenz „Wettbewerb", weil die gute deutsche Uebersetzung „Drängelei" wirklich nicht hübsch klingen würde. In Wahrheit aber sind die meisten Konkurrenzen Drängeleien um ein Stück Geld.

Die meisten Denkmalsdrängeleien stellen dem großen Künstler keine beneidenswerthen Aufgaben. Auch in dieser Beziehung sind die Zuschauer recht thöricht und die Bildhauer nicht ehrlich, nicht einmal gegen sich selbst. Da soll für einen Dichter, Denker oder Forscher ein Denkmal errichtet werden und es wird ein Preis ausgeschrieben. Bei Goethe und Lessing ist allenfalls Liebe zur Aufgabe von vorn herein da. Soll aber etwa um Spinoza oder um einen berühmten Fachgelehrten oder auch um einen Dutzendfürsten und Dutzendgeneral geworben werden, so müssen sich die Künstler erst bei Büchern und Freunden erkundigen, bevor sich — wie bei Mahadöhs Schätzchen — aus dem Gehorsam die Liebe entwickelt. Von dem Geld ist weiter nicht die Rede, wenn man den besseren Kreisen angehört; es wird stillschweigend erwartet und nachher stillschweigend hingelegt.

Selbst bei ganz großen Denkmalsaufgaben stört gewöhnlich ein widriger Umstand. Auch große Könige haben Zufallsgesichter, sie sind nicht die geborenen Modelle für ihr eigenes Denkmal. Viktor Emanuel soll viel Glück bei Frauen gehabt haben. Ob da seine Freigebigkeit nicht mitsprach? Und

ob sein dicker Körper und sein Schnauzbart wohl einen italienischen Bildhauer an sich begeistert hätten? Um sein Denkmal aber gab es eine ungeheure Drängelei.

* * *

Fürst Bismarck ist ein Prachtmodell für sein eigenes Denkmal. Schon die äußere Erscheinung muß den Künstler locken und Lenbachs beste Bilder von ihm wären selbst als Studien nach irgend einem unbekannten Modell köstliche Werke. Auch die geistige Größe muß man ihm ansehen, wenn man nicht geblendet ist von Parteileidenschaft. Einer seiner bedeutendsten politischen Gegner hat es mir einmal unter vier Augen zugestanden, daß er den Fürsten liebe und bewundere, — vom künstlerischen Standpunkte. Und jetzt, wo der Fürst als Privatmann nicht mehr zu lohnen oder zu strafen vermag, darf wenigstens auch der freieste Deutsche das Gefühl der Liebe ruhig aussprechen. Dieses Gefühl hat ja nichts mit Währungsfragen und mit vaterländischen Steuern auf ausländische Ochsen zu thun, auch nichts mit den Deklamationen der inländischen. Es ist Freude, Freude an der großen Persönlichkeit und an ihrer starken That. Wir haben dafür ein gutes Wort: es lacht einem das Herz im Leibe bei dieser Art von Liebe und Bewunderung. Die Franzosen sogar sind von diesem Gefühle nicht ganz frei. „Ich hasse und liebe ihn zugleich", schrieb Daudet von Bismarck. Und an dem Tage, wo die Reichstagsmehrheit die historische Dummheit beging, von Bismarcks achtzigstem Geburtstag nichts wissen zu wollen und wie der Suppenkaspar zu schreien, da hörte ich auf französischem Boden gebildete Franzosen auf diese Mehrheit schimpfen, — daß mir das Herz im Leibe lachte.

Die Begeisterung für Bismarcks Persönlichkeit ist also künstlerisch selbst bei seinen Hassern da, die lebhafteste Begeisterung müssen naturgemäß die deutschen Künstler empfinden. Es ist also nicht daran zu zweifeln, daß bei dieser Drängelei die Liebe zu der schönen Aufgabe mitdrängte. Warum also ist das Ergebniß der Bismarck-Konkurrenz so erbärmlich ausgefallen?

Eigentlich ist Alles vortrefflich abgelaufen. Etwa neunzig Entwürfe sind eingesandt worden und dreißig Preise hat man vertheilt. Es ist also offiziell jede dritte Arbeit ein preiswerthes Kunstwerk; Das ist mehr, als man mit Recht verlangen kann.

Nur daß über ein Dutzend von den Entwürfen gar nicht gezählt werden sollte, weil es von Pfefferküchlern, von Narren oder von Spaßvögeln herrührt. Solcher Unsinn, solche Krüppel müßten selbst von öffentlichen Drängeleien auszuschließen sein.

Unter den übrigen achtzig Denkmälern sind zehn mit dem ersten, zehn mit dem zweiten und zehn mit dem dritten Preise ausgezeichnet worden; es

bleiben also fünfzig Skizzen, die ganz gewiß nicht ausgezeichnet sind. Von diesen übersehenen schien mir nur die allerletzte Nummer (94) doch auch eines Preises werth, — womit ich nichts gegen sie ausgestoßen haben will.

Die dritten Preise entsprechen ihrer Bedeutung noch am Ehesten. Es scheinen Anerkennungen von Fleiß oder guten Sitten zu sein. Wo sich Talent regt (wie in Nummer 39), da ist es durch irgend eine Unmöglichkeit belastet. Unter den zweiten Preisen finden sich drei Werthe (37, 62 und 90), die vorläufig wenigsten ganz ordentlich gedacht sind und die nach meiner Meinung noch mehr werden könnten.

Aber die ersten Preise! Ein paar der bekanntesten Bildhauer von Berlin, dazu nach dem schönen Grundsatze der Parität einige Herren aus süddeutschen Residenzen, haben die Preise bekommen. Und hier, in der Armsäligkeit, ja, Gottverlassenheit, liegt das eigentliche Fiasko. Höchstens eine Arbeit, die gemeinsame Arbeit eines Bildhauers und eines Architekten (24), kann man sich ohne Angst auf einem öffentlichen Platze groß ausgeführt denken; die anderen ersten Preise müssen fixe Preise gewesen sein, Huldigungen für eine sonstwoher bekannte Bedeutung. An sich sind die zuerst preisgekrönten Entwürfe fast noch schlimmer als die schlimmsten Phantasien der Pfefferküchler; es fehlt ihnen jeglicher neue Einfall, es fehlt ihnen Schönheit, es fehlt ihnen Größe. Größe wird mit Dimension verwechselt, noch dazu mit Breitendimension, für Schönheit gilt Schablone und statt einer künstlerischen Originalität bietet man höchstens den Leitartikel-Einfall, daß Bismarck Deutschland in den Sattel geholfen habe (26). Uebrigens würde dieses Werk, nach der Skizze ausgeführt, Deutschland nach Norden reiten lassen, während Bismarck zu Kroll ginge und blickte, — was doch nicht hübsch wäre.

* * *

Warum ist die Konkurrenz so erbärmlich ausgefallen?

Man hat die Schuld auf den Platz geschoben und gesagt: vor dem schönen Reichstagsgebäude müsse sich der Bildhauer zu sehr an die gegebenen Formen halten, er könne darum nicht frei genug schaffen. Es ist wahr, die nahe Architektur würde Opfer verlangen und die schlauesten Bewerber um den ersten Preis haben auch gleich das Opfer gebracht, nicht für ihre Kunst, sondern für den Architekten zu arbeiten. Aber in Wien steht das Denkmal von Maria Theresia ganz prächtig dicht zwischen den stattlichen Museen. Und bei uns haben doch auch die Bewerber, die sich gar nicht um die Architektur kümmerten, darum nichts Besseres zu Stande gebracht.

Einen kleinen Theil der Freiheit mag der gedachte Standplatz genommen haben. Was aber unseren Künstlern fehlt, Das ist die Freiheit überhaupt. Politisch und künstlerisch sind unsere Bildhauer und Maler nicht frei genug

für eine große Aufgabe. Wie sie in das Dogma vom klassischen Alterthum immer noch so verrannt sind, daß Einer das Elsaß darzustellen glaubte, als er einem nackten griechischen Frauenzimmer die elsaßer Schleife aufsetzte (Nr. 10), wie es auch sonst an unverständlich heraldischen Symbolen nicht fehlt, wie dann wieder mehrere Entwürfe den neu entdeckten Meergott Aegir einem so ernsten Manne wie Bismarck aufspielen lassen, so ist die Gewohnheit der Unfreiheit in jedem Zuge zu bemerken und die ungewöhnliche Aufgabe fand nur die gewohnte Uebung zur Lösung bereit.

Die Poesie hat die Aufgabe längst gelöst. Ich weiß nicht, wie viele deutsche Dichter ohne Drängelei in ihrem stillen Kämmerlein das Problem Bismarck zu bewältigen suchen. Keinesfalls werden sie ihr Vorbild übertreffen, Kleistens Hermannsschlacht, die freilich schon zu Anfang dieses Jahrhunderts geschrieben wurde. Genau Das, was Kleistens glühende Seele ersehnte, ist uns durch Bismarck leibhaftig geworden; und ich würde mich anheischig machen, den Hermann in Bismarcks Maske darstellen zu lassen, daß ein Schauern ginge vom letzten Rang bis zu den besten Plätzen, auch in den Szenen zwischen Hermann und den Fürsten. Und es wäre wahrhaftig nicht gegen die Absicht des Dichters. Freilich hätte Kleist diese einzige Mannesgestalt nicht bilden können, wenn er sich nicht frei gemacht hätte von dem Gängelbande griechischer und deutscher Klassizität und von dem unserer offiziellen Moral; sein Hermann hat deutschen grimmigen Humor und hat die ungeschriebene Moral aller großen Kerle, die weder mit der Kanzeltugend noch mit den Predigten der guten Hirten Etwas zu schaffen hat.

Und zu einer solchen Eroberung der Freiheit, zu einem solchen Bruch mit der Schablone hätte die Bismarck-Aufgabe Gelegenheit geben sollen. Was seit einem halben Jahrtausend antike Kunst heißt und gar nicht antiker Geist ist, die glatte Schönheitlerei, hätte aufgegeben werden müssen, es hätte der Versuch gemacht werden müssen, was die Plastik angeblich nicht kann, zu charakterisiren, wie es auch die Dichter erst Kleist gelehrt hat, zu charakterisiren durch lebendige Symbole, aber auch durch Wahrheit in Haltung und Blick. Nicht eine naturalistische Schulmeinung soll siegen, sondern volle künstlerische Freiheit von jeder Schablone, auch von der neuesten.

* * *

Ob es aber nicht ungerecht ist, gerade von diesen hundert Bewerbern die Größe und Freiheit zu verlangen, die auch sonst nicht häufig ist unter Künstlern und anderen Leuten?

Wandert man von den Bismarck-Entwürfen durch den Ausstellungpark zur sogenannten Großen Berliner Kunstausstellung, so wimmelt es unter den Bäumen von der kleinen Prostitution. Man sagt, das Unternehmen

könnte nicht bestehen ohne die Theilnahme dieser Welt. Betreten wir dann den Glaspalast, den Markt von dritthalbtausend Kunstwerken, und nehmen wir das Wort wieder im weitesten Sinne, so werden wir auch da tausendfach die Prostitution wiederfinden, die der Künstler und die der Modelle. Glücklich, wer auf diesem Markte einige Persönlichkeiten findet, die weder durch Geld noch durch Genuß noch durch wohlfeilen Ruhm käuflich sind, die ganz sich selbst gehören, die sich nicht für Lohn zeigen oder geben. Warum von dieser überwältigenden Mehrheit verlangen, daß sie Verständniß habe für die freieste und stolzeste Aufgabe?

Fritz Mauthner.



Der deutsche Kellner.

Es ist bekannt, wie sich Eigenarten von Menschen und Ständen bei anderen Menschen in verkleinertem, verzerrtem und besonders in erniedrigtem und karikirtem Maßstab wiederholen. Das Wesen eines Herrn spiegelt sich in seinem Diener, wenn er der typische Bedienstete ist, oft so treulich ab, daß von diesem auf jenen, sogar von den augenblicklichen Stimmungen dieses auf die augenblicklichen Stimmungen jenes zu schließen ist. Wie der Herr, so der Knecht. Wie jener einen Mitmenschen behandelt, so thut es auch dieser; in der gleichen Richtung, aber mit Vergröberung der Art und Weise. Schließlich tritt das berühmte „Wir" des Bediensteten auf: er fühlt sich mit dem Herrn zusammen als eine einheitliche Macht, deren Centrale allerdings im Herrn liegt; und nicht etwa ein habsüchtiger Egoismus, sondern vielleicht ein schlecht und rechter Idealismus — so eine Nuance von altdeutscher Vasallentreue — treibt ihn zu dieser Allianz. Aehnlich ist das Verhältniß zwischen Priester und Kirchendiener; Physiognomiker werden nicht verfehlen, die veränderte Wiederholung der Gesichtsbildung eines Pfarrers im Antlitz des Meßners als einen willkommenen Studiengegenstand zu begrüßen. An diesen Affen des Priesters schließt sich noch mancher Typus an: so ist z. B. dem Wirth eines Wirthshauses, das einer gut besuchten Wallfahrtkirche gegenüber liegt, bald der selbe physiognomische Charakter, nur eben in die Ausdrucksprache eines Gastwirthes übertragen, aufgeprägt.

Man darf erwarten, daß solche Spiegel-Repetitionen auch an nationalen Unterschieden theilnehmen; man thut jedoch gut, dazu ein Beobachtungmaterial

zu wählen, das eine gewisse Einheitlichkeit sowohl innerhalb jedes nationalen Kreises als auch im internationalen Rahmen bewahrt, auf daß nicht andere als die zu beobachtenden Eigenthümlichkeiten störend hineinspielen. Der Diener ist je nach der sozialen Stellung seines Hauses, selbst je nach lokalen Unterschieden zu sehr verschieden, als daß er hierfür günstig wäre; der Küster hängt auch von den konfessionellen und kirchlichen Variationen zu sehr ab, als daß er die Herauskehrung nationaler Typen leicht machte. Eine ziemlich gleichförmige und sogar internationale, man möchte sagen elementare Masse ist hingegen die der Kellner. An ihnen dürfte sich für den vielgereisten Volkskenner die Vergleichung des Gepräges, das ihnen der — mit Respekt zu vermelden — Genius des Landes gegeben hat, in hohem Maß lohnen; stehen sie doch zu den tonangebenden Schichten der Bevölkerung in einem ähnlichen Verhältniß wie der Bedienstete zur Herrschaft, der Sakristan zum Geistlichen. Es ist wohl gar nicht anders möglich, als daß der herrschende Geist des Publikums, der die Weise seiner Herrschaft an der Stätte des kellnerischen Waltens in besonderer Ungezwungenheit und mit einem gewissen protzigen Ernst zur Geltung bringt, in die hier waltenden Geister hineinschleicht und in ihrem Aeußeren, sei es in der Physiognomie oder in den Geberden oder in der Sprechweise, mit charakteristischer Verfärbung wieder zum Ausdruck gelangt und sogar eine Denkweise und Lebenspraxis verräth, die für jene Weise zum Symptom wird.

Mögen Andere und besser Bewanderte uns mit ihren Berichten über solche Erfahrungen durch die weite Welt geleiten und uns die zahllosen Nationen und Stämme im angerauchten Kellnerspiegel vorführen; uns mag es hier an dem Spiegel aus Deutschland und an ergänzenden Nachbarvergleichen genug sein. Der Charakter eines Volkes ist nun zum großen Theil durch das Vorherrschen gewisser Stände und Berufe gegeben und läßt sich wohl auch durch den Hinweis auf diese Vorherrschaft kennzeichnen; ähnlich wie — nur noch klarer — die politische Vertretung eines Volkes von der Vertheilung seiner Berufsarten wenigstens mitabhängt und bei überwiegender Landwirthschaft altkonservativ, bei überwiegender Kleinindustrie neukonservativ, bei überwiegender Großindustrie rechtsliberal, bei überwiegendem Handel linksliberal, bei überwiegender Fabrikarbeiterschaft sozialdemokratisch wird. Deutschland zeigt sich bekanntlich noch immer etwas mehr agrarisch als nichtagrarisch; und mag auch dieses kleine Mehr in der Wirklichkeit bereits geschwunden sein, es macht sich trotzdem noch in seinen Wirkungen bemerkbar. Jedenfalls stimmt das Gesagte für Süddeutschland mehr als für den Norden, für Ostdeutschland mehr als für den Westen. Dem entsprechen auch die verschiedenen Beschickungen der Vertretungskörper. Indessen reichen jene agrarisch-industriellen Gegensätze zum Aufbau eines Volkscharakters nicht aus. Neben ihnen, allerdings auch mit ihnen, sind andere Berufsgegensätze gegeben; zunächst die der Stände: Adel, Priester, Bürger, Lohnarbeiter; dann die der speziellen Berufe: Beamter, Lehrer, Arzt, Advokat. So ist in der gesammten Lebensart und Denkweise Deutschlands das seelsorgerische, schulmeisterliche und behördliche Hauptelement nicht zu verkennen; andere Elemente treten zwar immer mehr dazwischen, sind aber Ergebnisse neuer Wandlungen, die eben unseren bisherigen Nationalcharakter zu verändern beginnen, — sei es ins Bessere oder ins Schlechtere, sei es ins Gemüthlichere oder ins Ungemüthlichere.

Und trete ich in ein deutsches Wirthshaus ein, kann ich erwarten, in dem Kellner für die kommende Stunde meinen Seelsorger, Lehrer und Vorgesetzten zu finden. Die Unterschiede des Wirthshauses selbst — ob Kneipe oder Grand Hotel — bleiben trotzdem bestehen; sie schließen jenen ständigen Charakter des Kellners in ihre besonderen Eigenthümlichkeiten ein. Auch ob Kellner oder Kellnerin, ist dabei von wenig Belang; jedes Geschlecht kann ja die vorhin gekennzeichnete Bethätigung nach seiner Art auffassen. Anders steht es schon um den geographischen Unterschied: der Kellner oder die Kellnerin aus dem altbiederen bayrischen Hafer- und Hopfenland wird jene Nuancen in tieferer Sättigung zeigen, als es ihre hamburger oder berliner Genossen thun. So ist es uns wohl nicht verwehrt, einen einheitlichen Typus festzuhalten; man möchte sogar versucht sein, ihn als ein alldeutsches Gemeingut zu lieben. Der Vertreter des Typus hat ja das bestimmte Gefühl, daß er die Stätte seines Waltens, das Wirthshaus, den Besuchern heimisch machen muß, daß diese ursprünglich am Meisten in der Kirche, der Schule, dem Bureau zu Hause sind und die moralische Luft dieser engsten Heimath auch draußen in der großen Welt des Deutschen, d. h. im Wirthshaus, wohlgefällig wieder begrüßen. Darum nimmt er sich des armen Fremdlings an, predigt ihm, belehrt ihn, bevormundet ihn; und je nach der eigenen Individualität und nach der des Anderen richtet er den Ton seines Auftretens ein. Die hohe Aufgabe, dem Gast zeitweilig den geistlichen Hüter zu ersetzen, faßt er bald als der Hirt seiner Heerde, bald als der zürnende Kanzelmann; den Beruf des Lehrers und Erziehers bald mit redlichem Bemühen, dem Schüler die richtige Erkenntniß leicht zu machen, bald mit der Bitterkeit schulmeisterlicher Zurechtweisung; die Funktion des Beamten bald als der patriarchalische Beschützer, bald als der Bureautyrann. Nur frei läßt er den Deutschen nie; dieser Gefahr will und darf er den ihm anvertrauten Schützling denn doch nicht aussetzen. Das wäre unmoralisch, subversiv. Gehts mit der Seelsorgerei, Schulmeisterei, Bureauschindung nicht recht vorwärts, dann ist in der deutschen Kultur noch ein vierter Berufstypus da: der Literat, der selber allerdings wieder jene drei Berufe in sich vereinigt. Der denkt und trompetet dem Volk wenigstens theoretisch vor, was es zu denken und zu singen hat, bewacht es mit Rathschlägen, mahnt es mit stilistischen Winken, reizt es mit gedruckter Spottmiene. Ein Blick des Kellners vermag über den deutschen Biergast, der sich gerade zu einer lästerlichen Selbständigkeit aufraffen wollte, so viel wie ein ans deutsche Gewissen appellirender Leitartikel.

Die Aufführung der Gäste — wohlgemerkt: der einheimischen Gäste — in einem deutschen Wirthshaus ist denn auch durchschnittlich musterhaft. Die Pfarrer, Lehrer und Beamten können mit ihrer Gemeinde, ihrer Klasse, ihrem Publikum zufrieden sein. Klappts irgendwo nicht, dann hat eben der alte gemeinsame Geist nachgelassen; er kehrt aber bald wieder, dank unseren Wächtern. Wir Gäste geben uns darum auch keine Mühe, Revolution zu machen; essen so viel, wie es gute Sitte ist, nicht mehr, weniger schon gar nicht, erlauben uns dabei keine ungewöhnliche Kombination, um die Behörde nicht zu verwirren, trinken dem Trinkzwang zu Ehren und — was die Hauptsache ist — zahlen schließlich unsere Steuer, das Trinkgeld.

Die stammverwandte Ostmark läßt es hier an deutschnationaler Gesinnung

nicht fehlen, versündigt sich aber auch nicht durch allzu großdeutsche Velleitäten. Sie tönt das Deutschthum des Wirthshauses ganz schön ab, treu der völkerverbindenden weltgeschichtlichen Stellung Oesterreichs. Als Bollwerk Mitteleuropas gegen östliche Barbarei macht es dem Wanderer den Uebergang von deutscher Unterthanenbravheit zu asiatischer Sklaverei möglichst leicht und löthet sein die Mittelglieder zusammen. Die bayerische Kellnerin, die dem Gast ungefragt „sein" Glas Bier vorsetzt, hat sich in den italienischen Piccolo verwandelt, der die Getränke aufsagt, und in den eleganten Wiener Jean, der die Speisenkarte herunterschnarrt; die Karikatur des Schulmeisters von Sadowa in die Karikatur des halbleibeigenen Angestellten in gräflichen Diensten. Die deutsche Schwerfälligkeit ist zur schlängelnden Schmiegsamkeit geworden, die Würde des deutschen Bierbeamten zur Balance zwischen vertraulicher Wegwerfung und kotzengrober Frechheit.

Ein Landkartensprung in den deutschen Norden, zu den kühlharten Stämmen der Friesen und anderer Küstendeutscher, zeigt das entgegengesetzte Bild. Wohl ist auch dort noch der Kellner der Obere des Gastes; aber er fühlt, daß ihm nicht gut nahetreten ist. Er läßt den Angekommenen unbehelligt, er weiß, daß dort den Menschen das Meer gewöhnt hat, selbständig zu sein, er besorgt nicht, wie sein südlicherer Kamerad, daß sein Gast durch Unbehilflichkeit Schaden leiden werde; er wartet, bis er eingreifen soll. In manchen abgelegenen Gegenden Deutschlands, wo der Mensch durch die Natur so ganz in Anspruch genommen ist, daß dagegen Kirche, Schule und Bureau zurücktreten, ists ähnlich; im urbäuerlichen Wirthshaus bleibt der Gast von kellnerischer Vormundschaft eben so weit unbehelligt wie von der wirklichen Behörde.

Einen nationalen Schritt weiter, nach England, und wir fühlen die Stimmung des Gleichen unter Gleichen, die dort das Land durchzieht, auch beim „Aufwärter" wieder. Er ist der selbständige und fremde Selbständigkeit respektirende Engländer. Er läßt den Gast frei und bleibt ihm gegenüber unverändert, mag er nun ein kleiner oder großer Herr sein, Dies oder Das, wenig oder viel essen. Der richtige Deutsche vermißt da seine heimische Behörde, die ihn so wohl zu berathen, so fest in einem Gleise zu halten versteht. Er muß sich erst daran gewöhnen, auch hier einen Mitmenschen vor sich zu sehen, der seine nöthigen Leistungen erfüllt, seine nöthigen Gegenleistungen empfängt und im Uebrigen der Kirche, der Schule, dem Amt überläßt, was ihnen zukommt.

Ein Theil dieses Geistes ist längst auch bei uns in Deutschland durch die Lande und Wirthshäuser gegangen und hat sich da behauptet. Was ich berichtete, stimmt nicht mehr ganz. Und der Mißklang, den dieser Umschwung erzeugt, ist nicht mehr zu überhören. Aber er ist das Echo größerer Mißklänge, die unser Deutschland durchziehen. Acker und Fabrik, Kirche und Maschine, Schule und Selbstlernen, Amt und Geschäft —: diese gegensätzlichen Mächte wirbeln daheim den Unfrieden auf und der in Ueberlieferungen aufgewachsene Deutsche weiß bald nicht mehr, wohin er flüchten soll. Wehe ihm, wenn er selbst in seinem zweiten Heim, im Wirthshaus, nicht mehr findet, was ihn durch Jahrhunderte hindurch stark gemacht und stark erhalten hat.

Nymphenburg. Dr. Hans Schmidkunz.



Ein vergessener Erzieher.

Wir Deutschen sind das pädagogischeste Volk der ganzen Erde, bei den Russen z. B. als typische Schulmeister bekannt und in ihren Romanen fast immer als Hauslehrer verwendet. Der Bestand unserer pädagogischen Bücher und Zeitschriften ist allein so groß wie der aller anderen Völker zusammengenommen. Wir sind thatsächlich auch ihre Lehrer und Vorbilder im Werke der Erziehung gewesen, zumal im Volksschulunterricht. Ehe noch das übrige Europa davon träumte, organisirten die deutschen lutherischen und reformirten Kirchen einen religiösen Unterricht des ganzen Volkes, der bald ein allgemein elementarer wurde. Sein Aufkommen gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen des sechzehnten Jahrhunderts. Auch hier hat das Elend des dreißigjährigen Krieges die Entwickelung um fast hundert Jahre zurückgeworfen, aber der deutsche Idealismus hat seine Probe bestanden. Mehrere Staaten und Städte — im Gefolge der protestantischen auch katholische — nahmen die unterbrochenen Bestrebungen wieder auf; immer größer wurde das Gebiet, in dem der allgemeine Unterricht, wenn auch oft dürftig, doch streng und konsequent durchgeführt wurde. Als 1774 auch Oesterreich ihn von Staates wegen einführte, war er in allen Ländern deutscher Zunge eine öffentliche Einrichtung, — fast zwanzig Jahre, ehe die französische Revolution den bloßen Gedanken daran im Bewußtsein der Franzosen erweckte, und hundert Jahre, ehe England die allgemeine Schulpflicht durchsetzte.

Nicht minder als in der äußeren Einrichtung sind die Deutschen in der Theorie und Methodik den anderen Völkern weit vorausgeeilt. Der geniale Holsteiner Wolfgang Ratke hatte schon im Jahre 1612 Namen, Begriff und Ausführung einer neuen „Didaktik" fertig, die die bisherige mittelalterliche Methode, mehr eine Gelegenheit zur Peinigung als zur Erleuchtung der Schüler, vertreiben, die Qual des Lernens durch richtige Psychologie in Lust verwandeln sollte. Erst nach ihm, dankbar seinen Spuren folgend, stellte der Czeche Amos Comensky die selben Ideen in weitläufigerer Form dar, erst sieben Jahrzehnte später kam der Engländer John Locke auf die selben Gedanken, die dann nach weiteren siebenzig Jahren Rousseau mit falschen, aber verblüffenden Uebertreibungen deklamirte. Die Deutschen deklamirten nicht, sondern übertrugen die neuen Gedanken in die Praxis. Von Ratke bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts erschienen praktische Psychologen, die dem Kinde durch Anpassung der Stoffe und des Lehrganges an seine Seele das Lernen zu erleichtern, die auch seine sittliche Bildung durch Erweckung menschlich nahe liegender und darum richtiger Motive zu einer gesunden zu gestalten suchten. Unzählige Seufzer und Thränen haben sie der kindlichen Welt erspart. Außer Ratke und dem ganz deutsch gebildeten Comensky sind Franke, Zeidler, der fast vergessene Entdecker der Lautirmethode, ferner Christoph Semler, Hecker, Basedow sammt den übrigen Philanthropisten, besonders Campe und Salzmann, endlich Pestalozzi und seine Schüler bedeutende Vorkämpfer der Menschheit, die das „philosophische" Jahrhundert auch zu einem „pädagogischen" gemacht haben. Denn erstaunlich ist auch die Theilnahme der damaligen bürgerlichen und vornehmen Welt an pädagogischen Fragen. Wenn man die Subskribenten der „Allgemeinen Revision des gesammten Schul- und Erziehungwesens" ansieht, eines Fachwerkes, das Campe

in sechzehn Bänden herausgab, so findet man unter ihnen die nicht pädagogischen Kreise eben so stark wie die Lehrer und Prediger vertreten. Heutzutage wäre es ein Wunder, das jeden Buchhändler tiefsinnig machen würde, wenn ein streng fachwissenschaftliches pädagogisches Buch zur Hälfte von Nichtpädagogen gekauft würde.

Auch unser Jahrhundert ist nicht unfruchtbar gewesen. Besonders Herbart und seine Schüler haben ein wohlorganisirtes, vielfach schon in alle Einzelnheiten ausgearbeitetes System der Methodik für alle Schulen geschaffen. Wird man aber gefragt, ob man irgend ein gut geschriebenes populäres Buch über alle Theile der Erziehung, die sittliche sowohl als die geistige, empfehlen könne, so ist man in Verlegenheit, zumal Frauen gegenüber. Die Deutschen können eben denken, aber nicht schreiben. Wo eine gefällige Form gewünscht wird, da muß man auf Befragen schließlich Spencers Schrift „Die Erziehung", deutsch von Fritz Schultze, oder Legouvés Nos filles et nos fils, das ebenfalls ins Deutsche übersetzt worden ist, nennen. Beide sind zwar oberflächlich, aber flott. Und dennoch haben wir einen pädagogischen Schriftsteller, der zwar nicht durchgehends leicht und gefällig schreibt, aber doch nur geringe Geduld erfordert, um dafür reichlich und überreichlich zu lohnen, nämlich Jean Paul, besonders in seiner „Levana oder Erziehlehre", die, im Jahre 1806 zuerst erschienen, in mehreren Auflagen und Ausgaben segensreich gewirkt hat und gerade jetzt zu neuem Segen aufleben sollte.

Jean Paul steht in dieser Schrift noch ganz und gar auf dem Boden des achtzehnten Jahrhunderts. Aus Rousseau, den Philanthropisten und Pestalozzi sucht er alle Goldkörner und Goldfäden zusammen, fügt eigene hinzu und verbindet sie zu dem Gewebe eines eigenen Systems. Wie Schiller die trockenen Begriffe der kantischen Philosophie mit dichterischer Anschauung zu beleben weiß, so gelingt es Jean Paul, die Gedanken der deutschen Pädagogen wie seine eigenen in lebhafte Farben zu kleiden. In heiterer Form behandelt der Anfang sogleich ein sehr ernstes Problem, die Möglichkeit oder vielmehr den Wirkungsgrad der Erziehung. Schon vor Schopenhauer hat mancher Denker ihr eine eigentlich umgestaltende Kraft abgesprochen. „Das Jahrhundert ist das geistige Klima des Menschen, die bloße Erziehung ist das Treibhaus oder der Treibscherben, woraus man ihn in jenes auf immer hinausstellt." „Die Völker wie die Wiesen säen sich selbst aus." „Vornehme Schüler sind überhaupt nicht zu bilden, da der Lehrer so bald ihnen gegenüber ein Gehorchender wird." Solche Gedanken führt Jean Paul aus in einer Rede, die er zum Antritte eines Lehramtes im Johanneum-Paulinum hält. Natürlich zieht der Schulrath aus dieser Rede die Folgerung, den Vertreter einer so nutzlosen Kunst sofort zu entlassen. Er findet ein zweites Lehramt und hält nun die Antrittsrede über die Erfolge der Erziehung. Besonders Herrenhuter, Quäker und Juden führt er als Beweise ihrer Allmacht an, da sie durch die Erziehung unter und trotz heterogener Umgebung dennoch einen bestimmten Menschentypus zu erhalten wissen.

Ehe Jean Paul die gute Erziehung darstellt, schildert er in einem köstlichen Kapitel die Verworrenheit der gegenwärtigen, die normale Eltern ihren Kindern angedeihen lassen, den Mangel eines festen, einheitlichen Ideals, die „Tätowirung" der Kinder mit verschiedenen Idealen, die über einander geprägt werden. So kann ein Kind an einem Tage Folgendes hören: 1. Reine Moral (das Gute um des Guten willen zu thun); 2. Unreine, mehr auf eigenen Nutzen angewandte;

3. Siehst Du, daß Dein Vater es so macht? 4. Du bist noch klein, Dies aber schickt sich nur für Erwachsene; 5. Die Hauptsache ist, daß Du einmal in der Welt fortkommst und Etwas wirst im Staate; 6. Nicht das Zeitliche, sondern das Ewige bestimmt die Würde des Menschen; 7. Darum dulde lieber Unrecht und liebe; 8. Wehre Dich aber tapfer, wenn Dich Einer angreift! 9. Tobe nicht so sehr, lieber Junge! 10. Ein Knabe muß nicht so still sitzen; 11. Du mußt Deinen Eltern mehr folgen! 12. Du mußt Dich selber erziehen! Wenn so schon die Väter sehr schwankende Gestalten sind, so gleichen die Mütter erst recht einem hundertarmigen Riesen Briareus, der unter fünfzig Armen Befehle, unter fünfzig anderen Gegenbefehle trägt.

Seine positiven Ausführungen beziehen sich auf körperliche, sittliche und geistige Erziehung. In Bezug auf die Körperpflege ist Jean Paul so radikal, wie nur ein heutiger „Naturapostel“ sein kann. Kneipp und Diefenbach könnten sich auf ihn berufen. Nicht blos barfuß, sondern überhaupt so oft wie möglich unbekleidet zu gehen, ist für die Kindheit das Lebenselixir. Ferner den Kindern keine Arzeneien, Wein nur löffelweise, mehr häufig als reichlich und jedes Jahr weniger, in der „mannbaren Gluthzeit“ gar nicht! Dagegen überschätzt er Fleisch und Bier, die er für normale Nahrungmittel heranwachsender Kinder hält, freilich eben nur das damalige, wohl sehr wenig Alkohol enthaltende Bier. Auch soll dieses nur zur Stärkung, dagegen Wasser der regelmäßige Trank sein. Uebungen im Ertragen von Schmerzen machen die Kinder schon in ihren Spielen, — ein Hinweis, daß der Erzieher solche planmäßig einführen sollte.

Unter „sittlicher Erziehung“ kann man bei Jean Paul drei Arten der Bildung zusammenfassen: die Bildung zur Religion, zur Sittlichkeit im engeren Sinne und zur Liebe. Die Religion ist ihm nicht ein Dogma, sondern ein Gefühl. Was Jean Paul als Religion definirt, trägt doch wohl ein Jeder in sich oder muß in Jedem geweckt werden: „Wer etwas Höheres im Wesen, nicht blos im Grade sucht, als das Leben geben oder nehmen kann, hat Religion.“ Mit Sebastian Franck sagt er auch: „Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer, im Grunde der Seele gelegen.“ Religion ist ihm die Poesie der Moral.

Das Heilige muß schon einwurzeln in der Zeit, die nie vergißt, also in der frühesten Kindheit, aber nicht, wie die Philanthropen wollten, durch den Verstand des Kindes, dem sie die Ordnung und Zweckmäßigkeit der Welt nahe zu bringen suchten, sondern durch sein Gefühl für das Erhabene. Wenn Rousseau erst nach dem fünfzehnten Lebensjahre Religion lehren wollte, so ist Dies zu spät. „Je jünger das Kind ist, desto seltener höre es den Namen Gottes, aber es sehe seine Symbole. Nicht mit ihm, sondern vor ihm müßt Ihr Eure Gebete beten.“ Das Beten sei seltener, aber feierlicher. Darum kein Tischgebet vor dem Essen! Es wird vom Kinde verfälscht, d. h. nicht in der Stimmung und der Gesinnung gesprochen, die für ein Gebet nothwendig ist. Die beste christliche Religionlehre ist das Leben Christi und dann das Leiden und Sterben seiner Anhänger, auch außerhalb der Heiligen Schrift erzählt. Alle Erklärungen vor dem Lesen, nicht nachher, damit die Erzählung als Ganzes wirke.

Die Bildung zur Sittlichkeit im engeren Sinne, d. h. zum sittlichen Wohlverhalten, ist auf zwei Wegen zu erstreben: durch Vorbild und durch Maßregeln. Der Erzieher bleibe, gleichviel ob die Kinder gegenwärtig sind oder nicht, sich

immer bewußt, daß das Kind, wie Basedow sehr richtig betonte, ein nachahmendes Wesen ist. „Das Beispiel der Eltern ist das zweite Gewissen der Kinder." Der Erzieher hüte sich z. B. vor jeder Lüge, sowohl vor jeder Ablüge über ein vergangenes Ereigniß als vor jeder Vorlüge, d. h. vor dem Bruche eines Versprechens. Mit Unrecht verwirft Jean Paul dabei jede Art von Absichtlichkeit, etwa in Gegenwart des Kindes vor einem Entschlusse ein Schwanken absichtlich zu heucheln, um es dann durch Selbstbesinnung auf einen sittlichen Grundsatz zu beenden; z. B.: „Ich habe versprochen, heute zu X. zu kommen. Das Wetter ist abscheulich, ich habe auch drängende Arbeit. X bedarf meiner vielleicht nicht. Aber ich habe es versprochen. Man soll eben überlegen, ehe man verspricht, nicht nachher." Wenn das Kind die Absichtlichkeit nicht merkt, sind solche Monologe sehr nützlich. Und wenn es schon Schauspielerei ist, so ist es doch eine gut angewandte. Das A und O aber für das persönliche Verhalten des Erziehers ist: Zeigt dem Kinde Freudigkeit! „Freudigkeit ist der Himmel, unter dem Alles gedeiht, Gift ausgenommen!"

Von den Maßregeln der sittlichen Erziehung will ich nur einige wiederholen, die mir in besonders treffender Form angegeben scheinen: 1. Nie ist eine Kraft zu schwächen, nur ihr Gegenmuskel ist zu stärken, z. B. Uebermuth durch Mahnung zur Vorsicht. 2. Einheitlichkeit kann im Kinde nur herrschen, wenn die Eltern es einheitlich behandeln. Das Kind ist zu zwingen, an gewissen Grundsätzen festzuhalten. Schafft Regeln für Kinder! Regel ist Einheit, Einheit ist Gottheit. Nur der Teufel ist veränderlich. 3. Nicht Leidenschaft ist auszubilden, sondern langes Wollen. 4. Große Ideale sind den Kindern vorzuhalten, das Leben zieht ohnehin sehr viel ab! 5. In den ersten fünf Jahren giebt es keine Lüge und keine Wahrheit. Man muß dann blos sagen: Mache Ernst, keinen Spaß! Später muß man einem Kinde, das gelogen hat, für einige Tage Schweigen gebieten. 6. Das Kind ist von natürlicher Offenheit und Geradheit. Sie zu erhalten ist das beste Mittel gegen Unwahrhaftigkeit. Darum verlangt von ihm keine Verschwiegenheit! Erst recht natürlich sind seelenkrümmende Gewohnheiten zu meiden, wozu nicht blos der ungeheuerliche Dank für empfangene Strafe oder gar Schläge, sondern auch äußere Zeichen der Liebe gehören, die nicht freiwillig, aus eigenstem Antriebe gegeben werden, Komplimente vor Fremden und Aehnliches. 7. Die Schamhaftigkeit in geschlechtlichen Dingen wird durch gemäßigte Aufklärung nicht gemindert, sondern gefördert. In der Kindheit gegeben, mildert sie die Neugier, die sonst in der gefährlichen Periode der beginnenden Geschlechtsreife noch stärker sein würde. „Wie das Käferwürmchen in der Nuß, so wächst das Menschenwürmchen im Mutterleibe." Mehr braucht das Kind nicht zu wissen, denn mehr wird es auch nicht fragen.

Die Bildung zur Liebe als ein besonderes Kapitel wird unserem nüchternen Jahrhundert überflüssig erscheinen. Und doch giebt dieses Kapitel die Quintessenz aller Begründung eines sittlich guten Handelns. „Liebe ist die zweite Halbkugel des sittlichen Himmels, sie wendet sich nach außen, wie die Würde nach innen." Drei Stufen sollen das Kind zu ihr emporheben: 1. die Erziehung zum Mitleid, besonders auch gegen Thiere, 2. der Anblick fremder Wechselliebe, 3. die Gelegenheit, sich selbst lieb und hilfreich zu erweisen. Denn im Kinde erweckt oft die That den Trieb, während beim Erwachsenen meist das Umgekehrte

stattfindet. Eine nothwendige Vorbedingung für diese Bildung zur Liebe ist, daß die Kinder überhaupt auch außer der Familie noch Menschen lange und vertraut genug kennen lernen. Ein Dorf und eine kleine Stadt sind dafür am Günstigsten. Am Wenigsten Liebe werden die Kinder lernen, die fortwährend mit den Eltern auf Reisen sind und also von einem Orte zum anderen geschleppt werden. Aus solchen werden allerhöchstens „Hofmännchen oder Hofweibchen ohne Hof, kühl, hell, fein, matt, satt, süß, schön."

Nicht minder originell als hier, obwohl auf dem Boden der Ideen des achtzehnten Jahrhunderts stehend, Jean Paul sich zeigt, behandelt er die geistige Bildung. Er begnügt sich nicht mit der Bildung des Erkennens, sondern als der genialste der deutschen Humoristen verlangt er auch Bildung zum Witz und als Dichter Ausbildung des Schönheitsinnes. Sehr scharfsinnig sind zunächst die Bemerkungen über das Gedächtniß. Wie Locke und Lessing mahnt er zur Konzentration. Nur Eines zu einer Zeit, und Jedes längere Zeit hindurch. Wie scharfsinnig und psychologisch richtig ist Folgendes: Aehnlichkeiten sind Ruder der Erinnerung, aber Klippen des Gedächtnisses. Kontraste heben sich gegenseitig heraus, wie Licht und Schlagschatten. Wer Schreiben oder Lesen lehrt, muß die unähnlichsten Buchstaben zusammen lehren. Nicht minder treffend sind seine Bemerkungen über die Aufmerksamkeit, sie könne weder eingepredigt noch eingeprügelt werden; nur öftere Abwechselung, so weit der Gegenstand sie ermöglicht, kann ihr zur Triebfeder dienen. „Wiederholung, sonst die Hauptwinde des Unterrichtes, ist die Gegenfeder und keine Spiralfeder der Aufmerksamkeit."

Im Uebrigen zeigt er den gesunden Realismus des achtzehnten Jahrhunderts und scharfen Blick für das eigentlich Wichtige. Nicht zu viele Sprachen lernen! Wer sein Leben anwendet, um Sprachen zu lernen, gleicht Dem, der sein Vermögen anlegt, um Portemonnaies zu kaufen. Lateinisch, Geschichte und Mathematik genügen für eine vollkommene Bildung. Die Mathematik wird im Allgemeinen überschätzt; sie geht nur auf die Verhältnisse, nicht auf das Dasein der Dinge, sie ist darum, wie bei Pestalozzi, an den Anfang des Unterrichtes zu stellen und soll in ihrem geometrischen Theil das Augenmaß üben helfen. Später aber ist eine rein formale mathematische Bildung zu einseitig. Auch Blödsinnige haben Schachspielen gelernt, — ein Beweis, wie wenig Geist zum geometrischen Kombiniren nöthig ist. Das originelle Kapitel „Bildung zum Witz" räth, die Kinder auf die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Erscheinungen aufmerksam zu machen, besonders auf diejenigen, die zwischen der natürlichen und sittlichen Welt obwalten. Von dem lebhaften Interesse, das die Kinder dafür zeigten, und dem Erfolge, den sie erzielten, giebt Jean Paul aus seiner eigenen Lehrthätigkeit gute Beispiele. „Der Mensch wird von vier Dingen nachgemacht, vom Echo, Schatten, Affen und Spiegel", citirt er als Ausspruch eines zwölfjährigen Knaben. Natürlich meint er nur den Sachwitz, nicht die öden Geistesverrenkungen, die den Kalauer erzeugen.

Interessant sind die Episoden, die Jean Paul in den eben skizzirten Gang seiner Darstellung eingeschoben hat. Sie betreffen die Modifikation der Erziehung durch weibliches Geschlecht und fürstliche Abkunft. Jacquelinens, einer Mutter, Beichte ihres Erziehens ist heute noch ein heller Spiegel für erziehende Frauen. Und ein Erzieher für Prinzen und Prinzessinnen, der es ernst nimmt,

kann in der Literatur der ganzen Welt keinen besseren, freimüthigeren Rathgeber finden als in den „Instruktionen“ an die Hofmeisterin und den Hofmeister. Und dieser ernste Freimuth waltet durchgehends, obgleich oder vielmehr (in Jean Pauls Sinne), weil das Buch der Königin Karoline von Bayern gewidmet ist.

Wozu ich all Dies schreibe? In unverbesserlichem Optimismus. Schon Montesquieu und Rousseau klagten, daß die Politiker ihrer Zeit nie von Tugend, sondern nur von Handel, Gewerbe und Wirthschaft redeten. Was würden sie erst sagen, wenn sie unsere Zeitungen läsen? Von allem Möglichem ist über und unter dem Striche die Rede, von allen Staaten, vom Königreiche Siam bis zu den Polypenkolonien, vom „Seelenleben“ der Sarah Bernhardt bis zu den Gemüthsbewegungen der Bacillen; aber Erziehung ist nur ein Thema für Altmodische, Zurückgebliebene, die nicht auf der Höhe des Jahrhunderts stehen. Dem deutschen Hausvater, der deutschen Hausfrau, die täglich ihr Leibblatt zu sich nehmen, bringt dieses nichts über ihre wichtigste Aufgabe. Aber es ist ja jetzt die Zeit der Sommerfrischen, in denen man nicht ausschließlich von der Zeitung lebt, sondern bisweilen sogar die Muße findet, ein Buch zu lesen. Solchen glücklichen Sommerfrischlern sei Jean Pauls Levana ans Herz gelegt.

Freilich: Eins müssen sie dabei beachten. In den Grundstoff des Gewebes ist bei Jean Paul öfter krause Gelehrsamkeit hineingestickt, die ein gelehrtes Auge erfreut, da sie nie ohne witzige, oft überraschende Beziehung auftritt, ein ungelehrtes aber verwirren kann und leider oft schon verwirrt und weiter zu lesen verhindert hat. Leider giebt es noch keine Bearbeitung, die alle Zugaben vom Nothwendigen trennte und so das Lesen zu einem ununterbrochenen Genusse machte. Denn für sich allein ist Beides, die Behandlung des Themas wie der Zusatz interessanter Vergleiche, vollkommen, nur ihre Vereinigung wirkt oft störend. Einer solchen Bearbeitung aber nähert sich einigermaßen die Ausgabe von Konrad Fischer (Langensalza, Greßler, 1889), die einige Theile in Auszüge gebracht hat, im Uebrigen zwar die kleinen gelehrten Abschweifungen vom organischen Texte nicht trennt, aber wenigstens erläutert und besonders wichtige Stellen durch den Druck hervorhebt, auch durchgehends Parallelstellen aus sonstigen Schriften Jean Pauls heranzieht. Ferner enthält sie als sehr dankenswerthen Anhang noch kleinere pädagogische Schriften des Dichters und diejenigen pädagogischen Aussprüche der übrigen Schriften, die noch nicht als Parallelstellen unter dem Texte der Levana aufgeführt sind. Für Eltern weniger zweckmäßig ist die Ausgabe von Karl Lange (Zweite Auflage, Langensalza, Beyer & Söhne), die den Text ganz unverändert giebt, die Parallelstellen in geringerer Zahl, vollständig aber die Zusätze der nach dem Tode des Verfassers von Ernst Förster herausgegebenen dritten Auflage anführt und als Anhang das Idyll vom Schulmeisterlein Maria Wuz abdruckt.

Die Gattin Herders nannte die Levana „ein wahres Religionbuch“, mit dem Jean Paul das goldene Zeitalter wiederbringe, da er die Seelen der Kindheit heilige, das Paradies ihrer Jugend und Erziehung aufschließe. Hettner rühmt an ihr, daß sie gerichtet sei „auf die innere Harmonie von Liebe und Kraft“. Alle, die dem modernen Nervenkitzel diese Harmonie vorziehen, mögen aus der Levana lernen, wie man sie den Kindern, dem künftigen Geschlechte, einpflanzt.

Leipzig. Dr. Paul Barth.

Cavallotti und Crispi.

Wenn je ein politischer Kampf merkwürdig war, so ist es der zwischen dem Abgeordneten Felice Cavallotti und dem Premierminister Crispi. Trotzdem er schon eine geraume Weile dauert, befindet er sich noch immer in seinem ersten Stadium: Cavalotti hat einige Angriffe gemacht, die Crispi, ohne auch nur einen Finger zu rühren, an sich abprallen ließ. Oder doch: er hat es bisher verstanden, jede Diskussion über die „moralische Frage“ zu unterdrücken. Im vorigen Dezember hat er die Kammer nach Hause geschickt, als sie die Nase in die vom Herrn Giolitti mit so viel Fleiß gesammelten Papiere stecken wollte, jetzt hat er die Erörterung über diese fatalen Dokumente durch einen Beschluß seiner Majorität auf sechs Monate verschieben lassen. Sechs Monate, denkt der Schlaue, sind eine lange Zeit.

Der Ausdruck „politischer Kampf“ paßt eigentlich nur insofern, als es sich um einen Streit zwischen zwei Politikern handelt; auch würde eine Entscheidung politische Folgen haben, da es kaum zweifelhaft ist, daß eine Diskussion, wie Crispi sie im Dezember unterdrückt hat, zu seinem Rücktritt führen müßte. Wer weiß, was dann aus Italiens afrikanischer Politik oder selbst aus seiner Stellung zum Dreibunde werden würde. In diesem Zweifel ist vielleicht auch die Lösung des Räthsels zu suchen, warum König Humbert so treu zu Crispi steht, — abgesehen davon, daß Crispi der Mann ist, der — in Sizilien hat man es gesehen — ohne Bedenken einen Hungeraufstand unter Entfaltung gewaltiger Militärmacht unterdrückt und durch Standgerichte die Gefängnisse mit verurtheilten „Rebellen“ füllen läßt. Eine Hand wäscht da die andere: Crispi thut sein Bestes für die Dynastie und der König sieht dem alten Herrn seine „kleinen Sünden“ nach, seine „peccadillos“. Ein ganz hübsches, patriarchalisches Verhältniß, wie man sieht. Schade nur, daß Felice Cavallotti die Sache durchaus anders auffaßt. Er, der im Herzen Republikaner, Gegner des Dreibundes und Irredentist ist, hat noch ganz andere Utopien im Kopfe. Dazu gehört auch die sonderbare Idee, daß ein Minister ein Mann von erprobter Ehrenhaftigkeit sein müsse. „Das Moralgesetz“, sagt er in seiner dem Staatsanwalt übergebenen Druckschrift, „ist das erste unter allen Gesetzen eines Volkes, und die Ehre einer Nation und ihr öffentliches Wohl können nicht ungestraft unredlichen Händen anvertraut werden.“ Das ist eines der Paradoxe, wie sie dieser in Rom als armer „Chambregarnist“ in einem einzigen Zimmer lebende Schwärmer ausbrütet, der, obwohl er nichts zu beißen und zu nagen hatte, eine ihm von Benedetto Cairoli angebotene Professur der Literatur ablehnte, weil es keinem Deputirten erlaubt sei, von der Regirung ein Amt anzunehmen. Ein kompleter Narr, wie man sieht; ein Mann, der in der mythischen Zeit der römischen Republik vielleicht zum Mucius Scaevola oder Quintus Curtius geworden wäre. Aber so Etwas paßt doch nicht in unsere Zeit, wo jeder vernünftige Mensch nimmt, was er kriegen kann!

Cavallotti erklärt ausdrücklich, es sei ihm gleichgiltig, ob ein Mann der Linken oder der Rechten an der Spitze der Regirung stehe; der erste Rathgeber der Krone müsse aber ein fleckenloser Ehrenmann sein. Und er schickt sich an,

zu beweisen, daß der heute sechsundsiebenzig Jahre alte Francesco Crispi, seit er als Jüngling ins praktische Leben getreten ist, ein solcher Mann nie gewesen sei. Nie und nirgends, in keiner Form oder Gestalt, habe Crispi eine reputirliche Rolle gespielt, weder als Advokat, noch als Verschwörer und Patriot, noch auch als Abgeordneter und Minister; selbst im Privatleben habe er Dinge begangen, deren Viele sich schämen würden, die heute in den italienischen Gefängnissen sitzen. Das ist sicherlich eine starke Anklage, und es nimmt ihr wahrlich nichts von ihrer Stärke, daß Crispi es bisher unterlassen hat, anders darauf zu antworten, als daß er die Beschuldigungen Cavallottis in Bausch und Bogen als „Lügengewebe“ bezeichnete, — ein Verhalten, bei dem ihm eine wohlorganisirte, von Mailand bis Palermo in das selbe Horn stoßende Reptilienpresse treulich Beistand geleistet hat. Die einzige korrekte Antwort wäre doch, sollte man denken, eine Klage auf Verleumdung, nachdem die parlamentarische Diskussion unter dem Vorwande beseitigt worden war, daß die ernsteren Geschäfte der Kammer keine Unterbrechung erleiden dürften. Cavalloti ist doch nicht der erste beste hergelaufene Revolverjournalist, sondern ein Mann, der in ganz Italien geachtet ist, sowohl in seinem Privatleben als auch in seiner öffentlichen Laufbahn. Als Jüngling ein Waffengefährte Garibaldis in Sizilien und Kalabrien, als Schriftsteller und dramatischer Dichter von nicht gewöhnlicher Begabung und rastlosem, edlen Streben, als Politiker ein makelloser Mann inmitten einer Schaar von Abgeordneten und Exministern, die ihre Arme bis zu den Ellenbogen in die Koffer der „Banca Romana“ gesteckt haben, seit dreiundzwanzig Jahren der Träger des Vertrauens des selben Wahlkreises —: Das Alles will schon Etwas sagen; ein solcher Mann setzt nicht die Arbeit seines Lebens und seinen ganzen Ruf an ein „Lügengewebe“.

Aber Crispi sagt: Es ist Alles ein „Lügengewebe“; und „seine“ Majorität in der Kammer giebt ihm Recht, jene Majorität, deren Mitglieder so vielfach in der Geschichte der Banca Romana eine Rolle gespielt haben, — auf Wechseln von 1000 bis fast 400 000 Franken. Da Cavallotti in der Kammer zum Schweigen verurtheilt und ohne die Möglichkeit war, vor Gericht den Beweis der Wahrheit seiner Behauptungen zu erbringen, war er gezwungen, sich der Presse zu bedienen. Vor einigen Wochen erließ er seinen Brief an „die ehrlichen Leute aller Parteien“, in dem er seine sämmtlichen Anklagen mit Dokumenten belegte, und später übergab er der Oeffentlichkeit ein an den Staatsanwalt gerichtetes Schriftstück, worin er Crispi förmlich einer Reihe von Vergehen anklagt, deren Bestrafung im Gesetze ausdrücklich vorgesehen ist. Es ist nicht anzunehmen, daß Cavallotti sich der Hoffnung hingiebt, den Staatsanwalt zum wirklichen Einschreiten gegen Seine Exzellenz veranlassen zu können. Er hat die Form dieser Eingabe wohl nur in der Absicht gewählt, seine Anklagen nochmals und noch eindringlicher vor dem einzigen ihm zur Verfügung stehenden Forum, der Oeffentlichkeit, zu wiederholen. Beide Schriftstücke enthalten ein reiches, kulturhistorisch und psychologisch höchst interessantes Material.

Cavallotti ist seinem Gegner zunächst als Archäologe sehr unangenehm geworden. Er hat sich auf Ausgrabungen verlegt und u. A. aus den Papieren einer in Palermo existirenden Notariatskanzlei einen Vertrag hervorgesucht, in dem Francesco Crispi, damals ein blutjunger Advokat, sich verpflichtet hatte,

gegen einen Entgelt von 300 Dukaten einem gewissen Ritter Paleologo ein öffentliches Amt zu verschaffen. Die Sache gewinnt ein schlimmes Aussehen besonders dadurch, daß notorisch eine solche Thätigkeit, die eines Stellenvermittlers unter dem bourbonischen Regime (1845), nur unter der Voraussetzung einer großen Intimität mit jenen Elementen möglich war, die bei Ferdinand dem Zweiten allein Einfluß und Zutritt hatten. Um die Gunst dieses Gewürmes sich zu sichern, mußte man selbst anerkannt verläßlich „gut gesinnt“ sein und durfte auch nur Personen empfehlen, die in den Augen der weltlichen und geistlichen Inquisitoren als vollkommen vertrauenswürdig dastanden. Das Gewerbe der Stellenvermittler — man nannte sie wegwerfend imbroglioni — erfreute sich auch der allgemeinen Verachtung und wurde von Niemandem sorgfältiger gemieden als von solchen Advokaten, die Etwas auf die Ehre ihres Standes hielten.

Diese Ausgrabung ist ein fataler Schlag für die von Crispi und seinen Getreuen seit vielen Jahren mit Emphase vorgetragene Legende, der große Sizilianer habe schon als Jüngling für die Italia Una geschwärmt und im Geheimen für sie gewirkt und komplottirt. Der Schlag war um so schlimmer, als sich herausgestellt hat, daß Crispi auch in Neapel, wohin er von Palermo übersiedelte, das Geschäft des imbroglione Jahre lang betrieben und zu diesem Zwecke häufig mit Ferdinand dem Zweiten persönlich verkehrt hat, der dem strebsamen Vertreter der Interessen gut gesinnter Kandidaten, wie Crispi selbst zugiebt, zugethan war und häufig dessen Wünsche erfüllte. Zu allem Unglück setzt eine andere Ausgrabung Cavallottis es außer Zweifel, daß Crispi schon 1840, also im Alter von zwanzig Jahren, mit aller Macht nach der Gunst des Bourbonen strebte und dessen Aufmerksamkeit zu erregen suchte. Er publizirte damals in einer stockbourbonischen sizilianischen Zeitschrift — allerdings in Prosa — wahre Lobeshymnen auf die Regirungweisheit und die väterliche Güte des Bourbonen, den er den Regenerator Siziliens nannte, während er die „Liberalen“ als unselig Verblendete in den Abgrund stürzte. Crispi mag noch zwanzig Jahre leben, aber die Tintenflecke, die er sich beim Schreiben jener Artikel geholt hat, wird er mit allen Wohlgerüchen Arabiens nimmer von seinen Fingern losbringen, wie es bekanntlich der seligen Lady Macbeth mit einer noch böseren Sorte von Flecken ergangen ist.

Crispis offizielle Biographen feiern ihn als die Seele der revolutionären Bewegungen, die zu den Erfolgen des Jahres 1860 führten; in ihren Augen war sogar Garibaldi nur eine von dem künftigen Diktator bewegte Marionette. Selbst wenn diese Legende wahr wäre, würde der geschilderte, von Cavallotti ausgegrabene bourbonische „Record“ Crispis ihr viel von ihrem jungfräulichen Reize nehmen; sie ist aber nicht wahr. Crispi debutirte auf revolutionärem Gebiete einfach als Anarchist. Bald schreibt er flammende Artikel gegen die Reichen und Mächtigen, bald unterrichtet er, als Schüler Mazzinis, in Sizilien seine Mitverschworenen in der Fabrikation von Bomben. Nirgends eine Spur einer höheren Auffassung der Rolle eines an der Befreiung seines Vaterlandes arbeitenden Patrioten, dafür aber überall, besonders 1860 in Sizilien, sorgfältiges Vermeiden jeder persönlichen Gefahr. Erst im Parlament fühlt dieser schlaue Streber festeren Boden unter den Füßen, er sammelt — darauf verstand sich auch der selige Phrasenheld Nicotera — eine kointeressirte „Gruppe“ um

sich und erzwingt 1878 seinen Eintritt ins Kabinet, aus dem er aber nach wenigen Wochen scheiden muß, weil ein gegen ihn anhängig gemachter Kriminalprozeß ihn der Welt plötzlich als Das enthüllt, was er wirklich ist: als skrupellosen, cynischen Egoisten, als Mann ohne Treu und Glauben, ohne Gefühl und Mitleid. Rosalia Montmasson, das Weib seiner Jugend, die er als Wäscherin kennen gelernt und gefreit hat, die fünfundzwanzig Jahre lang an seiner Seite allen Jammer der Verbannung und des brotlosen Politikantenthumes ertragen und ihn durch ihrer Hände Arbeit erhalten hat, bittet den Premier Cairoli, ihr ein kleines Lottobureau zu geben, damit sie nicht verhungern müsse, denn ihr Gatte, der neue Minister des Inneren, habe eine andere Frau genommen . . . Cairoli, der Mann der vielen Narben, kannte die kleine Rosina, die 1860 als Frau Crispi in der blutigen Schlacht von Calatafimi den bourbonischen Kugeln Trotz geboten, im Feuer die Verwundeten gepflegt und die Medaille der Tausend errungen hatte. Cairoli kennt die tapfere Wäscherin, spricht mit dem Könige, — und Herr Crispi muß abtreten, um sich dem Gerichte zu stellen, das ihn freispricht, weil das Gesetz eine blos religiöse Trauung nicht als bindend anerkennt. Welches Gericht hätte Herrn Judas Ischarioth verurtheilen können? Die öffentliche Meinung aber, u. A. repräsentirt durch den Baron Sonnino, heute Schatzminister des Herrn Crispi, erklärte damals die politische Laufbahn des Sizilianers für beendet; sie irrte, aber, wie Der irrt, der einen „zielbewußten" Hausirer für abgethan hält, nachdem er ihn die Treppe hinuntergeworfen hat. So sehen wir nach Verlauf von neun Jahren Herrn Crispi wieder an der Spitze der Staatsgeschäfte, diesmal als Premier und Minister des Aeußeren. Untersucht man Cavallottis Anklage Punkt für Punkt, so ergiebt sich, nachdem der brennende Ehrgeiz des politischen Strebers befriedigt ist, als weiteres psychologisches Merkmal Crispis akuter Hunger nach Geld und Besitz, dem dieser geborene, schon in jungen Jahren in Palermo und Neapel als solcher bewährte Panamist abwechselnd den Einfluß des Ministers und des Deputirten dienstbar macht, mit ganz der selben Skrupellosigkeit, mit der er früher dem Jahre lang umwedelten Bourbonen und dem Weibe seiner Jugend den Rücken gekehrt hatte, als sein Vortheil es ihm rieth. Als sein böser Dämon erscheint auf diesem Pfade die Frau, der er die kleine Wäscherin geopfert hatte: „Donna Lina Crispi". Sie weiß, daß ihr Mann den alten Tanlongo in den Krallen hat, genau so wie der Vampyr Cornelius Herz den Baron Reinach; sie weiß, daß nur die Macht ihres Gatten zwischen dem Bankdirektor und dem Zuchthause steht, sie entlehnt von ihm Beträge bis zu 14000 Franken auf einen Schlag und fragt brieflich bei ihm an, bis zu welchem Betrage er ihr Kredit geben würde: der Crispi sei seinetwegen ganz ruhig. Dieser Brief liegt bei den Akten des italienischen Parlaments, im Bericht der Siebener-Kommission. Donna Lina fragt den Tanlongo: „Fino a quel somma fosse disposto a prestarle . . . il Crispi non è inquieto con Lei." Das heißt: Heraus mit der Brieftasche oder „der Crispi" wird unruhig und Du erscheinst vor den Geschworenen.

Was Crispi persönlich anbelangt, so behandelte er die Banca Romana so, als wenn er dort mindestens eine Million Franken in Baargeld und Werthpapieren deponirt hätte. Braucht er Geld, so läßt ers holen, entweder direkt in seinem Namen oder gedeckt durch den eines Strohmannes. Als Solcher figurirt in erster Linie der Exdeputirte Pietro Chiara, ein Verwandter und

Bureauchef des Ministerpräsidenten; Tanlongo muß ihm auf Empfehlungen Crispis absolut werthlose Wechsel bis zum Betrage von fast 400 000 Franken diskontiren. Die Laufbahn dieses „ehrenwerthen" Chiara fand einen würdigen Abschluß vor dem Kriminalgericht in Palermo, das ihn wegen Wechselfälschung, begangen in dreizehn Fällen, zu zwei Jahren und acht Monaten Kerkers verurtheilte. Eine ganze Prozession momentan ins Gedränge gerathener Gentlemen zieht, mit Empfehlungen Crispis in der Tasche, zum alten Tanlongo, um dort Trost und Hilfe zu finden, darunter der Chefredakteur des Leiborganes Seiner Excellenz, der famosen „Riforma". Die Banca Romana wird das Lourdes der Katilinarier mit bresthaften Börsen. Tanlongo legt die Tausendfrankenscheine bündelweise hin und sieht, wie sichs von selbst versteht, von Kapital oder auch nur Zinsen nie einen Heller zurückkehren.

Ist nun, so fragt der gutmüthige Leser, nicht die Möglichkeit vorhanden, daß Crispi leichtsinnig, aber bona fide sich für seine Person Summen geben ließ und daß sein Vertrauen von Kreaturen wie Chiara mißbraucht wurde? Dieser böse Cavallotti zwingt uns leider, die Sache anders aufzufassen. Wir haben vor uns ein Pendant zu dem hübschen pariser Bildchen, auf dem die Katze Herz mit der Maus Reinach spielt. Es handelt sich einfach um eine Erpressung. Tanlongo muß —: Crispi hat das kriminelle Geheimniß der Bank in den Händen und Tanlongos Schicksal hängt davon ab, ob der Mächtige im Palazzo Braschi nicht etwa „inquieto" wird. Der Drache muß gefüttert werden, sonst frißt er die Bank und ihren Direktor. Und so duldet denn der Alte einen Aderlaß nach dem anderen und verzeichnet sie allesammt fein säuberlich in einem geheimen Notizbüchlein, da Transaktionen dieser Art zu zart sind, um das grelle Licht der gewöhnlichen Bankregister ertragen zu können. Crispi ist übrigens, zu seiner Ehre sei es gesagt, kein undankbares Pumpgenie. In einem höchst kritischen Augenblick, wo der sizilianische Deputirte Colajanni der Banca Romana an den Leib will und eine parlamentarische Untersuchung der Anstalt fordert, erklärt sich der unterdessen wieder zum einfachen Deputirten gewordene Crispi mit Heftigkeit gegen den Vorschlag, „dessen Ausführung den Kredit Italiens im Auslande erschüttern würde". Crispi behielt Recht, der Antrag Colajanni fiel, zur Freude des guten Tanlongo, dem seine Rechnungen schon lange nicht stimmen wollten. Mochte er von unten oder oben addiren, immer fehlten ihm so ungefähr zwölf oder dreizehn Millionen. Crispi wußte es und wurde doch nicht „unruhig", wie man sieht, und wehrte die Untersuchung ab, wie ein tapferer Hirte den Wolf. Und wie wird die gute Donna Lina sich gefreut haben! Die Kreditperspektive erweiterte sich ja ganz herrlich. Als „der Crispi" gegen Colajanni auftrat, stand er in dem erwähnten kleinen Notizbuch für seine Person allein mit 55 000 Franken angekreidet. Die Rede gegen die Untersuchung war mehr werth und darum schickte er auch einige Tage danach zu Tanlongo, um ein Trinkgeld im Betrage von 60 000 Franken holen zu lassen. Tanlongo ist aber im Augenblicke selbst in der Klemme und kann nur 20 000 entbehren. Na, die Rede rentirte sich immerhin wie ein Liedchen der Patti. Tanlongo war aufs Neue verpflichtet und konnte, hatte er sich ein Bischen erholt, abermals angezapft werden. Und dann die Hauptsache: der Verkehr des Hauses Crispi und seiner Klienten mit der Bank verblieb im

kühlen Schatten des Geheimnisses. Wenn alle diese Papierchen damals das Licht des Tages erblickt hätten, — welch ein Fressen für Giolitti, Rudini und die ganze hungrige Meute!

Für den Augenblick ging die Meute allerdings noch leer aus, aber der Prozeß der Banca Romana sollte ihr bald reichliches Futter liefern. Eben so wenig wie die in den Portefeuilles der römischen Bank aufbewahrten Papierchen sollten aber, so wollte es das Schicksal, die Dokumente verborgen bleiben, aus denen die Welt mit dem von dem alten Aristoteles vorgeschriebenen Schauder lernen sollte, daß Francesco Crispi Jahre hindurch der Intimus von zwei weltbekannten Virtuosen des höheren Verbrecherthumes gewesen war, des Barons Reinach und des Dr. Cornelius Herz. Mit Reinach stand der italienische Ministerpräsident auf dem „cher Jacques"-Fuße; welchen Grad von Wärme das Verhältniß zu Herz erreichte, läßt sich nur vermuthen, doch ist nachgewiesen, daß Herz, bei der Dame durch ein Schreiben des Botschafters Grafen Menabrea eingeführt, mit Donna Lina Crispi in Karlsbad auf sehr angenehme Art verkehrte, während „der Crispi" mit dem Manne, der Reinachs zweibeinige Hölle auf Erden war und ihn schließlich zum Selbstmord trieb, in Neapel, Rom, Genf und Aix-les-Bains auf vertrautem Fuße umging und ihn sogar für würdig hielt, aus der Hand des Königs Humbert einen der höchsten italienischen Orden zu erhalten. Die Geschichte, wie Crispi, dessen Kabinet am einunddreißigsten Januar 1891 zu Falle kam, am letzten Tage seiner provisorischen Amtsführung, die bis zum achten Februar dauerte, dem Könige Humbert unter wissentlich falschen Angaben die Unterschrift des Dekretes ablockte, das dem Herz, anstatt des wohlverdienten Strickes um den Hals, das große Band des Mauritiusordens um die Brust schlang; wie dann der selbe Crispi in fiebernder Hast gegen alle Regel und alles Herkommen des Ordens die augenblickliche Registrirung des Dekretes erzwang und wie er, die ebenfalls erzwungene Abschrift des Dekretes in der Hand, sich mit seiner Beute ins Privatleben zurückzog, im Bewußtsein, einen Fang erster Güte gemacht zu haben; wie dann König Humbert stutzig wurde, aus eigener Initiative über Herz in Paris Erkundigungen einziehen ließ und schließlich erfahren mußte, was der ehrenwerthe Crispi im Stillen längst gewußt hatte, daß der „Gelehrte und Patriot" Herz, für den sich angeblich sogar der Premier Freycinet verwendet hatte, im Grunde nichts Anderes war als ein zwar millionenreicher, aber doch ganz infamer Schuft von einem ganz besonderen Grade auserlesener Niedertracht; wie der selbe Crispi mit der gefährlichen Wuth der Tigerin, die ihr Junges in Gefahr sieht, das erschlichene und ertrotzte Dekret vertheidigt und es um keinen Preis herausgeben will; wie endlich der König, des grausamen Spieles müde, selbst zum Arzt seiner Ehre wird und, unterstützt vom Rathe Rudinis, das Dekret annullirt; wie Crispi trotz Alledem seinen „cher Jacques" zum Besten hält und sich von ihm für die mit der Ordensverleihung verbundenen „Kanzleispesen" (!) am vierundzwanzigsten März die Summe von 50000 Franken schicken läßt und wie er endlich erst am vierten Mai 1891 den Muth findet, seinem lieben Jacques reinen Wein einzuschenken —: alles Das müssen Liebhaber dieser Art von „Humoren" bei Cavallotti nachlesen, der sein reiches Material so geschickt gruppirt und es psychologisch so trefflich analysirt, daß man sagen möchte, er

habe seinen Beruf verfehlt und hätte nicht Poet und Politiker, sondern Untersuchungrichter oder Staatsanwalt werden sollen.

Nicht weniger lehrreich und unterhaltend zumal als der Roman Crispi-Reinach-Herz selbst ist sein Epilog, die nicht selten ans drollige streifende Geschichte der kecken Ableugnungen, mit denen Crispi und seine Presse den aus Paris Schlag um Schlag kommenden Enthüllungen begegneten. Die lustigste davon ist die, daß die 50 000 Franken nichts Anderes gewesen seien als ein Advokatenhonorar, das der Millionär Reinach seinem Anwalt Crispi seit mehr als vier Jahren schuldete. Die Windigkeit dieser Ausflucht ist schon dadurch festgestellt, daß Reinach und Crispi in ihren Briefen von einer Arbeit sprechen, die erst gethan werden sollte. Auch war die „Riforma" nicht im Stande, Prozesse anzugeben, bei deren Führung Crispi jenes Honorar verdient haben könnte; die Prozesse, die sie anführt, können nicht gemeint sein, denn sie fallen der Hauptsache nach in den Anfang des Jahres 1892, ein Jahr, nachdem die Zahlung der 50 000 Franken erfolgt war.

Ein kluger Freund hätte dem Verfasser von „Germinal" und „L'Argent" bei seinem neulichen Aufenthalte in Rom diesen „großen Patrioten" und „Staatsmann" vorstellen sollen, der in seiner ersten Jugend Lohnskribent des Bourbonen und Associé des Gesindels war, das allein bei dem „Regenerator Siziliens" Zutritt und Gehör fand, um fünfzig Jahre danach jene Kreaturen ans Herz zu drücken, die, wäre es ihnen möglich gewesen, ganz Frankreich an Syndikate ausverkauft hätten. In dem Gemälde Zolas hätte eine andere höchst interessante Figur nicht fehlen dürfen, der famose Costanzo Chauvet, Herausgeber und Chefredakteur des offiziösen „Popolo Romano", der als junger Soldat das Unglück hatte, wegen Unterschlagungen gemeinster Art zu drei Jahren Gefängniß und Degradirung verurtheilt zu werden, nach Abbüßung seines Pensums aber frisch und fröhlich 1870 nach Rom kam, wo er als Revolverjournalist bald ein hübsches Auskommen fand und wo es ihm gelang, der Vormund der natürlichen Tochter des Kardinals Antonelli zu werden, dem er 100 000 Franken als Mitgift des Mädchens ablockte. Nach und nach wuchs Chauvet mit seinen Zwecken, er wurde die rechte Hand der Minister Depretis und Giolitti, so daß er eines Tages, wie der vierzehnte Ludwig, ausrufen konnte: „Die Regirung bin ich!" Cavallotti hat auch diesen Dachs ausgehoben und er brachte es dahin, daß dieser italienische Herz ins Zuchthaus spaziren mußte, dem er neulich leider, dank den Kniffen seiner Advokaten, entronnen ist. Heute schreibt er wieder, Gott sei Dank, — und für wen? Für Francesco Crispi. .

Auch Giuseppe Luciani dürfte in einem solchen Gemälde nicht fehlen, der römische Kammerkandidat, der heute noch als Galeerensklave auf einer Insel bei Neapel für den schauerlichen Mord büßt, durch den er vor zwanzig Jahren Raffaele Sonzogno, den Redakteur der „Capitale", aus der Welt schaffen ließ, — ach, die alte Tiberstadt steckt voll der merkwürdigsten alten und neuen Geschichten, werth der Lebensarbeit eines Psychologen. Doch genug für diesmal —: addio, Don Francesco e felice notte, cara Donna Lina!

München. W. Wyl.

Industriepapiere.

Eine merkwürdige Erscheinung zeigt sich seit Kurzem: der anhaltende Rückgang von Industriewerthen. Weder besonders ungünstige Nachrichten noch ein eigentliches Anziehen des Geldes haben Das bewirkt, nur ein neuer Umstand ist hinzugekommen —: einiges Nachdenken. Sobald nämlich das Publikum wieder in die längst vergessene politische Nervosität verfiel, fand es plötzlich die theuren Preise der Industriewerthe heraus. Was die geringen Dividenden im Verhältniß zum Kurs also nicht veranlassen konnten, Das hat die veränderte Allgemeinstimmung sehr rasch fertig gebracht.

Zunächst sei hier des Geldstandes gedacht; denn selbst sehr erfahrene Leute haben den Konsolsrückgang in London als eine Versteifung des Geldstandes aufgefaßt, den der stärkere Aufschwung des Handels verursacht habe. Schließlich mußte sich aber der Irrthum herausstellen. Einige Große hatten enorme Zahlungen zu leisten, und da sie der Bank von England nicht gut Wechsel zum Diskontiren geben können — Das gilt für erste Firmen ganz wie in Deutschland als unpassend —, so mußten sie eben Konsols oder andere schwere Papiere verkaufen. Außerdem ruhen drüben in den Portefeuilles gar nicht mehr so viele Wechsel, und zwar keineswegs wegen des niedrigen Satzes von $^{3}/_{4}$ Prozent, sondern wegen des thatsächlichen Mangels an guten Waarenwechseln. Diese Konsolsverkäufe bilden aber nur eine vorübergehende Erscheinung, denn genaue und zugleich einflußreiche Kenner des londoner Marktes nehmen an, daß der abnorme Geldüberfluß in absehbarer Zeit nicht schwinden wird. Eine einzige Thatsache, die wenig beachtet oder vielleicht wenig bekannt wurde: die ganzen 400 Millionen Francs für die chinesische Anleihe sind nach London gegangen. Theils war Japan diese Summe bei den dortigen Banken bereits schuldig, theils liefen Aufträge dafür ein, und ein verhältnißmäßig kleiner Rest ist eben von diesem größten aller Weltmärkte aus leichter zu remittiren. Demnach hat England jetzt einen enormen Zufluß von Baarmitteln erhalten, der nothwendig auf den verschiedensten Börsengebieten mitsprechen muß. Nebenbei gesagt: aus der Großartigkeit dieser Transaktion könnten die Feinde des heutigen Bankwesens Mancherlei lernen; die glatte Kreditgewährung, der erfolgreiche Appell an das Kapital und die rasche Einzahlung sollten zu denken geben. Niemals vielleicht hat sich der erdumspannende Charakter unserer finanziellen Einrichtungen so deutlich gezeigt; diese Einrichtungen, die aus dem internationalen Handel erwachsen sind, sollten vom bürgerlichen Standpunkt aus eigentlich nicht allzu hitzig angegriffen werden, ehe man Besseres an ihre Stelle zu setzen weiß. Wem wird nun diese Geldfülle in London zu Gute kommen? Zunächst dem Verkehr in Goldminen. Das ist noch immer der fruchtbarste Boden in der Stock-Exchange; ja, man kann sagen, daß der Makler entweder wenig zu thun hat, wenn er in anderen Werthen, z. B. den so stark empfohlenen amerikanischen Papieren, arbeitet,

oder daß er sehr viel verdient, sobald er sich auf Goldshares wirft. Es ist heute unmöglich, zu sagen, ob dieser Aufschwung noch einmal wie früher plötzlich wieder einschlafen wird; immer weitere Kreise treten in die Bewegung ein, mit einem Vertrauen, das man als einfacher Spekulant gar nicht hat. Und so gilt es heute schon als eine Art Axiom, daß wohl einzelne „Purifizirungen", aber kein Krach auf diesem Gebiete eintreten werde.

In dem Maße, wie das Transvaal immer mehr der Kultur erschlossen wird, ist auch eine Reihe deutscher Industrien aussichtvoller gestimmt. Chemie und Elektrizität vor Allem wenden sich dorthin. Vielleicht ist schon die Zeit zu ermessen, wo die Elektrizität mit Beleuchtung, Kraftübertragung, Kleinbahnen rc. abgewirthschaftet hat und die Blicke ihrer stets gefälligen Aktionäre auf die große Mission bei der Goldförderung lenkt. Zunächst sind freilich noch näher liegende Berufsarten zu greifen; aber auch hier wollen wir einmal erst die übliche Frage nach dem Geldstande stellen. Für Deutschland scheinen im Gegensatze zu England die Tage der abnormen Geldfülle gezählt zu sein. Dies war auch ohne die vorsichtig gewählten Worte des Reichsbankpräsidenten zu erkennen, daß eine Erhöhung des amtlichen Satzes einstweilen nicht in Aussicht genommen sei. Endlich müssen doch auch einmal die angeblich unübersehbaren Gelder aufhören, brach zu liegen. Dazu die Ansprüche des Handels, der sich nur noch dreißig Tage vom Herbst entfernt sieht, wobei diesmal noch das ganze so weitläufige Gebiet der Lederbranchen ins Gewicht fällt. Für die zahlreichen Interessenten, die mit diesem Berufe zusammenhängen, gilt es heute keine rathsamere Anlage als eben Leder. Besitzen sie nun aus naheliegenden Gründen etwa Aktien von Lederfabriken, deren Aussichten gerade jetzt emporblühen, so werden sie dennoch solche Papiere rasch zu verkaufen suchen, um noch mehr zu verdienen.

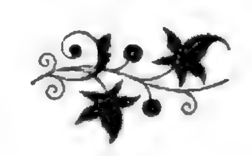
Nach demselben Rezept, daß das Bessere des Guten Feind sei, sieht man jetzt die verschiedensten Industriewerthe an den Markt kommen und — fallen. Denn so geordnet sind weder in Frankfurt noch vor Allem in Berlin die Verhältnisse dieses Börsentheiles, daß da ein ruhiges und billiges Abwägen von Nachfrage und Angebot möglich ist. Die Kurse pflegen auf Käufe so stark zu steigen, wie sie auf Verkäufe schärfer zurückgehen. Auch kann man bisher nicht einmal sagen, auf wessen Seite die Schuld an diesem Guerillakriege gegen das Publikum zu suchen ist, ob bei den Maklern oder den interessirten Bankiers. Jedenfalls bleibt es aber nützlich, den Irrthum zu zerstören, als ob den Industriepapieren im Ernst die Wohlthat des freien Marktes uneingeschränkt zu Theil würde. Hier ist aller offene Verkehr fast nur Schein.

Am Interessantesten war die Abwärtsbewegung in Elektrizitätaktien, einer Gattung von Papieren, von denen Technik und Laienkapitalisten sonst nicht genug bekommen konnten. Sobald man etwa erfahren hatte, daß dieser oder jener Generaldirektor 250000 Mark im letzten Jahre verdient hatte, schloß man auf riesige Dividenden, während doch die Leiter eines Unternehmens sehr große Tantiemen einstecken können, ohne deshalb eine gewisse Dividendennorm überschreiten zu lassen. Die Techniker, deren Kaufkraft trotz ihrer Theilnahme auch an türkischen Eisenbahnwerthen noch immer nicht gebührend geschätzt wird, berechneten auch weniger, daß sie bei so hohen Kursen nur auf $4\frac{1}{2}$ Prozent kamen, und falls sie dennoch so genau rechneten, so erinnerten sie sich der Konversionen,

die ihnen bei deutschen Papieren bevorstehen, des Steuerabzuges, mit dem sie z. B. bei Italienern früher überfallen wurden, und ähnlicher Dinge. So entstand das ganz einwandfreie Raisonnement, daß man dem eigenen Beruf naheliegende Industriewerthe besser übersehen könne als selbst gute Staatspapiere. Was den Hauptheil des Publikums betrifft, der bekanntlich der Elektrizität-Thätigkeit ferner steht, so hält sich dieser bei nachhaltigen Aufwärtsbewegungen mit Vorliebe an große Unternehmungen. Hierunter konnten denn natürlich auch die Aktien der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft nicht fehlen und sie haben in der allgemeinen Kurssteigerung so weit vorn gestanden, daß eine geringe Verstimmung an der Börse genügen mußte, um zahlreiche Käufer zum Nachdenken zu bringen. Daß die elektro-chemische Fabrik der „A. E. G." in Bitterfeld im Gegensatz zu einem ähnlichen dortigen Unternehmen, der Griesheimer Chemischen Gesellschaft, nicht recht vorwärts kommt, war zu unbedeutend, um kursmäßig bedrücken zu können; dagegen haben die letzten Wochen viel Günstiges gebracht. Die „A. E. G.", die in Mailand gegenüber der Edison-Gesellschaft nichts auszurichten vermochte, hat in Genua einen glänzenden Sieg erfochten. Dort war es ihr gelungen, die Aktien der verschiedenen französischen Trambahngesellschaften aufzukaufen — wozu die stille Gewandtheit der Deutschen Bank gehört — und sodann mit ihrer Majorität auf den verschiedenen Generalversammlungen die Fusion und den elektrischen Betrieb durchzusetzen. Ferner hat die „A. E. G." ihr Aktienkapital jetzt um weitere 24 Millionen Mark erhöhen können. Oder läßt sich die jetzt in Zürich vollzogene Gründung der Bank für elektrische Unternehmungen anders bezeichnen? Auf 30 Millionen Francs ist das Aktienkapital festgesetzt; wenn also vorerst auch nur 25 Prozent einberufen werden, so wird man bei der heutigen Aktivität in dieser Branche die restlichen $22\frac{1}{2}$ Millionen Francs wohl nicht mehr lange ausstehen sehen. Im Verwaltungrathe sind vier Mitglieder aus dem Aufsichtrathe der „A. E. G." und außerdem noch der Generaldirektor Rathenau; im Vorstande sind abermals vier Herren aus der Leitung der selben berliner Gesellschaft. Das sagt genug, während einige Obersten, Präsidenten und Direktoren mit den in der Schweiz üblichen Doppelnamen gar nichts bedeuten. Der ganz gesunde Zweck dieser neuen Bank ist nicht so einfach, wie ihn alle Zeitungen gleichmäßig abdrucken („Uebernahme und Durchführung von Finanzgeschäften, insoweit diese auf Unternehmungen im Gebiete der Elektrotechnik Bezug haben"); die Sache ist doch etwas schwieriger und kann in jedem einzelnen Falle ohne Mithilfe einer mächtigen und routinirten Bankverbindung kaum durchgeführt werden. Zunächst sucht man unter der Hand die Aktien aller möglichen Pferdebahnen aufzukaufen; hierauf wird in der betreffenden Generalversammlung die Umwandlung in elektrischen Betrieb beschlossen und die „A. E. G." liefert natürlich die Maschinen. Durch die enorme Verbilligung des Betriebes werden dann die Aktien in sich besser und man schlägt sie später wieder los. Der Gewinn liegt also hier in zweierlei Absatz: dem der Maschinen und dem der Aktien. Vorbedingung bei jeder einzelnen Transaktion ist selbstverständlich das Einvernehmen mit der Stadt, und um ein solches zu erzielen, muß man ein kleiner Talleyrand sein, da heute die Städte gegenüber den Privatgesellschaften ihre früher nur zu große Noblesse völlig eingestellt haben. Auch die Neugründung von Kleinbahnen wird kaum umgangen werden können.

Was der letzte Bericht der Schuckertschen Elektrizitätgesellschaft, der gefährlichsten Konkurrentin der „A. E. G.“, sagt, beleuchtet die Situation sehr hell: „In Bezug auf die Anlagen neuer elektrischer Centralen für städtische Beleuchtung haben wir geglaubt, uns mehr zurückhalten zu sollen, weil auf diesem Gebiete die Konkurrenz der größeren Werke zu einer solchen Verschlechterung der Konzessionbedingungen geführt hat, daß sie wünschenswerthe Objekte für dauernde Betriebsgeschäfte nicht mehr bilden. In Deutschland selbst haben überdies die meisten größeren Städte Konzessionen bereits vergeben. Dagegen haben wir unsere Aufmerksamkeit besonders der Errichtung elektrischer Straßenbahnen zugewendet, da sich hier noch eine beträchtliche Anzahl von lohnenden Geschäftsgelegenheiten im In- und Auslande bietet.“ Damit ist doch wohl deutlich genug gesagt, daß das Hauptprunkstück der Elektrizitätgesellschaft, die Beleuchtungbranche, bereits bei Seite gelegt ist. Natürlich ist es unter der Würde eines solchen Berichtes, das Auersche Glühlicht zu erwähnen; aber dieses Licht ist zum theilweise siegreichen Nebenbuhler geworden, immer neue Nachahmungen werden von gewinnlustigen Männern der Wissenschaft erfunden und die Gasleute leben thatsächlich in der Hoffnung, ihre Industrie erhalten und erweitert zu sehen. Es hat Zeiten gegeben, die noch keineswegs allzu lange verflossen sind, wo die Gasleute trübsinnig einhergingen und nur die Aktien solcher Gesellschaften noch für gut hielten, die sich der Herd- und Oefenheizung zuwenden konnten. Wie sich die Stimmung verändert hat, ist u. A. aus der Thatsache zu ersehen, daß die großen Magazine in Paris das elektrische Licht wieder abgeschafft und Auerbrenner dagegen angeschafft haben, — in Paris, wo die Popp-Compagnie ihre Druckluft aufgegeben und sich ganz der elektrischen Beleuchtung zugewandt hat.

Weshalb wird nun die neue Bank in Zürich und nicht in Berlin gegründet? Aus dem selben Grunde, der den deutschen Unternehmern gebietet, ihre Banken zur Belehnung von Eisenbahnwerthen (serbischer, türkischer, schweizer) in der Schweiz oder in Belgien zu gründen. Unsere Gesetze sind Unternehmern nicht grün, die, statt selbständige Geschäfte zu machen, andere Geschäfte gleichsam nur beleihen. Vor Allem würden bei uns die Aktionäre im Ernstfalle niemals ein direktes Anrecht an die beliehenen Papiere durchsetzen können. In diesem Sinne haben auch die Besitzer der deutschen Pfandbriefe niemals einen rechtlichen Zusammenhang mit einzelnen Hypotheken oder mit deren Gesammtsumme. Die Sicherheit unserer Pfandbriefe beruht lediglich in der Thatsache, daß die betreffenden Bodenkreditinstitute keine anderen Schulden haben als eben ihre Pfandbriefe. Im Ernstfalle, wo die Besitzer solcher Papiere nur die Masse zur Verfügung hätten, wären also andere Gläubiger nicht da und in die Masse flössen eben alle Hypotheken. Auch bei einzelnen Geschäften kann sich so eine Bank in der Schweiz sehr viel freier bewegen als bei uns. Eine alte Erfahrung: kleine Länder haben in der Wirthschaftgeschichte schon oft als Versuchsstationen gedient. Pluto.



Ein Minnesänger.

Der junge und höchst moderne Dichter Willy Denker lag in seiner reich geschmückten Schreibstube und sann und seufzte. Die erlesene Ausstattung des Gemaches war wie ein Hohn auf seine jetzige Stimmung. Die üppigen Stoffe an den Fenstern, Thüren und Möbeln, die gewagten Bilder an den Wänden, meist Geschenke einst vertrauter und geliebter Geberinnen, die unzähligen Kleinigkeiten, die wie in dem Zimmer eines jungen Mädchens überall im Wege standen, erinnerten ihn an seine fast unbegreiflichen Erfolge und quälten ihn. Er lag natürlich auf einer Chaiselongue mit türkischem Muster und rauchte eine Cigarette. Aber sie schmeckte ihm nicht, wie ihm denn seit einiger Zeit überhaupt nichts recht zu machen war. Er war unglücklich und nervös, nervös und unglücklich, wie nur er mit seinem flammenden Dichterherzen es sein konnte. Alle Kraftstellen aus seinen Schriften, diesen dem intimsten berliner Leben abgelauschten Schilderungen, fielen ihm ein, ihn marternd, peinigend, da er instinktiv fühlte, daß ihm Aehnliches nicht wieder gelingen würde. Er konnte doch nicht ewig den Schnee im Thiergarten fallen oder schmelzen lassen und nicht immer wieder die Beleuchtungwirkungen des berliner Westhimmels vorführen. Die herabfallenden Aeste hatten doch schließlich genug geächzt; es gab in den Umgebungen Berlins ja kaum ein Plätzchen mehr, dessen Intimitäten nicht allmählich für jegliche Stimmung und zu allen Jahreszeiten von ihm ausgebeutet worden wären. Er fühlte es selbst, der Landschaft war kaum noch ein neuer Reiz abzugewinnen.

Willy dachte über die moderne berliner Weltanschauung nach und erkannte deutlicher als je ihre einfache Großartigkeit. Er wurzelte selbst wie nur irgend ein Vollberliner in der unbedingten Verehrung der Großstadt und er konnte nicht begreifen, wie Jemand es außerhalb ihrer Bannmeile ein trauriges Leben lang aushalten könne. Er fühlte sich trotz seiner nervösen und herabgestimmten Laune augenblicklich gehoben, da er sich jetzt vergegenwärtigte, was er für die Selbsterkenntniß Berlins geleistet hatte. Er hatte den großen Wurf gewagt, wo Andere nur schüchterne Anläufe gemacht hatten: er hatte seine Menschen in das breite berliner Treiben ohne Zagen hineingestellt und hatte sie aufgesucht, wo und wie sie zu finden waren, in den Ballsälen, den kleinen Hinterzimmern und den Häusern des Thiergartenviertels. Er machte sich nur den einen Vorwurf jetzt, daß er nicht immer die Hausnummern genannt hatte, und gelobte sich, falls neue Auflagen folgen sollten, Das unerbittlich nachzuholen und so vollkommen echt zu werden. Es mußte mit dem alten Schlendrian in der Literatur endlich aufgeräumt werden. Der moderne Mensch lebt eben in ganz bestimmten Verhältnissen, und wer ihn mit all seinen Freuden, Leiden und Qualen schildern will, muß ihn auch so auftreten lassen, daß er nach dem berliner Adreßbuch nöthigenfalls zu finden ist. Das verlangt eben der Berliner, — und er muß wissen, was er braucht.

Aber die neuen Auflagen machten Willy gerade Sorgen. Er hatte so lange nichts Neues geschrieben, und darunter litten auch die älteren Sachen. Konnte er überhaupt noch Neues schreiben? Diese Frage eben marterte ihn bis aufs Blut. Er stand auf und ging in nervöser Hast mehrmals durch das Zimmer und blieb endlich sinnend vor einem großen Bilde Maupassants stehen. „Daß Sie sterben mußten, ohne mir noch Etwas zum Abschreiben zu hinterlassen!"

rief er schmerzlich bewegt aus; dann legte er sich, noch schmerzlicher bewegt, wieder auf seine Ruhestätte und zündete eine andere Cigarette an. Er grübelte weiter. Eine neue Anregung von außen war nicht mehr zu erwarten. Er sah sich auf sich selbst angewiesen, allein, ohne Maupassant. Was hätte Maupassant aus Berlin zu machen gewußt, aus dem Café Bauer, aus der berliner Kunst, aus dem Thiergartenviertel, — bei der Empfänglichkeit des Berliners für jede Erwähnung seiner Straße, seines Stammlokales, des Ballsaales, in dem er seine erste Eroberung gemacht hat! Er klagte sich an, nicht mehr abgeschrieben zu haben, obwohl es doch in so beweglichen Worten von einflußreicher Seite den Landwirthen empfohlen worden war. Jetzt war es zu spät. Zu spät! Nicht so sehr wohl seine Kraft, immer aufs Neue die berliner Liebe zu schildern, war erschöpft — Das fürchtete er nicht —, aber die Empfänglichkeit des Publikums. Die Welt war nicht tugendhafter geworden, aber ehrbarer, anständiger, grämlicher, sorgenvoller, ängstlicher, ärmer. Er war rathlos. Ohne die Liebe, ohne die berliner Liebe, deren unnachahmliche Poesie er so unvergleichlich und für alle Zeiten dargestellt hatte, die Welt sich nunmehr denken zu sollen, schien Willy Denker undenkbar. Er seufzte tief auf. Was sollte er denn in einer Welt, die nichts mehr von der berliner Liebe wissen wollte und die in die alte, verkehrte Auffassung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zurückzufallen drohte? Sollte er sich vielleicht darauf verlegen, seine Feder Schilderungen im Stile der Ottilie Wildermuth zu leihen? Sollten seine Studien umsonst gemacht sein? Sollte er seine Gesundheit im Dienste der berliner Weltanschauung nur aufgeopfert haben, um im besten Falle Kindergeschichten zu schreiben, die im Familienkreise vorgelesen werden könnten, bei denen es ohne Ateliersczenen, ohne ein echtes und rechtes Verhältniß, tolle Thiergartenabenteuer, „Durchquerungen" Berlins und den ganzen Apparat denkerischer Errungenschaften abginge? Nimmermehr! Lieber sterben!

Willy Denker erhob sich; erst saß er eine Weile auf dem Rande der Chaiselongue, dann stand er auf. Er blickte düster vor sich hin. Wie innerlich getrieben, ging er dann an seinen Schreibtisch und entnahm einem Schubfach eine Pistole. Er setzte sich und betrachtete sie lange, lud sie und legte sie vor sich nieder. Er sann abermals nach. Es schien ihm doch ein Bischen lächerlich, sich selbst zu töten. Er hatte so viele seiner Gestalten in ähnliche Lagen gebracht und sie dann meistens gerettet und dem Leben wieder gegeben, daß es ihm aberwitzig vorkam, wenn er als ihr Vater sich jetzt selbst entleibte. Er öffnete das Fenster und schoß die Pistole in den dunklen Garten ab, im Augenblicke ganz unbekümmert um die Nachbarn und die Polizei. Es kam ihm vor, als habe er symbolisch die ganze undankbare Welt und das vergeßliche Berlin mit seiner übrigens nur schwach geladenen Waffe erschossen. Befriedigt schloß er das Fenster, legte die Pistole wieder in das Fach, zündete sich eine dritte Cigarette an, trank ein Glas Chartreuse und wandte sich wieder seiner Chaiselongue zu. Er beschloß, den Muth nicht sinken zu lassen und seine Erfahrungen in Galanteriewaaren nunmehr in neuer Weise nutzbar zu machen. Er sah ein, daß er seine Kenntnisse nicht brach liegen lassen dürfe. Nach einigem Ueberlegen hielt er es für das Angemessenste, dem Dichterruhm zu entsagen, Geschäftsmann zu werden und zunächst einmal für die wahrhaft moderne Jugend einen Rathgeber in Geschlechtsangelegenheiten zu schreiben.

Braunschweig. Matz Uppenkopp.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 10. August 1895.

Gustav Freytag.

Am dritten August des Schicksalsjahres 1870 brach das Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm in der Morgenfrühe von Speier auf. Ein langer Zug von Wagen, Reitern, Rossen, wohl zweihundert Pferde, auf staubiger Landstraße. Im Hauptquartier des Königs, wo die große und ernste Arbeit gethan wird, mochte man sich mit dem Gewimmel müssiger Würdenträger nicht schleppen, die zu unrechter Zeit immer mit einem Rath, einer geistreichen Auffassung, einem Sentiment sich einstellen; deshalb waren die Prinzen, die Militärbevollmächtigten und die fremdländischen Offiziere mit ihrem bunt strotzenden Troß dem Kronprinzen zugewiesen worden, an dessen Armee sie nun wie ein prächtig schillerndes Wuchergewächs hingen. Solches Gepränge behagt dem sonst nüchtern im Einerlei dahinlebenden Volk und so ward die patriotisch gesteigerte Stimmung der Pfalz durch den Anblick des Prunkes noch erhöht und der Kronprinz, der die herrliche Heldengestalt gern für die Augenweide herausputzte, hatte die Freude, durch Fahnen und lustig winkende Flaggen zu fahren und in den hellen Gesichtern ringsum ein frohes Vertrauen zu finden, als wäre der Sieg ihm von holden Mächten im Voraus verbürgt. Ueber Landau ging die Fahrt, rechts reckte das Hardtgebirge sich höher, Weißenburg kam heran und die Preußen vom fünften Corps stürmten mit schlagendem Tambour den Gaisberg, Schweighofen, Sulz, Wörth und Hagenau waren die nächsten Etappen, dann ging es in sieben Kolonnen über den Vogesenkamm und, nach kurzer Rast in Petersbach, weiter nach Nancy und Ligny

und Reims. Der Sieg schien an die Feldzeichen der dritten Armee geheftet, vor deren gleichmäßig festem Tritt Mac Mahon westwärts wich, und da der Vormarsch die drei deutschen Armeen einander mit jedem Tag näher brachte, während das französische Heer jetzt schon in zwei getrennte Stücke zerrissen war, kehrte in das Hauptquartier bald eine Triumphstimmung ein, die geneigt schien, die gethürmten Schwierigkeiten künftiger Kämpfe zu unterschätzen. Die Zahl der Schwarzseher, die Preußens raschem Glück vielleicht ein paar nicht allzu schädliche Schlappen gönnten, war gering; unter dem Gesinde tuschelte es schon nach dem Siege bei Wörth von Friedensbedingungen, und als von Mars-la-Tour, Rezonville, Gravelotte nun die Freudenbotschaften kamen, ging es auch an der Herrentafel hoch her und emsig wurde die Frage beschwatzt, wann wohl der Kriegsherr die Kaiserkrone aufs greisende Haupt setzen würde. Einer nur schritt schweigsam und kühl durch die Flackerhitze; ein Civilist: groß und straff, mit kleinen, etwas gekniffenen und im Blick nicht ganz ruhigen Augen und einem derben Bart um Lippen und Kinn, in dem tausend Rübezahlgeister sich zu nächtigem Schabernack bargen. Jetzt blickte er ernst, manchmal fast finster, in die laute Lustigkeit des Lagers; das Gelärm der tafelnden Kaisermacher verdroß ihn, denn die schwere Stunde, die einen Kaiser vom selbst gezimmerten Sitz jagen sollte, schien für die Aufwärmung der römischen Kaiserei ihm schlecht geeignet, die dem steifen Norddeutschen in üblem Andenken nisten mußte, und er wollte, weils ihm um die Macht und nicht um den Namen zu thun war, dem Kriegsherrn des neuen Bundes höchstens den Titel eines Herzogs der Deutschen gewähren. Auch sonst sah er wohl mancherlei Ungefälliges; das Kriegshandwerk, das, nach Treitschkes feinem Wort, von allen Arten politischer Thätigkeit der Künstleranschauung die vertrauteste ist, mußte mit seiner Roheit den auf fleißiges Schaffen im Stillen gerichteten Bürgersinn schrecken; Freiligrath, der gewiß nicht ahnte, daß ein preußischer Kriegsminister ihn wegen einer Jugendthorheit einst zu den hirnverbrannten Volksvergiftern zählen würde, konnte mit hellem Dichtergruß der Trompete von Gravelotte antworten; einen ehrsamen Bürgersmann aber mußte das Bedenken ängsten, ob der blutige Glanz nicht die bescheidene Völkersitte verrohen und Tugenden im Ansehen erhöhen möchte, die nach dem Kampf unnützlich und vielleicht gefährlich wären. Würden die Fürsten nicht, und mit ihnen die dichte und zähe Masse des Schwert-

adels, von dem Verdienst an so glorreichem Vollbringen den Löwenantheil begehren und das Bürgerthum in seiner mühsam erkämpften Verschanzung bedrängen? Solche Gedanken konnten dem sinnenden Bürgersmann wohl entstehen; und wenn er ein Dichter war, von Denen Einer, die mit Horaz im Belehren und Unterhalten die Poetenpflicht finden, dann konnte ihm leicht der Plan dämmern, mit einem unterhaltsamen Lehrgedicht zeitig so arger Wirkung zu wehren. Gelang es, die wahren Wurzeln der Kraft dem Volk aufzugraben und deutlich zu zeigen, wie es selbst seines Glückes Schmied geworden war und nicht prunkenden Edelingen Dank zu stammeln brauchte; ließ auf bunten und illuminirten Fresken sich die Bürgerweisheit darstellen, daß in langen und stillen Kämpfen das mit gerümpfter Lippe noch immer belächelte Gehudel der Kleinen für den großen Krieg die stählerne Rüstung bereitet hatte, dann durfte man dem Reifen der Frucht aus der Blutzeit getrosten Muthes entgegenharren, ohne ferner fürchten zu müssen, die wirksamsten und tauglichsten Kräfte bei der Vertheilung übergangen zu sehen. Das war keine Poetenvision, die in Schicksalsstunden sich dem Weltgeist näher als sonst fühlt, Künftiges ahnend umfängt und mit jähem Blitz einer Volkheit die Zukunftziele erhellt; es war ein Magistereinfall, der Plan eines verständigen Sinnirers, der, ohne Mystik, ohne ganz große und ganz eigene Weltauffassung, an Nahes und Nächstes sich hält und, als getreuer Pädagoge, zu seinem Theil die Mitbürger redlich zu fördern sucht. Und weil er zuerst Volksoberlehrer und dann erst Dichter war, weil mystischer Wahn ihm niemals den nüchternen Sinn umnebelte, weil er an die Mitbürger stets und kaum jemals an die Menschheit dachte, weil er in den engen Pflichtenbezirk des unterhaltsam Belehrenden vielleicht auch die Dichteraufgabe eingezwängt sah: deshalb gab die langweilige Kolonnenfahrt des Hauptquartiers und der Jubelruf von den ersten Siegen Gustav Freytag den Gedanken zu einem deutschen Lehrgedicht und er konnte am dreiundzwanzigsten August 1870 in Ligny dem Kronprinzen den Plan der „Ahnen“ erzählen.

Ein Vierteljahrhundert ist darüber vergangen. Das Lehrgedicht wuchs rasch und wurde die ehrfürchtig geliebte Borussenbibel der Bürgerlichkeit. Der Dichter verstand — er verstand stets mehr, als er fühlte —, daß es den Epen fördersam ist, wenn ihre Ersinner unsichtbar sind, und blieb bescheiden deshalb im Dunkel. Da hielt er sich still, gab den Wallern delphische Antwort und sah, oft recht unwillig, dem Weltenlauf zu;

ließ er sich aus der Zurückhaltung locken, um über den Antisemitismus oder über ein Atheistenmärchen des Herrn Hauptmann sein Wort zu sagen, dann entstand ihm nicht allzu Beträchtliches. Er war in einer gewandelten Welt ein Fremdling geworden; die Entwickelung war auf Pfaden vorwärtsgeschritten, die er nicht kannte, nicht fühlte, sogar nicht verstand, und er mag verwundert wohl erkannt haben, wie schnell die gründlichste Pädagogie heute veralten kann. Dann starb er, im Lenz des Jubeljahres, den friedlichen Tod des Gerechten. Ein dankbares Volk, so durfte man hoffen, würde nun an die Bahre drängen und in ernstem Verweilen die Summe dieses reichen Lebens betrachten; die Großen würden mit besonderer Feierlichkeit den tüchtigen Mann ehren, der ihrer Macht ein immer getreuer Diener war und dessen leises Magisterwirken ihnen die Völker erzog; und die Kunsterkenner würden sich mühen, mit zärtlicher Sorgfalt das Bild des in seiner Begrenztheit Einzigen uns zu malen. Von Alledem geschah nichts und wir mußten beschämt wieder einmal erleben, wie in den deutschen Ländern jedem gefürsteten Lümmel, jeder Hermelinnull und jedem Hofmännchen noch immer die Ehren höher gehäuft werden als dem weisen Künder deutscher Vergangenheit. Der Kaiser ließ sich beim Begräbniß durch einen Herrn vertreten, der wundervolle Kartenkunststücke vermag, auch, wenn er gereizt wird, wohl Polterabendverschen lallt und also Theaterintendant werden konnte; die Bundesfürstlichkeiten sandten die üblichen Kränze und Palmenwedel; ein paar mehr oder minder hübsche Artikel wurden hastig geschrieben, meist eine Aufzählung der Werke nebst ausgeklungenem Lexikongeläut und allerlei unkontrolirbaren und unanständigen Indiskretionen; und in Berlin leistete ein Kathederschönredner, der es verstanden hat, dem Lessing selbst säuberlich die Persönlichkeit auszuweiden, eine mit Phrasenspitzen ziervoll besäumte Weiherede. Damit war die Sache abgethan und Freytag hatte Ruhe. Vielleicht ists erlaubt, ihn noch einmal zu stören, — nicht in dem eitlen Glauben, es besser machen zu können als die Bestattungchoragen, nur in dem dankbaren Treugefühl, daß der Bedächtige auch bedächtige Würdigung heischen darf und daß er in die Gruppe gehört, der jetzt das Gedenkfest gerüstet wird. Der Augustmonat hat uns die ersten Daten aus der Zeit gebracht, die den deutschen Bürgertraum erfüllt sehen sollte; er mag auch die Stimmung bringen, die dem horchenden Deuter des Traumes gerecht werden kann.

Zwischen zwei großen Kriegen liegt das friedliche Lebenswerk

Gustavs Freytag. Er wurde der Exponent der Gedanken, die der Kampf um die Freiheit vom Korsenjoch den deutschen Stämmen heraufgeführt hatte, er dichtete diese Gedanken und trug das Gedichtete den Mitbürgern vor, bald als lustiger Rath, bald als leise rüffelnder Lehrer, immer mit der bewußten Absicht, auf die Volksgenossen zu wirken; nicht die Weltanschauung wollte er wandeln, wie Rousseau, der aus Christen Menschen warb, nicht die Sittlichkeit verrücken, wie Goethe, der jedem Schaffenden die Erlösung verhieß, auch nicht die Schranken der Völkerverbände zersplittern, wie Schiller, der schwärmende Kosmopolit, der sich einen Abgeordneten der ganzen Menschheit fühlte; einem bestimmten Volk wollte er künden, wie es geworden war und weiter werden mußte, wenn ihm feste Gesundheit und froher Sinn bewahrt bleiben sollten. Der erste deutsche Krieg wider den Franzmann weckte die Geister zu sorgender Mahnung, der zweite führte sie stracks bis ans Ziel; der Tag, der die Einheit der Deutschen schuf, schien auch die Gewähr einer kraftvoll sicheren Zukunft ihnen zu bringen: vom Fremden frei und unter einander geeint, konnten die Germanensöhne geruhig ihr Werk betreuen, ohne Furcht vor Stürmen und Ungewittern. Gustav Freytag sah die Sturmzeichen noch, aber er besaß die bannende Zauberformel nicht mehr; er war nie der Mann, in segenden Gewittern dem Volk voranzuschreiten, und nun war er bequem geworden und müde und stand staunend, wie Einer, der sich am Ruhepunkt geglaubt hatte und plötzlich erkennen muß, daß eine Krümmung des Weges sein Sehnen genarrt hat. Er hat bis ins Jahr 1895 gelebt, aber als ein Verspäteter, an dessen Nähe die Liebe sich wärmt, ob er ihr auch nicht mehr viel zu sagen hat, als ein bürgergemächlicher Attinghausen, der insgeheim klagen mochte: unter der Erde längst ruht meine Zeit. Die Schöpfung des Aufrechten ist von den Entscheidungjahren 1815 und 1871 begrenzt. Er hat im neuen Reich noch den Romancyklus von den Ahnen geschaffen, sein reifstes Werk; aber der Gedanke an diese Arbeit, die er selbst wohl als einen testamentarischen Lebensabschluß ansah, hatte ihm lange schon in der Seele geschlummert, ehe in Ligny der Plan auf die Lippe trat; wenn inmitten der polnischen Wirthschaft Wohlfart dem wilden Freunde die deutsche Kulturarbeit preist und Fink spöttisch entgegnet: „Das war, Das thaten die Ahnen", wenn der Doktor der „Verlorenen Handschrift" sinnend der Wandlung der Ilsen in den Jahrhunderten nach-

denkt, so schlummert in diesen knappen Andeutungen schon der Keim, der später die Kernfrucht bringen sollte. Im Grunde war es der einzige Gedanke, dem der Dichter mit nie ermattender Mühe den Ausdruck suchte; er berühmte sich stolz, seine Kunstwerke sollten nicht endlichen Zwecken dienen, und von den groben Tendenzflegeln, die heute noch mit dem Sedanlächeln oder dem Proletarierschnauben sich vor der Poetenfront spreizen, hielt er sich vornehm immer zurück; einer Tendenz aber, einer lehrhaften Absicht, ging auch er mit zähem Bewußtsein stets nach und suchte, sie zu kleiden, von den Firnen und Triften der deutschen Geschichte mannichfache Gewänder zusammen. Das Gedankenmaterial, das sein Blick umspannte, war gering und wir finden von den Blöcken, die uns heute scheuchen und schrecken, in Freytags lustiger Friedsamkeit keine Spur; und doch duften auch uns in diesen fleißig gehegten Sonnenthälern noch Blumen, starkes und liebliches Feldgewächs aus der Zeit der deutschen Kämpfe um Freiheit und Einheit. Von dem Hintergrund dieser Kämpfe erst hebt hell die Gestalt des Mannes sich ab, der lachend zu lehren und mit fröhlichem Herzen einem ganzen Volk das Pensum zu dichten verstand.

Als Herrn Gottlob Ferdinand Freytag von seiner lieben Frau Henriette, dem Pastorenkind aus Wüstebriese, 1816 der kleine Gustav geboren wurde, lachte den Bürger die deutsche Welt freundlich an. Das erste Friedensjahr nach der Zähmung des wüsten Bonaparte: da wagten lange aufgestapelte Wünsche sich endlich ans Licht und die Hoffnungen schossen schlank empor, wie nach dem ersten Lenzregen gesprenkelte Primeln. Das Vaterland hatte gesiegt, der fremde Eroberer war verjagt, vaterländischer Stolz lebte in allen Herzen und das Vaterland schien den Beglückten, nach Renans schönem Wort, un consentement universel de tous les jours. Es war das Jahr, wo im Süden Johann Friedrich Cotta gegen die Privilegirten das Sturmsignal blies und den Köpfen der württembergischen Abgeordneten den Segen der allgemeinen Wehrpflicht einzuhämmern begann und wo im Norden Ernst Moriz Arndt schrieb: „Noch in diesem Jahre 1816 soll zwischen den Herrschern und den Völkern das Band der Liebe und des Gehorsams unauflöslich gebunden werden.“ Die Befreiung vom Fremdling war erstritten, nun sollte den Völkern auch die Freiheit vom Joch der eingeborenen Feudalherren tagen. Ein wundergläubiges Sehnen nach dem verheißenen Allheilmittel ging durch das Land und wehte

zunächst sogar die Müdigkeit hinweg, die den schweren Stunden der Entscheidung sonst wohl zu folgen pflegt. Der Fetisch der Legitimität war in Paris unter den rohen Fäusten der Jakobiner klirrend zerbrochen, die Scherben waren über den Rhein geflogen, und seit der korsische Parvenu mit schwerem Stiefel unter die rois fainéants getreten war, stand es um die Sache des Gottesgnadenthumes schlimm. Aber das neue Ideal, das nun nöthig wurde, war schon gefunden: das Jahrhundert des Nationalismus brach an und zwang die aufsteigende Klasse in seinen Dienst. Der Adel, im Heer, auf dem Lande und in der Beamtenschaft, war an den feudalen Einrichtungen interessirt, die ihm stattliche Vorrechte sicherten, und hielt sich mißtrauisch deshalb von dem neuen Sturm und Drang zurück, der jauchzend gegen die Privilegien lärmte; das Bürgerthum, dem ein Klassenbewußtsein erst dämmerte, hatte an dem Alten nichts zu verlieren und an dem Neuen viel zu gewinnen und warf sich mit Begeisterung deshalb in den Kampf um die werdende Herrlichkeit. Das Bürgerthum wurde der Träger der heraufkommenden Kultur, der geistigen Freiheit und des nationalen Gedankens, — nicht, weil es ehrenwerther, edler oder auch nur kräftiger war als der Adel, sondern weil es an der Sicherung der neuen Güter ein Lebensinteresse hatte, weil es den sich bildenden Kulturformen besser angepaßt und im Daseinskampf durch Selektion reinlicher durchgesiebt war; und es gewann das Treffen, weil aufsteigende Klassen stets stärker und streitbarer sind als müde Privilegirte, die an die Vertheidigung der lange behaupteten Macht erlöschende Kräfte verzetteln. Ringsum regte in dem erwachenden Volksthum, dem der Turnvater Jahn den Namen geprägt hatte, sich frisches Leben: ein junges Dichtergeschlecht, das viel guten Willen und wenig gestaltendes Können mitbrachte, hatte schon früher zu patriotischen Sängen die Leier gestimmt; jetzt begannen die Professoren gar, die sonst gern bei Lampenblak in verstaubten Stuben gehockt hatten, die Fenster zu öffnen, dem Flederwisch den Weg nicht länger zu sperren und furchtlos in die Tageshelle zu blinzeln. Der große Zug in die eben noch gemein gescholtene Wirklichkeit nahm seinen Anfang und bald entstand auch der Wunsch, am Geländer der Sage sich bis zur Wiege der Volkheit zurückzutasten. Karl Lachmann erforschte die ursprüngliche Gestalt des Liedes von den Nibelungen, das Raupach später auf dem Theater aushökern sollte, Uhland brachte die Vaterländischen Ge-

dichte, Jakob Grimm gab die Deutsche Grammatik, die Rechtsalterthümer und die Deutsche Mythologie, die Hohenstaufen tobten und winselten über die Bretter, die Monumenta Germaniae historica erschienen und im Nachlaß Heinrichs Kleist fand man die Hermannsschlacht und den Prinzen von Homburg. Die Menschen und ihre Werke waren verschieden, in allen aber lebte ein Hauch der Hoffnung auf den nahenden Tag, wo es möglich würde, deutsch und doch frei zu sein. Mit stillem Greisenlächeln sah Goethe dem Treiben zu und ärgerte sich nur manchmal ein Bischen über die „neudeutsche religios-patriotische Kunst"; er präsidirte gelassen der Weltliteratur, die er durch Schlagbäume nicht gehemmt sehen wollte, bot in den Heften über Kunst und Alterthum den neuen Poeten, die ihm gefielen, den Rückert und Platen, Byron und Manzoni, freundlich ermunternden Gruß und feilte fleißig unterdessen am Divan, an den Wanderjahren und an Faustens Erlösung. Dem allzu Neuen verschloß er sich und blieb, wie achtzig Jahre später der im Abwehren fremden Empfindens hitzigere Bismarck, mit Bewußtsein auf einer festen Erfahrungstufe stehen; der Glanz seines Ansehens aber wirkte so mächtig wie bis auf die Tage unseres lyrischen Politikers kein anderes Gefühl: die Gastzimmer des Erbprinzen und des Adlers in Weimar waren das ganze Jahr hindurch so besetzt wie das Landhaus im Sachsenwald nur an hohen Ehrentagen und der Mann, der einer internationalen Republik von Gelehrten und Schöngeistern vorsitzen wollte, weckte dem deutschen Namen die Bewunderung der Welt. Die Schaar, die auf den von ihm gebahnten Pfaden, den redseligen Feldhauptmann Humboldt zur Seite, ins Universelle und Kosmische vorschritt, war nicht groß; die Sonne Homers war verblaßt, vom Norden, aus Allgermanien, kam nun das Licht und das Ideal der Weltbürgerlichkeit sank in nächtige Schatten. Eine neue Klasse mußte erst die schwieligen Glieder schütteln und im Massenschritt prahlend die Macht erproben, ehe an das Freudenfest aller Völker unter einem Himmel wieder zu denken war; dann aber, in den derben Formen einer demokratisirten Epoche, hätte die verpöbelt altruistische Weltbürgerlichkeit dem Ragenden gewiß nicht mehr behagt, der den Geist der Zeiten faustisch immer verspottete und jedem kraftvoll Schaffenden, auch dem im alten Sittensinn sündigen, seinen besonderen Himmel erschloß. Einstweilen beherrschten fromme, frohe und freie Patrioten die deutsche Welt, der Staats-

bürger, der mit bescheidener Entschiedenheit die allheilsame Verfassung heischte, bestimmte den Ton und wehrte, von eigenen Wonnen taumelnd, trotzig die Fremdkörper ab. In dieses nationale Erwachen, in die kaum erst gewaschenen Windeln des deutschen Bürgerthumes wurde der kleine Gustav Freytag hineingeboren, der vom kreuzburger Landarzt den Hang zum Kuriren und vom hochwürdigen Pastor in Wüstebriese als Muttererbe die Kanzelsalbung empfangen hatte.

Es war noch nicht lange her, seit Frau von Staël in ihr feines Buch über Deutschland schreiben konnte: Les poèles, la bière et la fumée de tabac forment autour des gens du peuple en Allemagne une sorte d'atmosphère lourde et chaude, dont ils n'aiment pas à sortir. Noch wärmten die Kachelöfen, noch wurde wacker geschmaucht und in schäumenden Gerstensäften gezecht, aber der dunstende Qualm war zerflattert und in Ringen stieg die Begeisterung hoch nun empor, denn der kleine Korporal hatte die Deutschen aus der Bierruhe geschreckt und mit herrischem Anspruch sie gezwungen, die schimmelnde Streu unter dem Altenfritzenlorbeer zu räumen. Die Aufgescheuchten besannen sich auf sich selbst und glaubten, fester vielleicht, als es noch gerathen sein konnte, dem Wort des Tacitus von den Germanen: propriam et sinceram et tantum sui similem gentem exstitisse; von Tacitus konnten sie auch lernen, daß die Familienabgeschlossenheit der Deutschen immer ihrer Einheit ein Hinderniß gewesen war und daß nur die Angelsachsen verstanden hatten, sicher in der Hausburg zu wurzeln und doch in Gemeinschaft ein politisches Leben zu führen. Solcher Kunde, die ihnen die Quellenfinder brachten, lauschten die Erwachenden gern und ihr Auge leuchtete, als sie den Ausspruch des Römers vernahmen, in den dichten Wäldern Germaniens sei einst die Freiheit erwachsen. Den holden Flüchtling mußte man wieder fangen und zugleich sich bemühen, nach angelsächsischem Muster eine deutsche Oeffentlichkeit zu schaffen, um gemeinsam dann der ersehnten Einheit den Boden zu pflügen. Deutsch wollte man bleiben, einig und frei wollte man werden, — und diese kostbaren Schätze sollte die öffentliche Meinung bescheeren, die Arndt als die gewaltigste Königin des Lebens pries. Auch die Dichter, die auf die neue Gewalt wirken wollten, duldete es länger nicht in der gemäßigten Zone der antiken Stoffe: sie folgten den Spuren Koerners und Kleistens oder kletterten kühn, mit dem Baron de la Motte, in die Kälteregion

wo auf vereisten Göttersitzen Wodan und Djaus einsam thronen. Doch der stolze Kolonnenmarsch, der Poeten und Bürger einem ersehnten Ziel zuführen sollte, dauerte nicht lange. Die Regirungen thaten, was sie fast immer thun: sie schlugen sich auf die Seite der welkenden Klassenmacht, sie erstickten das schöne Feuer und hielten sich für sehr weise, wenn sie den rüstig die Glieder regenden Riesen in eine wärmende Wolljacke einwickeln konnten; dabei fanden sie natürlich überall Unterstützung, wo der junge Trieb am knorrigen Preußenstamm mißtrauisch betrachtet wurde, bei Metternich besonders und seinem Schüler Nikolaus. Es kamen die Teplitzer Punktationen, die Karlsbader Beschlüsse, die Demagogenverfolgungen, die metternichtige Epoche glänzenden Verfalles zog herauf und das Schwärmen für Einheit und Freiheit wurde als ein Staatsverbrechen unter harte Strafe gestellt. Keine Verfassung, kein Riß durch die pergamentenen Privilegien, kein Schimmer der Hoffnung auf ein einiges Vaterland. Die Enttäuschung war bitter und sprengte bald den marschirenden Haufen. Die Bürger betteten sich in stumpfe Resignation, gingen den wachsenden Handelsgeschäften nach und kümmerten sich kaum noch um die Oeffentlichkeit, die ihnen verleidet war; nur der Haß gegen den Adel, das rückständige Element, das an allem Unheil ihnen schuldig schien, bohrte sich immer tiefer in die dicken Schädel der unwillig gehorsamen Unterthanen. Auch die Dichter, die keine Kämpferschaar mehr mit Fanfaren begleiten konnten, legten die Rüstung ab; doch ihr Weg führte noch nicht in die Nüchternheit der beginnenden Kaufmannskultur: das romantische Intermezzo brach, von deklassirten Junkern gefördert, herein und im Weihrauchduft süßer Marienträume entschlief das streitbare Pathos der heldischen Sänger. Noch einmal flackerte es auf, als Friedrich Wilhelm der Vierte die Krone ergriff und in den ersten vierziger Jahren das Nationalgefühl neue Säfte empfing, und noch einmal schien es möglich, die Glieder der alten Marschkolonnen zu frischem Tagewerk fest zu fügen. Aber noch einmal kam die wehe Enttäuschung: die Flammen, an denen ein hohes Empfinden sich wärmen konnte, schlugen verzehrend ins Vaterland und den Daten von 1789 und 1830 mußten die Märztage von 1848 sich gesellen. Der Philister empörte sich, hakte die Nationalkokarde ein, hißte die schwarzrothgoldene Fahne und schien bereit, nach Herweghs Rath festgerammte Kreuze aus der Erde zu reißen. Das junge Deutschland hatte den Alarmruf nicht erst erwartet; es war auf

eigene Faust losgebrochen, hatte der Feudalordnung, der Sitte und der waltenden Willkür einen Krieg bis aufs Messer erklärt und hieß mit spöttischer Miene nun das spät nachhinkende Bürgerthum in seinen Reihen willkommen. Die deutsche Revolution wurde möglich, weil die politischen Einrichtungen nicht mehr mit dem Anspruch der werdenden Wirthschaftordnung zusammenstimmten; sie blieb unwirksam, weil den Kämpfenden der wirthschaftliche Instinkt noch fehlte und weil ihr verstiegener Wahn sie umnebelten Zielen zutrieb, die mit ihren wirklichen Bedürfnissen gar nichts zu schaffen hatten. Die Aera der Mißverständnisse, die von 1816 bis 1864 währte, konnte vermieden werden, wenn den Regirenden und den Regirten die Scheuklappen der formalen Politik nicht die Schweite verengt hätten: man rüstete zu Revolten und zitterte vor Straßenaufständen, — und unterdessen vollzog sich ganz im Stillen, der Oberflächenbetrachtung unsichtbar, die wahre, nicht mehr zu hemmende Revolution. Handel und Industrie regten sich, der besitzende Bürger sah mit erhobenem Haupt geringschätzig auf den verarmenden Junker herab, der Bankzettel und die Hypothekenurkunde knisterten verführerischer als das Adelspatent und ganz leise entstand, während der Feudalstaat in allen Fugen krachte, die neue Geldmännermoral. Das Bürgerthum hatte sich aufgemacht, unter dem Banner der Freiheit das herrliche Reich aller Deutschen zu suchen, und es hatte auf der Wegstrecke dann das behagliche Händlerparadies gefunden.

Die merkwürdige Verrückung des Zieles blieb lange verborgen und Gustav Freytag, der gewiß ein ehrlicher Mann war, hat sie wohl nie erkannt. Er hatte, als nach den Märzstürmen Kirchhofsruhe ins Land eingekehrt war und über die Reaktion, über Olmütz und Warschau, über Militärlast und Steuerpflicht geseufzt wurde, bei den stillen Dichtern die Stätte gesucht, bei Alexis und Auerbach, Augier und Grillparzer, den ersten sanftbürgerlichen Verächtern der Reckengröße. Willibald Alexis, der Schlesier, der aus einem bewegten Geschäftsleben kam, wurde zum borussischen Walter Scott und vertheilte säuberlich Luft und Sonne unter sittsame Märker von edlem und gemeinem Geblüt; Berthold Auerbach schuf die spinozistisch spitzfindige Dorfgeschichte, zu der schwäbisches und jüdisches Wesen sich seltsam mischen mußten; Emile Augier gab in tendenziösen Theaterstücken eine menschenverständig hausbackene Moral und vergaß dabei nie, der siegenden Klasse ein Weihekerzchen anzuzünden; Franz Grillparzer warnte vor eitlem Ruhm

gefährlicher Größe und pries das erholsame Glück in weiser Beschränkung. Der europäische Szenenwechsel hatte auch eine neue Dichtart heraufgeführt; die Zeit abenteuerlichen Ueberschwanges war vorbei, die Emporkömmlinge wollten in Ruhe schmausen und wehrten dem wilden Ungestüm der Barden, die ihnen zum Streit aufgespielt hatten. Jetzt wurde der Dichter gekrönt, der in der industrialisirten und verhändlerten Kultur die Poesie zu finden verstand; und für diese Aufgabe war Gustav Freytag eben der rechte Mann. Jung, übermüthig irrlichtelirend jung, war er niemals gewesen; der Pastorenenkel blieb immer korrekt, ließ sich auf unsichere und unsolide Schwärmereien nicht ein und hielt die Kräfte in so glücklichem Gleichgewicht, daß ihm Alles gelang, was er unternahm, — vielleicht, weil er nur unternahm, was er auch zu gedeihlichem Ende führen konnte; ein echter Klassenprimus, der Beste in einer unaufhaltsam vorrückenden Klasse. Dazu kam noch ein anderer Reiz: Freytag war lustig, zu schabernackischen Schelmenstreichen, so lange sie harmlos blieben, immer gestimmt; man muß die Worte fröhlich und liebenswürdig von allem Rost sorgfältig reinputzen, wenn man von dem ganz besonderen Freytagreiz einen Begriff geben will, von dem gar nicht galligen Humor eines milden Mannes, der trotz dem tollsten Studenten manchmal foppen und hänseln mochte, der mit Kunz von der Rosen Narrenkurzweil trieb, mit Benjamin allerliebst log, mit Fink Gott, die Welt und den Teufel höhnte und mit Bolz ehrliche Leute zum Besten hielt. Der Reiz wirkte doppelt, weil hinter dem kecken Spaß immer die gute, ehrenfeste Gesinnung hervorlugte, auf die man in der frühbourgeoisen Epoche sehr viel hielt, und weil es, bei allen Schnurren und Schwänken, in dieser lustigen Schöpfung so wundervoll bürgermoralisch zuging wie in dem Patrizierhause von T. O. Schröter. Ein Meistererzähler, der nachdenklich Angeschautes plastisch zu gestalten vermochte, ein Mann von zärtlichstem Naturgefühl, einem Gefühl für kleine, bürgerlich intime Natur, ein lachender Lehrer, dessen mahnende Rede mit den Wünschen der horchenden Schülerschaar zusammentraf und der eine feste, wohlgeordnete und nicht allzu unbequeme Weltauffassung verkündete, die Weltauffassung seiner Klasse: nie öffnete sich einem populären Erfolg eine bessere Aussicht. Und nie war ein Erfolg redlicher verdient, fleißiger erarbeitet. Gustav Freytag sprach um keinen Preis von Dingen, die er nur obenhin kannte, — lieber schwieg er; aber er wußte in allen

Jahrhunderten und in allen Berufen Bescheid, er redete über den Kaffeehandel so sachkundig wie über Glaubenskämpfe, er kannte die Gassenspiele der thorner Rathsherrensöhne von 1519 so genau wie die kleinen Kniffe modischer Tanzstundenfräulein, war mit der Thätigkeit des Unrechtsanwaltes Hippus so vertraut wie mit dem Magisterwirken des treuen Pedanten Fabricius und selbst seine Diebe stahlen recht nach der Gaunerkunst. Diesen Hang zur äußeren Wirklichkeit und zur Genauigkeit hatte er vom jungen Deutschland geerbt, dessen Strohfeuerköpfe leider nur lüderlicher gewirthschaftet hatten; bei den Klassikern lernte er die adelig einfache Sprache; von den Romantikern übernahm er die bunte Abenteuerlichkeit der Vorgänge; denkt man noch den Einfluß der Engländer hinzu, den mächtig lockenden Zauber, den Dickens und Scott auf ihn übten, so findet man eine wunderliche Mischung, die nur eine kerngesunde und gerade gewachsene Persönlichkeit schmackhaft machen konnte. Der robuste und stämmige Schlesier vermochte das Wunder. Die Phantasie, die Pascal la maitresse d'erreur genannt hat, verwirrte ihm nicht den Sinn; phantastische Seitensprünge erlaubte sich mitunter nur sein Humor, der von Dickens Manches und mehr noch von Jean Paul empfangen hatte, einem wichtigen Ahnen Freytags auch in der pädagogischen Neigung. Er gab, in immer gleichmäßig vollendeter Schriftsprache, die niemals und nirgends gesprochen wurde, die hier aber, auch wo sie sich in allerlei Schrullen gefiel, ganz individuell anmuthete, Bilder aus der deutschen Vergangenheit und Gegenwart, bunte und lustige Bilder, die gefallen mußten, deren Erfolg sich aber erst dadurch so gewaltig in die Breite dehnte, daß sie dem herrschenden Geschlecht angenehm schmeichelnd in die Augen stachen. Hinter der romantischen Abenteuerlichkeit der Form, die mit allen Mitteln der Spannung geschickt ausgezackt wurde, barg sich eine Weisheit, die man, mit einem abscheulichen Zeitungwort, zeitgemäß nennen dürfte. Die Lust an der Historie wurde genährt, der nationale Nerv wurde getroffen und die Sehnsucht nach Freiheit und Einheit durchdrang die bedachtsam begrenzte Welt. Während das Bürgerthum sich vergnügt in dem Händlerparadies einrichtete und mit der Schlange, die von Profitkünsten und Spekulation zischelte, immer innigere Zwiesprache hielt, brach Gustav Freytag von einem Stamme, der ihm wohl der Baum der Erkenntniß schien, rothbackige Aepfel und erzählte mit liebenswürdigem Lächeln den im Grünen Gelagerten, wie gut sie seien,

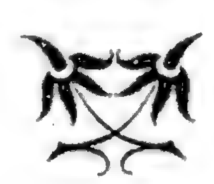
wie brav und wie bieder und warum ihnen allein, ihnen vor allen anderen Ständen, auf deutscher Erde ein Eden zugedacht sei.

Ein bürgerliches Eden, vor dessen Pforte anstatt des Cherubs mit dem bloßen hauenden Schwert ein grauer Prokurist die Wacht hält, den Hauptbuchführer zur Seite, und sorgfältig Soll und Haben eintragen läßt. Großen Menschen begegnet man in diesem prangenden Garten nicht; große Menschen konnte Freytag nicht lebendig machen: sein Luther ist ein allzu moralinsäuerlicher Kanzelbourgeois, den man an Lamprechts Meistergestalt nicht messen darf, aber den alten Kaiser und namentlich den Kronprinzen hat er mit wundervoll feiner Kunst uns gemeißelt. Eine deutsche Durchschnittsmenschheit tummelt sich tüchtig in dem abgesteckten Gelände und der Gedanke an ein Eden könnte nicht aufkommen, wenn nicht ein Blick in die Wirklichkeit lehrte, daß wir hier künstlich balsamirte Paradiesesluft athmen. Der Mann, der in allem Aeußerlichen sich eng an die Wirklichkeit hielt und in allen Berufen zu Hause war, hatte für die innere Wirklichkeit seiner Schöpfung keinen Sinn, — vielleicht, weil er als geistlicher Arzt belehren, nicht als Künstler darstellen wollte. Ihm galt es, zu zeigen, daß alles Gute und Nützliche vom Bürgerthum kam; sie haben keinen Bürgerstand, also keine Kultur, sagt Herr Schröter von den Polen und fügt etwas später hinzu: „Der Adel und der Pöbel sind jeder einzeln schlimm genug, wenn sie für sich Politik treiben; so oft sie sich aber mit einander vereinigen, zerstören sie sicher das Haus, in dem sie zusammenkommen." Und der Kaufmann ist der eigentliche Bürger: „Jede Thätigkeit, welche neue Werthe schafft, ist zuletzt Thätigkeit des Fabrikanten; sie gilt überall in der Welt für die aristokratische; wir Kaufleute sind dazu da, diese Werthe populär zu machen." Der Kaufmann verdient Geld und dieses Geld fließt „in den mächtigen Strom der Kapitalien, dessen Bewegung das Menschenleben erhält und verschönert, das Volk und den Staat groß macht und den Einzelnen stark oder elend, je nach seinem Thun." Da haben wir also das liberale Paradies: Jeder handelt und wandelt, die allgemeine Schachermachei fördert die Kultur und der ehrlichste und betriebsamste Händler erhält am Ende den reichlichsten Lohn. Um diese prachtvoll bilanzirte Wunderwelt vorzuführen, mußte der Dichter sich den Blick in die gemeine Wirklichkeit verhängen. Er durfte nicht sehen, wie Herr Schröter, bei aller Solidität und Rechtschaffenheit, durch die minder bedenkliche Konkurrenz doch zu manchem Geschäft gezwungen

wurde, dem sein Reinlichkeitsinn widerstrebte, und wie aus dem Buchdrucker der Annoncenverleger Henning wurde, der selbst den witzigsten Bolz, als einen auf seine Plantage verfrohndeten Kuli, aus der Seele der Inserenten Politik machen hieß. Er durfte es nicht sehen und sah es auch wirklich wohl nicht; er glaubte noch an die Stände, an die besonderen Eigenschaften des Edelmannes und des Kaufherrn, des Aufladers und des Schulzen, und merkte gar nicht, daß inzwischen längst der Begriff und das Bewußtsein der Klasse entstanden war, mit scharf witternden Klasseninstinkten und einer deutlich abgegrenzten Klassenmoral. Der Adel schien ihm zum Niedergang verdammt, weil er der Kaufmannskultur sich entgegenstemmte, das Bürgerthum war ihm würdig der Weltherrschaft, weil es zum Träger der neuen Gestaltung geworden war, — und er begriff nicht, daß Beide nur von ihren Klasseninteressen geleitet wurden und an dem Tage sich vereinen mußten, wo ein gemeinsamer Feind gegen alle Besitzenden drohend die Fäuste ballte. Diesem Politiker, der immer nur das winzige Europa sah und auf dem Papier munter Dynastien absetzte, fehlte völlig, wie fast dem ganzen Geschlecht, das im Anfang der vierziger Jahre mannbar wurde, das soziale Organ. Er liebte Jeden, der die breite Straße des nationalen Liberalismus ging, selbst den Schützenherzog, der mit Orden, Titeln und Villen in Koburg den schmählichsten Handel trieb, und erkannte nicht, daß unterdessen die Schaar seiner Genossen sich spaltete: die Nationalen, Industrielle und Professoren, hörten allgemach auf, liberal zu sein, und die Liberalen, die gepriesene Kaufmannschaft, wurde durch das Geschäftsinteresse dem Internationalismus immer näher gebracht. Die Klasse, mit der er zur Herrschaft und zur Beliebtheit gelangt war, welkte rascher als einst der aus härterem Stoff gefügte Feudaladel und es zeigte sich, daß die Geldmacht, die allein noch thronende, schneller und schlimmer korrumpirend wirkte als das Gespensterheer alter Vorurtheile. Von Alledem sah Gustav Freytag nichts, wollte er vielleicht auch nichts sehen. Während er zwischen der Verlorenen Handschrift und den Ahnen rastete, schloß Karl Marx in London das Sündenregister des Kapitals; und während er die Zukunft des Vaterlandes getrost dem handelnden Bürgerthum anvertrauen wollte, weigerte die Börsengroßmacht die Zeichnung der deutschen Kriegsanleihe.

Gustav Freytag gehört in die Gruppe, der jetzt das Gedenkfest gerüstet wird. Er steht als treuer Thorwart am Ausgang einer Zeit,

deren Stimmung er den feinsten und stärksten Ausdruck schuf. Der Krieg, der die Einheit und die Demokratisirung des Reiches brachte, führte auch neue Gefahren herauf, die nicht vom Adel und nicht vom Pöbel kamen, sondern von einer lange und leise insgeheim vorbereiteten Gedankenrevolution: die Herrschaft des Individualismus neigte zum Ende, das Dogma vom freien Willen zeigte Risse und Sprünge, das Wohl der Gattung wurde über das Gedeihen des Einzelnen gesetzt und ein neuer Glaube schickte sich an, alle Ungleichheiten des materiellen und des geistigen Vermögens und alle Möglichkeiten der Ausbeutung geschwind aus der Welt zu schaffen. In dieser gährenden Stunde griffen zwei Dichter einen volksthümlichen Epenstoff: die Rougon-Macquart sollten den Franzosen die Ursachen des Zusammenbruches ins wunde Gedächtniß brennen, die Ahnen sollten den Deutschen die wahren Wurzeln der Kraft aufgraben, die in heißer Umarmung den Sieg zeugen konnte. Beide Dichter hatten eine Tendenz, beide arrangirten sich kunstvoll und künstlich ihre epische Welt und beide schlossen, so weit auch der Weg sie auseinander geführt hatte, ihr Werk mit fröhlich ermunterndem Gruß an eine hellere Zukunft. Mag Emile Zola der mächtigere Schöpfer sein, der modernere Geist, der nicht nur in Naturgefühlen schwelgt, sondern auch Naturwissenschaft zu fassen und klug zu nützen sucht: Gustav Freytag ist der liebenswürdigere Führer und der gründlicher gebildete Erzieher. Seine Welt ist eng, die Zahl ihrer Menschentypen ist gering und der Hausrath mahnt manchmal ein Bischen an mottige Urväterphilisterei. Aber es lebt sich angenehm in dieser sauber nach dem Maßstab von Gut und Böse abgezirkelten Freytagwelt, so angenehm und behaglich wie in alten Patrizierhäusern, deren Dach sicher den Schläfer deckt. Und es stört das frohe Behagen des gestärkt Erwachenden nicht, wenn ihm plötzlich einfällt, daß damals gerade, als der Bürger verherrlicht und der Edelmann schroff in die Rumpelkammer verwiesen wurde, ein wilder Junker auftrat und in sechs kurzen Jahren wirklich werden ließ, was die Bürgerlichkeit mehr als sechzig Jahre hindurch in sanften und wüsten Träumen vergebens zu haschen gesucht hatte.



Großdeutschland.

Wenn der große Krieg von 1870 und 1871 für Deutschland eine unheilvolle Folge gehabt hat, so war es die, daß sein Angedenken sich nicht rasch genug ertränken ließ. Mag ein Krieg mit dem Deutschen Reiche für Frankreich auch zum Wahnsinn geworden sein, seit die deutsche Bevölkerung zwölf Millionen über die französische hinausgewachsen ist und das Zahlenverhältniß der beiden Staaten 3 : 4 ist —: wo die deutsche Politik über die vier Pfähle des Reiches hinausblickt, da ist sie hypnotisirt von dem Traumwahn eines angeblich bevorstehenden Krieges mit dem französischen Stamm der Romanen. Diesem Wahn verdankt der Dreibund sein Dasein, der dann den Bund Frankreichs und Rußlands schuf. Frankreich und Rußland haben kaum irgend welche gemeinsamen Interessen, Rußland und Deutschland haben kaum entgegengesetzte, wenigstens nicht mehr, seitdem Rußland seine Arme nach dem Süden Asiens ausstreckt und damit Englands asiatischen Kolonialbesitz bedroht. Dieser Wahn hat also im Grunde Das geschaffen, was man heute die äußere politische Lage nennt, obwohl diese sogenannte politische Lage nur eine diplomatische Fiktion ist und die wirklich vor sich gehenden Machtverschiebungen auf völlig anderem Gebiete liegen und eine kräftige Stammespolitik erheischten, die die wirklichen Interessen des deutschen Volkes schützte und planmäßig darauf ausginge, dem größten Stammesstaat die Bruchtheile des Stammes auch politisch anzugliedern, die sich heute noch außerhalb befinden.

Von den 155 Millionen Germanen, die es heute auf der Erde giebt, gehören der Masse, deren von Natur gegebener Mittelpunkt das Deutsche Reich ist, 73 Millionen an, und zwar sind sie Alle Deutsche, d. h. deutsch redende Menschen deutscher Abkunft. 50 Millionen wohnen innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches und gegen 23 Millionen grenzen unmittelbar an den Theil des deutschen Stammes, den das Reich einschließt. Es ist ihre natürliche Basis, und es ist die geschichtliche Sendung und das gute Recht Deutschlands, sie sich anzugliedern. Wohl vertheilen sie sich auf Holland ($4^1/_2$ Millionen), Belgien ($3^1/_2$ Millionen), die Schweiz (2 Millionen), Rußland ($1^1/_2$ Millionen), Frankreich (1 Million), Luxemburg ($^1/_4$ Million) und Oesterreich-Ungarn ($10^1/_2$ Millionen), und es mag noch ein Jahrhundert dauern, bis sie Alle ein großer deutscher Stammesstaat umschließt. Dennoch sind die Gewinnung Schleswig-Holsteins 1864 und Elsaß-Lothringens ohne Belfort 1871 und die Gründung des Deutschen Reiches 1871 nur die ersten Schritte auf dieser Bahn, und nicht, wie der billige Hintennachpatriotismus meint, die denkbar höchste Errungenschaft für alle Zeiten. All diesen Bruchtheilen ist deutsche Abkunft, deutsche Sprache (mit Ausnahme Luxemburgs) und

deutsches Geistesleben gemein. Ihre Angehörigen lesen deutsche Zeitungen und ihre Gelehrten nehmen an deutschen Kongressen Theil. Ihre Studenten besuchen fast ausnahmelos einige Semester reichsdeutsche Universitäten und die Grundzüge ihrer niederen und höheren Bildung sind durch die Maßstäbe bestimmt, die innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches gelten. Sie Alle fühlen sich im Gegensatz zu Romanen und Slaven, ja, gegenüber Briten und Skandinaven als Deutsche, und wenn ihnen die Gesetzgebung ihrer Staaten und das Gefühl, daß sie nun doch einmal einem fremden Staatsverbande angehören, nicht bei vielen Gelegenheiten den Mund schlösse, so würde ihre Neigung zu Deutschland noch deutlicher reden. Sie Alle fühlen sich durch deutsche Sage und deutsche Eroberungen, deutsche Entdeckungen und Erfindungen, durch deutsche Geistesthaten wie durch deutschen Gewerbefleiß mitgehoben und stehen mindestens der Weltstellung der deutschen politischen Vormacht keineswegs gleichgiltig gegenüber.

Man kann noch weiter gehen. Durch ihre geographische Lage gehören auch die zwei Millionen Dänen nordgermanischer Abkunft diesem Verbande an. Allerdings besitzen sie ein eigenes Nationalgefühl und eine eigene Sprache, aber sie haben kein eigenes Geistesleben und sind auf die Dauer zweifellos der Aufsaugung durch die festländischen Westgermanen verfallen. Von der Nord- und Ostsee bis zum Adriatischen Meer reicht deren Gebiet. Von Königsberg bis Triest geht ihre Ostgrenze, nur durch das dreiviertelslavische Böhmen unterbrochen, und von Calais bis Mailand ihre Westgrenze. In den Ländern dieser 23 Millionen hat Deutschland allein seine natürlichen Verbündeten, und was nicht zu seinem Stamme gehört, Das sind seine natürlichen Feinde. Politische Klugheiterwägungen mögen einen zeitweiligen Bund bald nach dieser, bald nach jener Seite hin gebieten, aber Grund für eine nationale Begeisterung, wie sie für den Dreibund entfacht worden ist, kann kein Bündniß bieten, das über die unmittelbaren Stammesgenossen hinausgreift oder gar gegen sie gerichtet ist, wie der heutige Bund mit Oesterreich.

Ein Bund des Deutschen Reiches mit dem finanziell zerrütteten, völlig romanischen Italien ist ein diplomatisches Kuriosum, aber er hat weiter keine Bedeutung, weil beide Staaten weder gemeinsame noch entgegengesetzte Interessen haben, sondern sich im Grunde gar nichts angehen. Anders steht es mit dem Bunde mit Deutschlands schlimmstem Feinde, der österreichisch-ungarischen Monarchie, die zu drei Vierteln von Slaven und Magyaren bevölkert wird und in der das deutsche Volk nur die Rolle des Gastes spielt, der hinausgeworfen wird, weil er die Zeche — überzahlt hat. Während wir uns mühsam anstrengen, auf fremden Kontinenten uns ein paar Stätten zu sichern, in denen die Theile unserer Volksgenossen wohnen können, die daheim keinen Platz mehr finden, sehen wir ruhig zu, wie unmittelbar vor unserer

Thür zehn Millionen Deutsche, die unsere Reichsbevölkerung auf sechzig Millionen und deren Boden unsere Reichsfläche auf 12000 Quadratmeilen vermehren könnten, nach einander ausgeprügelt werden. So lange Bismarcks überragende Gestalt Deutschlands äußere Politik noch deckte, hatte das Handwerk der Entdeutschung Oesterreichs noch nicht allzu goldenen Boden; aber seit seinem Rücktritt ist es schlimmer und immer schlimmer mit dem Deutschthum in Oesterreich geworden. Die Nothschreie und Hilferufe mehren sich; aber in Deutschland stellt man sich noch immer taub. Hat der größte deutsche Stammesstaat nicht die sittliche Verpflichtung, die bedrängten Volksgenossen im Auslande zu schützen? Ist er nicht ihre natürliche Rückendeckung? Ist man in Deutschland ernstlich der Meinung, daß das Reich von heute auf einer so ungeahnten Höhe angelangt ist, daß eine weitere Machtsteigerung nicht einmal mehr wünschenswerth erscheint? Von so strafbarem Hochmuth sollte man sich doch bekehren. Oder bildet man sich ein, man sei zu schwach, mit seinen fünfzig Millionen Einwohnern den Kampf mit einem bunt zusammengeflickten Einundvierzig-Millionenstaat aufzunehmen? Oder sind die Wohlthaten des neuen Deutschen Reiches so unendlich groß, daß man in der Wonne des Glückes, das man genießt, ganz der Stammesbrüder draußen vergißt? . . .

Bitter kann ein Deutsch-Oesterreicher heute sagen, daß das Slaventhum die Deutschen Oesterreichs um so sicherer aus ihrer leitenden Stellung verdrängen kann, „als es nicht mehr besorgen muß, wie in den Tagen Hohenwarts, durch ein Aufwallen verletzten Geblütsstolzes in Deutschland seine Unternehmungen gestört zu sehen. Denn schon hat am nationalen Enthusiasmus im Deutschen Reiche die abkühlende Kraft der Zeit ihre Wirkung geübt; nüchtern wird dort ausgerechnet, daß der neue Nationalstaat zu schwach ist, Volksgenossen in anderen Ländern zu schützen. Die fast schrankenlose Schätzung, welche das ganze Abendland diesem Reiche durch mehr als zwei Jahrzehnte entgegengebracht hatte, verlor nun fast von Monat zu Monat von ihrer Höhe; das Ansehen der Nation litt, nicht sowohl durch den Hintritt ihrer hinwegsterbenden als durch die Geschehnisse im Kreise ihrer überlebenden Helden." Jedermann in Deutschland versteht diese Anspielungen des Freiherrn von Dumreicher in seinen „Südostdeutschen Betrachtungen". Die öffentliche Theilnahme der Reichsdeutschen für die untergehenden Bruderstämme in Oesterreich ist gleich Null. Schmerzlich ruft Dumreicher aus: „Welche Theilnahme in Nord und Süd fand vor dreißig und vierzig Jahren das den Schleswig-Holsteinern drohende Schicksal! Die Volkszahl der Deutschen in Böhmen aber ist mehr als noch einmal so groß wie die der Elbherzogthümer vor ihrer Befreiung aus dänischer Fremdherrschaft." Er schiebt es auf die deutsche Volkart und meint: „Bei allen Deutschen, ob sie in der habsburgischen Monarchie, im Deutschen Reiche, in der Schweiz oder sonst wo leben, pflegt

ja der nationale Gesichtspunkt so ziemlich jedem anderen untergeordnet, der politische Instinkt schwach entwickelt, der Selbsterhaltungtrieb der Rasse wenig rege zu sein." Das ist sicher nicht richtig. Der deutsche Stamm hat das ganze Mittelalter hindurch den Slaven gegenüber eine Zähigkeit sonder Gleichen bewiesen. Das ganze deutsche Kolonisationgebiet östlich der Saale bietet davon ein unwiderlegliches Zeugniß. Jetzt handelt es sich lediglich um ein Irreführen der öffentlichen Meinung durch die Presse, um ein Vorspiegeln von Interessen, wo das Volk keine hat, und um ein Hinwegtäuschen über die wirklichen Lebensfragen des deutschen Stammes, die Denen, die in der periodischen Literatur so im Durchschnitt die Feder rühren, eben nicht genug ans Herz gewachsen sind. Früh, mittags und abends muß es dem deutschen Volke eingebläut werden, daß die österreichisch-ungarische Monarchie unter dem Hause Habsburg des deutschen Stammes bitterste und heimtückischste Feindin ist. Kindereien, wie der deutsche Schulverein und der Schulverein für Deutsche, welche die Sache am falschen Ende anfangen, erwecken nur den Schein, als ob Etwas geschähe, wo nichts geschieht, und wenn neuerdings warmherzige Schwärmer, wie der verstorbene Paul de Lagarde in seinen „Deutschen Schriften" und Friedrich Lange in seiner „Deutschen Politik", vorschlagen, den deutschen Auswandererstrom, der sich jetzt über den Ozean ergießt, nach den bedrohten Provinzen zu lenken, so setzt Das ein sehr bescheidenes Maß volksstandswirthschaftlicher Kenntniß voraus. Solche ungereimten Vorschläge können nur dazu dienen, den Ernst der Sache zu verdunkeln. Ein einziger Satz aus Dumreichers Buch genügt, um sie zu widerlegen: „Wenn im czechischen Inneren Böhmens Tagelöhne von 30, ja mitunter von 20 Kreuzern bezahlt werden, im deutschen industriellen Nordböhmen dagegen solche von 80 Kreuzern bis 1,5 Gulden, so kann ein deutscher Zuzug in das slavische Gebiet kaum erfolgen, während umgekehrt ein starker slavischer Zuzug in das deutsche Gebiet sich nothwendig herausbilden muß." Bei jenen Vorschlägen ist eben die Thatsache vergessen, daß eine Einwanderung immer nur in Gegenden mit schwächerer wirthschaftlicher Spannung eintreten kann. In eine Gegend, wo man sich noch einmal so stark anstrengen muß als daheim, um seine Lebensweise auf dem gleichen Niveau zu erhalten, wandert eben Niemand ein, auch nicht, wenn er dahin „gelenkt" wird. „Wenn der Wälschtiroler den Deuschen als Arbeiter unterbietet und sich nach Norden hin ausbreitet, unterwirft nicht seine Kultur die deutsche, sondern seine karge, sparsame Art besiegt den anspruchsvolleren Brauch des deutschen Nachbarn. Der Slave besitzt als bedürfnißloser Halbbarbar, der Italiener als genügsamer, nüchterner Südländler überlegene Eigenschaften für den wirthschaftlichen Wettbewerb einer unteren Menge." Dazu kommen noch andere wirthschaftliche Ursachen für den Rückgang des Deutschthumes.

Das noch immer weit verbreitete „Hofsystem" ist im Grunde ein nicht

geringeres Hinderungmittel gegen die Vermehrung der Bevölkerung als der Großgrundbesitz. Die auf dem Einzelnhof sitzende Bauernfamilie hat selten mehr als zwei Kinder, und wenn sie mehrere Söhne hat, so heirathet in der Regel nur einer. Dumreicher sieht ganz klar den Schaden, der dem deutschen Volksthum daraus erwächst. In Tirol ist einer der Hauptgründe für den proportionellen Rückgang des Deutschthumes, „daß im deutschen Gebiet auf geschlossenen Höfen ein zahlreicher, eigentlicher Bauernstand haust, während im wälschen Theile ein meist wohlhabenden Städtern gehöriger und durch Kolonen bestellter Landbesitz sowie die Zweigwirthschaft überwiegen, also agrarische Zustände, die der Vermehrung und der Beweglichkeit der niederen Bevölkerung viel förderlicher sind als das aristokratische, beharrungskräftige System der deutschen Bauerngüter". Aus dem Satze selbst geht schon hervor, daß dieses System jene lobenden Beiworte nicht verdient. Das Erbe, die Vererbung des Besitzes, ist das Hinderungmittel gegen die Volksvermehrung, — und damit der Fluch für das um seine Existenz ringende Volksthum. In Siebenbürgen tritt Das besonders deutlich hervor. Um die Stammgüter ungetheilt zu erhalten, hat man bei ihnen ganz allgemein die Kinderzahl beschränkt. Viele Kinder zu haben, gilt als zigeunerhaft. Und dabei ruft man den „Deutschen Schulverein" an zur Erhaltung des Deutschthumes! Dabei klagt man über Vergewaltigung durch die enorm aufsteigenden Slaven! Jeder Stamm hat das Schicksal, das ihm gebührt.

Wie einst die Gothen, Langobarden und Burgunden den Romanen körperlich überlegen waren, mit denen sie in Berührung kamen, so sind es die deutschen Stämme Oesterreichs heute noch immer den anderen Stämmen dieses Ländergemengsels. Von tausend Stellungpflichtigen von einer Minimalgröße von 155 Centimetern waren 1888 bis 1890 nur je 327 Kroaten, 403 Magyaren, 406 Ruthenen, 414 Polen, 560 Czechen, aber 573 Deutsche körperlich kräftig genug zum Militärdienst. Obgleich die Deutschen Oesterreichs noch nicht ganz ein Viertel der Gesammtbveölkerung ausmachen (10 Millionen von 41), stellen sie doch nicht nur 25 Prozent, sondern sogar 29 Prozent aller Soldaten. Erst dann folgen die Magyaren mit 18 Prozent. Unter den 1044000 Mann des österreichischen Heeres sind 302800 Deutsche. Und doch sind sie, gleich jenen Germanenstämmen, dem Untergange geweiht, wenn die Dinge weiter so wie bisher ihren Lauf nehmen.

Es ist nicht wahr, daß die Deutschen Oesterreichs an Zahl, absolut genommen, zurückgehen. Aber auch eine wachsende Bevölkerung inmitten einer noch stärker wachsenden geht in ihrem Verhältniß zu dieser zurück. So blieben trotz nicht sinkenden Ueberschüssen der Geburten über die Todesfälle zwischen 1880 und 1890 die Deutschen der österreichisch-ungarischen Monarchie um 2,06 Prozent hinter dem Gesammtprozentsatz der Bevölkerungzunahme des

ganzen Staates und noch weit stärker hinter dem Gesammtzunahmeprozentsatz des Slaventhumes in ihm zurück. Trotzdem sie sich immer noch vermehren, vermehren sich die Deutschen doch nicht proportional zu dem wachsenden Nahrungspielraum. Sonst wäre Einwanderung in ihr Gebiet unmöglich, da die Bevölkerungspannung rein slavischer Gegenden nur an einzelnen Punkten so stark steigt, daß ein Abfluß von Menschen nach anderen Gegenden stattfinden muß. Nur die Schaffung der nöthigen Bevölkerungspannung, die Zeugung von Kindern bis zur Füllung der letzten Ecke des Nahrungspielraumes, ja über diesen hinaus, kann Abhilfe schaffen. Manches Andere kann lindern, aber helfen nicht.

Um die Mitte unseres Jahrhunderts beginnt in Niederösterreich das langsame Anwachsen des Slaventhumes. 1880 wohnen unter einer deutschen Bevölkerung von noch nicht 2,5 Millionen Deutschen bereits 61 000 Czechen. In den nächsten zehn Jahren steigt das Czechenthum um 52 Prozent. Nach der Volkszählung von 1890 hatte das ganze Kronland 2 463 000 Einwohner. Darunter waren 2 364 000 Deutsche und nur 98 000 Nichtdeutsche. Von diesen wieder waren 93 000 Czechen, die übrigen 5000 gehörten anderen Volksarten an. Das ist immer noch ein Bruchtheil, der sich aufsaugen läßt. Wie wird das Zahlenverhältniß 1900 sich gestaltet haben? Dabei sind die höheren Schichten fast ganz deutsch, die Slaven sind meist zugewanderte Handwerker. Aber auch dort wird es jetzt anders. Unter den Advokaten waren 1780 73 Prozent deutsch und 7 Prozent slavisch, 1887 aber 84 Prozent deutsch und 12 Prozent slavisch. In Görz und Gradisca in Kärnten betrug nach Dumreicher die relative Abnahme des Deutschthumes von 1880 auf 1890 nicht weniger als fast 58 Prozent. In den österreichischen Städten mit slavischer Minderheit wächst diese jedes Jahr zu einem größeren Bruchtheil der Gesammtbevölkerung an und in denen mit deutscher Minderheit schrumpft diese stets zu einem kleineren Bruchtheil zusammen. Das deutsche Element ist in beiden Fällen das gesellschaftlich höher stehende im Vergleich mit den slavischen Zuwanderern, und damit zugleich dasjenige, welches sich selbst, wie Dumreicher klar erkannt hat, „schwächer als diese vermehrt, da es hier wie in aller Welt sich im Vergleiche mit dem Proletariat eine gewisse Beschränkung der Kinderzahl auferlegt". So lange sie Das thun, haben die Deutschen aber kein Recht, sich über den Rückgang ihrer Volkszahl in ihrem Verhältniß zur Gesammtbevölkerung zu beklagen. Die Fragen, auf die es hier ankommt, sind keine nationalökonomischen, sondern sozialökonomische oder volksstandswirthschaftliche.

Es ist bezeichnend für die ganze österreichisch-ungarische Monarchie, daß ihr die Heeressprache seit dem vorigen Jahrhundert unaufhörlich Schwierigkeiten bereitet. Das kaiserliche Dekret, das Deutsch zur offiziellen Sprache im Heere erhob, that wohl das Gescheiteste, was unter den vorhandenen Um-

ständen zu thun war. Den Widersinn, daß Deutsche, Slaven und Magyaren mit den denkbar verschiedensten Volksinteressen in dem selben Heere dienen und daß auf hohen kaiserlichen Befehl bald Diese, bald Jene gegen ihre Stammesgenossen fechten müssen, hat diese Aeußerlichkeit nicht geändert. Die Zeit ist nicht mehr fern, wo in Folge des Vordringens slavischer Elemente in die Reichsverwaltung dieses letzte und einzige Band, das das Heer noch zusammenhält, aufgehoben werden muß. An dem Tage, wo Das geschieht, ist auch die Stunde gekommen, in der die österreichisch-ungarische Monarchie ihren tötlichen Riß erhält. Dumreicher spricht von der Begrenztheit des hohenzollernschen Reiches. Dann wird sich zeigen, ob es eine solche giebt oder ob es für das Deutsche Reich nicht selbst einen Krieg werth ist, das Mittelmeer zu gewinnen und sich so mitten hineinzustrecken zwischen Romanen und Slaven und sie vielleicht zu trennen für alle Zeiten. Dann wird sich zeigen, ob den Deutschen Oesterreichs der Stammesstaat im Norden, auf den sie gehofft, an den sie geglaubt haben, auch dann noch eine Armee zu ihrem Schutze vorenthalten wird, wenn sie ihm sieben Millionen neue Glieder versprechen, — das von dem Hauptstamme losgetrennte dritte Drittel der Deutschösterreicher ganz ungerechnet.

Durch die Gegenwart gellt der Ruf nach Nationalstaaten. „In Wahrheit," sagt Dumreicher, „giebt es für Bewegungen wie die der slavischen Stämme kein anderes letztes Zugeständniß als den unabhängigen Nationalstaat." Durch die Lostrennung von dem slavisch-magyarischen Ostreiche wird, wie die Verhältnisse heute liegen, Oesterreich völlig aufhören, ein deutscher Staat zu sein, wie schon Graf Stadion auf dem Wiener Kongreß bemerkt hat. Bismarck ist nach 1866 allen Ernstes zum Vorwurf gemacht worden, daß er die deutschen Theile Oesterreichs dem Norddeutschen Bunde nicht irgendwie angegliedert habe. Dadurch wäre der erste offene Riß in das Mauergefüge der habsburgischen Monarchie gekommen und weitere Schritte wären dann leichter gewesen. Wer aber bedenkt, wie viel das Königreich Preußen nach 1866 zu absorbiren hatte, Der wird diesen Vorwurf kaum gelten lassen. Aber eben so ist eine andere Anschauung abzuweisen, als ob nämlich durch die Kriege von 1866 und 1870 die Landkarte Mitteleuropas so endgiltig geregelt worden sei, daß der Zukunft gar nichts mehr zu thun übrig bleibe. Die Gegenwart ist nur allzu leicht geneigt, sich zur Sklavin der Vergangenheit zu machen und nicht über das Bestehende hinaus zu denken. Die endgiltige Angliederung Vorderösterreichs an Deutschland sollte keine Frage mehr sein. Die zehntausend deutschen Liechtensteiner sind dabei nicht zu vergessen. Wenn die österreichische Regirung den vorderösterreichischen Deutschen jedoch ge- nügende Garantien für ihre politische und wirthschaftliche Selbstän[illegible] schafft und ihnen einen gewissen Anschluß an Deutschland gestatte[illegible]

die Katastrophe für das slavisch-magyarische Reich vielleicht noch eine Zeit lang hinauszuschieben. Sonst ist ein Krieg mit Oesterreich um dessen deutsche Gebiete unvermeidlich. Blutig wird er nicht sein. Dazu sind die Kräfte doch zu ungleich und bei der heutigen Volksstimmung kann sich das Kaiserreich schon jetzt nicht mehr darauf verlassen, daß seine deutschen Truppen gegen ein reichsdeutsches Heer kämpfen werden. Seit 1866 ist ein gewaltiger Umschwung erfolgt.

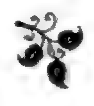
Man pflegt solchen Betrachtungen mit dem Einwand zu begegnen, daß Rußland eine derartige Machterweiterung niemals zugeben werde. Das ist aber einmal gar nicht so ausgemacht, da dieses Reich anderweitig genug zu thun und alle Ursache hat, einen Angriffskrieg zu scheuen. Außerdem haben Thatsachen eine ganz merkwürdig überzeugende Kraft und außerhalb Deutschlands, namentlich in England und Rußland, ist man auf eine solche Gebietserweiterung Deutschlands längst gefaßt. Zum Theil wurde sie schon um die Mitte der siebenziger Jahre erwartet, — und diese Erwartung war einer der Hauptgründe des Erstaunens Europas über den Dreibund, insbesondere über das Bündniß Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn, das man noch heute vielfach nicht versteht. Die Gewinnung Schleswig-Holsteins 1864 und Elsaß-Lothringens 1871 wurden und werden noch als die einleitenden Handlungen zur Verwirklichung dieses Planes betrachtet; und Niemand glaubt Deutschland, daß es sich damit bescheiden und auf die anderen, ihm leicht anzugliedernden Stammestheile dauernd verzichten werde. Nur in Deutschland selbst scheint man die Sendung des führenden Stammesstaates und seine Pflicht, Stammespolitik zu treiben, völlig vergessen zu haben. Es ist gewiß für keinen Staat wünschenswerth, sich fremde Stammestheile einzuverleiben, die zu groß sind, als daß seine Bevölkerung sie aufsaugen könnte, wie es bei den drei Millionen Polen, Litthauern, Dänen und Franzosen im Deutschen Reiche leicht möglich ist, sobald die Regirung damit nur Ernst machen will. Aber Das ist auch gar nicht nöthig. Vor ein paar Jahren ist mehrfach ein Vorschlag gemacht worden, der in künftigen Gebietsabtretungen wahrscheinlich verwirklicht werden wird. Nach dem Frieden mit Frankreich sind von den anderthalb Millionen Elsaß-Lothringern ein paar Hunderttausende nach Frankreich ausgewandert. Da es sich hier um ein wesentlich deutsches Stammland handelte, genügte es völlig, den Einzelnen die Wahl der Nationalität zu überlassen. Wenn sich aber z. B. Deutschland nach einem künftigen Kriege ein weiteres Stück Landes als Siegespreis von Frankreich abtreten läßt, dann steht ein so fast rein deutsches Stammland nicht mehr zur Verfügung und der Sieger wird nach einem Landstrich mit romanischer Bevölkerung greifen müssen. In einem solchen Falle wäre es anz thöricht, sich einen Feind im Inneren zu schaffen, indem man zwei bis Millionen Stockfranzosen die deutsche Nationalität aufhängte. Ein weit i Mittel wäre, den Boden ohne die Bewohner zu nehmen und es

Frankreich zu überlassen, diese regelrecht zu expropriiren. Der freigewordene Raum wäre dann mit Deutschen so zu besiedeln, daß man Allen, die es wünschen, kleinere Grundstücke umsonst oder zu billigem Preise überließe. Das wäre zugleich ein sicheres Mittel zu einem raschen Aufschwung des deutschen Volksstandes und müßte in einem einzigen Jahrzehnt dem Lande eine tüchtige, dichte deutsche Stammbevölkerung schenken.

Mit dem Rückgang der Türkenmacht im achtzehnten Jahrhundert hat das Reich Oesterreich auch seine Bedeutung als deutsches Bollwerk gegen den Südosten verloren; der Hauptgrund, der die deutsche Kaiserkrone im Hause Habsburg so gut wie erblich gemacht hatte, kam dadurch in Wegfall, und damit hörte dieses Haus auf, Träger der Stammespolitik zu sein. Von da an kennt Habsburg nur noch seine Hausinteressen, und diese gehen ihm über Alles. Aus Familienhabsucht hat das habsburgische Kaiserthum zu allen Zeiten unbedenklich Deutsche den Czechen und anderen Slaven geopfert, hat es das Reich zerfallen lassen und den Herrschersitz an die Grenze verlegt. Aus Familienhabsucht haben die Habsburger im Jahre 1848 dadurch die Gründung eines Deutschen Reiches vereitelt, daß sie darauf Anspruch erhoben, mit ihrem ganzen buntsprachlichen Monarchieungeheuer in dieses Reich einzutreten. Zum Theil hat sie die Geschichte schon gerichtet. Die Slaven des Reiches schauen nach den anderen Slaven im Osten, diese blicken herüber, und es kann sehr fraglich sein, ob der slavisch-magyarische Stamm der Bevölkerung nach Lostrennung der deutschen Volkstheile sich noch mit einem Kaiserhause deutschen Stammes und der Residenz in Budapest bescheiden wird.

Für den politischen Niedergang des Deutschthumes in Oesterreich sind nicht nur politische, sondern auch wirthschaftliche Gründe verantwortlich zu machen. Aber eine feste Angliederung der Deutschösterreicher an das Deutsche Reich und die Schaffung einer starken Staatsgrenze als Bollwerk gegen das andrängende Slaventhum wird bei dem kräftigen Aufsteigen, in dem der deutsche Stamm auf der Weltbühne noch begriffen ist, sicher genügen, dem Slaventhum Halt zu gebieten, zumal diesem die unbegrenzte Ausdehnungfähigkeit nach dem Osten offen bleibt und ihm damit die natürliche Aufgabe erwächst, der Türkenherrschaft in Europa den Garaus zu machen. Ohne eine kräftige Förderung des Deutschthumes durch eine weise Volksstandspolitik wird es freilich kaum möglich sein, diese Umkehrung des slavischen Wanderzuges zu bewirken. Daß es aber bei einer planmäßig verstärkten Bevölkerungspannung hüben doch möglich sein wird, kann kaum einem Zweifel unterliegen.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.



Aus meinem Leben.*)

Ich wurde gegen acht Uhr morgens am vierten Mai 1825 in Ealing geboren, einem damals noch stillen kleinen Dorfe; jetzt ist es eine Vorstadt von London mit, wie ich glaube, 30 000 Einwohnern. Ich wüßte nicht, daß meiner Ankunft in dieser Welt besondere Zeichen voraufgegangen wären, aber ich erinnere mich, in meiner Kindheit gehört zu haben, wie ich um die Chance gekommen bin, eine Gabe von großem praktischen Werth zu erlangen. Die Fenster der Wochenstube meiner Mutter waren wegen des ungewöhnlich warmen Wetters geöffnet; wohl aus dem selben Grunde hatte ein benachbarter Bienenstock geschwärmt und das ausgeflogene Volk war gerade im Begriff, seinen Weg ins Zimmer zu nehmen, als die entsetzte Wärterin das Fenster schloß. Hätte die wohlmeinende Frau von ihrer übel angebrachten Einmischung Abstand genommen, dann hätte der Schwarm sich vielleicht auf meine Lippen niedergelassen und mir wäre dann die Gabe der wie Honigseim fließenden Beredsamkeit zu Theil geworden, die bei uns zu Lande weit sicherer zu den höchsten Stellen in Kirche und Staat führt als innerer Werth, Tüchtigkeit oder ehrliche Arbeit. Die Gelegenheit war leider verloren und ich mußte mich begnügen, mein Lebelang Das, was ich meine, in der allereinfachsten Sprache zu sagen. Warum ich Thomas Henry getauft wurde, weiß ich nicht; es ist aber ein merkwürdiger Zufall, daß meine Eltern, um mich zu rufen, just den Namen des Apostels wählten, mit dem ich stets am Meisten sympathisirt habe. Ich bin körperlich und geistig meiner Mutter Sohn, so ganz und gar, daß ich von meinem Vater kaum eine Spur in mir entdecken kann, außer einem angeborenen, bei mir leider nie ausgebildeten Talent zum Zeichnen, einem hitzigen Temperament und der Beharrlichkeit, die manche Leute recht unfreundlich Eigensinn nennen. Meine Mutter war eine schlanke Brünette von empfänglicher und energischer Gemüthsart und mit den durchdringendsten schwarzen Augen, die ich je in einem Frauenantlitz gesehen habe. Neben einer Durchschnittsbildung, wie andere Frauen des Mittelstandes ihrer Zeit sie besaßen, hatte sie eine ganz ausgezeichnete Fassungsgabe. Ihre hervorstechendste Eigenthümlichkeit war jedenfalls Raschheit im Denken. Wenn man sich erlaubte, ihr zu bemerken, daß sie zu einer Schlußfolgerung sich nicht viel Zeit gelassen habe, so pflegte sie zu sagen: „Ich kann nichts dafür, mir fährt Alles blitzartig durch den Sinn." Und diese besondere Eigenschaft ist ungeschwächt auf mich übergegangen. Sie ist mir oft gut zu Statten gekommen, zuweilen hat sie mir auch übel mitgespielt, — und stets war sie eine Gefahr. Und doch hätte ich auf Alles eher verzichtet als auf mein Erbtheil an Mutterwitz.

Von meiner Kindheit habe ich fast nichts mitzutheilen. In späteren Jahren sagte meine Mutter manchmal mit einem beinahe vorwurfsvollen Blick auf mich: „Ach, Du warst ein so hübscher Junge!" — woraus ich schließen konnte, daß ich im Punkte des guten Aussehens nicht gehalten, was ich früher versprochen hatte. In der That erinnere ich mich deutlich, daß ich Locken hatte, auf die ich eitel war, und daß ich fest überzeugt war, dem hübschen und liebens-

---

*) Huxleys Wittwe hat der „Zukunft" die Veröffentlichung dieser auto- [illegible]en Skizze in liebenswürdiger Bereitwilligkeit gestattet.

würdigen Sir Herbert Oakley ähnlich zu sehen, dem Pfarrherrn unseres Kirchspieles, der von uns Dorfbewohnern wie ein Gott angestaunt wurde, weil ihn der Prinz — wie er damals noch hieß — George von Cambridge zuweilen besuchte. Ich weiß noch, wie ich meine Pichelschürze verkehrt umgenommen hatte, damit sie ein Chorhemd vorstelle, und in der Küche an einem Sonntag, während die Meinen in der Kirche waren, vor den Mädchen meiner Mutter predigte, möglichst in Sir Herberts Manier. Das ist meine früheste Errinnerung an die starken klerikalen Neigungen, die mein Freund Herbert Spencer mir immer zudiktirt hat, obwohl ich mir einbilde, daß sie größtentheils latent geblieben sein müssen.

Mein eigentlicher Schulunterricht war von ganz kurzer Dauer, wohl zu meinem Glück; denn trotzdem ich auf meinem Lebenswege mit Menschen aller Arten und jeden Standes, den Höchsten und den Niedrigsten, bekannt geworden bin, kann ich doch sagen, daß die Gesellschaft, in die ich in der Schule gerieth, die schlechteste war, die ich je kennen lernte. Wir Jungen waren, wie Jungen eben sind, zum Guten oder Bösen befähigt; die Leute aber, unter deren Aufsicht wir standen, kümmerten sich nicht mehr um unser intellektuelles und moralisches Gedeihen, als ob sie „baby farmers"*) wären. Den Kampf ums Dasein ließ man uns auf eigene Faust mit einander ausfechten und flegelhaftes Anrempeln war noch die geringste der bei uns gebräuchlichen Untugenden. Fast die einzige freudige Erinnerung, die sich mir bietet, wenn ich an die Schulzeit zurückdenke, ist die an ein Gefecht zwischen mir und einem Mitschüler, der mich gereizt hatte, bis ich es nicht länger ertragen konnte. Ich war ein sehr schmächtiger Knabe, hatte aber Etwas von einer Wildkatze in mir, das, wenn ich erregt war, meinen Mangel an Körpergewicht ausglich, und so prügelte ich den Gegner tüchtig durch. Aber ich sollte das Wesen der Gerechtigkeit, wie es sich im Lauf der Welt gewöhnlich zeigt, aus dem Umstand erkennen lernen, daß ich, der Sieger, ein blaues Auge davontrug und er keins, — folglich ich blamirt war und nicht er. Wir söhnten uns dann aus und ich blieb fortan unbelästigt.

Als ich heranwuchs, war das Ziel meiner Sehnsucht, ein Maschineningenieur zu werden. Die Schicksalsgöttinnen wollten es jedoch anders; und ich war noch sehr jung, als ich unter Anleitung eines heilkundigen Schwagers Medizin zu studiren begann. Obwohl nun das „Institute of Mechanical Engineers" mich gewiß nicht aufnehmen würde, bin ich doch nicht sicher, ob ich nicht immer eine Art Maschineningenieur „in partibus infidelium" gewesen bin. Mit Entsetzen denke ich jetzt zuweilen daran, wie wenig ich nach der Medizin als Heilkunst je gefragt habe. Die einzige Seite meines Berufsstudiums, die mir ein wahres und tiefes Interesse einflößte, war die Physiologie, die ja die Maschinenlehre der lebenden Mechanismen ist. Das Sammeln habe ich nie betrieben und Spezialistenarbeit war mir stets eine Last. Was mich interessirte, war das Architektonische und Maschinelle in der Naturwissenschaft, das Erkennen des wunderbar einheitlichen Plans in den lebenden Konstruktionen und der Modifikationen ähnlicher Apparate zur Erfüllung verschiedener Zwecke. Mein außerordentliches Interesse für den Mechanismus komplizirter Lebewesen

*) Bezeichnung für Leute, die Ziehkinder aufnehmen, um möglichst viel dabei zu verdienen.

wäre mir beinahe gleich am Anfang meiner Laufbahn verderblich geworden. Noch als Knabe von etwa dreizehn Jahren wurde ich von einigen älteren Studiengefährten zu einer Sektion mitgenommen, der ersten, die ich mitmachte. Ich war immer für die Unannehmlichkeiten empfindlich, die mit anatomischen Studien verknüpft sind; jetzt aber wurden alle anderen Gefühle von meiner Wißbegierde überwunden und die Untersuchung fesselte mich für zwei bis drei Stunden. Ich habe mich nicht dabei geschnitten, es stellten sich auch keine der gewöhnlich nach Infizirung mit Leichengift eintretenden Symptome ein, aber vergiftet war ich doch irgendwie und ich erinnere mich, daß ich in einen seltsamen Zustand von Apathie versank. Das Letzte, was zu meiner Heilung versucht wurde, war ein Aufenthalt bei guten Leuten, mit denen mein Vater befreundet war und die eine Farm mitten in Warwickshire bewohnten. Ich weiß noch, wie ich an dem klaren Frühlingsmorgen nach meiner Ankunft vom Bett zum Fenster wankte und es weit öffnete. Mit dem hereinströmenden frischen Luftzug schien mir das Leben wiederzukehren und noch lange blieb ein schwacher Holzrauchgeruch, wie er damals früh morgens über den Hof hinüberwehte, für mich „süß wie der Südwind, über Veilchen streifend". Ich genas bald, aber noch Jahre lang litt ich an gelegentlich wiederkehrenden inneren Schmerzanfällen und auch meine beständige Freundin, die hypochondrische Dyspepsie, hat dazumal ihre Wohnung in meinem fleischlichen Tabernakel aufgeschlagen.

Von meinen „Lehrjahren" läßt sich leider nichts Erbauliches sagen. Offen gestanden, möchte ich sogar eine löbliche Jugend warnen, meinem Beispiel zu folgen. Ich arbeitete äußerst fleißig, wenn ich Lust dazu hatte, und wenn ich keine hatte — was häufig vorkam —, war ich furchtbar faul oder ich vergeudete meine Kräfte in verkehrter Richtung. Ich las Alles — Romane nicht ausgeschlossen —, was mir in die Hände fiel, und ich nahm alle möglichen Bestrebungen auf, um sie eben so schnell wieder fallen zu lassen. Ohne Zweifel war Das zum größten Theil meine eigene Schuld; aber der einzige Unterricht, aus dem ich wirkliche Belehrung gewann, wurde mir durch Mr. Wharton Jones zu Theil, Dozenten der Physiologie an der Charing Croß-Schule der Medizin. Sein reiches, präzises Wissen machte einen tiefen Eindruck auf mich und die streng exakte Methode seiner Vorlesungen war ganz nach meinem Geschmack. Ich wüßte nicht, daß ich je vor einem anderen Menschen so viel Respekt gehabt hätte; ich arbeitete angestrengt, um mir seine Zufriedenheit zu erwerben, und er war ungemein gütig gegen den jungen Burschen. Ihm danke ich auch die Veröffentlichung meines ersten wissenschaftlichen Aufsatzes — eines sehr kleinen — in der „Medical Gazette" von 1845 und er hatte die große Liebenswürdigkeit, alle in der Arbeit, so kurz sie auch war, reichlich vorhandenen literarischen Fehler zu korrigiren; denn damals und noch auf viele Jahre hinaus verabscheute ich die Mühe des Schreibens und mochte keine Sorgfalt darauf verwenden.

Im Frühjahr 1846, als ich nach Beendigung meiner medizinischen Studien Bachelor of Medicine geworden war, besprach ich einmal mit einem Studiengenossen, dem jetzt berühmten Arzt Sir Joseph Fayrer, die Frage, was ich der gebieterischen Nothwendigkeit gegenüber, mir nun selbst mein Brot zu verdienen, wohl beginnen solle; mein Freund rieth mir, an Sir William Burnett, den damaligen Generaldirektor der Medizinal-Abtheilung des Marine-

Amtes, wegen einer Anstellung zu schreiben. Mir erschien Das als eine gewagte Sache, da ich mit Sir William nicht persönlich bekannt war. Mein unverzagter Freund ließ aber meine Skrupel nicht gelten und so schrieb ich denn den besten Brief, den ich nur zu Stande bringen konnte. Nach ein paar Tagen erhielt ich das übliche offizielle Bestätigungformular, dem ich aber unten die geschriebene Weisung beigefügt fand, an dem und dem Tage im Somerset House vorzusprechen. Pünktlich war ich dort und wartete, als ich meine Karte abgegeben hatte, in Sir Williams Vorzimmer. Er kam; ein großer, gescheit aussehender alter Herr, der mit breitem schottischen Accent sprach. Mir ist, als sehe ich ihn noch, wie er mit meiner Karte in der Hand hereintrat. Sein Erstes war, daß er mir die Karte wiedergab, mit der ökonomischen Ermahnung, sie könne von mir bei einer anderen Gelegenheit vielleicht noch einmal benutzt werden. Dann kam die Frage, ob ich Irländer sei. Als ich mich energisch als Engländer bekannt hatte, fragte er noch Einiges über meinen Studiengang und meinte dann, ich möge mich für die Prüfung bereit halten. Als ich diese bestanden hatte, wurde ich in „Her Majesty's Service" bei der Marine angestellt und, eingetragen auf Nelsons altem Schiff „Victory", im Dienst am Haslar-Hospital beschäftigt. Mein Chef war Sir John Richardson, ein ausgezeichneter Naturforscher und weitberühmter, unerschrockener Nordpolfahrer. Außerhalb seines Freundes- und Familienkreises war er ein schweigsamer, zurückhaltender Mann; und da ich mein volles Maß jugendlicher Eitelkeit besaß, verdroß es mich, daß „Old John", wie wir unehrerbietigen jungen Burschen ihn nannten, von meiner werthen Person nicht die geringste Notiz nahm, weder das erste Mal, als ich ihm pflichtschuldigst meine Aufwartung machte, noch während der nächsten Wochen. Eines Tages, als ich über den Hospitalplatz ging, redete Sir John mich an und häufte glühende Kohlen auf mein Haupt durch die Mittheilung, daß er versucht habe, mir eine der stationären, von den jungen Assistenzärzten eifrig begehrten Stellen zu verschaffen; es sei jedoch von der Admiralität ein Anderer eingestellt worden. „Ich werde Sie nun noch hier behalten", setzte er hinzu, „bis ich Etwas für Sie gefunden habe, womit Sie zufrieden sein sollen". Damit drehte er sich auf dem Absatz um, ohne den von mir gestammelten Dank abzuwarten. So kam es, daß ich nicht, wie manche meiner jüngeren Kollegen, nach der Westküste von Afrika spedirt wurde, sondern sieben Monate lang am Haslar-Hospital blieb. Später, nachdem „Old John" meine Existenz lange wiederum ignorirt hatte, kam er bei einer Begegnung abermals auf mich zu und sagte mir, nach einer kurzen Schilderung der für die „Rattlesnake" in Aussicht genommene Dienstthätigkeit, daß Kapitän Owen Stanley, der das Schiff befehligen werde, bei ihm angefragt hätte, ob er ihm nicht einen Assistenzarzt empfehlen könne, der einige wissenschaftliche Kenntnisse besäße; ob ich zu dieser Stellung Lust habe? Natürlich griff ich mit beiden Händen zu. „Gut also; ich gebe Ihnen Urlaub, fahren Sie sofort nach London und sprechen Sie mit Kapitän Stanley." Ich fuhr nach London zu meinem neuen Chef, der mich sehr höflich empfing und versprach, um meine Versetzung auf sein Schiff einzukommen; die Ordre traf auch rechtzeitig ein.

Das Leben an Bord eines Kriegsschiffes war damals etwas ganz Anderes als heute; und unser Leben war besonders hart, da oft viele Monate vergingen, ohne daß wir Briefe erhielten oder civilisirte Menschen zu sehen bekamen. Da-

für hatten wir den Vortheil, wohl so ziemlich die letzten Reisenden zu sein, denen es noch — wie uns an der südlichen Küste von Neu-Guinea — möglich war, Menschen anzutreffen, die keine Feuerwaffen kannten, und mit interessanten wilden und halbcivilisirten Völkern Bekanntschaft zu machen. Doch auch sonst, abgesehen von solchen Erlebnissen und den Gelegenheiten zu wissenschaftlichen Studien, war die Reise für mich von großem Werth. Es war mir sehr nützlich, unter strenger Disziplin zu leben, nach einer Nachtruhe auf weicher Planke, nur den Himmel als Baldachin über mir, zum Frühstück nichts weiter als Kakao und von Würmern angefressenen Zwieback in Aussicht, das Leben dennoch als des Lebens werth zu empfinden, und besonders, arbeiten zu lernen. Meine Kameraden, die Offiziere, waren gute Kerle, wie es Seeleute sein sollen und gewöhnlich auch sind. Für meine Bestrebungen besaßen sie aber natürlich weder Verständniß noch Interesse und sie konnten nicht begreifen, warum ich mich so eifrig mit Gegenständen beschäftigte, die meine Freunde, die Midshipmen, „Buffons“ getauft hatten, nach dem Titel auf dem Deckel eines Bandes der „Suites à Buffon“, der auf meinem Bücherbrett stand.

Während der vier Jahre unserer Abwesenheit schickte ich eine Mittheilung nach der anderen an die Linnésche Gesellschaft, ungefähr mit dem selben Erfolg wie Noah, als er aus seiner Arche den Raben fliegen ließ. So gar nichts über meine Berichte zu hören, verdroß mich schließlich; kurz entschlossen, schrieb ich im Jahre 1849 eine längere Arbeit nieder und schickte sie der „Royal Society“. Sie wurde meine Taube; aber ich wußte es noch nicht, bis ich in England nach der Heimkehr (1850) meinen Aufsatz gedruckt und veröffentlicht sah und ein dickes Packet mit Separatabzügen zu Hause vorfand. Wenn ich mitunter höre, wie manche meiner jungen Freunde über Mangel an Ermuthigung und Theilnahme klagen, so will mir scheinen, daß mein Seefahrerleben nicht die nutzloseste Zeit für meine Erziehung gewesen ist.

Während der drei Jahre nach meiner Rückkehr wurde zwischen meinen gelehrten Freunden und der Admiralität über die Frage gestritten, ob diese, gemäß ihrem Versprechen, solche Offiziere, die wissenschaftliche Arbeit geleistet hatten, zu ermuthigen, zu den Publikationkosten meines Buches beizutragen habe oder nicht. Zuletzt machte die Admiralität, wohl des Streites müde, der Diskussion dadurch ein Ende, daß sie mir Ordre gab, bei einem Schiffe einzutreten. Dies lehnte ich ab; ich wünschte, eine Professur entweder für Physiologie oder für vergleichende Anatomie zu erhalten, und sobald Vakanzen eintraten, meldete ich mich, — aber vergebens. Mein Freund Professor Tyndall und ich kandidirten gleichzeitig, er für den Lehrstuhl der Physik und ich für den der Naturgeschichte, bei der Universität von Toronto, die, wie sich zum Glück ergab, Keinen von uns Beiden anzusehen geneigt war. Ich sage: zum Glück, nicht etwa aus Mangel an Respekt vor Toronto, sondern weil ich bald die Ueberzeugung gewann, daß eigentlich nur London der Platz für mich war. Endlich, 1854, als mein Gönner Edward Forbes nach Edinburg versetzt wurde, trug mir Sir Henry de la Beche, der Generaldirektor der Geologischen Landesanstalt, den durch Forbes' Abgang vakant gewordenen Posten eines Paläontologen und Professors der Naturgeschichte an; das erste Amt lehnte ich kurzweg ab, das zweite nahm ich vorläufig an und erklärte Sir Henry, daß ich mich für Fossilien nicht inter-

cssire und die Naturgeschichte aufgeben würde, sobald ich einen Posten für Physiologie bekäme. Dennoch habe ich das Amt einunddreißig Jahre lang inne gehabt und ein großer Theil meiner Arbeiten galt der Paläontologie. Damals hielt ich sehr ungern öffentlich Reden und ich war stets, wenn ich den Mund öffnete, fest überzeugt, daß ich stecken bleiben würde. Ich glaube, ich hatte jeden Fehler, den ein Redner haben kann (außer dem, in willkürliche Abschweifungen oder rethorische Künstelei zu verfallen), als ich vor dem ersten bedeutenden Auditorium an einem Freitag Abend im Jahre 1852 in der Royal Institution sprach. Trotzdem aber muß ich bekennen, daß ich mich, malgré moi, eben so vielen öffentlichen Redens schuldig gemacht habe wie die Mehrzahl meiner Zeitgenossen; später hat es mir auch nicht mehr solches Gruseln verursacht.

Es will mir nicht passend scheinen, von meinem Lebenswerk zu reden und am Abend zu sagen, ob ich meinen Tagelohn verdient zu haben glaube oder nicht. Die Menschen sind, wie man sagt, geneigt, sich selbst parteiisch zu beurtheilen; bei jungen Leuten mags der Fall sein, doch ich glaube nicht, daß die Alten es thun. Das Leben zeigt sich ihnen, wenn sie zurückblicken, in der schrecklichsten perspektivischen Verkürzung. Der Berg, den zu erklimmen sie sich in der Jugend vornahmen, erweist sich, sobald sie außer Athem die Höhe erreicht haben, nur als ein Vorsprung unermeßlich höherer Gebirgsketten. Wenn ich aber von den Zielen sprechen darf, die ich mehr oder minder bestimmt vor mir hatte, seit ich meinen kleinen Berg zu ersteigen begann, so waren es, kurz ausgedrückt, diese: die Zunahme der naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu fördern und für Anwendung der wissenschaftlichen Forschungmethode auf alle Probleme des Lebens zu thun, was in meinen Kräften stand, in der Ueberzeugung, daß es keine andere Linderung für die Leiden der Menschheit giebt als Wahrhaftigkeit im Denken und Handeln und beherztes Anschauen der Welt, wie sie ist, wenn die Hülle des Scheins, mit der fromme Hände ihre häßlichen Seiten verkleidet haben, ihr abgestreift ist. Weil ich diesem Ziel nachging, habe ich jeden — berechtigten oder unberechtigten — Ehrgeiz, den ich mir gestattet haben mag, stets anderen Interessen untergeordnet: der Popularisirung der Wissenschaft; der Entwickelung und Organisation der wissenschaftlichen Bildung; den endlosen Kämpfen und Scharmützeln über die Entwickelunglehre und der unermüdlichen Opposition wider den kirchlichen Geist, der in England, wie auch überall anderswo und welcher Glaubensgemeinschaft er angehören mag, der Todfeind der Wissenschaft ist.

In dem Bestreben, diese Ziele zu erreichen, war ich nur Einer von Vielen und es genügt mir, wenn ich als solcher in der Erinnerung einen Platz erhalte, — oder auch nicht erhalte. Durch Umstände, zu denen ich mit Stolz das innige Wohlwollen vieler Freunde rechne, bin ich zu verschiedenen hervorragenden Stellungen gelangt. Es hieße falsche Bescheidenheit zur Schau tragen, wenn ich trotzdem behaupten wollte, ich hätte keinen Erfolg in der Laufbahn gehabt, die ich mehr auf äußeren Antrieb als aus eigener Wahl eingeschlagen habe; aber ich könnte selbst alles Das nicht als Zeichen eines Erfolges betrachten, wenn ich nicht hoffen dürfte, nach meinen Kräften an der geistigen Bewegung mitgearbeitet zu haben, die man treffend die „Neue Reformation“ genannt hat.

London. Thomas Henry Huxley.

Böcklins Landschaften.

„Um sie kein Ort, noch wen'ger eine Zeit.“

Der Reiz der Sommermittagsstunde liegt darin, daß das Schlafen und Unbewegtsein um uns herum auch uns selbst einwiegt und ruht; es ist die Natur in uns, die das Schicksal alles Natürlichen zu dieser Stunde miterlebt, miterruht. Und nun zugleich doch die Empfindung des eigenen Lebendigseins, des schlagenden, fühlenden, auf und ab schwingenden Herzens über all dieser Ruhe der Natur. Der große Pan schläft, und so schlafen auch wir, mit und in ihm, — und doch sind wir ein Genießendes, ein Subjekt gegenüber all diesem Objektiven. Das ist die Stimmung, die wir aus Böcklins Landschaften schöpfen. Indem sie die Seele in innigste Verwandtschaft mit diesem natürlichen Sein, mit Pflanzen und Thieren, mit Erde und Licht einweben, entfesseln sie sie doch ihm gegenüber zum Gefühl der Persönlichkeit mit all ihrer Seele und ihrer Freiheit, von der jene blos angeschaute Welt nichts weiß, zu dem lebendigen, pochenden Ich, das in seiner Einheit alles Das einschlürft, was die Natur im bloßen Nebeneinander ausbreitet, und so seinen geheimen Gegensatz an der Natur findet, mit der es noch soeben zu verschmelzen schien. Nicht soeben; zugleich ist Beides, und in dieser Spannung, in dieser Oszillirung, in diesem Ineinander von Bindung und Befreiung gegenüber der Natur im Raume erzeugt sich der Gefühlston seiner Landschaften. Es ist, als hätte sich mit ihnen ein Stück jener ursprünglichen Einheit der Dinge in die Erscheinung hinein gerettet, aus der sich der bewußte Geist und die unbewußte Natur erst, nach entgegengesetzten Seiten hin, entwickelt haben, und als bemühte sich die Seele, zwischen beiden Polen hin und her bewegt, sie wieder zu der verlorenen Einheit zusammenzuknüpfen.

Spinoza verlangt von dem Philosophen, daß er die Dinge sub specie aeternitatis betrachte, Das heißt: rein nach ihrer inneren Nothwendigkeit und Bedeutsamkeit, losgebunden von der Zufälligkeit ihres Hier und Jetzt. Wenn man eine Leistung des Gefühles mit den selben Worten deuten darf wie die des Verstandes, so wirken Böcklins Bilder, als ob wir ihren Inhalt, in die Sphäre solcher Zeitlosigkeit versetzt, anschauten; als ob der reine, ideelle Gehalt der Dinge, gelöst von jeder historischen Augenblicklichkeit, jeder Beziehung auf ein Vorher und Nachher, vor uns stände. Alles ist wie in den Augenblicken des Sommermittags, wo die Natur den Athem anhält, wo der Zeitverlauf gerinnt. Es ist nicht die Ewigkeit im Sinne einer unermeßlichen Dauer, also nicht Ewigkeit im religiösen Sinne, in deren Sphäre wir uns hier fühlen; sondern einfach das Aufhören der zeitlichen Beziehungen, wie wir ein Naturgesetz ewig nennen, nicht, weil es schon so lange besteht, sondern weil seine Geltung mit der Frage des Früher oder Später überhaupt nichts zu thun hat; eine Unberührtheit durch Vergangenheit und Zukunft ist die Zeitlosigkeit, in die uns Böcklin trägt, — die selbe, mit der wir den Eindruck süditalienischer Landschaften manchmal deuten können und die dort wohl aus der Geringfügigkeit der Temperatur- und Vegetationunterschiede des Jahres entsteht. Mit der deutschen Landschaft schwebt, als Reiz, Verlangen, Erinnerung, ihr Gegenbild mit, der Sommer mit dem Winter, der Herbst mit dem Frühling, sie wird als ein Moment einer Reihe unabänderlicher Veränderungen empfunden. Böcklins Bäume



machen nicht den Eindruck von solchen, die zu anderer Jahreszeit weniger oder mehr Laub haben, die ergrünen oder abblättern; der Moment, in dem er sie darstellt, mag es ihr erstes Knospen, ihre Mittagshöhe oder ihr herbstliches Vergehen sein, ist ihre Ewigkeit. Die Ruinen, die er malt, erinnern nie an Das, was sie vor ihrem Zusammenbruch und ihrer Verwitterung waren. Sint ut sunt aut non sint. In der Unwirklichkeit seiner Fabelwesen kommt diese Ueberzeitlichkeit seiner Anschauungen, dieser Gegensatz zu Allem, was man im weitesten Sinne historisch nennen könnte, nur zum schnellsten Ausdruck.

Wenn es dennoch irgend eine zeitartige Bestimmung für ihn geben soll, so ist es: Jugend. Denn unter allen Lebensaltern nähert sich die Jugend in ihrem Empfinden am Meisten der Zeitlosigkeit, weil sie die Bedeutung der Zeit noch nicht kennt, weil sie mit dieser als mit einer Macht und einer Grenze noch nicht rechnet. Darum ist die Jugend so eminent unhistorisch; sie mißt die Dinge am Unendlichen, gelöst von den einschränkenden Bedingungen zeitlicher Wirklichkeit; sie allein kennt jene schwellenden, übergreifenden Tage, in denen man alle Vergangenheit noch zu erhoffen, allen Zukunftglückes sich schon zu erinnern glaubt: Das ist die Stimmung böcklinischer Landschaft.

* * *

Man könnte neben der Unzeitlichkeit sogar von einer Unräumlichkeit seiner Landschaft sprechen. Sonst erscheint in Landschaften der Raum als die zusammenhaltende Form des Ganzen, als das Schema, das allen Inhalt in sich zwingt und nach sich bestimmt; der entschieden gegliederte Raum, die Raumgestalt würde bleiben, auch wenn der ganze stoffliche, farbige Inhalt verschwände, und große Landschafter haben gerade diesen logischen Zwang des Raumes, diese Selbständigkeit seiner Gestaltung zu betontem Ausdruck gebracht und von ihm als festgehaltenem Interessencentrum aus das Ganze der Landschaft aufgebaut. Diese Gewalt der räumlichen Form über den Inhalt des Landschaftbildes ist bei Böcklin völlig verschwunden. In dem Empfindungskomplex, den seine Landschaften auslösen, spielt das räumliche Schema keine dynamische Rolle. Kant sagt einmal, der Raum wäre nichts als die Möglichkeit des Nebeneinanderseins der Dinge. So erscheint er bei Böcklin, im Gegensatz zu den „klassischen" Landschaften: die blos äußerliche Art, wie die Dinge neben einander stehen, das an sich nichtige Medium und die bloße „Möglichkeit", innerhalb deren sie ihre inneren, wesentlichen Beziehungen zu anschaulichem Ausdruck bringen können. Wie unsere Gefühle, Liebe und Haß, Freude und Schmerz, zwar innerhalb des Raumes sich abspielen, als seelische, intensive Vorgänge aber nichts vom Raume wissen, auf den sie erst sozusagen nachträglich bezogen werden, so stehen Böcklins Landschaften in ihrem Stimmungeffekt, ihrem wirkenden Wesen, jenseits der drei Dimensionen des Raumes, wie sie jenseits der einen Dimension der Zeit stehen.

Diese Entrücktheit aus allen bloßen Relationen, allem Bedingten, aller Bindung und Begrenzung durch ein Außerhalb, trägt das Gefühl von Freiheit, das wir seinen Bildern gegenüber genießen, das Auftauchen, Aufathmen, Abschütteln alles Druckes, mit dem die Bedingtheiten und Rücksichten, die Nah- und Fernwirkungen des Lebens uns niederhalten. Gewiß ist diese lösende, erlösende Wirkung nicht ihm allein, sondern jeder höheren Kunst überhaupt eigen. Allein ich glaube nicht, daß man sie einem anderen Landschafter gegenüber in

dieser Stärke und Reinheit empfindet. Wer ein Kunstwerk aus Menschen bildet, entfernt sich, mehr oder weniger bewußt, von der Unmittelbarkeit, dem Wechsel, der Zufälligkeit des einzelnen gegebenen Momentes; auch dem sogenannten Realisten gegenüber empfinden wir, daß er uns von der gemeinen Realität des Menschen entfernt, — man wüßte sonst nicht, welches Interesse diese Noch-Einmal-Wirklichkeit auf der Leinwand hätte, da wir doch an der einen schon reichlich genug haben. Der Prozeß der Erhebung, der Katharsis, der Abstraktion, wirkt beim Menschenbildniß mit großer Sicherheit und Deutlichkeit, weil wir hier Dasjenige gut kennen, über das es sich eben erhebt, von dem es uns erlöst. Wir wissen zu genau die Aeußerlichkeit, Vergänglichkeit, Unentwickeltheit der menschlichen Wirklichkeit, um nicht ihre Idealisirung — wenn ich der Kürze halber das fragwürdige Wort brauchen darf — als Befreiung und erlösenden Aufschwung zu empfinden. Dieses Bedürfniß, das zur künstlerischen Darstellung des Menschlichen treibt, ist der untermenschlichen Natur gegenüber im Allgemeinen nicht vorhanden. Sie, von der wir nicht eben so viel verlangen wie vom Menschen, bleibt auch nicht so weit dahinter zurück; weil wir nicht ihre Sprache sprechen und sie nicht zu deuten wissen, wie den Menschen, erscheint sie uns auch nicht so der Idealisirung fähig, nicht so bedürftig der Erlösung durch die Kunst wie jener. Die Landschaft enthält vielmehr schon in ihrer unmittelbaren Wirklichkeit ein der Kunst verwandtes Element von Selbstgenügsamkeit und Unberührtheit, durch das sie uns innerlich befreit, unsere Spannungen löst, uns über die Befangenheit im momentanen Schicksal hinaus erweitert, — wie denn das Naturwesen in viel höherem Maße als der Mensch schon an und für sich ein Typus seiner Art ist. So verlangt es uns der Landschaft gegenüber weniger nach künstlerischer Darstellung, und wo diese geleistet wird, hebt und befreit sie uns nicht in dem Maße, wie es die Darstellung des Menschen vermöge der ungeheuren Distanz thut, die zwischen ihrer Höhe und der Wirklichkeit des Lebens liegt. Weil Das Böcklin dennoch gelingt — wir treten mit ihm in eine freie, erlösende Luft, eine reinlichste Zelle, fühlen uns mit sicherem Schwunge über die dumpfe Wirklichkeit der Dinge hochgetragen —, hat er mit der Landschaft jene psychologische Wirkung erreicht, die sonst nur dem Bildniß menschlichen Seins zukam. Freilich, auch Poussin und Claude Lorrain haben an der Landschaft den Abstraktion- und Idealisirungprozeß vorgenommen, der gleichsam ihren Ideengehalt rein zum Ausdruck bringt und von der Einzelnheit und Greifbarkeit des Wirklichen sich bewußt abwendet. Allein sie haben diesen Gewinn mit dem Verlust jeglicher Intimität ihrer Landschaften bezahlt. Sie heben uns allerdings über die Wirklichkeit hinaus, aber in den luftleeren Raum, während Böcklin uns in die Tiefen unseres innersten Herzens erhebt. Die Erlösung und Befreiung von der Enge und Dumpfheit der Wirklichkeit hat erst in seinen Landschaften eigentlichen Gefühlswerth erworben.

* *
*

Hätte das Prisma Sehkraft, so würde ihm das weiße Licht versagt sein, das es vielmehr nur in seinen gesonderten Bestandtheilen aufnehmen könnte; die innere Einheit, in der diese für eine andere Anschauungweise existiren, könnte es nur ahnen, aber für die Erkenntniß wäre es ewig auf die nachträgliche Kombination der Elemente angewiesen, in die es, seiner Konstitution folgend, jene

Einheit erst zerlegt hat. Das ist das Loos unseres geistigen Auges, und nicht einmal dem menschlichen Thun und dem eigenen Gemüthe, den Eindrücken und Empfindungen gegenüber ist ihm ein Verständniß anders gewährt, als daß es sie gemischt aus mehreren Gefühlselementen begriffe, während wir doch von ihrer Einheitlichkeit innerlichst durchdrungen sind. Mit widerspruchsvollen, eigentlich einander ausschließenden Eigenschaften beschreiben wir, was wir doch als unmittelbar Eines, als gegenseitiges Durchdringen jener Elemente fühlen, und wenn der tiefsinnige mittelalterliche Philosoph die höchste göttliche Einheit als die coincidentia oppositorum ansprach, als Das, worin alle Gegensätze der Dinge sich treffen und einen, so wird man auch die Einheit des Menschenwerkes und seiner Wirkung oft nicht anders ausdrücken können, als daß man sich widersprechende Elemente in ihr begegnen läßt. Ich wüßte die in sich völlig einheitliche Stimmung der meisten böcklinischen Landschaften nicht anders zu bezeichnen denn als lebensfreudige Melancholie, wie man umgekehrt die Stimmung Chopins als melancholische Lebensfreude charakterisiren könnte.

Uns modernen Menschen, deren Leben, Empfinden, Werthschätzen, Wollen in unzählige Gegensätze auseinandergegangen ist, die beständig zwischen einem Ja oder Nein, einem Ja und Nein stehen und ihr Innenleben eben so wie die Welt außer sich in scharf differenzirte Kategorien fassen: uns erscheint es als ein Wesentliches jeder großen Kunst, daß sie Gegensätze vereine, unberührt von der Nothwendigkeit eines Entweder — Oder. So sehen wir in der Praxis der Gegenwart in der Regel jeden Menschen darauf an, ob er klug oder dumm ist. Der Intellekt ist eine Kategorie, auf die hin wir Jeden prüfen, ob sie ihn ein- oder ausschließt, und auch in dem Eindruck, den die künstlerische Darstellung eines modernen Menschen auf uns macht, wirkt die Erscheinung seiner Intellektualität bestimmend mit. Dagegen stehen etwa die Gestalten der griechischen Plastik jenseits dieses Gegensatzes; wir machen uns nicht klar, ob sie klug oder dumm sind, wir finden sie hierin dem Ja und dem Nein gleichmäßig, ich möchte sagen gleichgiltig gegenüber. So entziehen sich viele weibliche Aktfiguren der Antike der Kategorie Mädchen oder Frau, — sie sind unberührt durch diesen Gegensatz, in den das moderne Empfinden jede weibliche Gestalt zuvörderst stellt. So stehen die weiblichen Figuren Michelangelos gewissermaßen jenseits von Männlich und Weiblich, sie stellen eine bloße Menschlichkeit dar, die in die Differenzirung der Geschlechter noch nicht eingetaucht ist oder sich über sie hinausgerungen hat. Böcklins Kunst zeigt ein neues Jenseits: von Wahr und Unwahr. Die Frage, mit der wir sonst an jede Darstellung von Objektivem herantreten: deckt sie sich mit der Wirklichkeit oder nicht? verstummt ihm gegenüber. Nicht eine bewußte Abkehr von der Wahrheit wirkt in ihm, keine Flucht vor der gemeinen Wirklichkeit der Dinge; der Reiz solchen Verhaltens, der Opposition gegen das Reale, sei nicht geleugnet, und Schiller hat mit seiner Verherrlichung Dessen, was sich nie und nimmer hat begeben, diesem scheuen Idealismus, der nur von der Wirklichkeit wegsehen, der wissend nicht wissen will, sein Denkmal gesetzt. Allein diese Verneinung des Wirklichen ist immerhin ein positives Verhältniß zu ihm, eben so wie es der Realismus hat, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Böcklin gegenüber aber ist die Alternative: realistisch oder nicht realistisch? überhaupt falsch gestellt. Auf die Frage, ob sie nur in einem

Geiste leben oder ein Gegenbild in der Wirklichkeit haben, antworten seine Werke so wenig, wie wenn man den Ton fragen wollte, ob er schwarz oder weiß ist. Unzählige von den Farben, Formen, Wesen, die Böcklin uns zeigt, hat es sicher niemals gegeben und keine innere Wiedergeburt anschaulicher Erfahrungen trägt ihre Bedeutung für unser Empfinden.

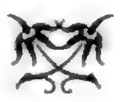
* * *

Es gehört zu der inneren Geschlossenheit, dem völligen Verzicht auf ein Hinausweisen des Gefühles über sich weg, daß seine Landschaften mehr als alle anderen, von denen ich weiß, Einsamkeiten sind. Auch hier nicht das bewußte, als Absicht hervortretende Abweisen des Draußenliegenden, das doch immer eine Rücksicht darauf, wenn auch eine verneinende, ist. Daß diese Wiesen und Schluchten, diese Wälder und Gestade von anderen Menschen belebt wären, als er etwa selbst hineinsetzt, kommt gar nicht in Frage; jede liegt in einer Dimension für sich, in die man also überhaupt aus anderen Dimensionen nicht gelangen kann, wie weit man auch in diesen wandere. Ihre Einsamkeit ist nicht, wie bei anderen Landschaften, ein zufälliges So-sein, das zufällig auch einmal anders sein könnte, sondern eine innere, wesentliche, unlösbar mit ihnen verknüpfte Eigenschaft. Sie sind wie jene Menschen, deren unwandelbares, ihrer Natur eingeprägtes Schicksal es ist, „einsam“ zu sein. Die Einsamkeit verliert hier ihren blos negativen, ausschließenden Charakter; sie ist eine aus sich selbst erkennbare Tönung dieser Landschaften, auf die wir nur, weil uns ein unmittelbar verständlicher Ausdruck dafür fehlt, mit dem Verneinungworte Einsamkeit hinweisen können.

In dieser Selbstgenugsamkeit seiner Kunst liegt vielleicht der Grund, weshalb wir die Wunderlichkeiten und zeichnerischen Unvollkommenheiten seiner Figuren weniger peinlich empfinden, als wir es irgend einem Anderen gegenüber thäten. Sie sind eben „sich selbst ein Gesetz“. Seine Welt hält Alles, was außerhalb ihres Rahmens liegt, in solcher Distanz, daß man sie und dieses Andere gleichsam nicht in einen Blick einfassen kann und so die Kontrole des Einen am Anderen weniger selbstverständlich als sonst vollzieht. In dieser — wenigstens für das unmittelbare Gefühl — völligen Aufhebung aller Bezugnahme auf alles Draußen berührt sich die böcklinische Kunst mit der Musik. Auch sie hat zwar sicher, wie jene, die Wurzeln ihrer Kraft in greifbaren Wirklichkeiten und den unmittelbaren Empfindungen, die sich an diese knüpfen; aber wie jene hat auch sie die Bezugnahme darauf völlig gelöst und schwebt nun in einer Gefühlshöhe, die durch keine begreifbare Vermittelung mehr mit den Wahrnehmung- und Empfindungthatsachen verbunden ist, deren feinste Sublimirung sie schließlich doch nur darstellt. Niemand kann die Wege mehr nachzeichnen, auf denen unser Gefühlsvermögen von der primitiven Sinnlichkeit und Niedrigkeit seiner Erregungsgründe zu dem Genuß der höchstentwickelten Musik aufgestiegen ist, der scheinbar jeden Verbindungfaden mit der sinnlichen Wirklichkeit des Lebens abgeschnitten hat. Als ein so ungeheures Geheimniß steht dieses abgelöste Für-sich-sein der Musik da, daß man es begreift, wie Schopenhauer sie völlig aus der Reihe des Erklärbaren, ja, der Künste überhaupt herausnehmen und sie zum unmittelbaren Spiegel und Ausdruck des metaphysischen Wesens der Welt machen konnte. Vielleicht hat niemals eine andere Kunst vor Böcklin so nahe an dieses räthselhafte Wesen der Musik herangereicht, das sie, wie Schopenhauer sagt, als

ein so ganz vertrautes und doch ewig fremdes Paradies an uns vorüberziehen läßt. Niemals vielleicht außer in der Musik hat die Stimmung so sehr ihre Materie verzehrt. Wo sonst ein Gefühl von anschaulichen Gebilden getragen wird, da sind diese doch noch Etwas für sich, sie haben noch eine greifbare Existenz und Sinn jenseits der Stimmung, die uns aus ihnen entgegenkommt. Nur für die Musik ist diese Selbständigkeit des Stoffes verschwunden; hier drückt er nichts mehr aus, was noch von ihm trennbar wäre, neben dem er eine Existenz, wenn auch nur als Erdenrest, führte. Diese Zweiheit hat die Musik überwunden, sie ist nicht mehr ein Ausdrückendes und ein Ausgedrücktes, sondern sie ist ganz und gar nur Ausdruck, nur Sinn, nur Stimmung. Und so wenig man sie deshalb, in dem Sinn anderer Künste, nach ihrer Wahrheit fragen kann, so wenig kann an Böcklins Landschaften diese Frage gestellt werden. Denn diese Quellen und Felsen, diese Haine und Wiesen, ja, diese Thiere und Halbthiere und Menschen haben kein Sein, keine Wirklichkeit weiter, außer als Träger einer Stimmung, sie sind völlig in diese eingegangen, wie der Brennstoff in die Flamme, und neben ihr haben sie nichts, was an einer Wirklichkeit außer ihr meßbar wäre. So leben sie, wie in uns das Bild eines geliebten, lange dahingegangenen Menschen, das längst jeden Schatten einer Wirklichkeit abgestreift hat und restlos in dem Gefühl aufgeht, mit dem es uns erfüllt.

Georg Simmel.



Ein Vierteljahr Kapellmeister in Weimar.

In rosenfarbigster Stimmung, voll der freudigsten Hoffnungen, betrat ich den einstmals berühmten klassischen Boden der Ilmstadt. War ich doch unter den schmeichelhaftesten Bedingungen als alleiniger Hofkapellmeister und Nachfolger Lassens dahin berufen worden. Zwar sollte das Dekret erst vom ersten September 1895 an in Kraft treten, doch dem Wunsche des Generalintendanten, die „Ingwelde“ von Schillings vor Schluß der Saison zur Aufführung zu bringen, entsprach ich sofort; ich war von Begeisterung erfüllt, meine neue Laufbahn mit diesem hochbedeutenden Werke eröffnen zu können, und als ich mit den Proben wohlgemuth begann, erschien mir meine Stellung zwei ganze Tage lang beneidenswerth. Die bei jeder Begegnung mit höhnischer Miene an mich gerichtete Frage zweier Adjutanten, ob ich immer noch in Weimar sei, ließ mich anfangs kalt; erst als mir klar wurde, daß diese Herren meine ärgsten Feinde waren und an höchster Stelle ihre ganz eigenen Pläne verfolgten, begann es mir unheimlich zu Muthe zu werden und bei näherer Besichtigung entdeckte ich einen gegen den Generalintendanten und mich ge-

richteten, sehr klug zurechtgelegten Feldzugsplan, dessen Haupturheber hier wohl eine nähere Charakterisirung verdienen.

Gedenken wir zuerst des Helden der „Gunlöd“-Affaire, des stets nur in Weimar mit Vorliebe gefeierten Herrn Dr. Eduard Lassen, der zur Ausführung der Intrigue benützt wurde und sich dabei nicht scheute, seinen langjährigen und treuen Freund, der ihm einst seine musikalische Ehre wiedererobert hatte, aus der Stellung verdrängen zu helfen.

Die beiden schon vorhin erwähnten Herren Adjutanten liebten es, in der weimarer Kunstwelt eine bedeutende Rolle zu spielen, und gaben daher zu manchen Mißhelligkeiten Anlaß, da sie den Intendanten vollständig überflüssig zu machen suchten. Eine innere Berechtigung hierzu konnte ich mit dem besten Willen nicht finden, es sei denn, daß einer der Herren, der sich übrigens bei den weiteren Vorgängen passiver als der andere verhielt, sich in seiner Eigenschaft als Vorstand einer dilettantischen Vereinigung den Beruf eines Vollblutmusikers erworben zu haben glaubte. Der andere Herr hat keinen solchen Posten aufzuweisen und ich mußte mir über ihn mein Urtheil nach einer mir gegenüber ausgesprochenen Ansicht bilden, welche die beethovenschen Sonaten für „leeres Geräusch“ und den Geschmack an ihnen nur für „Einbildung und Modesache“ erklärte. Und in den Händen solcher Herren lag die Entscheidung in der Kapellmeisterfrage!

Das enfant gâté dieses kunstsinnigen Trios war und ist Herr Bernhard Stavenhagen, der, als er in Amerika von meiner Ernennung zum Hofkapellmeister telegraphisch unterrichtet wurde, sofort bei einer hohen Persönlichkeit mit der Bewerbung um die selbe Stellung einkam. Hier muß ich erwähnen, daß durch die sofortige Verleihung des Hofkapellmeistertitels, den ich mir ausbedungen hatte, die Anstellung eines mir koordinirten Kapellmeisters vollkommen ausgeschlossen war und mir eine Ausnahmestellung geschaffen werden sollte. Eine nochmalige Besetzung der Stellung mußte mir daher als ein Vertragsbruch erscheinen. Wie mußte ich deshalb überrascht sein, als ich nun erfuhr, daß man Stavenhagen, der mit seiner Bewerbung um das gleiche Amt von der Generalintendanz mit der wohlberechtigten Begründung, es sei schon besetzt, zurückgewiesen worden war, es dennoch durch Vermittelung des erwähnten Kleeblattes in bestimmte Aussicht gestellt hatte. Ich versuchte, in einer Audienz den Großherzog darüber aufzuklären, daß ein solches Außerachtlassen meiner Rechte mein Weggehen bedeuten müsse. Dennoch geschah das Unglaubliche. Durch den Kultusminister wurde mir eines Tages als beschlossene Thatsache mitgetheilt, daß Stavenhagen eine der meinen koordinirte Stellung bekleiden solle, woraufhin ich den Minister bat, meine Entlassung einzureichen, was aber unbegreiflicher Weise unterblieb. Nach unzähligen zeitraubenden und aufregenden Unterredungen wurde mir endlich vom Minister

der Vorschlag gemacht, ich solle auf mein Recht Verzicht leisten und in die Spaltung des Titels willigen, so daß Herr Stavenhagen zweiter und ich erster Hofkapellmeister werden würde. Um meine Bedenken zu beseitigen, wurde dabei noch betont, daß eine Koordination völlig ausgeschlossen sei und ich in jeder Beziehung freie Hand behalten solle. Mit Widerstreben willigte ich ein, um dem als Mensch und als Künstler gleich bedeutenden Intendanten von Bronsart seine Stellung zu erhalten. Es wäre auch dabei geblieben, selbst nach den höchst überflüssigen und unzutreffenden Auslassungen des Herrn Stavenhagen in der Zeitung „Deutschland“, wenn ich nicht zu der Ueberzeugung hätte gelangen müssen, daß man mit mir nur Komoedie spielte und danach trachtete, das Weimarer Hoftheater zu einem Familientheater umzugestalten. Die wiederholt genannten Herren arbeiteten nämlich damals schon darauf hin, den ehemaligen dessauer Intendanten von Vignau an die Stelle des Herrn von Bronsart zu setzen und der Familie Stavenhagen, der der inzwischen wirklich ernannte Intendant nahe steht, dadurch gleichzeitig wiederum einen Freundschaftsdienst zu erweisen. Daß unter solchen Verhältnissen jeder Strebende sich ernstlich hüten müßte, in diese eigenartigen Verhältnisse verwickelt zu werden, wird wohl Jedem klar sein. Daher war auch ich gezwungen, so schwer es mir wurde, meinen mit Begeisterung erfaßten Beruf wieder aufzugeben und beim Großherzog direkt um meine Entlassung einzukommen. Als darauf keine klare Antwort erfolgte, wiederholte ich mein Entlassungsgesuch und begründete es ausdrücklich damit, daß ich ein gedeihliches künstlerisches Zusammenwirken mit Stavenhagen an einem Theater für ausgeschlossen erachte. Dieser Schritt ist mir doppelt schwer geworden, da ich die mir vom Publikum und von sämmtlichen Künstlern entgegengebrachten Sympathien herzlich erwiderte. Besonders sei hier der rühmlichst bekannten Hofkapelle dankbar gedacht, die tapfer ihrer Anhänglichkeit an mich dadurch Ausdruck verlieh, daß sie, zum höchsten Verdruß ihres Generalmusikdirektors, an den Großherzog eine Petition einreichte, in der sie ihn zu bewegen suchte, mich dem Theater zu erhalten. Diesen wackeren Leuten zu Liebe wäre ich auch gern geblieben, wenn nur irgend eine Möglichkeit für ein annähernd friedliches Auskommen vorhanden gewesen wäre; doch konnte mich auch das Gehalt von 3600 Mark jährlich, auf das ich ursprünglich zu Gunsten einer Verstärkung der Hofkapelle verzichten wollte, für Aerger und Aufregungen, die zu befürchten waren, kaum entschädigen.

Endlich, nach längerer Zeit — unterdessen waren im Interesse der Familie Stavenhagen verschiedene falsche Berichte lancirt worden, von denen der für Herrn Stavenhagen günstigste, angeblich von seinem Vater verfaßte leider von der betreffenden Zeitung nicht aufgenommen wurde, weil der Autor seinen Namen nicht nennen wollte — kam anstatt der Genehmigung meines

Entlassungsgesuches das folgende, etwas unlogisch abgefaßte Schreiben: „S. Königl. Hoheit der Großherzog haben den vom ersten September d. J. an zum ersten Hofkapellmeister ernannten Hofpianisten E. d'Albert aus Höchstihrem Dienst dergestalt wieder zu entlassen geruht, daß derselbe die genannte Funktion nicht anzutreten hat. (gez.) von Boxberg."

Auf ein entschuldigendes Wort wegen der Verletzung des Kontraktes hatte ich nicht gerechnet, mindestens aber auf einige herkömmliche Redensarten des Dankes; hatte ich doch die ganze Arbeit mit der Einstudirung der „Ingwelde" unentgeltlich übernommen und mir außerdem große Unkosten durch Uebersiedelung und Miethe einer nun überflüssigen Wohnung gemacht. Dabei hatte ich durch Veranstaltung von Konzerten zu wohlthätigen Zwecken während der letzten vier Monate nahezu dreitausend Mark dem weimarischen Lande eingebracht. Und für alle diese Opfer wurde mir die offizielle Mittheilung gemacht, daß der Großherzog mich für „undankbar" halte!

Als nun der weimarischen Kunsthölle fern Stehender kann ich wohl einige objektive Betrachtungen über die dort herrschenden künstlerischen Verhältnisse und deren Einfluß auf Weimars Zukunft anstellen. Seit einigen Jahren ist das Theater von Stufe zu Stufe gesunken und nur einmal, unter der Leitung des genialen Richard Strauß, hatte es den Anschein, als wolle es sich erholen. Dazu wäre es auch gekommen, hätte nicht auch er den widrigen Zuständen weichen müssen. Damals war es die Aera des Dr. Lassen und seines Intimus, des Herrn Gießen, unter deren Gemeinherrschaft das Theater versumpfen mußte. Das Kneipen und Spielen nimmt eine zu große Rolle im Kunstleben Weimars ein. Beim Jeu mit hohen Herren wird das Repertoire und die Rollenbesetzung festgestellt und durch dabei entstandene Spielschulden verwickelt man sich in Verpflichtungen, die dem Kunstinstitut nicht zum Vortheil gereichen. Dabei wird dieses Treiben von einer in Kunstdingen gänzlich urtheilslosen Hofgesellschaft unterstützt, die nur Diejenigen zu ihren Lieblingen erkürt, die es nicht unter ihrer Würde finden, für ein Butterbrot in ihren seichten Gesellschaften zu musiziren und ihr oberflächliches Treiben entzückt mitzumachen. Unter diesen Umständen wird es schwer halten, einen guten ersten Hofkapellmeister zu finden; selbst wenn er sich mit dem zweiten, Herrn Stavenhagen, vertrüge —: mein Loos und das meiner Leidensgefährten, der Herren Dr. Beyer und von Reznizek, denen eine nicht minder merkwürdige Behandlung als mir widerfuhr, müßte ihm als abschreckendes Beispiel dienen. Ich ziehe vor, es meinen beiden Kollegen selbst zu überlassen, ihre Erlebnisse in der einstigen Musenstadt der Welt zu offenbaren; auch sie stimmen mit mir in der Ansicht überein, daß es ein Werk der Nächstenliebe ist, jeden ernsten Künstler eindringlichst vor Ilm-Schildburg zu warnen.

Eugen d'Albert.



Hungerkünstler.

Als der sogenannte Hungerkünstler Succi in einem Aufsatze neulich den Versuch machte, seine Kunst mit Hilfe der Suggestiontheorie zu erklären, lächelte man darüber. In der That schien der Artikel wenig geeignet, das Publikum von der Richtigkeit der Auffassung Succis zu überzeugen. Wenn er z. B. erzählt, daß ihm Stimmen zuriefen, Dies oder Jenes werde ihm für einige Tage die Nahrung ersetzen, so konnte man sich wirklich bei dieser Art von Suggestion nicht viel denken. Und doch steckt ein wahrer Kern in Succis Ausführungen.

Mit dem Worte Hunger bezeichnen wir das Gefühl des Nahrungbedürfnisses. Die Hauptursache des Hungers ist eine Reizung der feinen Nervenäste, die in die Magenwand eingebettet sind. Dieser Nervenreiz tritt stets dann ein, wenn die Blutversorgung der Magenschleimhaut, also auch des in ihr liegenden Nervennetzes, ungenügend ist. Das ist stets bei leerem Magen der Fall; das Blut hat keine Arbeit zu leisten und zieht sich aus dem unbeschäftigten Organ zurück. Bei gefülltem Magen dagegen, also zur Zeit der Verdauung, wird das Blut gebraucht; es strömt der Magenschleimhaut zu. Dadurch werden zugleich die Magennerven mit Blut versorgt und deshalb verschwindet der früher vorhanden gewesene Reiz, das Gefühl des Nahrungbedürfnisses. Daß thatsächlich die reichliche Blutansammlung in der Magenschleimhaut, die Ausdehnung der Blutgefäße der Magenwand, das Entstehen des Hungers verhindert, kann man außer an der Hungerstillung nach der Mahlzeit namentlich auch an dem Fehlen des Hungers bei krankhaften Zuständen des Magens erkennen. So sieht man, daß bei allen entzündlichen Zuständen der Magenschleimhaut (Katarrhen), bei denen eben in Folge der Entzündung eine anhaltende Blutüberfüllung der Schleimhaut vorhanden ist, das Hungergefühl vollständig ausbleibt. Wir wissen also, daß der Hunger durch einen Reiz, nämlich die ungenügende Ernährung der Nerven der Magenwand mit der allgemeinen Nährflüssigkeit des Körpers, dem Blut, entsteht. Die Erregung aber, die durch diesen Reiz veranlaßt wird, kommt nicht im Magen selbst zum Ausdruck, sondern im Centralorgan des Nervensystems, dem Gehirn. Das Gehirn läßt in dem Menschen die Vorstellung erwachen, daß die Aufnahme von Nahrung nöthig sei, um den Nervenreiz zu unterdrücken. Der Magen hat also wohl das Hungergefühl veranlaßt, zum Bewußtsein ist es dem Menschen aber erst auf dem Wege der vom Magen aufsteigenden Nervenbahnen im Gehirn gekommen.

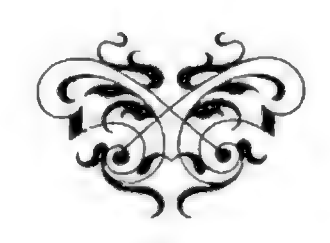
Könnten wir die Leitung zwischen Magen und Gehirn, die durch Nervenfasern — den Telegraphendrähten gleich — vermittelt wird, auf irgend eine Weise unterbrechen, so wären wir dadurch im Stande, das Bewußtsein von dem im Magen entstehenden Reize zu unterdrücken. Würden wir z. B. die Nervenbahnen durchschneiden, so wäre ein Hungergefühl unmöglich. Nun können wir freilich so heroische Mittel, wie die Durchschneidung der Nerven am lebenden Menschen, nicht ohne Gefahren vornehmen. Dagegen besitzen wir zwei andere und harmlosere Mittel, um die Leitung des vom Magen nach dem Gehirn gehenden Reizes zu verhindern. Das eine dieser Mittel besteht in der Darreichung gewisser Narcotica, z. B. des Tabaks oder des Opiums. Welchem Raucher ist es nicht

bekannt, daß schon der Genuß einer Cigarre vor der Mahlzeit das Hungergefühl zu vermindern oder ganz zu vertreiben vermag? Noch stärker bewirkt Dies das Opium. Denn der lähmende Einfluß, den dieses Mittel auf die Magennerven ausübt, läßt den Reiz nicht bis zum Gehirn gelangen, das Hungergefühl bleibt also aus. Mit Recht bedienen sich daher die Aerzte in jenen Krankheitfällen des Opiums, bei denen es gilt, durch eine Schonung des Magens auf dem Wege völliger Nahrungenthaltung Heilung des erkrankten Organs herbeizuführen, z. B. bei Magengeschwüren u. s. w. Das andere Mittel ist die Suggestion. Gelingt es mir, einem Menschen das in seinem Gehirn entstehende Hungergefühl dadurch zu unterdrücken, daß ich die Vorstellung in ihm erwecke, er empfinde keinen Hunger, oder gar, er habe einen Ekel vor allen Nahrungmitteln, so kommt ebenfalls der im Magen entstehende Reiz nicht zum Bewußtsein. Freilich ist Das keine ganz leichte Aufgabe. Im normalen Zustande wird das Hungergefühl meist mächtiger sein als meine Suggestion, namentlich bei Leuten, die für Suggestionen schwer zugänglich sind. In der Hypnose dagegen, in der bekanntlich die Empfänglichkeit für von außen kommende Vorstellungen bedeutend gesteigert ist, gelingt es mit Leichtigkeit, das bestehende Hungergefühl dadurch zu unterdrücken, daß man die Gegenvorstellung völliger Sättigung suggerirt. Auch gelingt es manchen Menschen, sich selbst Suggestionen zu geben, die dann die spontan eintretenden Vorstellungen zu vernichten im Stande sind. So erzählt z. B. Professor Preyer, er vermöge bei grimmiger Kälte im ungeheizten Zimmer nur dadurch Stunden lang zu arbeiten, daß er sich von Zeit zu Zeit, sobald ihn ein Kältegefühl beschleicht, mit der Autosuggestion „Es ist mir sehr behaglich warm" wirklich erwärmt. Nun besitzt freilich nicht jeder Mensch die Fähigkeit, sich so durch Autosuggestionen stärken zu können. Zweifellos aber erscheint es mir, daß allen Personen, die den scheinbar unglaublichsten Strapazen sich unterzogen, (Afrikaforschern u. s. w.) diese Fähigkeit in hohem Maße eigen war. Jeder Mensch kann an sich ähnliche Beobachtungen machen.

Was, so fragen wir uns, würde nun geschehen, wenn ein Mensch längere Zeit fastet? Hier müssen wir streng die beiden Fälle auseinanderhalten, ob das Fasten mit oder ohne Hungergefühl stattfindet. Ist das Hungergefühl vorhanden, dann zeigt es sich in seiner Wirkung schon am ersten Tage so, daß es durch die Gehirnreizung lästige Empfindungen im Körper, Kopfschmerzen oder ähnliche Erscheinungen, hervorbringt. Dauert das Fasten mit Hunger länger, so entstehen Ohnmacht, Schwindel, Krämpfe, Herzschwäche, und im Verlaufe von etwa zwei Wochen tritt der Tod ein. Die Betroffenen sterben in diesem Falle den Tod durch Hunger. Die Gehirnreizung greift das Nervensystem so stark an, daß schließlich auch die Herznerven ihren Dienst versagen und das Herz erlahmt. Anders ist es beim Fasten ohne Hunger. Ist durch Opium oder entsprechende Autosuggestionen oder auch durch hypnotische Suggestion das Hungergefühl aufgehoben, so tritt der Tod erst viel später ein, und zwar, wie man eben durch die interessanten Versuche einzelner Personen feststellen konnte, erst nach 35 bis 45 Tagen. Dann wird der Tod durch Inanition herbeigeführt, d. h. durch den beendigten Stoffwechsel in Folge des völligen Verlustes an Nährmaterial für alle Organe. So lange könnte der Mensch von sich selbst zehren, wobei er sich freilich in der letzten Zeit in einem traurigen Zustande befinden würde.

Sehen wir uns nun darauf die Leistung des Hungerkünstlers Succi an, so finden wir zunächst, daß er gar kein Hungerkünstler ist. Herr Succi hungert nicht, er fastet nur, ohne zu hungern. Das Hungergefühl würde ihn vor der Beendigung seiner Fastperiode töten; Succi verscheucht es dadurch, daß er die beiden hier angegebenen Mittel kombinirt anwendet: erstens nimmt er eine narcoticumhaltige Flüssigkeit zu sich, zweitens besitzt er die Fähigkeit, Autosuggestionen auf sich wirken zu lassen, oder, wenn man sich anders ausdrücken will, eine ungewöhnliche Willensstärke. Nur so vermag Herr Succi dreißig Tage bei relativem Wohlsein zu fasten. Viel länger würde er es freilich auch ohne Hunger nicht aushalten, die Inanition würde ihn dahinraffen, wie es sich bei dem fünfzigtägigen Fastversuch des italienischen Malers Merlatti gezeigt hat.

Dr. Max Hirsch.



Ferienstörungen.

Vor vierzehn Tagen erschien hier ein Artikel — „Politik und Börse" —, der bei der bevorstehenden Notiz der unifizirten serbischen Anleihen die noch nicht im Publikum befindlichen Fonds ausgeschlossen sehen wollte. Schon einen Tag später reproduzirten fast sämmtliche Abendblätter eine Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen" über das belgrader Arrangement. Diese Erklärung ließ einen Duft von Vertrauen darüber hinströmen und dient, bewußt oder unbewußt künftig sicher den Börsenvorständen als Stab und Stütze, sobald es gilt, auch die noch im Portefeuille der Banken ruhenden Serbenwerthe auf den Kurszettel, d. h. in den Verkehr, zu bringen. Mit welchen unschuldigen Reizen da geprahlt wird, mag aus folgendem Satze zu ersehen sein: „Durch die Begleichung der schwebenden, zumeist im Inlande placirten Staatsschuld fließen etwa fünfzehn Millionen in Gold nach Serbien, wodurch ohne Zweifel bald ein namhaftes Sinken des Goldagios eintreten dürfte." Es ist für das deutsche Volk nun zwar sehr interessant, wenn in Serbien das Goldagio fällt; wenn dieser Fall aber gerade durch unser Geld bewirkt werden muß, da wir einfach an die Stelle der eingeborenen Gläubiger treten, so schwächt sich unsere Hochachtung dabei etwas ab. Außerdem wird diese ganze Thatsache als „von besonderer Tragweite nicht blos in finanzieller, sondern auch in politischer Hinsicht" dargestellt. Damit ist seit langen Jahren zum ersten Male wieder unser politisches Interesse an dem serbischen Budget bekannt. Und da erwachen alte Erinnerungen.

Als die erste serbische Anleihe in Berlin aufgelegt wurde, brachte unmittel-

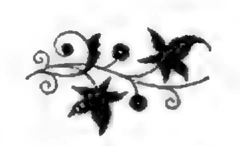
bar vor der Subskription die selbe Norddeutsche an leitender Stelle eine günstige Besprechung. Die Folge war eine wirklich glänzende Subskription. Der alte Bleichröder, der gegen Papiere, die er nicht selbst auflegte, des größten moralischen Mißtrauens fähig war, drückte über diesen Animirartikel an maßgebender Stelle seine Verwunderung aus. Die Antwort erzählte man damals mit den Worten: „Die Freunde unserer Freunde sind unsere Freunde." Danach wäre, um Oesterreich, das an der Konsolidirung Serbiens interessirt war, einen Gefallen zu thun, damals jene erste Anleihe bei uns protegirt worden. Das ließ sich hören, um so mehr, als diese erste Emission ja die kommenden nicht voraussehen ließ. Damals war auch eine optimistische Zeit, wo der Zusammenbruch der verschiedensten Zinsendienste auf beiden Seiten des Ozeans noch nicht zu unseren Erfahrungen gehörte und wo es noch nicht deutlich war, daß die österreichische Staatsleitung sich vielfach von der Länderbank leiten ließ. Heute ist es längst erkannt, daß die Antipathien, die in Serbien gegen Oesterreich entstanden sind, eng mit dem Hasse gegen die Länderbank zusammenhängen. Die Diplomatie von Wien und Pest hat den Nutzen jener Bank durch ganz Serbien vertreten und die hierbei angewandten Pressionen sind noch in böser Erinnerung.

Wie liegen aber jetzt die Verhältnisse? Bei uns hat man den Vorspanndienst verstanden, den sich die Hochfinanz unter dem Vorwande der Politik verschaffte; und dann ist Serbien jetzt doch kein junger, aufstrebender Staat mehr, sondern ein älterer und heruntergekommener. So weit würde sich Bismarcks Freundschaft für das Haus Habsburg wohl kaum verstiegen haben, auch nun noch einen um die Zahlung verlegenen Staat als besonderen Vertrauens würdig hochoffiziös empfehlen zu lassen. Da die Norddeutsche diese Empfehlung einmal gegeben hat, übernimmt unsere Regirung eine Verantwortlichkeit, die sie vielleicht in wenigen Jahren bedauern könnte. Die Zukunft wird lehren, daß man in der Wilhelmstraße die Pointe des ganzen Finanzarrangements nicht herausgefühlt hat.

Die Sache lag anders, als deutsches Kapital und deutsche Banken früher dem wankenden Italien zu Hilfe kamen: ein befreundeter Staat, ein großes Land, dessen Hilfsquellen die Aussicht auf eine Wiedergesundung gewähren. Leicht waren in dieser Zeit die Trägerdienste gewiß nicht, aber wir haben es durchgehalten, den französischen Banken zum Trotz, die schließlich ihren Schaden besahen, und auch der italienischen Spekulation zum Trotz, die nicht allein die zügelloseste, sondern auch die ungenirteste der Welt ist, — ungenirt in dem rohen Pessimismus, womit die dortigen Bankiers ihre vaterländischen Zustände gegenüber dem Auslande schlecht zu machen pflegen. Wenn solche italienische Bankleute auf Besuch an einer deutschen Börse waren, verursachten sie oft ein Aufsehen durch die feurige Schilderung der Krise ihrer Heimath und durch die Prophezeiung noch ärgeren Unheils. Solche Baissiers hätten freilich dem Italienerkurs nur wenig schaden können, wenn Italien nicht in sich schlechter geworden wäre. Welche starke Gegenversicherung eine umfangreiche Kontremine in bösen Zeiten werden kann, sieht man deutlich an den spanischen Papieren, an die sich die Fixer kaum noch heranwagen. Zu der italienischen „schwarzen Bande", wie sie genannt wurde, gehörte auch die genueser Firma Bingen, deren Zusammenbruch um die diesmalige Ultimoliquidation eintreten mußte. Einst war es ein großes, solides Haus, etwa wie Maas in Mannheim. Der Alte galt im Ganzen, wenn nicht gerade Velocc-

Aktien nach Deutschland abgegeben werden sollten, als ein leidlich wahrheitliebender Herr. Er war kinderlos und liebte es, zahlreiche Verwandte an sich zu ziehen und ihre Lebensstellung zu sichern. Als dann die Neffen in seinem eigenen Geschäft so dominiren wollten, daß er, der erfahrene Mann, sich zurückzog, begann schon das Vertrauen zu schwanken. Inzwischen war es aber bekannt geworden, daß die neuen Inhaber der Firma bei dem großen Rückgange von Italienern ein paar Millionen erspekulirt hatten. Freilich kann man bei Fixern nie wissen, ob sie ihre Gewinne realisiren oder sie nur unter einem Glasdeckel vor sich sehen, d. h. auf immer weitere Rückgänge warten. Jedenfalls scheinen die Herren von Neuem in die Baisse gegangen zu sein, denn sie haben jetzt achtzig Millionen Lire Italiener in blanco laufen; Das sind vier Millionen Rente. Dieser Krach mag in den Kaufmannskreisen Süditaliens überraschen; ob er unter Finanzleuten auf Verwunderung stößt, ist eine andere Frage. Große deutsche Häuser wurden schon vor Jahren gewarnt und kleine Unregelmäßigkeiten mit Checks, die man zwar von Genua aus als Versehen darstellte, erregten ebenfalls bei manchen deutschen Firmen mißtrauische Verwunderung. Deshalb ist es auch nicht allzu wahrscheinlich, daß die Banken direkte große Verluste erleiden; nicht einmal in Paris, wo doch auf Italienern die beträchtlichsten Differenzen ruhen werden. Das Haus Bingen war allmählich blutleer geworden, da die ungeheuren, so lange durchgehaltenen Baissepositionen Monat für Monat Nachschüsse erfordert hatten. Anders steht es aber um die indirekten Verluste durch Waarenwechsel mit dem Indosso der falliten Firma oder durch Accepte, deren sonst ganz gute Trassanten jetzt in Verlegenheit kommen. Auf diesem Gebiete haben große Institute, namentlich die Oesterreichische Kreditanstalt, gewiß manche Verwickelung zu bewältigen. Immer mehr lichten sich die Reihen der großen Privatbankiers.

Und dennoch giebt es für das private Bankgeschäft Felder genug, wohin eine in großem Stil betriebene Bank nicht reicht. So läßt sich z. B. in Marokko bei gewandter und rühriger Vermittlerthätigkeit viel Günstiges hoffen. Dabei bleibt es aber noch immer unverständlich, was eine von Deutschen gegründete Bank in solchen unsicheren Verhältnissen zu erarbeiten gedenkt. Gut, es liegt eine gehörige Münzbestellung vor; aber Das ist ein einmaliges Geschäft, wo die Zahlung Zug um Zug geht, — und vielleicht auch nur so lange, als Allah den gegenwärtigen Sultan nicht zum stillen Mann werden läßt. Dagegen hätte eine Bank dort unten nicht mit der Regirung, sondern mit den Einwohnern zu thun; und den Beduinen die Vortheile einer Münze oder eines Scheines vor einem Klümpchen Gold begreiflich zu machen, ist mehr eines Missionars als eines Bankdirektors Aufgabe. Nachdem man zunächst von der Diskontogesellschaft gesprochen hatte, bringt man jetzt die Deutsche Bank mit der Sache in Verbindung. Das würde der Siemens-Leitung ähnlich sehen, deren Vielseitigkeit bekanntlich ihre glänzenden, aber auch ihre bedenklichen Seiten hat. Pluto.



Notizbuch.

In diesem nassen Sommer hat die große Seeschlange sich aus dem Schwarzen Meer hervorgeringelt: ungefähr bei Warna kam sie ans Land, wurde geschwind nach Sofia geschleppt und von da, sauber marinirt, in die etwas kühleren Gegenden transportirt: über den Zustand des lebenden und des toten Thieres flatterten von allen Ecken und Enden entzückend gefälschte Bulletins auf, von London, Wien und Berlin, zuletzt von Aussee und Ischl. Der namenlose Schmerz über die Ermordung des großen bulgarischen Staatsmannes wird allmählich ja matter; man hat erfahren, daß dieser uneigennützige Patriot gern mit Summen operirte, die der Sohn eines Kneipwirthes aus Trnowo doch kaum auf dem schmalen Pfade des Gerechten erworben haben konnte, und daß, als er entlassen war, im Laufe von acht Tagen etwa sechzig Anklagen wegen Vergewaltigung von Frauen und Mädchen gegen ihn eingereicht wurden Wenn trotzdem die Tante Voß, die sonst sehr sittenstreng ist und den jungen Herrn Leist so tapfer zu schmälen verstand, der Wittwe Stambulows ein Beileidstelegramm spendete, das sie dem Wittwer Bismarck versagte, dann mag die gute Dame dazu ihre besonderen Gründe haben, die uns nicht zu bekümmern brauchen. Es ist vollkommen gleichgiltig, ob man Herrn Stambulow den bulgarischen Bismarck oder den bulgarischen Hammerstein, den großen Patrioten oder den großen Deflorator nennen will; er ist tot und seine lieben Landsleute mögen beurtheilen, ob er dem Vaterlande nützlich oder schädlich war. Dieses Urtheil hat sich bereits sehr unzweideutig geäußert: Stambulow war fanatisch gehaßt, er hat, außer ein paar persönlich interessirten Leuten, im Lande keinen Anhang und seine größte und wirklich bewundernswerthe Kunst bestand darin, das merkwürdige Ding, das man öffentliche Meinung nennt, Jahre lang über die wahre Stimmung der Bulgaren zu täuschen. Daß diese luftige Lüge nun endlich geplatzt ist, hat ein Wuthgeheul erregt, leider auch in Berlin; überall, wo ein alter Groll gegen das Zarenreich lebt, ein protestantischer, baltischer, liberaler, polnischer oder jüdischer, schmetterten Zornfanfaren und das Publikum, das ja nicht ahnen konnte, wie hier persönliche, mitunter gewiß sehr ehrenwerthe Empfindungen mit den Interessen des Deutschen Reiches verwechselt wurden, kam allgemach in Bewegung. Das wäre nicht schlimm und auch über die halb läppischen, halb infamen Schmähungen könnte man ruhig hinwegsehen, mit denen der arme Prinz Nase jetzt von muthigen Männern bedacht wird, die daheim gegen keinen Mächtigen zu murren wagen; ob Prinz Ferdinand, Herzog Müller oder Graf Schulze als Bulgarenfürst anerkannt wird, ob Prinz Boris römische oder griechische Gebete stammelt: uns kümmerts nicht, denn uns liegt nur daran, daß Bulgarien endlich wieder ein Element der Ruhe in Südeuropa wird. Schlimm ist allein die Wahrnehmung, daß breite Schichten unserer Bevölkerung sich von gewissenlosen oder interessirten Zeitungschreibern immer wieder in einen Russenhaß hineinhetzen lassen, der weder nöthig noch nützlich ist und am Ende zu unübersehbaren Verwickelungen führen muß. Rußlands Stützpunkt liegt längst nicht mehr im Balkan, überhaupt nicht mehr in Europa, sondern in Asien, wo es eine ungeheure Kulturmission zu erfüllen und einen schwer zu ermessenden Machtzuwachs zu erwarten hat. Es ist die Kinderart alberner Eintagspolitiker, zu wähnen, die Russen harrten in athemloser Spannung des großen Augenblickes, der ihnen das Bischen Bulgarien

wieder erschließt. Die gerissenen Engländer wissen sehr genau, um welche Machtfragen es sich handelt, sie möchten, weil sie kein Heer und keine kampftüchtige Flotte haben, auf dem Kontinent billig Bajonette und Kriegsschiffe werben, — und deshalb richten die Blicke der Deutschen, die Deutschlands Interessen verstehen und empfinden, nicht ohne bange Besorgniß sich jetzt nach Cowes und Osborne, wo man eben versucht, den Deutschen Kaiser nach bewährter Angelsachsenmanier mit blühenden Guirlanden fest zu umwickeln. Neben dieser Staatsaktion, deren schlaue Absicht hoffentlich nicht zum unheilvollen Ziel gelangt, verschwindet der pomphafte Krimskrams von Ischl und Aussee. Die Monarchen und die Minister mögen plaudern und tafeln und das Operettenbündniß mit Rumänien mag die Holzpapiergemeinde mit stolzer Freude erfüllen: wir wollen zufrieden sein, wenn die deutsche Kraft nicht für englische oder österreichische Wünsche eingesetzt wird. Die sogenannten politischen Kreise, die mit verhaltenem Athem angeblich nach Ischl und Aussee hinhorchen, existiren gar nicht; sie gehören zu der Schwindelwerkstätte, in der die Blechbüchsen für die marinirte Seeschlange angefertigt werden. Man kann neugierigen Abonnenten nur rathen, immer daran zu denken, daß die Verkäufer öffentlicher Meinungen in diesen Hundstagen für Depeschen besonders viel Geld ausgeben können, weil die fast ausnahmelos qualvoll langweiligen Kriegserinnerungen ihnen ohne Kostenaufwand die Spalten füllen.

* * *

Heinrich von Sybel ist gestorben. Nach der Zeitungsitte hat er, ehe die letzte Scholle noch auf den Sargdeckel fiel, seinen Lärmnekrolog erhalten und ruht nun, ein stiller Mann, den kein Leitartikelschreiber von einiger Selbstachtung künftig mehr belästigen wird. In diesen Blättern, die Sybel mit Beiträgen zierte und weiter zu zieren versprach, gilt ein anderer Brauch und wir wollen auch diesmal deshalb die Stunde und die Stimmung erwarten, die dem berufenen Beurtheiler die Zunge löst. Ein Lebenswerk, wie das Heinrichs Sybel eines war, ist in der Hast nicht zu überschauen. Daß er ein bedeutender Historiker war, kann kein Verständiger leugnen; daß er das Geäder der diplomatischen und parlamentarischen Verhandlungen klarer erkannte als das leise fortzeugende Leben der Völker, darf die Gerechtigkeit nicht verschweigen; und daß es ihm nicht immer gelang, das Wort seines Meisters Ranke zu erfüllen: „Ich möchte mein Selbst auslöschen, um die Dinge genau so zu sehen, wie sie waren," wird heute von Denen nicht getadelt werden, die ein Temperament höher zu schätzen wissen als vornehmen Gleichmuth und die mit Treitschke erkannt haben, daß nur ein starkes Herz, das die Geschicke des Vaterlandes wie selbsterlebtes Leid und Glück empfindet, der historischen Erzählung die innere Wahrheit geben kann. Für Sybel war die Politik mitunter noch die von metaphysischen Kräften beherrschte Geheimkunst, den wirthschaftlichen Unterbau allen politischen Werdens und Vergehens erkannte er selten und im siebenten Band seiner Reichsgeschichte blättert man schlimme Seiten über die kommunistische Bewegung auf, über Marx und den gleich nach ihm gestorbenen Friedrich Engels. Solche Mängel wurden nicht durch einen ungewöhnlichen Glanz der Darstellung und durch eine stilistische Meisterschaft aufgewogen: Sybel schrieb schlicht, sauber und sachlich und ließ gern die Ereignisse selbst die Entwickelung erzählen. Sein gut dokumentirtes und kluges Buch über die französische Revolution, das einst die Legenden Lamartines

und seiner Genossen über den Haufen wehte, ist von Taines kulturphilosophischem Meisterwerk später etwas in den Schatten gerückt worden, weiter wahrscheinlich, als es verdient. Als der unvergleichlich getreue und liebevolle Geschichtschreiber der Begründung des Deutschen Reiches aber wird Sybel durch die Zeiten fortleben und kein Deutscher wird ihm die zärtliche Sorgfalt je vergessen, mit der er dem Walten des alten Kaisers und dem Wirken des großen Kanzlers nachging. Es gehört zu den beschämendsten Eindrücken der an Beschämungen auch sonst nicht armen letzten Jahre, daß diesem Manne Kränkungen nicht erspart blieben. Er war wirklich, wie es im Reichsanzeiger jetzt hieß, „der glänzende Verfechter der Ehre und des Ruhmes des Hohenzollernhauses“; und dennoch wurde ihm nach Bismarcks Entlassung die weitere Benutzung der Staatsarchive schroff untersagt; und als von seinen Fachgenossen ihm der Verdunpreis zuerkannt wurde, den Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1843 stiftete, um den Jahrestag des Vertrages von Verdun, „das tausendjährige Jubiläum von Deutschland“, wie er es nannte, durch die Krönung eines Werkes aus der vaterländischen Geschichte zu feiern, da wurde dem Beschluß der Sachverständigen die Bestätigung verweigert und es wurde getuschelt, der Kaiser sei aufgebracht, weil Bismarcks Gestalt allzu überragend im Vordergrund stehe, und er habe einen Anti-Sybel geschrieben, um zu beweisen, daß die Initiative und das weitausblickende Planen stets von dem Hohenzollernherrscher ausging, dessen gehorsamer Diener dann der Kanzler wurde und blieb. Dieses Raunen traf gewiß nicht die Wahrheit; aber es ist doch recht traurig, daß die letzten Stützen unserer stolzesten Zeit von den neuen Herren wie morsches Gerümpel gering geschätzt wurden, und in die lauten Freudenchöre des Jubeljahres mischt sich mißtönend ein schrilles Wehgefühl, wenn man vernimmt, daß der höchste Vertreter der Nation, der am Grabe Ferdinands Lesseps, des ruchlosen Schwindlers, seiner Trauer den stärksten und herzlichsten Ausdruck gab, an der Bahre Heinrichs Sybel nur kühl anwehende Theilnahme fand.

* * *

Der Haupt- und Residenzstadt Berlin brachte der Tag von Weißenburg einen Veteranenappell. Alte Soldaten, die in den großen Kriegen der Preußenfahne gefolgt waren, hatten die Mühen und Kosten der Reise nicht gescheut, denn sie hofften, den Kaiser zu erblicken, den Mancher von ihnen noch niemals sah, und von einem begeisterten Volk Gruß und Gastfreundschaft zu empfangen. Der Kaiser und Kriegsherr war auf der Lustfahrt nach England; und das Volk von Berlin ließ die Sonntagsulkstimmung an den nicht neumodischen Bratenröcken der Männer aus, die mitgewirkt hatten, ihm ein Reich und eine Reichshauptstadt zu erstreiten. Für einen Zehntausendzug waren nur zwei Militärkapellen aufgebracht, keine Fahne, kein Prinz, kein Heerführer war zu erschauen und die rüstige Schaar wurde mit viel Pathos und wenig Leibesnahrung bewirthet. Man muß, um die trübsälige Kläglichkeit des Schauspieles ganz zu ermessen, sich für einen Augenblick vorstellen, wie wohl die Pariser die Sieger in drei entscheidenden Kriegen aufnehmen würden, und man darf wünschen, daß von schwerer Lebensarbeit ermüdete Männer künftig nicht aus der Heimath gescheucht werden, wenn man ihnen nichts Anderes zu bieten hat als zum Frühstück den ästhetisch nicht förderfamen Anblick der Siegessäule und am Abend die Wahl zwischen dem italienischen und dem berlinischen Dirnenmarkt.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 17. August 1895.

Großmama.

Friedrich Wilhelm der Vierte war im Januar 1842 mit stattlichem Gefolge nach London gefahren, um bei der Taufe des Thronerben, der dem sächsisch-welfischen Königshause geboren war, Gevatter zu stehen. Eben waren die Tories wieder zur Herrschaft gelangt, Robert Peel, der fromme Profitmacher, war Premierminister, Lord Aberdeen, Metternichs eifrigster Bewunderer, war ins Auswärtige Amt eingezogen und in Berlin schwelgte man in der Hoffnung, nun werde Preußens Verhältniß zum Britenreich sich bald ganz besonders herzlich gestalten. Die Freude war denn auch groß, als die Einladung kam, zu der Viktoria und Albert, auf Stockmars Betreiben, sich bequemt hatten, um in festlicher Stimmung die Anglomanie des Preußenkönigs zu nähren. Der arglose Schwärmer, der dynastische Freundlichkeiten gern als politische Ereignisse ansah, war entzückt und ließ für sein Pathenkind ein schönes Geschenk bereiten, einen silbernen Glaubensschild, der in der Mitte das Heilandshaupt und an den Rändern, neben dem Einzug Jesu in Jerusalem, die Meerfahrt des Pathen zeigte; die herrliche Gabe, deren Plan Cornelius gezeichnet hatte, wurde dem Prinzen von Wales in die Wiege gespendet und sollte ihn demüthige Glaubenskraft und sittiges Wesen lehren. In London ging es hoch her; prunkvolle Feste wurden veranstaltet, Friedrich Wilhelm sah von einem besonderen Sitz der Eröffnung des Parlamentes zu, er erfreute sich an den Aufführungen shakespearischer Lustspiele, kniete fromm in der Kirche von St. Paul und wurde von der Königin eigenhändig mit dem Hosenbandorden geschmückt. An ein politisches Ergebniß des Besuches war natürlich nicht zu denken. Während der dreizehn

Tage, die der König in England verbrachte, wurde Pomp und Pracht reichlich aufgeboten, ein Theil der britischen Presse aber beschimpfte den Gast als einen deutschen Spion, einen Idioten und Heuchler, der in der Fremde enthusiastisch bewundere, was er ins eigene Land doch nicht einführen möge, und im Oberhause sprach Lord Brougham die Erwartung aus, der Anblick englischer Freiheit werde dem Preußen lehrreich sein und ihn bestimmen, das Verfassungversprechen seines Vaters endlich zu erfüllen. In Berlin war man gegen solche Dreistigkeit damals durchaus nicht empfindlich; der König bewahrte an die festliche Fahrt noch lange die angenehmste Erinnerung und Herr von Bülow, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, ließ am fünften November 1842, als von neuen Erfolgen der Engländer aus Asien die Kunde kam, durch den Gesandten und Ritter von Bunsen die Glückwünsche des preußischen Hofes aussprechen und unterwürfig hinzufügen: „Mit Großbritanien verbunden durch die Bande einer langen Allianee und einer beständigen innigen Freundschaft, sind wir gewohnt, Alles, was den Ruhm und das Wohlsein des Britischen Reiches vermehrt, fast eben so anzusehen, als wäre es uns selbst widerfahren." Aus diesen schlecht stilisirten Sätzen sprach eine unbedingte Vasallentreue, die dem britischen Hochmuth eigentlich schmeichelnd ins Ohr klingen mußte; aber auch diese beinahe dienerhafte Zärtlichkeit blieb ohne Erwiderung.

In den fünfzig Jahren, die seitdem verstrichen sind, ist Englands Großmachtstellung schwächer, die Preußens sehr viel stärker geworden. Das Britische Reich ist heute schon in Egypten bedroht, es sieht in Asien seinen Einfluß schwinden und wird, wenn 1897 die sibirische Bahn den Russen die Möglichkeit giebt, in ein paar Wochen ein Heer bis nach Wladiwostok zu führen, um den indischen Besitz zittern müssen. Jeder verständige Engländer fühlt die Gefahr und Gladstone, der glorreiche Cobdenit, der im Nineteenth Century einst erklärte, Britanniens Größe sei von der Kolonialherrschaft unabhängig, ist längst lebendig begraben; aber auch dieser vorläufig letzte Nichtsalsfreihändler von europäischem Ansehen hatte in schwarzen Stunden das Unheil geahnt, das die Vereinigten Staaten und das Zarenreich der weltbritischen Macht einst bereiten könnten, und seinem Vaterlande das Schicksal Hollands, Venedigs und Genuas vorausgesagt. Unterdessen hat Preußen die Führung der deutschen Stämme übernommen, die Einheit ist in blutigen Kriegen erstritten worden und der König von Preußen heißt jetzt Deutscher

Kaiser. Das offizielle England aber scheint von dem Wechsel der Zeiten nichts bemerkt zu haben; und als Wilhelm der Zweite jetzt, wie er alljährlich pflegt, die englische Küste aufgesucht hatte, da erging es ihm ungefähr wie vor dreiundfünfzig Jahren dem Großoheim: er wurde in magistralem Ton, während Viktoria und der Besitzer des Glaubensschildes ihm glänzende Feste gaben, über seine politischen Pflichten belehrt und es wurde ihm ernstlich vorgehalten, was er zu thun und was er zu meiden habe. Leider nahm man in Deutschland die Sache ernst und ließ sich zu pathetischen Entgegnungen herbei; eine gelassen lächelnde Abwehr wäre wirksamer und würdiger gewesen. Friedrich Wilhelm der Vierte fand für seine gehäuften Zärtlichkeiten keine Erwiderung und er mußte 1852 dem Ritter Bunsen gestehen, man habe in London sein Mahnen und Rufen wie das Gebell eines Hündchens überhört. Die schlimme Erfahrung wird sich wiederholen, so oft in Deutschland unkluge Politiker zeigen, daß sie auf britische Hilfe Hoffnungen hegen; John Bull wird sie jedesmal dann lehren, daß er für arme Verwandte nicht zu sprechen ist.

Auf allen Blättern der preußischen und der deutschen Geschichte liest man diese Lehre. Georg der Erste und sein Toryministerium hinderten 1713 Deutschland, das Elsaß zurückzugewinnen; sie begnügten sich mit den Zugeständnissen, die der Sonnenkönig den Kolonien und dem Handel Englands gern gewährte, und Deutschland konnte im Rastatter Frieden seinen gerechten Anspruch nicht durchsetzen. Hundert Jahre später wäre Elsaß-Lothringen wiederum deutsch geworden, wenn die siegreichen Alliirten Zeit gehabt hätten, sich darüber zu einigen; Wellington aber führte unter dem Schutz englischer Bajonette Ludwig den Achtzehnten eigenmächtig in die Tuilerien und mit dem befreundeten Bourbonenkönig war über die Abtretung des alten Reichslandes nicht mehr zu verhandeln; der Freundwilligkeit des angelsächsischen Vetters haben wir es zu danken, daß die Verwälschung der altdeutschen Provinzen zwei Jahrhunderte länger dauerte. Wie Lord Castlereagh sich zur Zeit des Wiener Kongresses mit Talleyrand und Metternich gegen Preußens gewiß nicht unbescheidene Wünsche verband, Das mag man bei Treitschke nachlesen. Als der schleswig-holsteinische Konflikt ausbrach, stellten Palmerston, Russell, Disraeli und Grey sich offen auf die Seite Dänemarks, und als Preußen mit Oesterreich die Waffenprobe wagen mußte, wurde im englischen Parlament erklärt, der Krieg sei grundlos und nicht zu rechtfertigen. Und braucht man heute noch

daran zu erinnern, daß England 1870 eine Neutralität beobachtete, die von einer Begünstigung der Franzosen kaum zu unterscheiden war, daß es unseren Feind mit Kriegsgeräth versah und ihm gestattete, auf englischem Gebiet einen deutschen Kauffahrer aufzubringen? Das ist ein kurzer Auszug aus einer langen Liste, die besonders rasch angewachsen ist, seit Deutschland versucht hat, in fernen Welttheilen für den Ueberschuß seiner Bevölkerung Raum und Nahrung zu schaffen. Ueberall ist uns England unfreundlich, oft genug geradezu feindlich, entgegengetreten. Wenn es jetzt auf ein angeblich bewiesenes Wohlwollen pocht und in herrischem Ton von uns eine Dankesschuld fordert, dann weckt es die Erinnerung an die Worte, die Friedrich der Große über die englischen Diplomaten schrieb: „Diese Leute wollen, daß ich Frankreich an die Luft setze und mich an dem Ruhm sättige, ihr Hannoverland gerettet zu haben, das mich gar nichts angeht; entweder sie wollen mich gröblichst dupiren oder sie sind Narren und von lächerlichem Selbstgefühl." Man braucht statt Frankreichs nur Rußland, statt des Hannoverlandes nur Indien und Egypten zu setzen, — und man hat genau das Verhältniß, das von dem um seine Weltmacht bangenden neuen Karthago heute dem Deutschen Reich angesonnen wird.

Die Verachtung des deutschen Wesens, die den Prinzgemahl Albert von Koburg einst mit schmählichen Karikaturen empfing und ihn wie einen Barbaren verhöhnte, weil er den Fisch mit einem silbernen Messer zu schneiden wagte, ist aus dem Britenreich noch nicht entschwunden. Der Engländer sah in den Bars den deutschen Kellner, in der City den deutschen Commis, in der Strandgegend die deutsche Dirne: sie boten sämmtlich ihre Dienste billiger an als die Eingeborenen und sie hatten fast sämmtlich schlechte Manieren. So entstand der Glaube, da drüben wohne ein Volk, das zwar große Gelehrte und Dichter hervorgebracht habe, das aber im Grunde doch geringwerthig sei und gerade nur gut genug, um im Nothfalle Englands Geschäfte zu besorgen. Dieser Glaube wurde durch die Beobachtung der deutschen Gutmüthigkeit genährt, die alle englischen Institutionen andächtig immer bewunderte, Common Law und den Parlamentarismus, die großen Prinzipien Richards Cobden und den constitutionel cant, und die sogar bereit war, sich eifernd für die Selbständigkeit Irlands zu begeistern. Nur ein politisch unreifes Volk, so dachte der kühl stets den eigenen Vortheil berechnende Brite, kann an fremde Freude und fremdes Leid so innige Gefühle

vergeuden, und er harrte, mit der zähen Geduld eines englischen Großkaufmannes, der Stunde, wo, nach dem Zerrinnen einer glänzenden Episode, der arme Verwandte Hilfe heischend ihm wieder nahen würde; dann wollte er ihn behandeln wie in der Office einen in Zahlungschwierigkeiten gerathenen Kunden: mit eisigem Schweigen zuerst und später mit ernst rügender Rede. Die Stunde schien nicht mehr fern, als der Caprivismus heraufkam, als Deutschland Witu räumte und mit artiger Verneigung dem verehrten Vetter den Schlüssel zum ostafrikanischen Besitz überreichte, — im wundervoll ersprießlichen Tausch gegen das leise verbröckelnde Helgoland. Sie rückte noch näher, als das Deutsche Reich die herrlichen Handelsverträge schloß, die den heimischen Getreidebau schädigen und einschränken mußten, und offen den Grundsatz verkündete, der Agrarstaat müsse künftig ein Industriestaat werden. Solcher arlose Unverstand mußte klugen britischen Staatsmännern ein unverhofftes Vergnügen bereiten: jetzt endlich hatten sie ja, was sie so lange ersehnten, ein spottbilliges Aequivalent für die deutschen Bajonette; wenn in Deutschland der Körnerbau zurückgeht, steht es im Kriegsfalle vor der Gefahr einer Hungersnoth und ist auf die Hilfe Englands angewiesen, das ihm mit seiner Flotte dann die Zufuhr von Lebensmitteln ermöglichen muß; deshalb ist es die Aufgabe englischer Schlauheit, Deutschland in den Freihandel hineinzuhetzen und ihm dann, wenn es seine materielle und nationale Selbständigkeit eingebüßt hat, die Bedingungen zu diktiren, unter denen es Hilfe hoffen darf. In den deutschen Cobdeniten fand der fein ersonnene Plan willige Helfer und zugleich erwachte in den wüthigen Russenfeinden wieder der alte Thorenwunsch, England dem Dreibunde angegliedert zu sehen. Wird dieser Wunsch erfüllt, dann haben wir den Krieg, denn Rußland und Frankreich werden nicht warten, bis die britische Imperial Federation League ausgebildet ist und England über ein Heer und eine ausreichende Flotte gebietet, und in diesem Krieg, der eine dauernde Niederlage Rußlands nicht bringen kann, werden wir nichts gewinnen als den unstillbaren Haß unserer nächsten Nachbarn. Die Achtung der lieben Vettern aber werden wir uns erst erwerben, wenn wir ihnen beweisen, daß wir unser Interesse mit der selben rücksichtlosen Kaufmannskunst zu wahren wissen wie sie ihres und daß wir, mag Väterchen uns auch manchmal unbequem sein, entschlossen sind, für Großmamas welkende Reize keine Mark und keinen Schuß Pulver zu opfern.



Organische Entwickelung.

I.

Die moderne Lehre von der organischen Entwickelung geht, so kann man sagen, auf den großen französischen Naturforscher Buffon zurück, der über ein Jahrhundert vor der Veröffentlichung der „Entstehung der Arten“ seine Ueberzeugung von der Veränderlichkeit der Formen der Arten und Familien deutlich ausgesprochen hat, aber durch die Machtstellung der Kirche in seinen Tagen sich oft gezwungen sah, seine Anschauungen für Hypothesen auszugeben, die, als der Religion zuwiderlaufend, natürlich nicht wahr sein konnten. Trotzdem spricht er mitunter sehr deutlich; z. B. wenn er sagt: „Die Natur, behaupte ich, ist in einem Zustand beständigen Flusses und beständiger Bewegung“; und an einer anderen Stelle: „Was kann die Natur, mit solchen Mitteln zu ihrer Verfügung, nicht erreichen? Sie vermag Alles mit Ausnahme der Schöpfung oder Vernichtung der Materie. Nur diese beiden äußersten Machtbefugnisse hat sich die Gottheit vorbehalten; Schöpfung und Vernichtung sind die Attribute ihrer Allmacht. Zu ändern und rückgängig zu machen, zu entwickeln und zu erneuern, diese Macht hat die Gottheit der Natur zur Ausübung übergeben.“ Dr. Erasmus Darwin hatte ähnliche Anschauungen, die er sehr ausführlich entwickelt hat; dabei hat er viele Gründe vorweggenommen, die dann schärfer von Lamarck ausgearbeitet worden sind: daß Veränderungen in den Arten durch direkte Wirkung der Umgebung, durch den Gebrauch und die Uebung der verschiedenen Organe der Thiere, und noch spezieller durch die Wirkungen der Anstrengung und des Wunsches verursacht werden, die zur Entwickelung solcher Theile und Organe führen, die diese Wünsche befriedigen können. Die großen französischen Naturforscher Geoffroy und Isidore Saint-Hilaire haben diese Anschauungen dann mit gewissen Einschränkungen angenommen, eben so einzelne deutsche Naturforscher. Volksthümlich sind sie, mit Sachkenntniß und literarischem Geschick, von dem verstorbenen Robert Chambers dargelegt worden in seinen „Spuren der Schöpfung“. Etwas später hat dann Herbert Spencer die allgemeine Theorie der Entwickelung so überzeugend und vollständig erläutert, daß er die meisten Denker zwang, sie anzunehmen. Aber weder er noch einer der großen Schriftsteller, die ihm vorausgegangen waren, hatte die schwierige Erklärung des Prozesses der organischen Entwickelung gefunden, da keiner von ihnen zu zeigen vermocht hatte, wie die wunderbaren und zusammengesetzten Anpassungen lebender Dinge an ihre Umgebung in Folge bekannter Gesetze und durch — als vorhanden nachgewiesene und genügend starke — Ursachen hätten entstehen können. Für die Wissenschaft blieben die Wege der organischen Entwickelung ein unlösbares Problem.

Wenn man bedenkt, daß diese Anschauung bis zum Erscheinen der „Entstehung der Arten“ die herrschende war, so war die Wirkung, die dieses Werk hatte, sicherlich wunderbar. Manche denkenden Naturforscher nahmen es sofort an, da es, wenn nicht eine vollständige Lösung, so doch eine vorläufige Theorie bot, die sich auf unleugbare Natur-Thatsachen gründete, eine wahre Ursache für die Artenveränderung aufdeckte und eine genügende Erklärung jener zahllosen Anpassungerscheinungen gab, die keine frühere Theorie zu erklären vermocht hatte. Weitere Betrachtung und Erörterung vermehrte nur den Ruhm des Verfassers und den Einfluß seines Werkes, der sich noch weiter erhöhte durch seine „Thiere und Pflanzen in der Domestikation“, die neun Jahre später erschienen. Als dieses Buch zur Genüge betrachtet worden war, etwa zwölf Jahre nach der Veröffentlichung der „Entstehung der Arten“, da hatte ein großer Theil der Naturforscher in allen Theilen der Erde, und unter ihnen viele der allerbedeutendsten, Darwins Anschauungen angenommen und anerkannt, daß seine Theorie von der „natürlichen Auslese“, um seine eigenen Worte zu brauchen, „das Hauptmittel, aber nicht das ausschließliche Mittel der Veränderung“ darstellt. Darwins Wirkung ist einzig der von Newtons „Principia“ zu vergleichen. Beide Schriftsteller haben ein bis dahin noch unerkanntes Naturgesetz scharf gefaßt und klar bewiesen und beide haben das Gesetz auf die Erklärung von Erscheinungen und die Lösung von Problemen anwenden können, die allen früheren Kritikern unlösbar geblieben waren.

Seit einigen Jahren hat sich jedoch eine Reaktion gegen die Behauptung erhoben, Darwins Theorie biete eine genügende Erklärung der organischen Entwickelung. In Amerika besonders werden die Theorien Lamarcks wieder aufgenommen. In England giebt es ebenfalls viele Lamarckianer; und daneben führen einige einflußreiche Schriftsteller den Begriff ein, daß es endgiltige Stellungen organischer Stabilität gebe, ganz unabhängig von Nützlichkeit und also von natürlicher Auslese, und daß diese Stellungen oft erreicht werden durch diskontinuirliche Variation, d. h. durch Anläufe oder plötzliche Sprünge von beträchtlicher Weite, die somit im Stande wären, Rassen zu modeln ohne irgend welche Hilfe durch den Ausleseprozeß, den natürlichen wie den geschlechtlichen.*) Diese Anschauungen sind neuerdings in einem bedeutenden Werke über Variation**) verfochten worden, das unter gewissen Klassen von Naturforschern wahrscheinlich viel Einfluß haben wird. Und weil ich glaube, daß diese Anschauungen vollständig irrig sind und einen Rückschritt im Studium der Entwickelung bedeuten, ergreife ich die Gelegenheit, die Gründe für meine entgegengesetzte Meinung in einer Weise zu entwickeln,

*) Discontinuity in Evolution. By Francis Galton. Mind. Vol. III, S. 376.

**) Materials for the Study of Variation, treated with especial regard to Discontinuity in the Origin of Species. By William Bateson M. A. 1894.

die hoffentlich die Aufmerksamkeit nicht nur der Naturforscher, sondern aller Denker auf sich ziehen wird, die an diesem Probleme Antheil nehmen.

Ehe ich in diese spezielle Erörterung eintrete, ist es vielleicht angebracht, den wesentlichen Unterschied zwischen den Theorien Darwins und denen seiner Vorgänger und Gegner kurz durch ein paar Beispiele solcher Anpassungfälle klarzumachen, die nach allen anderen Theorien unlösbar bleiben, für die aber die natürliche Auslese eine einleuchtende Erklärung giebt. Die darwinische Theorie gründet sich auf gewisse Naturthatsachen, die den Naturforschern zwar lange bekannt waren, aber in ihren Beziehungen zu einander und zu der Entwickelung nicht verstanden wurden. Diese Thatsachen sind: Variation, reißende Vermehrung und der sich daraus ergebende Kampf ums Dasein und das Ueberdauern der Tüchtigsten. Die Beobachtung zeigt, daß, wenn man große Gruppen einzelner Wesen der selben Gattung mit einander vergleicht, es eine ganz beträchtliche Menge Variabilität in Größe, Gestalt, Farbe, Anzahl der wiederholten Theile und anderen Zügen giebt. Ferner, daß jeder einzelne Theil, der so verglichen worden ist, sich abändert, so daß man ruhig behaupten kann, daß es keinen Theil und kein Organ giebt, die nicht fortgesetzter Variation unterworfen wären. Diese Variationen sind sehr beträchtlich und keineswegs unendlich klein oder auch nur klein, wie man beharrlich von ihnen behauptet. Und schließlich variiren die Theile und Organe jedes einzelnen Wesens bedeutend unter einander, so daß jeder besondere Zug, obgleich manchmal entsprechend mit anderen Zügen variirend, doch ein beträchtliches Maß unabhängiger Variabilität besitzt. Das Maß beobachteter Variation ist so groß, daß unter fünfzig oder hundert erwachsenen Einzelnwesen des selben Geschlechtes, die zu gleicher Zeit und an dem selben Orte gesammelt werden, der Unterschied der äußersten Maße und des Mittelmaßes jedes Organes oder Theiles gewöhnlich zwischen einem Zehntel und einem Viertel schwankt und manchmal selbst ein Drittel des Mittelmaßes beträgt, gewöhnlich mit einer vollkommenen Abstufung der dazwischen liegenden Maße.

Die Vervielfachung der Einzelnwesen aller Arten ist so groß, daß nur ein kleiner Bruchtheil der alljährlich Geborenen überleben kann. Daher der Kampf ums Dasein, dessen Ergebniß ist, daß durchschnittlich die Wesen, die in irgend einer Weise sich schlecht für die Daseinsbedingungen eignen, sterben, während die Geeigneteren überleben. Der Kampf ist von sehr verschiedener Art und Schärfe; er wird entweder mit den Naturgewalten, wie Kälte, Dürre, Stürme, Fluthen, Schnee u. s. w. geführt oder mit anderen Geschöpfen, um der Vernichtung zu entgehen oder um Nahrung für sich und die Nachkommenschaft zu gewinnen; manchmal auch mit der eigenen Rasse im Wettbewerb um die Gatten oder die Daseinsmittel. In allen diesen Formen des Kampfes sind geistige und soziale Eigenschaften oft eben so wichtig wie bloße physische

Vollkommenheit, oft sogar viel wichtiger. Die schon angeführte Thatsache des starken Maßes der Variabilität in den meisten Arten ist von Manchen als Beweis dafür aufgefaßt worden, daß es keinen so heftigen Kampf geben könne, wie angenommen worden war, oder daß die Züge, die so stark variiren, nur von geringer Bedeutung für die Art sein und deshalb für das Ueberleben nicht den Ausschlag geben könnten. Aber bei diesem Einwand sind zwei Erwägungen übersehen worden. Erstens vergleichen wir stets Erwachsene, und in den früheren Lebensaltern sind doch schon viele Wesen vernichtet worden. Die Erwachsenen sind also schon eine ausgelesene Gruppe. Zweitens ist der Kampf ein abwechselnder; einmal weil die ungünstigsten Wetterbedingungen nur in sehr großen Zwischenräumen wiederkehren, während die Verschiedenheit dieser Bedingungen in jedem Falle zur Auslese eines verschiedenen Merkmales führt. Ein besonders strenger Winter vernichtet alle in einer Gruppe von Merkmalen unvollkommenen Wesen, während eine lange Dürre oder ein dauernder Mangel an einer gewissen Nahrungart die Wesen ausrottet, die in einer anderen Gruppe von Merkmalen unvollkommen sind. So werden in jedem Jahre Mengen von Einzelnwesen unter einer der immer wiederkehrenden ungünstigen Bedingungen der schleunigen Vernichtung anheimgegeben; und wahrscheinlich bildet dieser Umstand die Erklärung dafür, daß es fortwährend so viele individuelle Variation giebt, obgleich die centrale oder typische Form für sehr lange Zeiträume unverändert bleibt. Diese typische Form ist diejenige, die unter den vorhandenen Bedingungen alle periodischen oder Jahrhunderte dauernden ungünstigen Veränderungen überlebt, während die an der Grenze liegenden oder extremen Variationen jeder Art früher oder später ausgeschieden werden. Weil so viele Schriftsteller der Thatsache, daß der Daseinskampf seinem innersten Wesen nach nur in Pausen ausgefochten wird, nicht ihre volle Bedeutung zugestehen, erfassen sie auch seine volle Wichtigkeit nicht und bringen beharrlich Einwände und Schwierigkeiten vor, die kein wirkliches Gewicht haben.

Wir können jetzt die Tragkraft der darwinischen Theorie im Vergleich zu der Lamarcks oder seiner modernen Gefolgsleute schätzen. Nehmen wir zuerst den einfachen Fall der Anpassung der fleischigen und saftigen Früchte, die von Vögeln gefressen werden; er scheint auf den ersten Blick der Art nachtheilig, in Wirklichkeit ist er aber außerordentlich wohlthätig, weil er zu der weiten Verstreuung der Samen führt und so die Fortpflanzung der Pflanzen, die solche Früchte hervorbringen, sehr stark fördert. Welcher denkbaren direkten Einwirkung der Umgebung können wir die Hervorbringung weichen oder saftigen Fleisches mit anziehender Farbe und kleinen, hartgehäuteten Samen in den unzähligen Früchten zuschreiben, die von Vögeln gefressen werden, durch deren Körper die Samen in einem zur Keimung passenden Zustande gehen? Hier haben wir es mit einer Kombination von Zügen zu thun, die für einen be-

stimmten Zweck berechnet ist, — mit einer unzweideutigen Anpassung. Wenn wir annehmen, daß auf einer frühen Entwickelungstufe die Ahnen dieser Früchte, die zufällig ein Bischen weicher waren als andere, von Vögeln gefressen wurden, — wie konnte da dieser Umstand in künftigen Generationen der Bäume oder Sträucher, die von den so ausgestreuten Samen abstammten, die Weiche mehren, Saft erzeugen und Farbe schaffen? Und wenn wir annehmen, daß diese verschiedenen Züge Stellungen „organischer Stabilität“ sind, erworben durch zufällige Variation, so haben wir zu fragen, warum hier verschiedene Arten der Variation zusammengetroffen sind oder warum keine von ihnen in den zahlreichen Arten vorgekommen ist, wo das Schicksal, von Vögeln gefressen zu werden, nachtheilig und nicht wohlthätig wäre. Wenn wir aber auf der gleichen Stufe beginnen und die darwinische Theorie anwenden, so finden wir, daß der ganze Vorgang leicht zu erklären ist. Es ist eine beobachtete Thatsache, daß die Früchte an Weichheit, Saftigkeit und Farbe und daß die Samen in der Härte und Behaarung ihrer Decken variiren. Jede Variation primitiver Früchte in einer von diesen Richtungen wäre demnach wohlthätig, weil sie Vögel anzöge, sie zu verzehren und die Samen so auszustreuen, daß sie passende Standorte für ihre Entwickelung und ihr Wachsthum erreichten. Solche günstigen Variationen würden sich also erhalten, während die weniger günstigen zu Grunde gingen.

Die modernen Verfechter des Lamarckismus geben sich mit so einfachen Fällen wie der Stärkung und Vergrößerung von Organen durch den Gebrauch, der Verhärtung der Fußsohle durch den Druck oder der Vergrößerung des Magens durch die Nothwendigkeit, große Mengen weniger nahrhafter Nahrung zu genießen, zufrieden. Diese und viele andere ähnliche Veränderungen lassen sich zweifellos durch die unmittelbare Einwirkung von Umständen erklären, wenn wir zugeben, daß die so entstandene Veränderung in dem Einzelnwesen sich auf die Nachkommenschaft überträgt. Daß sich solche Veränderungen übertragen, ist bis jetzt jedoch noch nicht nachgewiesen worden und manche Naturforscher weisen eine solche Uebertragung ab, als unwahrscheinlich an sich und auf jeden Fall als unannehmbar ohne vollen und genügenden Beweis. Aber selbst wenn man sie annimmt, so hilft sie uns doch nicht die vielen bedeutsamen Anpassungen erklären, die zu einer direkten Einwirkung der Umgebung in ganz und gar keiner Beziehung stehen.

Batesons bedeutsames Werk besteht hauptsächlich aus einer umfangreichen Sammlung von Fällen einer Variation besonderer Art, die sich in dem ganzen Thierreich findet und in allen Theilen der Erde beobachtet worden ist. Die Eigenart und die morphologischen Beziehungen dieser Variationen werden vielfach sehr vollständig und mit großer Sachkenntniß und großem Scharfsinn erörtert und ein paar selbständige Ansichten werden vorgebracht,

die für den Morphologen eben so interessant sind wie für den Physiologen. So weit dieser Theil des Werkes in Betracht kommt, würde ich mich für ganz unkompetent halten, Kritik daran zu üben. Aber das Buch geht weit darüber hinaus. Die ersten Worte der Vorrede verkünden uns: „Dieses Buch bietet einen Beitrag zu dem Studium des Artenproblemes" und in einem langen einleitenden und einem kürzeren Schlußkapitel wird dieses Problem behandelt, mit der Absicht, die Anschauungen der Darwinisten zu diskreditiren. Dabei wird dann eine neue Theorie, die sich auf die angeführten Thatsachen gründet, als die wahrscheinlichere dargestellt. Deshalb ist es geboten, diese Thatsachen selbst und die Theorien, die sie stützen sollen, zu prüfen.

Darwin unterschied zwei Klassen von Variationen, die er „individuelle Abweichungen" und „Spielarten" nannte. Die ersten sind klein, aber außerordentlich zahlreich; die zweiten bedeutend, aber verhältnißmäßig selten, und diese sind die „diskontinuirlichen Variationen" Batesons, auf die ich bereits hingewiesen habe. Darwin hat stets geglaubt, daß die individuellen Abweichungen die wichtigste Rolle bei der Entstehung der Arten spielten, hat aber die Spielarten oder diskontinuirlichen Variationen nicht völlig ausgeschlossen; er kam bald zu der Ueberzeugung, daß sie ganz ohne Wichtigkeit seien und daß sie selten oder nie dazu dienten, neue Arten zu erzeugen. Bateson dagegen ist der Ansicht, daß das genaue Gegentheil der Fall ist und daß die Spielarten oder diskontinuirlichen Variationen das alle anderen überragende, wenn nicht das ausschließliche Mittel sind, durch das sich die organische Welt verändert hat.

Die Schwierigkeit, die Bateson am Meisten stutzig gemacht hat und die nach seinen Worten „von unendlicher Bedeutung" sein soll, ist, daß die spezifischen Lebensformen eine diskontinuirliche Reihe bilden, die verschiedenen Umgebungen jedoch, von denen diese an erster Stelle abhängen, unmerklich in einander übergehen und eine kontinuirliche Reihe bilden. Später wird dieser Einwand noch einmal in noch kräftigeren Worten betont: „Wir haben gesehen, daß die Verschiedenheiten zwischen den Arten spezifische — Verschiedenheiten der Qualität — sind und eine diskontinuirliche Reihe bilden, während die Verschiedenheiten der Umgebung, denen sie unterworfen sind, im Ganzen Gradunterschiede sind und eine kontinuirliche Reihe bilden. Es ist deshalb schwer einzusehen, wie die Verschiedenheiten der Umgebung in irgend welchem Sinne die leitende Ursache der spezifischen Unterschiede sein können, die sie nach der Theorie der natürlichen Auslese sein müßten." Dann giebt er an, nach der landläufigen Hypothese sei „die Variation kontinuirlich und die Diskontinuität der Arten entstehe durch die Wirkung der Auslese". Das ist jedoch keine ganz genaue Wiedergabe der landläufigen Hypothese, wenn „diskontinuirlich" in Batesons Sinne gebraucht wird, nach dem es jeden Wechsel der Farbe

einschließt, der nicht von minutiöser Abstufung ist, und jeden Wechsel in der Anzahl der mehrfach vertretenen Theile, wie der Rückenwirbel, der Gelenke eines Fühlhornes oder der Ringe eines Wurmes, der nicht eine Abstufung des Theiles von einem minutiösen Rudimente an zeigt. Von solchen Wechseln in den Farben oder in der Anzahl der Theile geben alle Darwinisten zu, daß sie in vielen Fällen einen Theil jener individuellen Variationen darstellen, von denen die Umbildung der Arten abhängt. Bateson gründet jedoch auf die angebliche Verwerfung dieser Art Variation durch die Darwinisten seinen Einwand, den er „so gut wie tötlich" für ihre Theorie nennt.

Ehe ich weiter gehe, ist es vielleicht angebracht, ein paar Bemerkungen über die sehr bestimmten und positiven Schlüsse zu machen, zu denen Bateson gelangt ist. Man muß sich gegenwärtig halten, daß der vorliegende Band sich nur mit einem Theile des Gegenstandes der diskontinuirlichen Variation beschäftigt, die an sich, wenn wir die Monstrositäten ausschließen, nur ein kleiner Bruchtheil des ganzen Gegenstandes der Variation ist. Des Autors Hauptpunkt, daß die Arten eine diskontinuirliche Reihe bilden und daß darum spezifische Unterschiede nicht durch eine Einwirkung der Umgebung entstehen konnten, weil die Umgebung kontinuirlich ist — eine Beweisführung, bei der er sich aufhält und die er mit Nachdruck und Beharrlichkeit wiederholt —, ruht gänzlich auf den augenfälligen Trugschlüssen, daß in jeder einzelnen Oertlichkeit die Umgebung jeder Art die selbe und daß alle Veränderung der Umgebung, in Raum oder in Zeit, kontinuirlich sei. Und doch ist die Veränderung oft sehr jäh, die der Verschiedenheit des Bodens entspingt, wo eine scharfe Linie einen mit Fichten oder mit Haide bewachsenen Sumpf von kalkartigen Hügeln trennt; oder der Verschiedenheit der Höhe, von der wasserreichen Ebene zu trockenem Oberland; oder für Wasserthiere von der offenen See zu einer geschützten Bucht u. s. w. Und wenn sich im Laufe geologischer Zeiträume eine Insel vom Festland lostrennt oder vulkanische Ausbrüche ozeanische Inseln aufbauen, so gehen die Einwanderer, die derartige Inseln erreichen, durch einen Wechsel der Umgebung, der in hohem Grade diskontinuirlich ist.

Vielleicht noch wichtiger ist die Thatsache, daß die Umgebung als Ganzes sich überall aus einer unbegrenzten Zahl von Unterumgebungen zusammensetzt, von denen jede allein, oder fast allein, eine einzelne Art beeinflußt, wie man sie ja mit einem gebräuchlichen Ausdruck ihre „Daseinsbedingungen" nennt. Der Maulwurf und der Igel können zusammen in der selben allgemeinen Umgebung leben, und doch sind ihre thatsächlichen Umgebungen sehr verschieden, — wegen der Verschiedenheit ihrer Nahrung, ihrer Lebensgewohnheiten und ihrer Feinde. Das Selbe gilt von dem Kaninchen und dem Hasen, der Dohle und der Krähe, der Ringelnatter und der Otter; und in noch höherem Grade, wenn wir unseren Blick auf Thiere von noch größerer Ver-

schiedenheit richten, wie die Fischotter und den Dachs, den Mistkäfer und den Maikäfer und hundert andere, die sich anführen ließen. Obgleich man alle diese Thiere auf der selben Stelle findet, so hat doch jedes von ihnen seine eigene Umgebung, der es sich anpassen muß, um sein Dasein zu erhalten. Viele Arten leben jedoch gewissermaßen an den Grenzen zweier verschiedenen Umgebungen: wenn sie zu verschiedenen Zeiten verschiedene Arten von Nahrung zu sich nehmen und verschiedenen Feinden und verschiedenen klimatischen Einwirkungen ausgesetzt sind. In solchen Fällen sieht man leicht, daß eine kleine Aenderung der Struktur sie wohl in den Stand setzen könnte, ihre Gewohnheiten mit Vortheil zu ändern und damit sich Etwas zu erwerben, was praktisch eine neue Umgebung ist. Das läßt sich deutlich bei nahverwandten Arten sehen, die etwas verschiedene Lebensgewohnheiten haben, wie die Feldbachstelze (Anthus pratensis) und die Baumbachstelze (Anthus arboreus), von denen die erste eine lange, fast gerade Kralle an ihrer Hinterzehe, einen schlankeren Schnabel und eine etwas grünere Färbung hat, — Abänderungen, die ihren verschiedenen Gewohnheiten und ihren verschiedenen physischen Umgebungen angepaßt sind. Hier haben wir ein Beispiel in der Natur, wie Umgebungen, selbst wenn sie im Ganzen kontinuirlich sind, bei zwei Arten, die in sehr geringfügigen Zügen sich unterscheiden, doch ganz diskontinuirlich werden können. Darwin hat sich bei dieser Erscheinung vielfach aufgehalten und erkannt, wie neue Arten entstehen, wenn eine Gruppe von Einzelnwesen einen leeren Platz im Naturhaushalt mit Beschlag belegt und sich ihm durch verhältnißmäßig geringe Variationen anpaßt. Das erklärt uns auch die Hinfälligkeit des scheinbar sehr triftigen Beweisgrundes, der zu dem Schlusse führte, daß die diskontinuirlichen Variationen als Klasse von entscheidender Wichtigkeit für die Erzeugung neuer Arten seien. Um die Bedeutung dieser Variationen als möglicher Faktoren in dem Prozeß der organischen Entwickelung zu erkennen, muß man zuerst das Wesen der Variationen kurz kennzeichnen.

Sie bestehen in sogenannten meristischen Variationen, d. h. in Variationen in der Zahl oder Stellung von Theilen, die in Reihen auftreten, sei es nun in einer Linie, an beiden Seiten oder strahlenförmig. Der Art sind die Variationen in der Anzahl der Segmente der Gliederthiere und Arthropoden, wie Würmer, Blutegel, Hundertfüße u. s. w.; in den Fühlhörnern und Beinen der Insekten; in den Rückgratwirbeln, Rippen, Zähnen, Brustwarzen, Gliedern und Zehen der Wirbelthiere; in den Strahlen des Seesternes, Enkrinites und verwandter Thiere. Die Augen und sonstigen symmetrischen Zeichnungen auf den Schmetterlingsflügeln werden eben so angeführt, und außerdem noch zahlreiche Mißbildungen, wenn diese in Reihen stehende oder symmetrisch angeordnete Organe betreffen.

Wenn wir die von Bateson vorgeführten Variationen sorgsam durchsehen, fällt uns auf, wie viele von ihnen mehr oder weniger Verunstaltung oder Mangel an Symmetrie zeigen und in Monstrositäten gipfeln. Nichts vermag in dieser Hinsicht den geringen Werth des Buches so deutlich zu zeigen wie der große Raum, der den verschiedenen Monstrositäten der Hände und Füße des Menschen und einiger anderen Säugethiere gewidmet ist. Nicht nur bei allen Säugethieren, sondern auch bei Vögeln, Reptilien und Amphibien ist fünf die Maximalzahl der Zehen oder Finger. Sie mögen in der Größe oder in ihren Verhältnissen variiren, sie mögen durch Zusammenwachsen oder auch durch den Verlust der Seitenfinger sich an Zahl verringern, sie mögen sich in Form und Funktion seltsam verändern, wie bei den Fächern des Walfisches oder bei dem Flügel der Fledermaus: sie übersteigen in der ganzen langen Reihe der Landwirbelthiere niemals fünf an Zahl. Dennoch giebt es sechs-, sieben- oder achtfingerige, doppelhändige oder doppelfüßige Kinder; ähnliche Mißbildungen bei den Affen; sechs- oder siebenzehige Katzen; vier-, fünf- und sechszehige Schweine; doppelfüßige Vögel und andere Monstrositäten, die sehr ausführlich beschrieben und in all ihren Besonderheiten von verschiedenen Gesichtspunkten aus erörtert werden, in einem Werke, das sich uns darbietet als „Beitrag zum Studium des Artenproblemes“. Viele von diesen Mißbildungen sind unter Thieren im Naturzustande beobachtet worden; und in der That ist Bateson der Meinung, daß sie unter wilden Thieren eben so häufig vorkommen wie unter zahmen. Wenn man erwägt, wie selten sich der erste Fall überhaupt beobachten läßt, so müssen sie allenthalben vorkommen. Und dennoch scheinen sie sich auch nicht in einem einzigen Falle als Rasse oder örtliche Varietät selbst des kleinsten Maßes festgesetzt zu haben. Und doch wissen wir, daß sie im Falle von sechszehigen Katzen und wahrscheinlich auch in anderen Fällen leicht übertragbar sind, und wir schließen daraus, daß diese Unregelmäßigkeiten und Besonderheiten in hohem Maße nachtheilig sind, da sie, sobald sie dem Wettbewerb mit der normalen Form im Naturzustande unterworfen werden, niemals überdauern, nicht einmal ein paar Generationen.

Da das Buch, von dem ich spreche, vollständig den Variationen in der Anzahl oder Stellung der in Reihen auftretenden Theile der Organismen in Beziehung auf die Entstehung der Arten gewidmet ist, so ist es nöthig, einigen Nachdruck auf die sehr bekannte, aber hier offenbar übersehene Thatsache zu legen, daß mindestens unter den höheren Typen des Lebens der konstanteste aller Züge und der dauerndste Zug lange Entwickelungperioden hindurch und unter Wandlungen, die zu der Entstehung einer wunderbaren Mannichfaltigkeit und Uebermenge spezifischer Formen geführt haben, das Merkmal der Zahl und der Stellung der in Reihen auftretenden Organe zu einander ist. Daraus folgt, daß derartige Variationen nur in enorm

großen Zwischenpausen zu spezifischen Wechseln geführt haben können und daß sie im Allgemeinen absolut nichts mit der Entstehung einer erdrückenden Mehrheit der lebenden Arten zu schaffen gehabt haben können.

Erstlich finden wir bei den Wirbelthieren vier Gliedmaßen, die unter all der wunderbaren Mannichfaltigkeit der Form und Funktion, auf dem Lande, im Wasser und in der Luft, niemals überschritten werden und offenbar auf einer sehr frühen Entwickelungstufe des Wirbelthiertypus festgeworden sind. Eben so fest stehen und über ein noch ungeheureres Gebiet von Modifikationen spezifischer Formen erstrecken sich die sechs Beine und vier Flügel der echten Insekten, die, wie bei den Wirbelthieren, sich wohl an Zahl vermindern, aber niemals vermehren können. Noch außerordentlicher, weil weniger offenkundig verbunden mit der Hauptstruktur und den Funktionen des Organismus, ist die Begrenzung und Dauer in der Anzahl der Unterabtheilungen der Glieder und anderen Anhänge. Es giebt keinen offenkundigen Grund dafür, daß bei den Landwirbelthieren die Unterabtheilungen von Hand und Fuß niemals die Zahl fünf überschreiten, und doch ist diese Anzahl nicht nur das Maximum, sondern sie ist auch als die normale Anzahl zu betrachten, im Verhältniß zu der alle anderen Anzahlen Verminderungen sind; denn sie herrscht noch jetzt unter den Marsupialien, Rodentien, Karnivoren, Primaten und Eidechsen. Und die fünfzehigen Landwirbelthiere (ausschließlich der Vögel) sind wahrscheinlich viel zahlreicher als die mit einer geringeren Anzahl. Bei den Vögeln bilden vier Zehen das Maximum und verhältnißmäßig wenige haben eine geringere Anzahl. Aber hier haben wir eine Besonderheit in den Anzahlen der Zehengelenke, die bei keinem anderen Wirbelthier vorkommt. Diese bilden eine Reihe in arithmetischer Progression, bei der die hintere Zehe zwei Gelenke hat und die anderen drei, vier und fünf Gelenke in regelmäßiger Folge. Und diese Regel ist nahezu allgemein; die einzigen Ausnahmen sind einige Steinschwalben und Nachtschwalben, deren Gewohnheiten die Füße verhältnißmäßig unwichtig machen und deren allgemeine Organisation von ziemlich niedrigem Typus ist. Bei den Insekten bestehen die Beine aus einer beschränkten Anzahl von Theilen, — und, seltsam genug, diese Anzahl ist wiederum fünf, Coxa, Trochanter, Femur, Tibia und Tarsus. Der Tarsus zerfällt jedoch wiederum in kleine bewegliche Gelenke und bei diesen ist wieder das Höchstmaß fünf, aber in bestimmten Gruppen beschränken sie sich auf vier, drei oder zwei. Der fünfgelenkige Tarsus ist jedoch der vorwiegende, und in der enormen Ordnung der Coleoptera oder Käfer, die mindestens hunderttausend beschriebene Arten umfaßt, gehört reichlich die Hälfte zu Familien, die fünfgelenkige Tarsi haben. Selbst die Fühlhörner haben in zahlreichen großen Gruppen, die viele tausend Arten umfassen, eine konstante Anzahl von Gelenken, obgleich sie in der Anzahl der Gelenke stark

variiren. Ein anderes Zeichen der Tendenz der in Reihen auftretenden Theile, eine feststehende Zahl anzunehmen, ist die typische Beschränkung der Hals- oder Nackenwirbel der Säugethiere auf sieben Gelenke. Diese Anzahl ist wunderbar konstant und ist in dem langen Halse der Giraffen und Kameele und dem kurzen Nacken des Nilpferdes, Meerschweines und Maulwurfes die gleiche. Die einzigen Ausnahmen in der ganzen Klasse sind einige Faulthiere, die sechs bis zehn Gelenke haben und oft in der selben Art variiren, und die der Manati mit sechs.

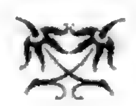
Wenn wir nun die ungeheure Ausdehnung dieser festen Zahlenverhältnisse wichtiger Theile des Organismus der höheren Wirbelthiere und Insekten betrachten, sowohl hinsichtlich der Anzahl der lebenden Arten — vielleicht neunundneunzig Prozent des Ganzen — als hinsichtlich ihrer zeitlichen Ausbreitung, durch die ganze Tertiär- und Sekundärepoche und selbst einen beträchtlichen Theil der paläozoischen Perioden, wenn wir weiter die ungeheure Anzahl ausgestorbener Arten, Geschlechter und Familien in Betracht ziehen, deren wir bedürfen, um die verschiedenen Stammbäume von den frühesten bekannten Formen an zu vervollständigen, und wenn wir sehen, daß sie die selben Zahlenverhältnisse bieten wie die lebenden, — dann können wir uns eine Vorstellung von der überwältigenden Häufigkeit und Wichtigkeit der Variationen in Größe, Form, Verhältnissen und Struktur der verschiedenen Theile und Organe der höheren Thiere im Vergleich mit den Variationen in ihrer Zahl zu machen. Sicher sind auf den früheren Stufen der organischen Entwickelung die numerischen Variationen häufiger und wichtiger gewesen, wie sie es noch jetzt unter den niedrigeren Formen des Lebens sind. Aber in einer sehr frühen Periode der geologischen Geschichte sind die Zahlenverhältnisse der wesentlichen Theile der höheren Organismen mehr oder weniger fest und konstant geworden und sind dann in vielen Fällen während eines großen Theiles der Periode, die die geologische Forschung deckt, unverändert geblieben. Die vier Gliedmaßen der Wirbelthiere sind schon bei den Fischen der devonischen Periode festgeworden und eben so die vier Flügel und sechs Beine der echten Insekten bei den Mauerasseln und archaischen Orthopteren von den Karboniferen. Und fast alle folgenden Umbildungen sind den Veränderungen dieser frühen Typen entsprungen. Die ältesten Säugethiere, von denen wir genügende Kenntniß besitzen, haben die typischen fünfzehigen Füße, und die ältesten Vögel haben offenbar die selbe progressive Reihe von Zehengliedern gehabt, die heute die herrschende ist.

Somit werden wir unwiderstehlich zu dem Schlusse geführt, daß unter allen möglichen Formen jetzt vorkommender Variation diejenigen, welche die Anzahl der wichtigen in Reihen auftretenden Theile unter den höheren Organismen betreffen, die denkbar geringste Beziehung zu der Veränderung der Arten haben, die etwa um uns herum vor sich geht oder vor sich gegangen

ist. Und doch ist der umfangreiche und gelehrte Band, den ich bespreche, den Variationen dieser Art gewidmet, von denen ein großer Theil bloße Mißbildungen oder Monstrositäten sind. Der Verfasser des Buches bringt diese Mißbildungen und Unregelmäßigkeiten untermengt mit einem Theil normaler Variationen unter dem irreführenden Namen „Diskontinuirliche Variationen" vor, als ob sie etwas Neues wären und von Darwin und seinen Nachfolgern aus Unwissenheit übersehen worden wären. Und er versäumt keine Gelegenheit, uns zu sagen, wie wichtig sie nach seiner Ueberzeugung sind und wie sie die Anfänge der Errichtung einer sicheren Grundlage für die Lösung der Entwickelungprobleme sind. Dabei hat er in der Erfassung der wesentlichen Züge vollständig fehlgegriffen, die mindestens neunundneunzig Prozent der vorhandenen Arten kennzeichnen; sie bestehen in kleinen Verschiedenheiten von ihren Verwandten, nach Größe, Gestalt, Verhältnissen oder Farbe der verschiedenen Theile oder Organe, mit entsprechenden Verschiedenheiten der Funktion und Gewohnheiten, verbunden mit einer wunderbaren Stabilität in den numerischen Verhältnissen der in Reihen auftretenden Theile; manchmal erstrecken sich diese Verschiedenheiten nur auf Geschlechter, häufiger auf Familien, Stämme, Ordnungen oder selbst ganze Klassen der höheren Thiere. Verschiedenheiten der ersten Art charakterisiren in Wirklichkeit die große Mehrheit der Arten; sie betreffen jene Organe, die am Meisten und am Augenscheinlichsten an den Einzelwesen jeder neuen Generation variiren; sie bilden jene individuelle Variation, die Darwin stets als die wesentlichste Grundlage der natürlichen Auslese betont hat und von der seine Nachfolger gezeigt haben, daß sie noch viel häufiger und viel wichtiger ist, als der Meister wußte; und sie bieten ein reichlich genügendes Material für die beharrliche Erzeugung neuer Formen. Selten ist in der Geschichte des wissenschaftlichen Fortschrittes ein so wichtiger Anspruch erhoben und der Welt mit so viel Ueberzeugung geboten worden, daß er eine epochemachende Entdeckung sei, wie Batesons Idee, daß die diskontinuirliche Variation einer Diskontinuität der Arten entspreche und sie erkläre; aber noch seltener ist eine angebliche Entdeckung durch Thatsachen gestützt worden, die, obgleich an sich interessant, zum größten Theil ganz außerhalb der allgemeinen Bedingungen des zu lösenden Problemes liegen und die deshalb als Beitrag zu seiner Lösung vollständig werthlos sind.

Andere wichtige Punkte in Batesons Werk werde ich, nebst einigen Theorien, die neuerdings von Sir Francis Galton vertreten worden sind, nächstens in einem zweiten Aufsatz behandeln.

Parkstone, Dorset. Alfred Russell Wallace.



Theorie und Praxis in der Jurisprudenz.

Unter dem preußischen Justizminister Schönstedt wurde vor Kurzem ein Verwaltungakt vollzogen, den man als Thatsache hingenommen, aber wohl nicht überall in seiner ganzen Bedeutung gewürdigt hat. Ich meine die Ernennung des ordentlichen Professors Fischer in Breslau zum Oberlandesgerichtsrath. Wer zum Optimismus neigt — und ich kann mich von diesem Fehler nicht ganz freisprechen —, wird aus diesem Anlaß schließen, daß man an maßgebender Stelle anfängt, über das Verhältniß von Theorie und Praxis in der Jurisprudenz anders zu denken als seither. Ob dieser Schluß gerechtfertigt ist, ob die Ernennung eine über den Einzelnfall hinausgehende Bedeutung hat, wird erst die Zukunft zeigen; an der Schwelle der Zukunft aber steht die Hoffnung; und dem Geschlechte der Optimisten darf man es nicht verargen, wenn es sich angesichts der Thatsache, daß ein Professor im Nebenamte zum Richter ernannt worden ist, in süße Hoffnungträume wiegt.

Ist es überhaupt wünschenswerth, daß der Dozent gleichzeitig Praktiker sei? Unendlich oft ist diese Frage aufgeworfen und bald in diesem, bald in jenem Sinne beantwortet worden. Bevor man Stellung nimmt, ist es erforderlich, sich darüber klar zu werden, für wen man eine solche Verbindung mehrfacher Thätigkeit als wünschenswerth bezeichnen soll: für die Theorie oder für die Praxis? Wer an der Spitze der Justizverwaltung steht, hat in erster Linie die Interessen der Rechtspflege zu berücksichtigen und wird der Ernennung eines Dozenten zum Richter nur dann geneigt sein, wenn er davon einen Vortheil für die Praxis, wenn er mit anderen Worten erwarten darf, daß die Rechtsprechung durch die Theilnahme eines Theoretikers gehoben werde. Es wäre nicht gerade bescheiden, wollte der Dozent seine Beschäftigung als Richter gerade unter diesem Gesichtspunkte beantragen. „Nehmt mich, ich kann es besser,“ hat sicherlich Keiner von den Professoren gesagt oder auch nur gedacht, die im Laufe der Jahre mit ähnlichen Wünschen an die Justizverwaltung herangetreten sind. Was dem Professor, der an der Rechtsprechung theilnehmen möchte, am Meisten am Herzen liegt, ist nicht die Praxis, sondern die Theorie, was er erwartet, ist nicht die Förderung der Rechtsprechung, sondern der Wissenschaft, ist Förderung seiner eigenen Person, — im Interesse seines ganzen Wirkens und Schaffens und nicht zuletzt im Interesse seiner Hörer.

Aber kann die Praxis diesen Erwartungen entsprechen? Ist nicht zu befürchten, daß die zahlreichen juristisch uninteressanten Fälle, die sie bietet; den wissenschaftlichen Geist geradezu ersticken? Gewiß muß manches Holz gehackt und manche schöne Stunde auf gleichgiltige Zeugenvernehmungen verwendet werden; aber was die Praxis unter allen Umständen bietet, ist die frische Berührung mit dem Rechtsleben des Volkes, und um dieses Kleinodes willen wäre sie selbst dann noch wünschenswerth, wenn sie jahrein, jahraus nichts zu geben vermöchte als dieses Eine.

Zugestanden, daß man das Recht aus Büchern lernen und, sofern man mit einer gewissen Phantasie ausgestattet ist, auch lebendig gestalten kann: Einblick in seine soziale Wirksamkeit, Urtheil über seine Durchführbarkeit und damit Kritik seines wahren Werthes wird nur durch die Praxis ermöglicht. Freilich nicht durch die Praxis des Einzelnen; immer muß der enge Kreis der persönlichen Erfahrungen durch Aneignung fremder erweitert werden. So kann es kommen, daß der Theoretiker über den Werth und die Bedeutung gewisser Rechtsinstitute weit besser orientirt ist als der Praktiker. Denn was Dieser an persönlicher Erfahrung voraus hat, ersetzen Jenem vielleicht umfassendere Studien. Insofern aber ist der Praktiker entschieden in günstigerer Lage, als er eigene Betrachtungen anstellen, eigene Erfahrungen machen kann, während der Theoretiker auf Das angewiesen ist, was ihm Andere zutragen, Andere überhaupt für der Beobachtung würdig halten.

Für die landläufige Auffassung gestaltet sich das Verhältniß von Theoretiker und Praktiker folgendermaßen. Der Theoretiker erscheint in hervorragender Weise berufen, das Recht zu erkennen, d. h. durch scharfe Ausbildung und systematische Verbindung der Begriffe latente Rechtssätze zu Tage zu fördern und das so erkannte und vielseitig beleuchtete Recht dem Studirenden zur Belehrung und dem Praktiker zur Anwendung zu übermitteln. So fein säuberlich diese Scheidung klingt, so wenig genügt sie den Anforderungen der Wirklichkeit. Der Richter, der binnen einer Woche seine Entscheidung fällen muß, kann nicht warten, bis der Professor über die einschlagenden Rechtsfragen ein dickes Buch geschrieben hat, und ein Blick in die Literatur zeigt, daß der Inhalt theoretischer Werke außerordentlich oft Fragen behandelt, die erst durch die Judikatur aufgeworfen worden sind. Die einzig brauchbare Unterscheidung zwischen Theoretiker und Praktiker ist die durch die thatsächlichen Verhältnisse gegebene, daß Jener das Recht lehrt, aber nicht verwendet, während Dieser es verwendet, aber nicht lehrt. Somit scheint es sich einfach um die Frage zu handeln: kann man das Recht erkennen und kann man es lehren, ohne es praktisch anzuwenden?

Es wäre ein klägliches Armuthzeugniß, wollte ich die Frage in dieser Fassung verneinen. Aber eben so bestimmt wie hier antworte ich auch dann

mit Ja, wenn meine Ansicht darüber begehrt wird, ob wir, die wir als Dogmatiker das Recht erkennen und lehren, es nicht besser erkennen und lehren würden, wenn wir gleichzeitig in der Praxis ständen. Der Beweis für diesen Satz ist erbracht, sobald man sich Zweierlei zum klaren Bewußtsein gebracht hat: einmal, daß zur Kenntniß des Rechtes die seiner sozialen Wirksamkeit gehört, und ferner, daß jeder Unterricht im Recht den Schüler den selben Weg führen muß, den der Gesetzgeber bei seiner Schaffung gegangen ist und der von der empirischen Untersuchung des realen Lebens und seiner Bedürfnisse weiter führt zur Satzung des Rechtes als des Mittels zur Befriedigung dieser Lebensbedürfnisse.

Als ich vor ungefähr vier Jahren in meiner Schrift über natürliches, geschichtliches und soziales Recht (Leipzig, bei Hirschfeld) diese und ähnliche Gedanken aussprach und daraus die Folgerung zog, daß die Justizverwaltung verpflichtet werden müsse, mindestens jeden ordentlichen Professor auf seinen Wunsch als Richter anzustellen, habe ich hier Zustimmung, dort Widerspruch gefunden. Aber auch da, wo man von einer solchen Verpflichtung nichts wissen wollte, erkannte man doch den Wunsch nach näheren Beziehungen zwischen Theorie und Praxis als berechtigt an und von dieser Grundstimmung aus wurde dann das vorgelegte Thema in mannichfacher Weise erörtert. Der „Hannoversche Kurier“ insbesondere stellte in einem Leitartikel die Forderung auf, daß Niemand zur Habilitation zugelassen werden solle, der nicht durch Ablegung des Assessorexamens seine praktische Durchbildung bewiesen habe. Selbst auf die Gefahr hin, von dem freundlichen Rezensenten für undankbar gehalten zu werden, kann ich nicht zugestehen, daß dieses Verlangen den Bedürfnissen entspricht. Zunächst giebt es eine ganze Reihe juristischer Disziplinen, die in der gerichtlichen Praxis nur in ganz seltenen Ausnahmefällen zur Anwendung kommen und für deren Verständniß diese deshalb auch nichts beizutragen vermag. Dahin gehören außer den rechtsgeschichtlichen Fächern das Staats-, das Kirchen- und das Völkerrecht. Man könnte einwenden, daß, wer sich für diese Zweige der Rechtswissenschaft zu habilitiren gedenke, seinen Vorbereitungdienst als Regirungreferendar absolviren möge. So plausibel dieser Einwand zunächst klingt, so haltlos erscheint er angesichts der Praxis der preußischen Regirungpräsidenten, die bekanntlich über die Aufnahme unter die Zahl der Regirungreferendare nach rein willkürlichen Gesichtspunkten entscheiden. Zugegeben, daß die Absolvirung dieses Vorbereitungdienstes für die übrigen Disziplinen von unschätzbarem Vortheil sein kann, so fragt es sich immer noch, ob sie es auch unter allen Umständen ist. So lange es noch eine große Anzahl von Gerichten giebt, bei denen der unbezahlte Referendar gerade gut genug ist, um der Justizverwaltung die Anstellung von Gerichtsschreibern zu ersparen, so lange kann die Ablegung des

Assessorexamens nicht als eine unerläßliche Vorbedingung für die Habilitation angesehen werden.

Dazu kommt noch etwas Weiteres. Es liegt mir fern, ein unberufenes Urtheil über die Frage abgeben zu wollen, ob ein dreijähriges Referendariat für die Praxis genügt oder ob ein vierjähriges erforderlich ist; betonen aber möchte ich, daß bei allem Parallelismus von Theorie und Praxis Beide ihre gesonderten Bedürfnisse haben. Was die Theorie vor Allem verlangt, ist wissenschaftlicher Geist, — und dieser ist hier, wie überall, untrennbar von Selbständigkeit, Freiheit und Individualität. Wer befürchten muß, daß ihm diese Güter unter der fortwährenden Schulmeisterei eines vierjährigen Referendariats verloren gehen, wer niedergedrückt wird von dem Gedanken, immer noch eine Null in der menschlichen Gesellschaft zu sein, während gleichalterige Leute längst einen selbständigen Wirkungskreis haben, Dem muß es freistehen, sich seinem Lebensberuf auch ohne Stempel der Prüfungskommission zu widmen. Am Ende kommt es für den Theoretiker doch auch nicht darauf an, einmal in der Praxis gewesen zu sein, sondern auf die Möglichkeit, jederzeit in ihr stehen zu können.

Die Professoren von heute sind nicht mehr die von ehemals. Giebt es auch bei der Mannichfaltigkeit der Individualitäten noch genug reine Gelehrtennaturen, so pulsirt doch in der Mehrzahl das frische Leben der Gegenwart und mit ihm der Drang, etwas Lebendiges beizutragen zu vollkommenerer Gestaltung menschlicher Verhältnisse. Bequemer war freilich der alte Professor, der seine Befriedigung in verstaubten Scharteken fand, aber vielleicht wäre eine Verständigung mit dem unbequemen modernen Theoretiker leichter, wenn man ihm in der Praxis ein Feld zu gemeinsamer Thätigkeit eröffnete.

Und schließlich noch Eines. Erwartet die Justizverwaltung eine Gegenleistung und glaubt sie, eine solche weder in der Hebung der Rechtsprechung noch in der besseren Ausbildung der Studirenden finden zu dürfen, — nun, so möge sie doch wenigstens zugeben, daß sich der praktizirende Professor mit ganz besonderem Eifer und wohl auch mit Nutzen der Referendare annehmen und daß somit sein Wirken in der Praxis wenigstens nach einer Richtung hin auch von praktischem Erfolge begleitet sein wird.

Gießen. Professor Dr. Reinhard Frank.



Soziale Anthropologie.

Es giebt kaum noch ein abstraktes Substantivum, das uns nicht gelegentlich im Bunde mit dem häufigsten Adjektiv unserer Zeit, dem Worte „sozial", entgegenträte. So kommen manchmal furchtbare Mesalliancen zu Stande; die aristokratischsten Ideen scheuen sich nicht, Arm in Arm mit diesem demokratischen Gefährten öffentlich zu erscheinen. Wenn ich ein neues Bündniß dieser Art zu stiften versuche und Einiges über soziale Anthropologie vorbringe, so hoffe ich, Das wird nicht eine sterile Verbindung geben, denn die Begriffe der Menschenkunde und der Gesellschaftlehre haben eine enge Wahlverwandtschaft.

Freilich, die deutsche Anthropologie ist bisher noch so jungfräulich, so spröde gegenüber jedem Freier aus einer anderen Fakultät gewesen, daß man, kommt man ins Ausland, mit Erstaunen sieht, wie da ihre Schwestern in allerlei fruchtbaren, wenn auch sehr freien Verbindungen leben. Die bekannteste davon ist die zwischen Kriminologie und Anthropologie, die gewissen akademischen Größen sogar als staatsgefährlich erscheint.*) Es geht, ich muß es einräumen, manchmal etwas phantastisch in diesem Bunde her und unter seinen Ergebnissen findet man einige allzu kühne Hypothesen. Gesetzter, aber nicht minder fruchtbar ist die in England zwischen Anthropologie und Descendenztheorie geschlossene Verbindung, bei der Huxley, Spencer und Galton Zeugen waren.

Aus den Kreisen der unter Virchows Einfluß stehenden deutschen Anthropologen ist der Darwinismus durch ein immerwährendes Interdikt verbannt; dennoch ist auch in Deutschland Einiges über die Bedeutung Darwins für die Anthropologie bekannt geworden. Die Stellung des Menschen in der Natur, seine Herkunft, die Entstehung seiner Triebe, Gefühle und geistigen Anlagen gelten trotz Virchow als Gegenstände, welche die Anthropologie, d. h. die Naturgeschichte des Menschen, angehen. Und um ihre Behandlung hat sich Darwin, wie man behauptet, einige Verdienste erworben. Im Interesse der Wissenschaft wäre es besser gewesen, wenn Virchow seiner Kritik Darwins einen behutsameren, weniger an Boykottirung streifenden Ausdruck gegeben hätte. Zu verwundern ist es nicht, wenn er die bedeutendste, von Lombroso ausgehende der Strömungen, in der darwinistische und soziologische Gedanken zusammenfließen, mit lebhafter Abneigung betrachtet. Er hat dabei aber manches Peinliche gethan. Im Jahre 1892 war er nach England geladen, um dort einen Vortrag zu halten. Diese Gelegenheit benutzte er, um vor einem Publikum englischer Forscher eine Blüthenlese von Mißverständnissen über die darwinische Theorie zum Besten zu geben und die großen Gedanken des größten Engländers unserer Zeit nicht unerheblich zu

*) Kürzlich hat ein berliner Irrenarzt im Ernst verlangt, Anhänger der kriminellen Anthropologie von der Sachverständigenthätigkeit vor Gericht auszuschließen. Verbrennen will er sie bis auf Weiteres noch nicht lassen.

karikiren.*) Offenbar dem gleichen Prinzip internationaler Höflichkeit folgte er, als er auf dem vorjährigen medizinischen Kongreß in Rom, nachdem schon das Wort von der „Bismarckose“ gefallen war, den Italienern die Freude machte, durch einen Reporter der crispischen Riforma urbi et orbi mitzutheilen, der im Auslande bekannteste medizinische Forscher Italiens, Cesare Lombroso, „hätte keine Logik“. In dem crispischen Kreise von Talmi-Diktatoren und Wechselreitern, denen Lombroso stets unverblümt die Wahrheit gesagt hat, mag dieses mot gefallen haben; andere Leute fragten damals, welche Komplimente an die Russen Virchow wohl für den nächsten Kongreß in Moskau in petto hätte. Nach solchen Vorgängen wäre es kühn, zu hoffen, daß die virchowistische Richtung in der deutschen Anthropologie den ersten Regungen sozialer Anthropologie Sympathie entgegenbringen werde; und es ist, so weit meine Erfahrung reicht, in Deutschland unmöglich, auch nur als Anthropologe zu gelten, wenn man sich des Darwinismus schuldig gemacht hat.

Darwin und Spencer haben das gesammte geistige Leben unserer Zeit durch die Idee der Entwickelung verjüngt; die großen Faktoren der Zeugung und Vererbung, der Auslese im Daseinskampf, der geschlechtlichen Zuchtwahl, sind, dank ihrer Thätigkeit, auch als treibende Kräfte des sozialen Lebens erkannt worden. Für die menschliche Gesellschaft ergiebt sich daraus die Frage, ob sie auf Grund der Erkenntniß dieser Momente bewußt in ihr eigenes Getriebe eingreifen soll, ob sie die Vererbung ihren Zwecken dienstbar machen, den Daseinskampf eindämmen und in bestimmte Richtung leiten, die natürliche Auslese durch planmäßige Selektion in den Dienst ihrer Interessen zwingen soll und kann. Es ist bemerkenswerth, daß neuerdings zwei geistvolle Forscher auf dem Gebiete der Vererbung, Th. Ribot**) und Francis Galton**), höchst eingehend und anregend erörtert haben, daß und wie die Gesellschaft sich die Erkenntniß der Vererbungsgesetze zu Nutze machen soll: „I wish again to emphasize the fact, that the improvement of the natural gifts of future generations is largely, though indirectly under our control, . . . in gradually raising the present miserably low standard of the human race to one in which the Utopias in the dreamland of philanthropists may become practical possibilities“ — sagt Galton; „cette préoccupation de l'hérédité, si elle existait dans les mœurs encore plus que dans les lois, serait un moyen tout naturel d'éliminer de la société les plus mauvais élements, — moyen radical, puisqu'elle les empêcherait de naitre,“ — sagt Ribot.

Nach dieser Auffassung erscheint eine genaue Kenntniß der Vererbungs-

*) S. Berliner Klinische Wochenschrift, 1893, Nr. 1, S. 1.

**) Ribot, „L'hérédité psychologique“. Paris 1894. — Galton, „Hereditary Genius“. London 1892.

gesetze theils als ein Mittel, den Verzicht gebrechlicher Individuen auf Forterbung ihrer Defekte zu erreichen, theils als Voraussetzung positiver Maßnahmen zur Besserung der Rasse. Daraus ergeben sich zwei Aufgaben der sozialen Anthropologie: die Ermittelung der Entstehungbedingungen minderwerthiger und antisozialer Volksbestandtheile; die Erforschung der Kreuzung- und Ernährungbedingungen, aus der eine gesunde, intelligente, sozial gesinnte Rasse hervorgeht. In Parenthese will ich bemerken, daß die soziale Anthropologie sich vielfach mit der Hygiene berührt, daß aber dabei Gegensätze hervortreten. Die öffentliche Gesundheitpflege in ihrer heutigen Gestalt will die Gesellschaft in den Dienst des Individuums stellen; auch das schwächlichste Individuum soll im Sinne der Hygiene durch Beseitigung aller Schädlichkeiten möglichst konservirt werden; und gegen die Freunde der Rassenverbesserung, die Krankheit erzeugenden Mikroben, wird der Vernichtungskampf geführt. Und doch besorgten bisher die Erreger der akuten Kinderkrankheiten, der Tuberkulose, Cholera und Influenza, die Beseitigung der Schwächlinge, die sich als Schwergewicht einer sanitätpolizeilich gänzlich desinfizirten Gesellschaft dauernd anhängen würden. Die soziale Anthropologie dagegen will die Interessen des Individuums denen der Gesellschaft unterordnen und, wo es sein muß, opfern. Damit soll nicht gesagt sein, man habe möglichst für Ausbreitung der Infektionkrankheiten zu sorgen, sondern, es müsse die unbeschränkte Fortpflanzung sozial nutzloser und schädlicher Konstitutionen um so entschiedener beschränkt werden, je größer die Aussichten des einmal geborenen Individuums sind, in einem hygienisch gereinigten Medium sich ganz auszuleben.

Mit der ersten der vorhin charakterisirten Aufgaben reicht die soziale Anthropologie in die Pathologie hinein: es soll ermittelt werden, wie die vielfältigen asozialen und antisozialen Gruppen und Massen entstehen, worin psychopathische Minderwerthigkeit, Trunksucht, Arbeitscheu, Vagabondage, Bettel, Prostitution, Lumpenproletariat und verbrecherische Neigungen, worin das Parasitenthum in allen seinen Formen wurzelt. Man muß es selbst versucht haben, wenn man sich vorstellen soll, wie schwer es ist, nur juristisch oder politisch-ökonomisch gebildete Männer davon zu überzeugen, daß die eben genannten Erscheinungen zum großen Theil durch die körperliche Veranlagung bedingt sind. Für die sozialdemokratische Theorie, die in Marx die Offenbarung, in Engels (und vielleicht noch in Kautsky) die einzig richtige Auslegung aller Weisheit sieht, ist es selbstverständlich, daß Thaten wie die der Frau Joniaux und die der Frau Heinze ihre Ursache nur in den sozialen Zuständen, also dem Privateigenthum an Boden und Produktionmitteln, haben. Und beide Damen würden wohl auch, hätten sie eine ihren Bedürfnissen entsprechende Rente gehabt, heute ganz geschätzte Bourgeoisen sein. Aber nicht nur unter den Sozialdemokraten, auch unter den doktrinären Liberalen

hat die dem theoretischen Individualismus feindliche Lehre Quetelets und Buckles so tiefe Wurzel geschlagen, daß man gar kein Verständniß mehr findet, wenn man die Bedeutung der individuellen Anlage, d. h. die des anthropologischen Faktors, für die Lebensführung darzuthun sucht. Am Deutlichsten zeigt sich in der französischen Gelehrtenwelt -- Ribot und seine Schule allein ausgenommen — die Unfähigkeit, diesen Faktor zu würdigen. Alles wird aus dem „milieu“ erklärt, Kunst und Politik, Verbrechen und Prostitution, das milieu ist eine Art fixer Idee, die seit Rousseau und Lamarck das ganze Gedankenleben Frankreichs beherrscht; dieses Vorurtheil hat sicher einen großen Antheil an den utopistischen Bestrebungen unserer Nachbarn, durch künstliche Veränderung der sozialen Verhältnisse jeden Bürger frei und glücklich und alle einander gleich zu machen. Es ist ein halb amusantes, halb ärgerliches Schauspiel, wie gegenüber jeder neuen Entdeckung des Evolutionismus die französischen Gelehrten immer nur mit „c'est le milieu“ antworten; Das muthet fast so an wie das Verhalten Virchows und seiner Schule, die jedesmal, wenn ein die Zeichen tiefster Entwickelungstufe tragender Rest eines prähistorischen Menschen gefunden wird, nur lauter verkünden, Das wäre ein pathologischer Befund. Es wäre die Verwirklichung der größten Unwahrscheinlichkeit, wenn aus der Zeit der Höhlenbären und ihrer Vorgänger wirklich nur die Knochen schwer kranker Menschen übrig geblieben wären, als wäre vor Aeonen die Welt nur mit pathologischen Instituten bevölkert gewesen.

Die Hartnäckigkeit, mit der französische Gelehrte jedes Faches und die meisten Sozialpolitiker überhaupt dem Milieu alle sozialen Uebel zuschreiben, beruht im Grunde auf unklaren Vorstellungen über den Kausalzusammenhang biologischer Erscheinungen, auf einer beständigen Verwechselung der Ursache mit den Bedingungen, unter denen sie wirkt. Viele Soziologen und Statistiker folgern, wie ein Physiker thäte, der aus einem Wust von Temperatur- und Luftdruckkurven, von Tabellen über Luftfeuchtigkeit, elektrische Spannung, Meeresströmungen, Polareiswanderungen und Stürme herausbringen wollte, was die Ursache der auf der Erde vorhandenen Wärme ist. Aber er wird in seinen Tabellen nie die Sonne finden, — die muß er gesehen haben; und so muß man auch die Augen aufmachen, um den Menschen zu sehen, den kein Kriminal-, Moral- und Bevölkerungstatistiker aus seinen Tabellen konstruiren kann. Ohne eine auf Anthropologie gegründete Kenntniß der das menschliche Thun bestimmenden inneren Faktoren bleibt alle Statistik totes Material.

Ein ähnlicher Gegensatz wie der zwischen anthropologischer Veranlagung und Einflüssen des Milieus tritt in einer Erörterung hervor, die seit mehr als zehn Jahren die Biologen in zwei Lager trennt. Die Einen behaupten mit Darwin nach Lamarck, daß „erworbene Eigenschaften“ vererbt werden, die Anderen, Leben und Treiben der Eltern sei ganz ohne Einfluß auf die

Veranlagung ihrer Kinder; die Keimsubstanz für das kommende Geschlecht sei vollkommen geschützt vor aller Verbesserung oder Verschlimmerung durch kluge oder ausschweifende, leichtfertige oder besonnene Lebensführung der Eltern, durch Trüffeln oder faule Kartoffeln, Sekt oder Fusel, Hedwigskirche oder Moulin Rouge; die Eltern hätten nur eine seit Aeonen bestehende, von den Ahnen überkommene unveränderliche Erbmasse in sich aufzubewahren und weiterzugeben. Wenn es trotzdem eine aufsteigende Entwickelung gäbe, so käme sie daher, daß die Keimsubstanz von Vater und Mutter immer etwas verschieden wäre und ein neues Gemisch ergäbe und daß aus den Produkten dieser Gemische die Untauglichen durch den Daseinskampf eliminirt und an der Reproduktion gehindert würden. Diese Hypothese hat gewiß darin Recht, daß nicht jede Sünde und Schlappe des Vaters einen angeborenen Defekt des Kindes bedingt, — wie würde es sonst im high life aussehen! Aber die Hypothese verläßt sich zu sehr auf Erfahrungen an den niedersten Thierordnungen und kümmert sich zu wenig um die am Menschen gemachten historischen und pathologischen Erfahrungen.

Zu weit geht wiederum die pessimistische Entartunghypothese Morels, wenn sie die erworbene Abnormität des Ahnen lawinenhaft von Generation zu Generation anschwellen läßt, bis zum Erlöschen des Geschlechtes; aber ganz sicher ist es, daß fortgesetzte schlechte Ernährung und soziale Erniedrigung den Keim des noch ungeborenen Geschlechtes antastet, daß die an sich geringen Störungen des Keimes sich von einer Generation zur anderen anhäufen, bis endlich eine ganze Bevölkerung der Entkräftung verfällt, wie die Weber im Eulen- und Glatzer Gebirge, oder der Degradation und Verrohung, wie Theile der oberschlesischen Arbeiter. So betrübende und beunruhigende Erscheinungen dürfen nicht mit bloßer statistischer Routine untersucht werden, sondern auf der Grundlage tüchtiger biologischer Vorbildung. Es ist keine Utopie, wenn man als Ziel einer angewandten sozialen Anthropologie einen Zustand hinstellt, in dem die Träger angeborener, eine antisoziale Lebensführung bedingender Anomalien, in dem alle Parasiten mehr oder weniger scharf von der freien Gesellschaft abgetrennt und isolirt werden, die normalen Individuen dagegen durch planmäßige Ordnung der Arbeitbedingungen und der Ernährung davor behütet werden, Anomalien zu erwerben. Erreicht kann dieser Zustand nur werden unter der Voraussetzung einer genauen Kenntniß der Gesetze der Ernährung, Ermüdung und Vererbung.

Es ist klar, daß die systematische Untersuchung des Kampfes ums Dasein, der Auslese passender und der Beseitigung untauglicher Elemente in der Gesellschaft nur mit Hilfe guter anthropologischer Methoden*) möglich ist

*) Zu welchen Absurditäten unzureichende, unter grundlosen Voraussetzungen angewendete Methoden auf diesem Gebiete führen, dafür ist ein warnendes Beispiel O. Ammon mit seinem Buche „Die natürliche Auslese beim Menschen“, 1893.

und daß ihre Ergebnisse eine höchst erhebliche Bedeutung für sozialpolitisches Handeln haben müssen. Es soll hier nicht für eine systematische Bearbeitung der sozialen Anthropologie ein Programm entworfen, sondern nur auf diese in den letzten Jahren entstehende Disziplin hingewiesen werden.*) Auch finden sich außerhalb der von Darwin untersuchten Phänomene zahlreiche Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens, die einer Aufklärung durch anthropologische Untersuchungen bedürfen. Dahin gehört die gesammte Bevölkerungsstatistik und Demographie, die Untersuchung der Rückwirkung rein sozialer Uebelstände, z. B. der Kriege, des Heeresdienstes, der Massenwanderungen, auf die Rassenbeschaffenheit, dahin vor Allem die Frauenfrage, an die sich die Untersuchung der Anomalien des Geschlechtslebens mit ihren vielfältigen Folgeerscheinungen in der Entwickelung der Familie und eine ganze Reihe von ethnologischen und ethischen Problemen anknüpfen. Da sind ferner die bereits so erfolgreichen Untersuchungen Mossos über Ermüdung durch Kopf- und Muskelarbeit, die Kraepelins über die psychologischen Erscheinungen und Folgen der Ermüdung zu nennen; sie erst werden einen Maßstab für die Abmessung der Ernährung und Erholung schaffen, die den verschiedenen Arbeiterkategorien gesichert werden müssen, wenn sie psychisch und geistig gesund bleiben sollen.

Am Anfange der wissenschaftlichen Betrachtung der Gesellschaft steht der Satz, daß der Mensch ein ζῶον πολιτικόν ist. Der Soziologe muß die Zoologie des Menschen, der Anthropologe das gesellschaftliche Leben kennen, wenn die Soziologie nicht fragmentarisch bleiben soll. Es liegt im Interesse der Gesellschaft selbst, daß die Sozialpolitiker naturwissenschaftlich denken lernen; erst dann wird an die Stelle künstlicher Konstruktionen eine verständnißvolle Verwerthung und Leitung der Entwickelung-Anlagen und Antriebe treten können. Den Anthropologen und Psychologen aber wird die Einsicht nur fördern können, daß es Seiten der menschlichen Natur giebt, die weder die feinste Zerfaserung des Gehirns noch die subtilste Untersuchung des individuellen Seelenlebens aufklären kann; Seiten, die nur als Rückwirkungen der Gesammtpersönlichkeit auf ihre soziale Umgebung, als Reflex auf Reize aus dem Milieu in wunderbarer Fülle und Kompliziträt hervortreten. Hier liegen die Aufgaben der sich eben entwickelnden sozialen Anthropologie, die in diesem Sinne eine wichtige Voraussetzung aller reformatorischen Thätigkeit werden wird.

---

*) Als die namhaftesten Arbeiter auf diesem Gebiete nenne ich neben Spencer, Galton, Lombroso und Ferri noch Ribot, Letourneau, Havelock Ellis, J. B. Haycraft, Colajanni, Sergi, Ritchie, ferner einzelne Untersuchungen von Mosso, Kraepelin, Ufer, Charles Booth, Dimitry Drill, Dürkheim, Nowikow u. s. w.

Brieg. Dr. Hans Kurella.

Laiengedanken.

Unsere Zeit ähnelt in mehr als einer Hinsicht derjenigen der großen Reformation des sechzehnten Jahrhunderts. Heute wie damals ist in Folge mächtiger Entdeckungen das gesammte wirthschaftliche und soziale Leben in Gährung und Erregung, Alles brodelt und kocht, Altes löst sich auf, Neues ist in der Bildung begriffen, neue Stände entstehen und suchen sich von dem Drucke leiblicher und geistiger Noth zu befreien, — sei es auch auf dem Wege der Selbsthilfe: sind doch die Bauernkriege ihrem Wesen nach nur unter den Gesichtspunkten des Sozialismus zu begreifen und nicht, wie die katholische Geschichtdarstellung behauptet, Folgeerscheinungen der Kirchenspaltung. Wie ferner damals der Humanismus neue Funken in das Geistesleben der Nationen hineinwarf, so läßt heute die Naturwissenschaft die Welt und ihre Erscheinungen in völlig anderem Lichte betrachten, erleuchtend zugleich und blendend, aufklärend und verwirrend. Nur in einem Punkte, und zwar dem markantesten, scheint uns die Analogie im Stich zu lassen: in dem der Religion. Stellt auch die Schule die religiösen Neuerungen zu einseitig fast als das einzig Charakteristische jener Epoche hin: im Mittelpunkt des Interesses hat die Religion sicherlich gestanden und das religiöse Leben hat gerade damals einen begeisterten Aufschwung genommen, wie ihn die Welt seitdem nicht mehr gesehen hat. Und heute? Freilich, wir werden aufgerufen zum Kampfe für die Religion, es wird davon geredet, daß dem Volke die Religion erhalten werden soll, es werden Gotteshäuser gebaut und mit militärischem Pomp eingeweiht, in die Kirche gehen gehört in den sogenannten höheren Kreisen vielfach zum guten Ton, — aber von Begeisterung zeigt sich keine Spur. Hingegen zieht der Materialismus seine Bahnen immer weiter und schafft Proselyten, geheime und offene, zu Tausenden; und es ist noch nicht das Schlimmste, wenn er zum Kampfe wider die Religion anfeuert, da er sie dadurch wenigstens noch als Macht anerkennt, gegen die ein Kampf nöthig, ein Sieg lohnend ist. Schlimmer ist es, wenn die Parole ausgegeben wird: Religion ist Privatsache. Ließe sich dieser Grundsatz durchführen, so käme man schließlich zu völliger Stagnation, es träte eine allgemeine Versumpfung ein, wir ständen am Anfang vom Ende. Aber so ist es, Gott sei Dank, noch nicht. Wenn je, so bewahrheitet sich hier das Wort: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich"; hier scheiden sich die Geister: nicht Partei zu ergreifen, ist hier nicht möglich. Ist nun das Evangelium des Atheismus, die Dogmatik des Naturalismus das Neue, das sich jetzt aus dem Schooß der Zeiten herausringt, tritt der Materialismus das Erbe der Reformation an? In der That, die Begeisterung und jugendliche Kraft scheint dort stärker als bei uns; dennoch haben wir keinen Anlaß, muthlos zu sein. Das metaphysische Bedürfniß, das Bedürfniß, sich Eins zu wissen mit einer anderen Welt, als die ist, die wir mit unseren fünf Sinnen erfassen, das Verlangen nach der Idee, der platonische Eros ist unsterblich und läßt sich nicht totschlagen durch grobe Behauptungen der Verehrer der Materie und nicht ersticken durch die Hohnreden der viertelgebildeten Menge. Ein Ideal hat Jeder, auch wenn er sich Dessen nicht bewußt ist, an Etwas glaubt Jeder, auch wenn er es nicht Wort haben will, und so lange dieser Glaube lebt, wird der Atheismus nicht siegen. Allerdings, der Weg von diesem Glauben zu einer religiösen,

einer christlichen Ueberzeugung ist weit, und nicht Jeder vermag ihn zu betreten oder gar zu durchschreiten; viel Irrung, viel Zweifel liegt zwischen Anfang und Ende und es bedarf des ganzen Ernstes eines aufrichtig suchenden Herzens und eines klar denkenden Kopfes, um wahrhaft zu einer Ueberzeugung zu gelangen. Ist auch Religion Herzenssache, so dürfen doch Herz und Kopf nicht in Widersprüche verstrickt werden. Wissenschaft und Religion müssen versöhnt werden.

Die Motive, die heute für und wider die Religion zum Kampfe rufen, sind meist egoistische auf beiden Seiten — oder mindestens opportunistische — und sie haben als solche ihre relative Berechtigung. Aber wenn im Mitlelalter die Wissenschaft mit Unrecht in die Stellung der Sklavin einer positiven, in Formeln gefaßten Konfession gedrängt wurde, so hat man heute kein Recht, die Religion zu einer Dienerin politischer und sozialer Interessen, und zwar zum Theil sehr fragwürdiger Interessen, herabzuwürdigen. Beide, Wissenschaft und Religion, helfen, aber sie dienen nicht, Beide sollen und müssen im realen Leben menschliches Glück fördern, aber sie bleiben nur jungfräulich rein, so lange man ihren Endzweck im idealen Gebiet beläßt. Sie dürfen sich nicht prostituiren und gemein machen, aber sie müssen in der irdischen Welt wirkende Mächte sein, nicht gegen einander, sondern neben und mit einander.

Ist Das aber möglich? Beweist nicht die ganze Geschichte das Gegentheil? Im Reich des Gemüthes, dem ureigensten Besitz der Religion, hat die Wissenschaft keine Wirkungstätte, sie hat es nur mit dem Intellekt zu thun. Hier also kann kein Konflikt entstehen, hier kämpft nicht Glaube mit Wissen, sondern hier kämpft Religiosität in jedes einzelnen Menschen Herz mit den Einflüssen der inneren und äußeren Welt, hier ist der Kampfpreis nicht Wissen, sondern Tugend und Liebe. Aber die Religion ist genöthigt, aus der subjektiven Sphäre des Gemüthes in die objektive Sphäre der Begrifflichkeit hinüberzutreten, sie wird positives Bekenntniß. Das liegt nicht in ihrem eigenen Wesen begründet, sondern in dem der menschlichen Natur. So lange wir intellektuelle Menschen sind, so lange werden wir die Nöthigung empfinden, uns über die Vorgänge in unserem Gemüth begriffliche Rechenschaft zu geben, so lange wird Religion in Dogmen gefaßt werden. Damit aber wird sie Gegenstand der Wissenschaft, Theologie, und es handelt sich im Grunde nicht um einen Konflikt zwischen Wissenschaft und Religion, sondern zwischen Theologie und den übrigen Theilwissenschaften. Theoretisch ist jede Wissenschaft, abgesehen von der rein formalen mathematischen, entweder historisch-philologisch, indem sie den Zusammenhang des Nacheinander bearbeitet, oder naturwissenschaftlich, indem sie ein System des Nebeneinander aufbaut, oder endlich spekulativ, indem sie die realen, durch Geschichte und Naturwissenschaft aufgestellten Zusammenhänge ihrem idealen Inhalte nach zu interpretiren, ihrem eigentlichen Wesen nach zu erklären versucht. Die Theologie darf nun durchaus nicht eine Sonderstellung im Gesammtsystem der Wissenschaften beanspruchen wollen. Ist sie Theorie einer geoffenbarten Religion, gut, — aber sie beweise es; doch möge sie nicht, wie wir es so häufig von der Kanzel hören und in orthodoxen Schriften lesen müssen, die zu beweisende Behauptung als Voraussetzung vorwegnehmen, sie möge uns mit logischen Unzuträglichkeiten verschonen. Sie arbeite nach historisch-philologischer Methode, sie widerstreite nicht den Ergebnissen der Naturwissenschaft, — wohlge-

merkt: den wahren Ergebnissen echter Naturwissenschaft, d. h. der, die sich der Grenzen ihrer Erkenntniß wohl bewußt ist. Dann baue sie auf Grund ihrer Erkenntnisse und der Erfahrungen des inneren Lebens, die sich in jeder unverdorbenen Menschenseele, ihrer Form nach verschieden, ihrem Inhalte nach gleich, darstellen, ein spekulatives, metaphysisches System auf. Wenn sie Das thut, dann herrscht Friede zwischen Wissenschaft und Religion und am Ende deckt sich die wahre Theologie mit der vollendeten Wissenschaft: die πρώτη φιλοσοφία wird θεολογία. Sie deckt sich mit ihr, ohne inhaltlich mit ihr identisch sein zu müssen, da die philosophische Spekulation ihrem rein wissenschaftlichen Wesen nach sich über das Gebiet der inneren religiösen Erfahrung nicht verbreitet.

Doch wird man bei den heute verbreiteten Anschauungen der Ansicht begegnen, daß Theologie und Naturwissenschaft in ihren Resultaten sich widerstreiten müssen. Diese Meinung beruht auf einer einseitigen Ueberschätzung der Naturwissenschaft und einer verhängnißvollen Verkennung ihrer Zwecke und Aufgaben; man will der Philosophie neben ihr oder über ihr keinen Raum gönnen, keine Bedeutung zuerkennen. Allein: was weiß man heutzutage denn eigentlich von Philosophie in den Kreisen Derer, die sich mit Vorliebe die Gebildeten nennen? Wenn auch allmählich ein Umschwung zum Besseren sich vollzieht (man schreibt psychologische Dramen und Romane und der Naturalismus und Realismus in der bildenden Kunst hat sich in Mystizismus und Allegorien verwandelt), so stellt man sich doch auch heute noch den Philosophen fast allgemein als einen unpraktischen, der Wirklichkeit abgewendeten Denker vor, der nutzlose Theorien ausgrübelt und in Ausdrücken redet, die der vernünftige Mensch nicht versteht. Man weiß nicht, daß der moderne Philosoph Geschichte und Naturwissenschaft völlig beherrschen muß und gewöhnlich beherrscht. Die Naturwissenschaft selbst, besonders die popularisirende, ist in ein Gebiet eingedrungen, das ihr nicht zukommt; sie geberdet sich als Philosophie. Sie behauptet, eine Erscheinung erklärt zu haben, wenn sie ihr einen Namen gegeben, sie unter eine Klasse subsumirt und einregistrirt hat; aber damit kann sie doch nur schwache Geister blenden. Ich glaube nicht an die Unfehlbarkeit der Theologie und Philosophie, aber eben so wenig an die der Naturwissenschaft; und wenn der Naturwissenschaftler durch Schneiden, Messen und Wiegen in der Welt keinen Gott und im Menschen keine Seele gefunden hat, so thut Das gar nichts zur Sache; Gott und Seele zu suchen, ist nicht seine Aufgabe: er hat Beides weder hinein- noch hinauszudemonstriren und schließlich hat Der, der nichts gefunden hat, vor dem Forum der wahren Wissenschaft durchaus kein Recht, zu behaupten, er habe bewiesen, das Gesuchte existire nicht. Die Naturwissenschaft soll auf ihrem Gebiet respektirt werden, aber darüber hinaus gebührt ihr keine Stimme; sie steht als solche jedem allgemeinen Religionsystem indifferent gegenüber und deshalb kann auch die Theologie mit ihr in Frieden leben, wenn es Beiden gefällt.

Die Theologie ist in ihrer Vollendung ein metaphysisches System, es haftet demnach auch der theologischen Dogmatik, wie jedem Menschenwerk, der Mangel der Unvollkommenheit an; auch sie leidet an Irrthümern und ist nur der Ausdruck der jeweiligen Erkenntniß, auch sie muß fort und fort reformirt werden, entsprechend der fortschreitenden Erkenntniß der Wahrheit; sie hat die Wahrheit, aber sie ist nicht unbedingt wahr. Hier aber tritt der Konflikt ein.

Man hat sich durch die Ueberlieferung daran gewöhnt, den Begriff der relativen Erkenntniß der Wahrheit mit dem Begriff der absoluten Wahrheit schlechthin zu verwechseln. So hat man sich selbst gefesselt und eine Reform unmöglich gemacht. Nun geräth man in ein Dilemma zwischen dem behaupteten, irrig für wahr gehaltenen Prinzip und den wahren Resultaten der Wissenschaft. Daher kranken wir an innerer Unwahrheit, der Zweifel wird nicht gehoben, der innere Konflikt nicht gelöst, sondern vielfach gewaltsam und gewissenlos niedergehalten; man giebt das Nachdenken auf, betrügt sich selbst und schließt die Augen, um sich einbilden zu können, Alles sei gut und schön. Und auch die große Menge bleibt nicht von Zweifeln verschont und Keiner ist, der sie auf die rechte Bahn zu leiten vermag. Jetzt rächt sich die verkehrte religiöse Jugendbildung, jetzt wird mit dem Falschen auch das Wahre über Bord geworfen, eigene Lust drängt und fremde Verführung zieht in das andere Lager hinüber, zur rechten Zeit stellt sich auch die sogenannte Wissenschaft ein: der Atheist ist fertig. Wir machen unseren Theologen und Geistlichen den Vorwurf, daß sie selbst einen großen Theil der Schuld tragen, wenn die Gebildeten wie die Massen irreligiös geworden sind. Je größer die Gefahren wurden, desto größer hätte ihre Begeisterung werden müssen; aber der unselige Zwiespalt zwischen Ueberlieferung und Wissenschaft hat ihnen die begeisterte Freude am Berufe oft genommen, die Arbeitkraft gelähmt und ihnen, was vielleicht noch verhängnißvoller ist, den Muth zur eigenen Weiterbildung geraubt, so daß sie gar häufig nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen. Aus diesem Zwiespalte, aus dem Zustande der inneren Unwahrheit, müssen wir entschlossen heraus.

Soll die soziale Reform Wahrheit werden, so muß ihr eine religiöse vorangehen. Kehren wir um und besinnen uns auf die Prinzipien der Reformation; nicht in der Art der beschränkten Orthodoxie, die durch starres Festhalten am Buchstaben der Bibel, oder eigentlich der lutherischen Uebersetzung, nicht nur religiöse, sondern auch soziale Schäden heilen zu können glaubt, die sich auf Menschen verläßt und wähnt, die einzelnen Sätze des Apostolikums würden dadurch bewiesen, daß die evangelischen Fürsten Deutschlands sie in der Schloßkirche zu Wittenberg öffentlich bekannt haben. Nein! Kühnes Brechen mit der Ueberlieferung und dabei bestimmtes Festhalten an dem als richtig erkannten Hergebrachten: Das war die erste Großthat Luthers; und die zweite war die, daß er die innere Herzenseinung mit Gott in den Mittelpunkt der Religion stellte, das „durch Glauben gerecht“. Erlebte, nicht erdachte Predigten helfen uns! Und nun zurück zum Ersten. Luther hat die Bibel wieder zum Fundament unserer Lehre gemacht. Ist dieses Fundament durch die moderne Kritik untergraben worden? Ist Gottes Wort wirklich aufgelöst worden, wie die Orthodoxie behauptet? Nun, ist es so, dann hilft auch die von dieser Richtung geforderte Rückkehr zum Buchstaben nicht; ist das Fundament zerbröckelt, hat der Brunnen Löcher, so nutzt das Uebertünchen der Risse, das Verdecken der Löcher nichts, gar nichts; dann ist aber auch die Bibel nie Gottes Wort gewesen und wir haben nie ein festes Fundament unter den Füßen gehabt. Und doch enthält dieses Buch Gottes Lehre, aber im Menschenwort; darum ist es ein Buch mit Fehlern und Widersprüchen, aber es bietet einen Inhalt wie kein anderes. Nur muß man uns den Inhalt, den wahren Kern, wirklich bieten, nur darf man nicht

mehr von uns fordern, die Fehler der Form unbesehen und das Ganze als unfehlbar hinzunehmen. Man lasse in der Praxis endlich jene falsche, banausische Auffassung der Inspiration fallen, an deren Stelle die theologische Wissenschaft, selbst die strengere Richtung, längst die wahre gefunden und eingesetzt hat. Wahrheit wollen wir, die ganze Wahrheit! Das Licht blendet freilich und dem schwachen Auge darf es nur langsam und allmählich zugeführt werden; aber wird es ganz zurückgehalten, so entschwindet die Sehkraft. Soll Besserung eintreten, so scheue man sich nicht, schon dem Kinde die Wahrheit zu sagen, nicht sogleich die ganze Wahrheit, aber auch keine Lüge. Hier muß der Hebel angesetzt werden. Rückt die ethischen Geschichten des Neuen Testamentes dahin, wohin sie gehören, ins Centrum; bewirkt ein lebenvolles Erfassen der Persönlichkeit Jesu vor Allem auch nach der menschlichen Seite. Und dann muß mit der geistlosen, wahrheitwidrigen Behandlung der Geschichten des Alten Testamentes gebrochen werden; es widerstrebt, um nur Eins hervorzuheben, unserem ethischen, christlichen Bewußtsein, wenn man uns aus Jakob, Simson, David Männer nach dem Herzen Gottes machen will. Gebt uns auf dem wirklichen, historischen Hintergrunde die echten, nicht die verfälschten Charaktere eines Mose, Elia, Jesaia, Jeremia, gebt uns eine richtige Darstellung der Entwickelung der monotheistischen Idee, damit wir erkennen können, daß „die Zeit erfüllet war, als Gott seinen Sohn sandte“, um die Vollendung zu bringen. Das nenne ich eine Geschichte des Reiches Gottes. Wie wird ferner heute Ethik und Dogmatik im Anschluß an den lutherischen Katechismus getrieben! Verbaut man uns nicht geradezu den Weg zum Verständniß dieser tiefen und theilweise höchst geistvollen Lehren, wenn man uns schon im jugendlichsten Alter zwingt, sie mechanisch auswendig zu lernen? Denn mechanisch bleibt die Aneignung immer, selbst wenn der Unterrichtende sich noch so große Mühe giebt, jene abstrakten Sätze mit Inhalt zu füllen; man darf vom Kinde nicht verlangen, was man vom Erwachsenen kaum erwarten darf. Auf diesem Gebiete bleibt bei der heute beliebten Methode Alles eitel Schall und leeres Gerede. Wirkt dahin, daß der Schüler diese Lehren aus dem Unterricht der religiösen Geschichten selbst entnehmen lerne, daß der Gewinn der Form Abschluß und Krönung, aber nicht Anfang und Unterbau des Ganzen bilde. Helft dazu, daß die Fortbildung über das vierzehnte Lebensjahr hinaus geführt werde, und gebt dem Christen so Gelegenheit, auch über das Hypothetische der Kirchenlehre Aufklärung und rechte Belehrung zu gewinnen. Und endlich auf unseren höheren Schulen, einschließlich der Seminarien, muß allerdings gründlicher naturwissenschaftlicher Unterricht ertheilt werden, schon um dem Jüngling die Grenzen des naturwissenschaftlichen Erkennens vor die Augen zu führen. Aber wichtiger ist das Verständniß für den großen Zusammenhang der Gesammtwelt, der geistigen und der materiellen; wichtiger ist es, daß der Gebildete in den Stand gesetzt werde, sich selbst seine Weltanschauung zu bilden, den Materialismus mit seinen Auswüchsen zu überwinden, sich zum Idealismus auch im praktischen Leben hindurchzuringen; wichtiger ist es, daß er echt religiös werde und, dem Konflikt von Wissen und Glauben enthoben, die Ueberzeugung erhalte, daß Beide, gleich bedeutsam, zu einem Ziele führen: zur Wahrheit.

Dr. R. Agahd.



Gallien in Paris.

Paris und Berlin liegen nur zwanzig Eisenbahnstunden auseinander, aber die Geister des französischen und des deutschen Volkes scheiden sich wie Oel und Wasser. Die Franzosen sind wenigstens ehrlich genug, einzugestehen, daß sie von Deutschland etwa so viel wissen wie vom Monde; die Deutschen aber bilden sich ein, französisches Wesen zu verstehen, sie urtheilen sehr lehrhaft darüber und gehen in Wahrheit doch von grundfalschen Begriffen aus. Ein Beispiel für viele: man glaubt bei uns allgemein, in Paris würden viele Bücher gekauft. Durchaus nicht. Der Pariser, von Arbeit und Geselligkeit ganz in Anspruch genommen, liest fast nie und kauft noch weniger. Er hat ein paar Autoren, mit deren neuesten Werken vertraut zu sein die Mode fordert: Zola, Daudet, Bourget, Loti, France, neuerdings Prévost . . „hier stock ich schon“. Fast alle Verleger klagen über schlechte Geschäfte, der „krach des livres“ verschwindet nicht aus den Zeitungen, diesen Mördern der Literatur. Wissenschaftliche Bücher, die in Frankreich theurer sind als in Deutschland, werden von Privaten fast gar nicht gekauft. Einen kleinen Theil der französischen Romane nimmt die Provinz auf, viel geht ins Ausland, nach Rußland oder Südamerika, ein großer Theil der französischen Bücher aber wird auf Kosten der Autoren gedruckt.

Ueberhaupt: welcher Irrthum, zu meinen, Paris sei heute noch eine rein französische Stadt! Vielleicht, weil Französisch noch immer die wichtigste Verkehrssprache ist? Aber ein mit Fremdwörtern gespicktes Französisch, voll englischer und deutscher Brocken. Paris ist im Zuge, Etwas wie eine englisch-skandinavisch-amerikanisch-deutsche Stadt zu werden. Wenn der Franzose früher von Kosmopolitismus sprach, so meinte er die kosmopolitische Herrschaft des französischen Geistes. Vergangene Zeiten! Das Theater ahmt vielfach Ibsen nach, die Musik fast ausschließlich Wagner, die Malerei Uhde, die Philosophie Spencer oder Nietzsche, die Lyrik Heine. Das gesellschaftliche Leben modelt sich nach englischer Auffassung, der five o'clock wird zu seinem Brennpunkt. Allenthalben trinkt man statt des schlechten Rothweins gutes Ale. Das Theater germanisirt sich äußerlich ganz: in der Oper besteht der Frackzwang längst nicht mehr, im Parquet der Comédie Française wird bunte Reihe gemacht und auf allen Bühnen wird eifrig gemeiningert. In der Herrenmode ist London maßgebend; bald wird ihm, dank der rasenden Ausbreitung des Bicyclesports und des kurzen getheilten Rockes, auch die Damenmode zufallen. Im wirthschaftlichen Leben herrscht der internationale Großkapitalismus, gegen den der Geist von Karl Marx wüthend anzukämpfen sucht. Paris hat sich verbürgerlicht oder — wie die Lobredner der alten Zeit sagen — verpöbelt. Man spart nicht nur, man rechnet auch. Die Verluste am Nationalvermögen durch Börsen- und Gründungschwindel sind enorm, der Zinsfuß sinkt fortwährend, der Export vermindert sich. Der geistige Export noch mehr als der Waarenhandel. Der Nationalismus wird immer stärker im fremden Kulturleben. Die Franzosen wissen, warum sie Bismarck so hassen: weniger um die verlorenen zwei Provinzen als um die verlorene Dirigentenstelle im Weltkonzert. Unbewußt, ja gegen den Willen der Franzosen ist die Strömung des Tages in Paris kosmopolitisch, mit einem Vorwiegen des germanischen Tones. Aber es wäre ungeheuerlich, wenn der französische Geist, der Jahrhunderte lang ohne Neben

buhler die Welt beherrschte, sich diese Zurückdrängung wehrlos gefallen ließe. Die Mode ist zwar ungeheuer mächtig, zumal in Frankreich, aber das Nationalgefühl des Franzosen ist noch größer: es kann sich die Welt nicht vorstellen ohne die pariser Hegemonie.

Vor einigen Jahren, als jene kosmopolitische Bewegung den Anfang nahm, begann sich auch der natürliche Rückschlag auszulösen; das Wort „französisch" sagte den Franzosen noch nicht genug, es umfaßte eine Mischung gallischen, fränkischen, römischen, griechischen Wesens, es bedeutete nichts Einheitliches, nichts Ursprüngliches. Jene ganze Zusammenfassung der modernen Unterströmungen vereinigte sich: der Drang nach Ursprünglichkeit, der Hang zur psycho-physiologischen Analyse, die Sucht, Alles aus dem Begriff der Rasse zu erklären und diesen Begriff allen Kulturbestrebungen voranzustellen. So erwachte der gallische Tick; „gallisch" war plötzlich Alles in Paris, während es bis dahin nur der Hahn gewesen war. Die jungen Lebemänner fühlten sich bei Paillard oder im Opernfoyer als direkte Enkel von Brennus und Vercingetorix und die Cancantänzerinnen des Moulin-Rouge warfen als neue Druidinnen die Füße gleich noch einmal so hoch. Auch Kunst und Literatur sollten gallisch sein. Diese interessante Bewegung hatte nur das eine Bedenken, daß sich Niemand so ganz klar war, was eigentlich im Grunde gallisch ist und wie sich das gallische Wesen äußert.

Eine derbe Fröhlichkeit, die auch vor gewagten Dingen nicht zurückschreckt, eine starke Sinnlichkeit, die sich durch zuvorkommende Höflichkeit gegen die Frau rechtfertigt, die natürliche Gabe der fortreißenden Beredsamkeit, Talent und Neigung für die leichte Improvisation in Vers und Gesang, Behagen an der scherzenden Herausforderung und am Duell, ein Schuß zierlicher Selbstgefälligkeit, — kurz der volle Einsatz der Persönlichkeit und das Ausströmen des Temperamentes im Kleinen und Beständigen werden meist als die Hauptkennzeichen gallischen Wesens betrachtet. Römisches Pathos und katholische Dogmenspitzfindigkeit haben es auf den heimlichen Grund der französischen Seele gedrückt, aber noch heute heißt ein leichter und freier Scherz eine Gauloiserie und Frankreich verehrt in Rabelais, dem derben Spötter und unermüdlichen Kämpfer gegen die gelehrte Engherzigkeit der Sorbonnisten, den Schöpfer der gallischen Wiedergeburt.

In der starken Vorliebe für zwei Gebiete äußert sich das gallische Urwesen im Laufe der französischen Kultur ganz besonders: in der Bevorzugung der Memoiren und der Chansons. Die französische Literatur, so bettelarm an guten Geschichtwerken, ist reich an vortrefflichen Erinnerungen. Aulus Gellius, der erste klassische Sammler der anekdotischen Denkwürdigkeiten, ist durch Favorinus ganz mit gallischem Geist genährt und wahrscheinlich selbst Gallier. In Deutschland ist er den Gebildeten fast unbekannt, in Frankreich ist er beliebt wie Cicero und Horaz und eine ununterbrochene geistige Kette schlingt sich von den „Attischen Nächten" bis zum „Journal des Goncourts". Am Schärfsten und Gefälligsten aber prägt sich die Neublüthe des gallischen Geistes im Wiedererwachen der Chanson aus. Ganz Paris hallt von guten und eigenartigen Gesängen wieder, die der lustige Einfall einer klugen Künstlerin aus den Salons und den Malerkneipen jetzt in die Höfe der Miethkasernen trägt.

Die chanson ist etwas ganz Anderes als der Gassenhauer oder das Lied. Der Gassenhauer hat bei allen Nationen den gemeinsamen Charakter eines sinn-

losen Textes mit einer platten Melodie, die beide durch ihre nichtssagende Thorheit, hinter der man sich einen Sinn zu suchen müht, die Massen erquicken; und wenn der komische Herr Nordau sich über den neuesten Gassenhauer, das „En voulez-vous des z'homards? Ah, les sales bêtes!“ empört, muß man ihn fragen, ob „Schaffner, lieber Schaffner“ oder „Fritze Weber hat'n Keeber“ denn gar so bedeutend sinniger seien.

Das Lied, das deutsche Volkslied, ist von der chanson vollends verschieden und der Franzose nennt es darum auch „le lied“. Das Lied ist empfindsam, es mischt Scherz und Schmerz durcheinander; der Franzose ist entweder lustig oder traurig, und Beides viel stärker als der Deutsche, bis zur Tollheit, — für die feinen Reize der gemischten Seelenstimmungen fehlt ihm aber das Organ. Das Lied bewegt sich in psychologischen Sprüngen, es giebt nur die Hauptmomente, und auch diese oft verhüllt, in Symbolen und Bildern. Der Franzose legt den Werth auf die klare und saubere Entwickelung, auf überraschende Uebergänge und selbst die alte, herbe chanson vom Jean Renaud, die noch dem Charakter der deutschen Volksballade am Nächsten kommt, hat in ihrer knappen Schroffheit ihr Vorbild wohl mehr in jenen schottischen Blutliedern gesucht, wie sie Fontane uns meisterhaft übersetzt hat.

„Le Français n'est pas lyrique“, sagt der neueste französische Literarhistoriker, Herr Lanson. Das ist ehrlich, ist vielleicht zu hart. Nichts hindert uns, anzunehmen, daß vor dem Einbruch des Römer- und des Christenthumes eine ähnliche glänzende Liederliteratur in Gallien bestanden habe, wie sie Scherer für das heidnische Deutschland annimmt. Das römische Pathos, besonders das des Halbspaniers Seneca, dessen Einfluß auf die Entwickelung der Weltdramatik noch lange nicht genug gewürdigt ist, mußte auf den angeborenen sprachlichen Sinn der Gallier umgestaltend wirken: jene Anbetung der Phrase entstand, die der Tod der chanson wurde und die der ernsten französischen Literatur das Gepräge gab bis in die Dramen Hugos, in dem auch spanisches Blut sprudelte, so gut wie in Seneca, ja bis in die jüngsten Sonette des Franko-Spaniolen Hérédia. Dieser Kultus der Phrase, der sich bei Allen, in denen der römisch-spanische Einfluß mit dem stark gallischen Urelemente der Lustigkeit sich mischte, zum Esprit verwandelte, zu jener gallischen Heiterkeit eines Sardou und Dumas, die in Antithesen und szenischen Kombinationen lacht.

Dann kam die Kirche und vernichtete in Gallien so gut wie später in Germanien die literarisch-heidnischen Denkmale, wo sie konnte, und riß allenthalben die Wurzeln und Keime aus dem Saatenboden; eine furchtbar grausame und barbarische Politik, aber, wie man zugeben muß, die klügste und die einzige, die dauernde Wirkung gewähren konnte. Im sechsten Jahrhundert schon ist das Lateinische die allgemeine Literatursprache, im zehnten hat sich aus der Mischung der vorhin erwähnten vier Hauptelemente in der großen Völkerbowle der Punsch des neuen Französisch gebildet; die alten Chansons wären nicht mehr verstanden worden, wenn sie auch bis dahin erhalten geblieben wären. Nur im Westen und Süden hatten sich wohl noch Spuren des alten Keltengeistes gerettet. Die rauhen Fischer der fernen Bretagne schlossen sich trotzig ab und suchten keinen Einfluß nach außerhalb. Erst die modernen pariser Chansonniers fangen an, ihre halb verschütteten Poesien und Melodien auszuschaufeln. Die

keltische Reaktion in den südlichen Bergen aber wurde mit der Albigenserbewegung, die mehr eine nationale als eine religiöse war, endgiltig zu Grabe getragen. Trotzdem ließen der gallische Geist und seine chanson sich nicht sogleich unterdrücken, sie lebten weiter in den entzückenden kleinen chansons de toiles des Mittelalters, deren Dichter kein Pergament nennt und deren frische Mannichfaltigkeit damals keinen Gelehrten zum Sammeln gereizt hat; die Vornehmen kannten sie nur, wenn es galt, sie zu politischen Zwecken im Volk auszunutzen, wie in den Kriegen der Ligue und der Fronde. Aber als die hohe Poesie der Troubadours und der Trouvères mit ihren künstlichen Versverschlingungen und klangvollen Reimen die Vornehmen und Gebildeten ganz beherrschte, schwand die letzte Theilnahme für die chanson. Die hohe Kunstpoesie kam an die Höfe, unter Fürsten und Edelfrauen, die gemeine chanson blieb den Bürgern, dem fahrenden Volk. Noch zu Molières Zeiten — des ersten Galliers, der sich mit der bürgerlichen Kunst das höfische Publikum eroberte — war es so; ja, der Humanismus hatte die letzte Siegesschlacht des Römischen gegen das Volksthümliche gewonnen. Oronte und Alceste sind die Haupttypen des literarischen Geschmackes in Frankreich und Molière selbst hat uns im ersten Akt des „Misanthrope" die reizende Probe der vieille chanson gegeben, das berühmte

Si le roi m'avoit donné
Paris, sa grand' ville . . .

Und man weiß auch, daß bei der ersten Aufführung Orontes Sonett stürmisch beklatscht und die gallische chanson sanft abgelehnt wurde. Ist Molières kleine chanson auf pariser Pflaster gewachsen? Ich weiß es nicht; aber gewiß ist, daß das pariser Kleinbürgerthum inniger als Alle die altnationalen Ueberlieferungen wahrte. In diesem Sündenbabel, in dem angeblich Alles nur dem Gewinn und dem Genuß nachjagt, sind viele der echtesten französischen Lyriker geboren: ich nenne nur Musset und Béranger. Ich glaube nicht, daß Waldeinsamkeit und Kleinstadt der Entwickelung der dichterischen Persönlichkeit günstiger sind als die Großstadt. Nicht die Einzelnheiten des großen Lebens, aber der Gesammteindruck der Großstadt geben eine Stimmung, wie sie nur das erregte Meer erzeugt: Leiden und Freuden wirken hier stärker, die Möglichkeit, sich ganz in sich selbst zurückzuziehen, ist hier viel größer als im engen Kreise, die Wirkung der Natur, wenn man ihr nahetritt, ist nicht durch Gewohnheit abgestumpft und die Sehnsucht rastet hier nie. Der korrekte, arbeitsame Bürger ist freilich nicht der Erkorene der Muse. Villon und Verlaine, oft mit einander verglichen, erscheinen als Säufer und Verbrecher. Vor sechshundert Jahren so gut wie heute gehen Kunst und Moral verschiedene Wege. Damals waren es die Straßen des lateinischen Viertels, die vom Jubel der neuen chansons wiederhallten, jetzt hat sich der gallische Geist in den engen Gassen des Montmartreviertels und am Boulevard Rochechouart niedergelassen; er hat den Stadttheil gewechselt, aber nicht den Charakter. Nicht die Studenten pflegen heute die lyrische Kunst, sondern die jungen Maler und Bildhauer, die noch unberühmten Schriftsteller und jener Stand der fahrenden Sänger, der chansonniers, der sich in Paris zu einer anerkannten Zunft ausgebildet hat. Künstler und Dilettanten, Modelle und kleine Schauspielerinnen

sind das Stammpublikum dieser rauchigen, klingenden Kneipen, aber blasirte Boulevardiers und parfumirte Weltdamen mischen sich hinein, Deputirte und Senatoren, ja, im Liliput-Theater des Chat Noir hatte der Präsident Carnot den guten Scherzen über seine eigene Steifheit Beifall geklatscht und der selbe langhaarige und schlecht rasirte Sänger, der heute in der Vorstadtkneipe die lustigen Dirnen mit frei scherzenden Vierzeilen kitzelt, ergötzt vielleicht morgen die hoch aristokratischen Gäste einer legitimistischen Marquise in der Rue de Grenelle. Denn durch die Vollendung ihrer Leistungen hat die Bohème durchgesetzt, daß dem heutigen Pariser Kunst Kunst ist, daß der Stoff und die Art nichts mehr gelten und nur noch das Temperament und das Geschick der Ausführung entscheiden. Ein guter chansonnier ist so viel wie ein guter Heldentenor.

Die Vorliebe der Pariser für das Kleine, Intime, Geschlossene kommt hier zur Geltung. Die Lokale sind eng und niedrig, sie fassen selten mehr als hundert Personen, so daß die kleinste der schnell wechselnden Vortragsnuancen zur Geltung kommt. Dafür sind die Preise beträchtlich. Die Wände sind von der Decke bis zur Diele mit Bildern und Skizzen behängt. Da sieht man oft die wunderschönsten Steinlens und Willettes, voll sprühender Laune und hinreißender Eleganz. Die Lebendigkeit, das Erfassen des Individuellen, auch wo es dem herkömmlichen Schönheitbegriff widerspricht, ist das große Ziel, dem alle Kunst der Jüngeren in Paris nachstrebt. Lieber verrückt als langweilig! Ein seltsamer Grundcharakter ist diesen Schänken von ihren meist gebildeten und talentvollen Wirthen gegeben: da ein Grab, dort eine Räuberhöhle, hier ein Bagno. Die Vortragenden sind in der Regel Männer; denn schließlich ist auch in Paris die Frau eher hübsch als talentvoll. Im Tagesrock treten sie auf das kleine Podium neben dem Piano oder stehen mitten im Publikum; übrigens hat jeder Anwesende, der sich nicht befriedigt fühlt, das Recht, sich zum Vortrag zu melden und etwas Besseres zu singen und zu sagen, — er kann auf das sachverständigste Publikum rechnen. Der Zuhörerraum bietet ein buntes Bild: die Künstler-Zigeuner mit den ungeheuerlichsten Mähnen und Bärten, in Joppen und Blousen, dazwischen die Elegants der Neumystik, die Gemeinde des L'oeuvre-Theaters, mit Gehröcken bis zu den Knöcheln, mit hohen, würgenden Halsbinden und den Frisuren der Restauration, hier und da ein riesiger Kürassier mit langem Helmbusch, Radfahrerinnen in Pumphosen und weibliche Décadents in wallenden, präraphaelitischen Gewändern, die Haare ganz über die Ohren weggekämmt.

Der Schein einer urwüchsigen Grobheit nach Rabelais gilt in einigen Lokalen für unerläßlich gallisch. Die Thür zu Bruants Kneipe ist verschlossen, man muß von der Straße aus anklopfen, wird dann durch ein Guckfensterchen gemustert und erst nach längerem Verhör eingelassen. Ein rüdes Lied, mit Mirlitonbegleitung geblasen, begrüßt die Eintretenden:

„Seht doch blos die Schnauze an!
Was der Kerl für 'ne Fresse hat!
Alle Gäste hier sind Schweinkerls!"

und die Anrede des Kellners erfolgt im Ton der Kaffeeklappe. Das ist nicht nach Jedermanns Geschmack, und um delikate, zumal weibliche Gemüther in die Lage zu setzen, Proben der gallischen Renaissance ohne solche Derbheiten zu genießen, hat man die höchst „mondänen" Liedervorträge in der Bodinière eingerichtet.

Ein gewisser Bodinier, früher Sekretär des Konservatoriums, richtete in der Rue St. Lazare ein Uebungtheater für die jungen Schüler der berühmten Anstalt ein. Doch der kleine, für zweihundert Personen berechnete Zuschauerraum blieb fast immer leer. Da, als man schon vor dem Krach stand, hatte der Schriftsteller Lefèvre die gute Idee, das Lokal in den Dienst der neugallischen Bewegung zu stellen und unter hochliterarischer und gutgesellschaftlicher Form der eleganten Welt die Wiedererweckung der chanson plausibel zu machen. Man stellte, in zahlreichen Veränderungen, die Entwickelung der chanson dar, man fing mit den harmloseren Sachen aus dem Anfang des Jahrhunderts an, mit Béranger und Desaugiers, und ging dann zu den gepfefferteren modernen Scherzen über. Ein junger Schriftsteller übernahm die mit den nothwendigen Antithesen besetzte Einleitung und bemühte sich, zwischen den einzelnen Gesängen einen gewissen ästhetischen Zusammenhang zu ersinnen. Auch neue Nuancen grübelte man aus: gesprochene chansons, zu denen Piano, Geige und Flöte mit der Melodie begleiteten. Hier traten die ersten Künstlerinnen von Paris auf: die alte Judic, die übermüthige Ugalde, die schöne Segond-Weber, die Sarah Bernhardt eben so ungenirt wie vorzüglich kopirt, und, Alle überstrahlend, die geniale Félicia Mallet, deren stürmendes Temperament den düsteren wie den dreisten Ton gleich vollendet erfaßt und über ihren Mangel an Stimme glänzend forttäuscht. Das Glück des Institutes war gemacht: der literarische Anstrich lockte die vornehmste Damenwelt von Paris an, die bald der Ueberzeugung war, die Zeit zwischen Dejeuner und Diner nirgends unterhaltender ausfüllen zu können.

Die moderne chanson zerfällt in drei Hauptklassen: die sentimentale, die pikante und die brutale. Der Mann der sentimentalen ist heute Montoya, ein gesunder, blonder Jüngling, der Dichter und Sänger der Berceuse bleue, die heute in Jedermanns Munde ist. Die Art ähnelt unserem Lied von den zwei Königskindern: zwei Liebende suchen in schwankem Nachen auf hoher See das Land des Glückes und gehen, an einander geschmiegt, im Sturm unter. Aber die Romanze bricht nicht, wie unsere, jäh andeutend ab, sie erzählt uns, ganz gallisch, das letzte Gespräch der Liebenden und das Ende. Die Melodie ist ein altes bretonsches Volkslied. Die Dichter der pikanten Art sind Xanrof, Ponchon, St. Croix u. A. und sie schließen sich der historischen Entwickelung der chanson am Meisten an. Die modernste ist natürlich die chanson brutale, von Vielen gepflegt, aber von Niemandem so geschickt wie von Aristide Bruant. Die Gefühle von Zuhältern, Dirnen, Leichenfledderern, in ihrer Unterhaltungsprache. Aber die Synthese, die bei uns Mancher vergebens sucht, ist hier gefunden: über das fleißige Sammeln von Redensarten im Volksdialekt kommt Bruant dazu, uns Menschen vorzustellen, nicht sehr anmuthige, aber rauhe und echte, und in der scheinbaren Roheit weiß er Gemüthsspuren und feine Assoziationen zu entdecken. Unter dem Titel Dans la rue hat der Verfasser seine Arbeiten in zwei Bänden veröffentlicht und selbst der sittenstrenge „Temps" hat sie gepriesen, — ein in Deutschland unmöglicher Fall. Die Typen, die Steinlen dazu gezeichnet hat, der erste Kenner des pariser Volkes, sind vollendet. Nicht minder gallisch ist die Musik, diese sich in wenigen Noten bewegende, aber unablässig den Rhythmus wandelnde pariser Musik, die, gering und werthlos in der melodischen Erfindung, durch den geschickten Wechsel des Rhythmus und des Zeitmaßes

und die sprechende, sehr fein ausgeklügelte und schlau harmonisirte Begleitung bei gutem, fleißig nuancirtem Vortrag hinreißend wirkt.

Bruant hat eine neue Art geschaffen, Salis neue Bewegungen. Er hat das Schattenspiel zu einer vollendeten Kunst erhoben und dadurch auf die Mode, auf die öffentliche Stimmung, die Entwickelung der ganzen französischen Kunst leitend gewirkt. Wie sich bei Bruant der Stift Steinlens zur Wiedergabe der aufs Feinste individualisirten Straßengestalten bildete, so haben bei Salis im Chat-Noir Caran d'Ache und Rivier sich mit der Silhouette zu Meistern der Charakteristik und der romantischen Stimmung geschult. Witz und Poesie theilen sich in die Herrschaft dieser völlig neuen Kunstgattung. Nach Jahre langen Versuchen ist es gelungen, diesen spannhohen, schwarzen Figürchen eine Beweglichkeit zu geben, die ihnen fast den Schein eigenen Willens, bewußten Handelns leiht: sie drehen sich um sich selbst, sie rühren alle Glieder, Hyperides reißt den Mantel von Phrynes Schulter und zeigt ihre reine Schönheit den Richtern, — und alles Das in eleganter Natürlichkeit, ohne jenes automatische Rucken, das die Illusion stört. Nichts ergreifender, als wenn nach der Abreise des verlorenen Sohnes der greise Vater ihm von der Steinbank, unter der Eiche auf dem Hügel, lange nachblickt und dann den Kopf langsam und traurig sinken läßt, nichts drolliger, als wenn Pierrots hübsches Modell, das sich hinter der spanischen Wand ankleidet, selbst unsichtbar, ein Toilettenstück nach dem anderen vorbringt und mit herausgestrecktem Arm sorgsam ausschüttelt. Dazu die witzigen Begleitreden von Salis, der alle Tagesanspielungen durcheinander zu mischen weiß, oder Gesang und Musik von seinen Kameraden! Die Wirkung ist zauberhaft. Aus diesem engen, knapp hundert Personen fassenden Zimmer, vor diesem Quadratmeter weißer Leinwand werden seit Jahren die Moden in Zimmereinrichtung, Toiletten, Literatur und Malerei gemacht. „L'épopée" von Caran d'Ache schuf mit ihren entzückenden Figürchen der napoleonischen großen Armee den neuen Kultus des Empire, und die mystisch-romantische Bewegung, von der jetzt alle Welt spricht, ging aus von Fragerolles Mysterium „La marche à l'étoile".

Man wird sich fragen, warum so köstliche und eigenartige Schöpfungen nicht auch in Deutschland möglich seien. Vielleicht, weil sie eben zu gallisch sind. Für Berlin wenigstens möchte ich die Möglichkeit des Erfolges leugnen. Sie sind die Schöpfungen starker Persönlichkeiten. Nirgends redet man mehr von „Persönlichkeit" als bei uns und nirgends unterdrückt man sie eifriger. Frankreich gilt uns als das Land der Konvention. Aber sie besteht dort nur in den alltäglichen Aeußerlichkeiten. Man einigt sich über die Banalitäten des Lebens, um die ganze Kraft seiner Persönlichkeit auf ernstes Thun und Arbeiten verwenden zu können. In Deutschland darf sich die Individualität nur im Nebensächlichen entwickeln: Jeder sucht sich eine andere Tischzeit, Jeder trägt seinen Hut nach seinem Geschmack, aber wehe Dem, der sich in seinen Ideen und Anschauungen und Werken von der Heerstraße zu entfernen sucht! — er muß erwarten, gleich als Schuft oder Wahnsinniger zu gelten. Bei uns ist Alles nach Parteien, nach Interessengruppen geregelt, auch in der Kunst. Der gallische Geist aber ist nichts Anderes als die individuelle Auffassung des individuellen Lebens.





Bovios Christus.

In Italien, dem Lande der neuen Errungenschaften und der alten Traditionen, gewinnt manchmal ein ganz harmloses öffentliches Ereigniß eine prinzipielle Bedeutung. So ging es auch mit der Aufführung des Einakters „Christus beim Purimfest", das den begabten radikalen Abgeordneten Giovanni Bovio zum Verfasser hat. Als das anmuthige Gedicht vor einigen Jahren in der Buchausgabe erschienen war, hatte es schon einen Sturm erweckt, der ihm natürlich die Leser in Schaaren zutrieb und ihm rasch vierundzwanzig Auflagen verschaffte. Als dann die Bühnendarstellung in Sicht war, steigerte sich die klerikale Erbitterung darüber zu hell loderndem Zorn. Wenn man an die Popularität der mittelalterlichen Mysterien denkt und sich erinnert, wie gutwillig diese Darstellung von Szenen aus dem Leben Jesu von der Geistlichkeit geduldet wurden, dann mußte die Entrüstung des heutigen Klerus über Bovios Christus einigermaßen befremdlich erscheinen. Indessen haben sich die Verhältnisse doch wesentlich geändert. Damals bildete die Religion den Hauptinhalt des täglichen Lebens. In ihr wurzelte Alles, auf sie hatte Alles Bezug. Und eine Opposition christgläubig Geborener gegen die Macht der Kirche kam äußerst selten vor. Die Schichten der Bevölkerung, die im modernen Sprachgebrauch als „die Masse" bezeichnet werden, folgten ihren geistlichen Führern wie die Heerde dem Hirten. Der Priester, und besonders der Mönch, war in jenen Zeiten zwar oft der Gegenstand einer rücksichtlosen Kritik, sogar derber Späße, aber Das galt nur dem Menschen, während dessen kirchlicher Amtsübung die Ehrfurcht niemals versagt wurde. Jetzt ist ein anderer Geist im Volke lebendig geworden, denn der Skeptizismus hat die unteren Klassen erreicht. Eine von modernem Geist getragene Bühnendarstellung biblischer Stoffe ist daher etwas ganz Anderes als die naiven Passion- und Mirakelspiele, und je höher der ethische und künstlerische Werth der modernen Dichtung ist, die Vorgänge aus dem Leben Jesu und seiner Jünger behandelt, desto heftiger wird die Geistlichkeit dagegen protestiren.

In Jung-Italien aber ist oft gerade Das beliebt, was den Priestern mißfällt, in denen man nicht nur die Feinde des Fortschrittes, sondern speziell auch die Urheber so vieler noch unvergessenen Leiden der Nation erblickt. Ist nun also bei dem großen Publikum eine vom Klerus bekämpfte Sache von vorn herein des Beifalls sicher, so wurde das allgemeine Interesse an Bovios Drama noch bedeutend durch den Umstand erhöht, daß die Aufführung fast überall von den lokalen Behörden verboten und erst auf höhere Weisung für die Aufführung freigegeben wurde. Ein Hauptantheil am Erfolg des Werkes — abgesehen natürlich von dessen Werth — ist dem Erzbischof von Neapel, dem Kardinal San Felice, zuzuschreiben, der, ohne eine Idee von dem Inhalt zu haben, allein auf die Ankündigung der Vorstellung hin einen Hirtenbrief erließ, worin er die Gläubigen vor dem Stück warnte und ihnen den Besuch des Theaters als Betheiligung an einer gotteslästerlichen Handlung darstellte. Damit nicht zufrieden, richtete er auch an den Verfasser und die Schauspieler die Mahnung, von dem Vorhaben abzustehen. Dies war die wirksamste Art, dem Stück, das im Grunde viel zu fein für den Geschmack und das Verständniß der Menge ist, Popularität zu verschaffen. Inzwischen aber mehrten sich die Proteste der Geistlichkeit und

in verschiedenen Städten wurde die Darstellung von den Präfekten untersagt. Das hatte jedesmal einen Gegenbefehl von Rom zur Folge, das Stück fand überall volle Häuser und kein Unbefangener verließ das Theater, ohne einen erhebenden Eindruck empfangen zu haben.

Der Verfasser hat auf das Erscheinen der Gestalt des Heilandes verzichtet. Man hört nur seine Stimme, ohne ihn zu sehen, — ein charakteristisches Merkmal für den Unterschied zwischen Bovios Dichtung und dem oberammergauer und ähnlichen Spielen. In der einen Szene, wo Christus die Bühne betritt, ist er von einem so dichten Menschengewühl umgeben, daß er faktisch nicht gesehen wird. Das Stück spielt auf einem freien Platz in Jerusalem; man sieht eine Synagoge, ein kleines weißes Haus mit Balkon und im Hintergrund die nach Salomo genannte Mauer. Es ist der Tag des Purimfestes und die Synagoge ist überfüllt, wo eben der Hohepriester die Erzählung von den Königin Esther den versammelten Juden vorliest. Seine Stimme ist außen vernehmbar. Zwei vorübergehende römische Legionäre hören eine Weile zu, dann aber wird ihre Aufmerksamkeit durch einen Zug von Damen der Lebewelt gefesselt, die an dem großen Fest die Religionen, denen sie angehören, personifiziren. In das Gespräch, das die beiden Legionäre an den Aufzug knüpfen, mischt sich ein Centurio mit der Bemerkung, daß Rom alle Religionen dulde und dadurch allen anderen Staaten überlegen sei. Nun strömen die Juden aus der Synagoge und Judas tritt auf, begleitet von Männern, die ihn über den Rabbi von Nazareth befragen, worauf Judas erwidert: „Er nennt sich Gott, aber mit uns ist er nicht.“ „Mit den Römern?“ „Auch nicht mit denen.“ „Mit wem denn?“ „Mit der Menschheit ..... und er predigt von Menschenliebe zwischen Unterdrückern und Unterdrückten, — auf den Straßen, die von dem durch römische Schwerter vergossenen Blut der Juden dampfen.“

Bei dieser Wendung erscheint eine reich gekleidete Hetäre in einer Sänfte; sie wird sofort von den Männern umringt, mit denen sie über die ästhetischen und sinnlichen Freuden des Lebens spricht. Der Centurio preist die Stärke Roms und verhöhnt die Juden, die keinen Katilina, keinen Gracchus aufweisen könnten und ihre Befreiung von einem hebräischen Propheten erwarteten, einem uncivilisirten Baptisten, einem Messias und Wunderverkäufer. „Ihr, die Ihr unter Befreiung des Volkes die Knechtung des Pöbels durch eine theokratische Oligarchie versteht, wähnt wohl gar, die Legionen besiegen zu können, welche die Gesetze Roms über die ganze Welt verbreiten? Die Gesetze Mose! Die Gesetze für die Welt werden im Senat überlegt.“ Die Hetäre erklärt beide Gesetze für zu alt; es sei Zeit, zwischen Epikuros und diesem jungen Lehrer aus Nazareth zu wählen, der eine unsterbliche Lehre verkünde. Um das Gespräch abzubrechen, das auf einen gefährlichen Boden gerathen ist, macht einer der Legionäre den Vorschlag, daß die Hetäre Etwas vorsingen möge. Die Einen wollen Lieder der Sappho hören, die Anderen eine Improvisation; doch als sie beginnen will, hört man eine klare, wunderbar klangvolle Stimme rufen:

„Ihr habt keinen Glauben und fordert doch Wunder! Des Menschen Sohn gleicht nicht Simon, dem Magier. Hinweg, Ihr Schlangen, Ihr Otterngezücht!“

Die Hetäre ist verstummt. Wie von einem Traum umfangen, lauscht sie auf die Stimme, die sie an ihre unschuldige Kindheit erinnert und an den Vater,

der ihre Laster verdammte. Der Centurio ist ebenfalls ergriffen. Die Stimme meint er, töne mächtiger als der Ruf des Germanicus an die aufständischen Legionen. Die Entrüstung der Pharisäer und Schriftgelehrten aber ist groß. Sie verlassen den Platz unter erbitterten Klagen, daß er, der so viel Erbarmen mit dem Weibe von Samaria und der Sünderin von Magdala bewiesen habe, ihnen niemals ein Wort der Duldung gönne. Judas, der zurückbleibt, hält jetzt ein Selbstgespräch, aus dem seine Enttäuschung darüber hervorgeht, daß der Meister, dem er in Verehrung gefolgt ist, sich nicht gewillt zeigt, der Führer einer Revolte für die nationale Sache zu werden. Nach der Auffassung des Judas ist nicht er selbst ein Verräther, wohl aber der Nazarener, der sein Volk, das er erretten könnte, im Stich läßt. Maria Magdalena sieht von ihrem Balkon aus den sinnenden Judas und nun folgt ein großer Dialog, worin die begeisterte Jüngerin mit des Meisters Worten die Seele des Judas zur höheren, edleren Erkenntniß zu führen sucht. Er aber will nicht auf ihre Worte hören, nichts von einer Gerechtigkeit und einer Vergeltung nach dem Tode wissen. Jetzt und hier verlangt er Gerechtigkeit und Gleichheit für Alle. Dieser Meister, der erst jenseits des Grabes Entschädigung für alles Leid verheißt, ist nicht der von den Juden erwartete Messias, nicht der Befreier, den Judas für sein Volk herbeisehnt. Er giebt zu, daß er ein frommer Mann sei und heilige Lehren predigt. Ihm aber genügt Das nicht, sie sollen auch praktisch durchführbar sein. Hier wird das Gespräch durch Stimmenlärm hinter der Szene unterbrochen. Eine aufgeregte Schaar von Pharisäern, Sadduzäern und Schriftgelehrten stürzt auf den Platz, — und nun folgt die einzige wahrhaft dramatische Szene des kurzen Stückes.

Ein vor Angst bebendes, bleiches Weib wird von den Wüthenden unter Schlägen und Stößen vorwärts getrieben. Einige aus der Menge, aber nur sehr Wenige, versuchen, Milderungsgründe, Entschuldigungen für die Unglückliche geltend zu machen, die Masse aber will an ihr die von Moses verhängte Strafe vollziehen. „Der Mann, der dieses Gesetz gab," ruft die Hetäre, „lebte nicht in Fühlung mit dem Volk!" Und in das gellende: „Steinigt sie, steinigt sie!" wirft sie den Vorschlag, man möge den Rabbi, der sich nicht an dem Tumult betheiligt habe, um sein Urtheil befragen. „Das Gesetz! Das Gesetz!" schreien die Pharisäer. „Was spricht das Gesetz?" So hört man jetzt Jesu Stimme fragen. „Daß sie gesteinigt werde," lautet die Antwort. Und in dem Volkshaufen erhebt sich abermals unruhiges Reden, das Christus mit den Worten unterbricht: „Und das Gesetz?" Worauf die Pharisäer ungeduldig erwidern: „Wie wir Dir sagten, will das Gesetz, daß die Ehebrecherin gesteinigt werde". „Nun, dann sei es so" — hier bückt sich Jeder zur Erde und große Steine werden zum Wurf bereit gehalten —, „aber," so fährt Christus mit den bekannten Worten fort, „wer unter Euch ohne Sünde ist, Der werfe den ersten Stein auf sie." Und urplötzlich, instinktiv, lassen Alle die Steine zu Boden fallen.

Die sittliche Wirkung dieser mächtigen Szene hätte allein genügen sollen, die albernen Angriffe gegen das Stück zu entkräften, das in der Hauptsache nun zu Ende ist. Es bildet aber nur den ersten Theil einer Trilogie, deren zweiter, „St. Paulus," schon als Buch veröffentlicht worden ist, während der dritte, unter dem Titel „Die Apostel," noch in diesem Herbst erscheinen soll.

Florenz. Helen Zimmern.

Die verbrannte Theres.

Ganz schön hier, wo ich endlich festgefahren bin bei der großen Entdeckungsreise nach der Sommerfrische. Elmswiese heißt das Nest; wo Deutschland und Böhmen zusammentreffen, liegt es anmuthig auf einer Wiese im Wald. Ruhe, Frieden, Idylle hier nun schon vierzehn Tage lang; und heute hat mich wieder nach einer herrlich durchschlafenen Nacht das Morgenglöckchen aufgeweckt. Ich reibe mir die Augen und dehne die Arme und träume doch noch halb weiter, denn das Geläut schaukelt mir behagliche Gedanken, wie der Morgenwind die Vögel schaukelt, die auf den Zweigen sitzen und sich die Federn putzen.

Da klingt plötzlich darein eine schreiende Frauenstimme vom Dorf her. Und wieder. Und jetzt lauter und ganz andauernd: „Hilfe, Hil—fe!" Ich springe aus dem Bett und ans Fenster. Unten rennt der Junge vom Haus, nur Hemd und Hosen an —: „Mutter, komm naus, Feuer giebts!" — und husch, ist er weg. Nun von da und dort her Stimmen in den Gehöften. Allmählich kommts, über die Zäune gerufen, auch zu mir: „Im Fuchsborn brennts!" Ich fahre in die Kleider, selber mit nachzuschaun. Aber über dem Gasthaus zum Fuchsborn dort steigt nur ein dünnes Rauchflörchen aus der Esse. Und jetzt hört auch das Geschrei auf; ein Gewirr von Stimmen ist draus geworden, das vom Fuchsborn aus herüberschwatzt. Es kann nichts Großes sein oder gewesen sein, — blinder Lärm oder ein fürwitziges Flämmchen höchstens, das nebenan spaziren gegangen war, jetzt aber schon zur Ordnung gebracht ist. Auch das Schwatzen versickert nach und nach. Nun ists wieder ganz still auf der Elmswiese. Ich sehe nach der Uhr: zehn Minuten nach Fünf. Da kannst Du Dir noch ein Stündchen gönnen, denke ich, krieche wieder ins Bett, ziehe mir die Decke über die Ohren und schlafe auch richtig wieder ein.

Aber als mir die Wirthin den Morgenkaffee bringt, erfahre ich etwas Ernstes: die Magd Theres drüben hat sich böse verbrannt. Nun liege sie drinnen und jammere gar sehr und sei schrecklich anzusehen. Die Theres? Was Teufel, das nette blutjunge Ding, das mich gestern noch so schämig-schelmisch bedient hat? Und schwer verbrannt? Da muß ich doch mal selber in den Fuchsborn hinüber.

Im Hausflur des ungeschlachten neuen Steinkastens, den man in dieses Dorf malerischer Holzhäuser hineingesetzt hat, um fein zu sein, hat sich ein Bündel Menschen zusammengeballt. Der Wirth kommt mir entgegen, ein junger dicker Geselle, und da auch schon seine Frau, Beide mit rothgeweinten Gesichtern. „So ein Jammer, so ein Jammer!" — Aber sie hätten sichs nicht reuen lassen, eine halbe Stunde weit zum Doktor zu schicken. Gleich sei er auch gekommen: „Ein lauwarmes Bad!" habe er gesagt. Nun machen sie die Thür auf und schieben mich — in die Bierausgabe, ein kleines Loch, das nur von der Gaststube her durch den Schankplatz Licht bekommt. Wie die Gaststube ist die Bierausgabe vollgepfropft mit Menschen. Um eine große hölzerne Waschwanne stehen sie hier, denn in der kauert, nackt, das junge Ding, vom Wasser bespült, so weit das Wasser eben reicht. Die Theres ist verbrannt zum Entsetzen und sie windet sich, daß man sie festhält. In einem Augenblick nur der Ruhe wimmert sie: „Schlafen will ich, der Doktor soll mir zu schlafen geben!" Dann, und lange in Einem fort: „Vater, erschieß mich doch! Vater, erschieß mich doch!" Nun wieder ganz lieb bettelnd wie ein Kind: „Ach liebs, guts Mutterl, dann

thu Dus doch, neb'm Of'n in der Stub'n hangt die Flint — oder nimms Beil, unterm Herd is es beim Holz." Die Weiber barmen, die Männer schaun dumm drein. „S'is aber alls Unsinn", belehrt mich der Wirth, „denn sie hat gar keine Eltern mehr, ist ja ein Waisenkind seit ihrem elften Jahr!" „Aber zu scheußlich iss!", und damit fängt er plötzlich wieder an zu heulen.

Der Tag geht weiter, man spricht natürlich überall auf der Elmswiese nur von der Theres aus dem Fuchsborn. Sie sei ein nudelsaubres Ding gewesen, heißts, nun würde sie wohl ihr Lebtag häßlich bleiben. Wies denn gekommen sei? Ja, nämlich so: sie sei von drüben her aus der leitmeritzer Gegend, sei dann ein Jahr in die Fabrik gegangen und habe sich draus ihren „Schamsten" geholt, der Schatz habe sie aber nicht da lassen wollen und ihr seis auch zu roh da gewesen, sie sei also in Dienst gegangen. Und für heute habe sie nun Urlaub gekriegt, zum ersten Mal heim und zum Schatz zu fahren. Da hat sies nun gar zu sehr pressirt: daß sie schnell wegkonnt, hat sie Petroleum genommen zum Feueranmachen. Die Wirthsleute schlafen noch, — auf einmal schreits die Treppe hinunter. Nun laufen sie naus —; da rennt das Madel wie eine Fackel im Freien herum, immer im Kreis. Laufen Andre dazu, stellen sich Alle darum, Jeder, dem sie zu nah kommt, reist aus. Aber schrägüber steht ein Neubau, und gerade heute treibt sich auch schon so zeitlich ein Maurer drauf herum. Der steigt 'nunter, nimmt den Wassereimer, gießt ihn über das Madel — aus iss, das Feuer. Aber am Ende käme sie nun doch nimmer auf.

Es ist Abend geworden, als ich wieder nachfrage, wies geht. Besser; so viel ruhiger sei sie geworden. Ich denke mir mein Theil und gehe nach Hause. Am nächsten Morgen hebt wieder die Frühglocke an. Plötzlich unterbricht sich das Geläut. Und wieder hebts an, und wieder wirds mit einem schrillen Rasseln unterbrochen. Dann tönt es zu Ende. So wars demnach ein Totengeläut, und zweimal unterbrochen galts einem Weibsbild. Bald hör ichs denn auch: gestern Abend um elf hat die arme Theres ausgelitten.

Und nachmittags schon liegt sie aufgebahrt. Im Tanzsaal des Wirthshauses, unter der Musiktribüne, steht auf zwei Stühlen der schlechte Sarg, in dem die tote Jungmagd liegt, in etwas billigem Totenputz, ein paar Papierblumen in der Hand. Die Theres ist eine Sehenswürdigkeit geworden: ununterbrochen kommen Leute, sich angenehm zu begruseln an ihren Todeswunden. Den ganzen Tag über ein Herein und Hinaus von Männern, Weibern, Kindern. Das nenne ich Gäste haben, wie heute der Fuchsborn, — drunten, wo sie gestorben ist, läuft schier ununterbrochen der Bierapparat.

Wirth und Wirthin, zwischen den Leuten hin und her, weinen, geben Auskunft. Das sollte aber auch eine Leiche geben, heißts da, zwölf „schwarze Burschen" und zwölf „schwarze Madeln" würden mitgehen, sehr schön würde es werden. Daß sie so arm gewesen, gar nicht gespüren würde mans.

Ich habe keine Lust, mit bei der Beerdigung zu sein, und mache am nächsten Nachmittag einen Ausflug in die Wälder. Aber es ist heute traurig dort: in alle Stimmen des Waldes mischt sich das Schreien, Stöhnen, Winseln der Theres, ihr Flehen um Schlaf und Tod. Und wie ein Klagegesang rauscht der Wind über die Wipfel hin und schwillt auf zu einem bedrängenden Warum, — warum quälst Du ein armes Geschöpf so, Gott?

Es ist Nacht, als ich heimkomme.

Da — was? — — —
Nein, es kann doch nicht sein! — —
Und ist doch so: Tanzmusik im Fuchsborn.

Vor der Thür verabschiedet eben der Wirth ein paar wankende Gestalten; wie er mich sieht, kommt er auf mich zu, roth vom Bier. „Ja, schauns", er zwinkert verschmitzt mit den Augen, „wolln doch auch ihre Freud haben, die schwarzen Madeln, — hat sie doch auch Geld gekostet, die Geschicht heut. Wollns net eintreten auf a Glaserl? Jesses, Jesses, aber auch die Angst, was ich ghabt hab! Denkens nur, wenns noch ein paar Tag hätt liegen müssen — am Sonntag geht doch die Kirchweih los! Und ich hätts doch net ausm Haus können werfen, dees arme gute Madel dees!"

Und bis zur Mitternacht sehen in mein Stübchen die hellen Fenster vom Tanzsaal her, in dem bis heute Nachmittag die Leiche der verbrannten Theres gelegen hat und wo nun die Musik dem Trauergefolge aufspielt: „Ach ich hab — sie ja nur — auf die Schul — ter geküßt, ach ich hab . . ."

Dresden. Ferdinand Avenarius.

Das Unglück in Rieselwang.

Antwort an Peter Rosegger.*)

O über die Weiber! Fünf Pfennig zu sparen,
Wird der Mann über Berg und Thal gehetzt,
Muß mit stockendem Herzen die Nacht durch fahren
Und ersäuft fast im reißenden Gießbach zuletzt.

So sind die Weiber! Kein Mann wird sich finden
Auf der weiten Welt — ich versichere Dich —,
Der aus Sparsamkeit oder anderen Gründen
Jemals vergäße das liebe „Ich".

Pfui, Peter! Willst Deine Frau verklagen,
Daß die ganze Welt nun über sie lacht —
Und soll ich Dir nun die Wahrheit sagen,
Wer die ganze Dummheit zu Stande gebracht?

O über die Männer! Die meinen natürlich,
Sie haben die Weisheit mit Löffeln verschluckt!
Jawohl! Du sprächst nicht so despektirlich,
Hätt'st fleiß'ger Du in die Grammatik geguckt.

Da steht: „Konjugatio im Aktivum"
(Nun lies und dann thu Buße fromm!)
„Komme" bezeichnet den Indikativum,
Der Imperativus jedoch heißt: „Komm".

Cladow. Helene Rauh.

*) S. „Zukunft" vom 29. Juni 1895.

Halbjahresabschlüsse.

Sobald sich in den letzten Wochen der Börsenhorizont zu verdunkeln begann, ließ man freundliche Fernsichten auftauchen: die Halbjahresabschlüsse unserer Banken. Dieser rosige Schimmer ist etwas verschwommen, weil die meisten deutschen Institute gar keine Sechsmonatsübersichten veröffentlichen. Die Phantasie kann da also frei schalten und walten und, wenn ein paar besonders günstige Publikationen vorliegen, sämmtliche Banken in glänzenden Farben ausmalen. Die erste Semestralbilanz kam von der Nationalbank für Deutschland, einer Konjunkturbank im umfassendsten Sinne des Wortes; es läßt sich also denken, wie wenig Aehnlichkeit die in unseren Mittelstädten maßgebenden Banken gerade mit dieser Emittentin der kleinen chinesischen Anleihe haben. Die Uebernahme dieser neuen Anleihe charakterisirt überhaupt die Nationalbank. Wo war die Emission der einen Million Pfund Sterling nicht angetragen? Keine Bank hatte den Muth dazu, denn es ist doch ein Unterschied, ob man eine Unterbetheiligung annimmt oder mit seinem Namen den Prospekt denkt. Man kann ruhig sagen, daß ohne die Nationalbank die Emission kaum zu Stande gekommen wäre; und nachdem die Hindernisse für die dann etwas hinausgezögerte Zeichnung endlich beseitigt waren, deuteten die hoch hinauf geschraubten Bedingungen für diese Zeichnung den großen Gewinn dabei an. Es ist eben eine leicht bewegliche Bank mit keinem allzu großen Kapital, ohne den Anspruch auf vaterländische oder gar kulturfreundliche Ziele, die ja auch von den größeren Instituten mehr als Vignette aufgeklebt werden. Einzelne Verwaltungräthe üben auf die Leitung einen starken Tageseinfluß aus, theilen von ihren guten Verbindungen mit und schieben so auch wohl manches unvortheilhaft gewordene Geschäft von sich ab. Das geht bei dieser Bank nun einmal nicht anders und um diesen Preis ist sie auch in Berührung mit den modernsten Unternehmungen, den elektrotechnischen, gekommen. Das ist ein Gebiet, auf dem nicht wenig verdient wurde, wie ein Vergleich älterer und neuerer Kurszettel leicht nachweisen muß.

Ob auch aus Südafrika günstige Abwickelungen einliefen, ist nicht bekannt, aber es ist wahrscheinlich, daß die dortigen Goldfelder auch in die Bureaux der Nationalbank einen hübschen Sonnenschein geworfen haben. In dieser Beziehung dürfte allerdings Süddeutschland einen größeren Vorsprung gewinnen. Dort sind die lange bewährten internationalen Beziehungen, die tüchtigen Vertrauensmänner, die stärkeren Neigungen zu weit reich'nden Unternehmungen, die zahlreicheren Vermögen; man kann solche Geschäfte dort Jahre lang aushalten. Dazu die freie Zeit, nicht der Druck eines übergroßen regelmäßigen Bankgeschäftes, wie er heute in Berlin die Kräfte aufsaugt. Alle diese afrikanischen Dinge, denen ja auch Australien und die Union bereits lebhaft zu folgen beginnen, bekommen in Norddeutschland leicht einen Schein von Abenteuerlichkeit. In unserem Süden nehmen sie sich dagegen solide aus, selbst wenn die Gefahr dabei nicht abzuweisen ist. Ursache? Die Einen suchen das Publikum um jeden Preis an sich zu ziehen, die Anderen wollen unter allen Umständen nur gute Käufer haben.

Im Uebrigen denkt Berlin nicht daran, diese Glücksumstände in die Hoffnungen auf gute Semestralabschlüsse hineinzumischen. Hierzu genügen auch vollständig: das gesteigerte Niveau fast des ganzen Kurszettels, das sehr leb-

hafte Kommissiongeschäft, der glückliche Vollzug der verschiedensten Emissionen, die freundliche Bereitwilligkeit unserer Offiziösen. Was den bereits früher erwähnten Stillstand in der Kursentwickelung der Industriepapiere betrifft, so läßt sich dieser Umstand nur zum Guten auslegen. Das Publikum zeigt noch Urtheilsfähigkeit genug, um mit seinen Käufen, zwar etwas spät, endlich aufzuhören. Natürlich haben die interessirten Banken ihren Besitz an neuen Industriewerthen schon längere Zeit abgestoßen; schon wegen der weiteren Emissionen, die noch in der Schwebe sind. Vor Allem wird der Markt bald ein Kunstdüngerpapier erhalten und bei solcher Gelegenheit von der Weltstellung Deutschlands auf diesem Felde überraschende Kenntniß nehmen.

Es war am letzten Pfingstfest und der Zug von Berlin nach Wiesbaden um so stärker von Bankleuten besetzt, als das dort eröffnete neue Badehotel einen bisher noch nicht erlebten Luxus versprach. Aber welcher Bankier wird sich einfach mit einem schönen Erholungort begnügen? In den Unterhaltungen tauchte denn auch immer wieder die Frage auf: giebt es hier nichts zu verdienen? Von da bis zu Gründungen war es nicht weit, man unterwarf die Privatetablissements der Umgegend einer flüchtigen Prüfung, und als eine Kunstdüngerfabrik daraus hervorragte, fuhr man mit der Dampfbahn nach Biebrich und leitete die ersten Schritte ein. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, war bereits ein anderes Institut dabei nicht mehr zu umgehen, also Zweitheilung, die freilich noch immer rentabel genug bleibt. Aus der Thatsache, daß die Aktiengesellschaft mit nur zehn Millionen Mark ausgestattet wurde, darf man nicht den Maßstab für die bisherige Rentabilität zu gewinnen suchen, denn der Hauptinhaber dieses Riesenetablissements soll sich selbst mit einem Vermögen von dreiundvierzig Millionen Mark eingeschätzt haben. Bleichröder hinterließ achtundvierzig Millionen Mark, der kürzlich verstorbene Chef von L. Behrens und Söhne in Hamburg achtzehn Millionen Mark, — und in welchem Goldregen sah man in Berlin und Hamburg unaufhörlich diese Großbankiers. Man sieht immer nur die aufgethürmten Ziffern im Bankwesen, aber nicht die Unsummen von diskreten Ausgaben, wie sie Industrie und Handel in diesem Umfange nicht kennen.

Ein neuer Gewerbezweig wird bei Gründungen jetzt erst angebrochen: die Fahrräderfabrikation. Auch hierin haben es einfache deutsche Schlosser binnen wenigen Jahren zu Weltgeschäften gebracht. Die Verbreitung des Velozipeds wird von einem ganz unerwarteten Umstande begünstigt. Die Reichen wollen auf der Höhe der Neuheit stehen und geben nach kaum einem Jahr ihr gebrauchtes Fahrzeug billig ab. So sind Abnahmekreise entstanden, die sich sonst gar nicht heranwagen konnten und die auch recht gut wissen, daß die jüngsten Konstruktionen noch nicht die besten zu sein brauchen. Die Fahrradindustrie steht mit einer Reihe deutscher Banken in lebhaftem Kreditverhältniß und das Resultat wird schließlich eine Vermehrung der Aktiengesellschaften sein.

Die wichtigste Semestralbilanz betrifft natürlich die Oesterreichische Kreditanstalt; sie soll zwar ihren ungarischen Gewinn auch noch nicht für diese ersten sechs Monate einstellen, dagegen wird das Zinsenkonto — bei dem flüssigsten Geldstand — wohl ein ansehnliches Mehr aufweisen. Die Provisionen werden nicht zurückgegangen sein und der eben so behauptete Devisengewinn wurde durch die Herren Bingen in Genua erst nach dem ersten Juli geschmälert. Pluto.

Notizbuch.

Als im November 1831 Hegel rasch von der Cholera hingerafft worden war, ging durch die internationale Gemeinde der Hegelinge ein großes Trauern und der Tote wurde im ersten Schmerz dem Aristoteles, dem makedonischen Alexander und dem Heiland der Christenheit verglichen. Die Erinnerung an solchen Ueberschwang drängt sich auf, wenn man die Nachrufe liest, die um die Aschenurne Friedrichs Engels ertönten. Ein seltsames Schauspiel: Sozialdemokraten, die von menschlicher Größe sonst nichts wissen wollen und ohne Ermatten Jeden höhnen und schimpfen, der einen Sterblichen der Bewunderung würdig findet, verherrlichen nun einen Menschen; Materialisten, die das Wirken großer Persönlichkeiten auf die Geschichte nicht anerkennen, preisen einen Toten als den mächtigen Beweger einer Welt. Sie müßten, wenn ihr Denken von strenger Logik bestimmt wäre, gelassen jetzt sagen: Engels hatte, wie Marx und Lassalle, das Glück, der Träger einer Idee zu werden, die uns die Revolutionirung der Geister bringen sollte; wären diese drei Männer nicht zur Stelle gewesen, — nun, so hätten sich eben Andere gefunden; wir ehren ihr Angedenken, aber wir versagen uns jeder Ueberschätzung menschlichen Wirkens. Daß die Weise ganz anders klingt, lehrt uns wieder einmal, wie tief die Heroologie im Sinn des aufrechten Vierfüßlers wurzelt. Der überzeugte Marxist wird begeistert der Botschaft zustimmen, die Gervinus verkündete, als Otto Bismarck eben dreißig Jahre alt war: im neunzehnten Jahrhundert wandle nicht mehr der Athem des Genius, sondern allein der Wille der Masse die Welt; und eine Partei, der die sogenannten großen Männer fehlen, könne gerade deshalb auf die Zukunft zählen. Der Masse, die gern jeden hoch Hinausragenden um einen Kopf kürzer machen mag, war Das ein angenehm schmeichelndes Evangelium und es ist vielleicht nicht ganz vorsichtig, daß die Arbeiterführer es für eine Feierstunde jetzt opfern und über einen unersetzlichen Verlust die Wehklage anstimmen, weil ein sterblicher Mensch gestorben ist. Wir Anderen, denen leider der Glaube an das Allheilmittel des Sozialismus fehlt — leider denn es ist das einzige, das in allen Fährlichkeiten heute ein frohes Vertrauen und eine sichere Hoffnung verleiht —, wir dürfen dreist sagen, daß Engels, mögen die offiziellen Vertreter der Wissenschaft ihn auch nur als glänzend begabten Dilettanten schätzen, ein mächtiger Förderer der proletarischen Ansprüche war, ein starker Agitator und ein Mann mit ungewöhnlich sicherem Blick für das Wesentliche. Uns ist es zweifelhaft, ob die Lehre Hegels, die der Meister, als leidenschaftlicher Feind des Kommunismus und entschiedener Vertreter des Familienbesitzes, für sehr konservativ hielt, jemals zu den revolutionären Schlußfolgerungen gelangt wäre, die überall jetzt die Bourgeoisie schrecken, wenn an die Spitze der Junghegelianer nicht frühzeitig die scharfsinnigen Radikalen getreten wären, Marx und Engels und Stirner, die, nach des Meisters Wort, die Begehrlichkeit des Egoismus beseitigen wollten, im Familieneigenthum aber noch immer die Möglichkeit egoistischer Begierden spürten und deshalb erst in der Vergesellschaftung des Besitzes das wahre Strebensziel erkannten. Der echte Sozialist lächelt über unseren Wahn; er glaubt nur an die Idee und er dürfte das schöne Gleichmaß des Ideengläubigen nicht für eine Minute sich stören lassen, weil ein nützliches Werkzeug dieser Idee in Asche versunken ist.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 24. August 1895.

Der große Krieg.

Um die dritte Mittagsstunde saß in Paris am zwölften Juli 1870 der Herzog von Gramont dem Baron Werther gegenüber, dem schwächlichen Vertreter des Preußenkönigs am Tuilerienhof. Eben war das Telegramm bekannt geworden, das Fürst Karl Anton von Hohenzollern an den Marschall Prim nach Madrid und an den spanischen Gesandten Olozaga nach Paris gerichtet hatte, um ihnen den Rücktritt seines Sohnes von der Thronkandidatur anzuzeigen, die in Frankreich die Leidenschaften so mächtig erregte. Der Friede, der seit Gramonts Rede vom sechsten Juli ernstlich bedroht gewesen war, schien nun wieder gesichert, Ollivier und Thiers schwelgten in Wonneräuschen und bemühten sich, den zornmüthigen Eifer der Duvernois und Guyot-Montpayroux zu dämpfen, die, als echte Erben des edlen Chauvin, munter schon die Backen aufbliesen, um durch einen Trompetenstoß die Deputirtenkammer zu alarmiren; und da große Spekulanten rasch in die Hausse gingen und die Rente in fünf Minuten um zwei Prozent stieg, konnte man hoffen, das Sechstagewerk werde geräuschlos zusammenstürzen und Alles werde geschwind zur alten Ordnung wiederkehren. Der Herzog von Gramont war anderer Meinung. Der Spanierthron war ihm gleichgiltig, aber er brauchte für seinen kränkelnden Herrn einen Zuwachs an Prestige, der über die Schwierigkeiten der inneren Lage hinweghelfen konnte, und er hatte sich zu hitzig vorgewagt, um nun mit einem halben Erfolg vorlieb nehmen zu können. Der Hohenzollernprinz war von der Thronkandidatur zurückgetreten, aber Europa sollte erfahren, daß dieser

Rücktritt durch ein Machtwort Frankreichs bewirkt worden war, dem der Hohenzollernkönig in Ergebung sich beugen mußte. Deshalb forderte Gramont einen Brief, in dem König Wilhelm dem Kaiser Napoleon erklären sollte, er sei von der Absicht, die Würde und die Interessen Frankreichs zu verletzen, weit entfernt gewesen, er werde dem Prinzen Leopold die Bewerbung um den spanischen Thron niemals erlauben und sich stets bestreben, jede Möglichkeit neuer Differenzen zwischen Frankreich und Preußen vorsichtig zu vermeiden. Ein solcher Brief hätte die Abdankung Preußens als Großmacht bedeutet und das Wort der Fortschrittsparteipropheten erfüllt, das Ministerium Bismarck werde das Land zu Schmach und Erniedrigung führen. Der Brief wurde nicht geschrieben. Sieben Wochen später, um die siebente Abendstunde des ersten Septembertages, stand der General Reille vor dem König von Preußen und überbrachte das Schreiben, in dem der Kaiser Napoleon sich der Gnade des Siegers gefangen gab. Auf der Säbeltasche eines Husarenlieutenants wurde die Antwort geschrieben.

Was zwischen diesen beiden Vorgängen lag, ist ohne Beispiel in der modernen Geschichte. Ein gehaßter und verachteter Staat, der kurz vorher noch genöthigt war, in Bruderkämpfen sein Lebensrecht zu vertheidigen, hatte das Vertrauen aller deutschen Stämme erworben und mit raschen Schlägen einen Feind niedergezwungen, dessen durch die Jahrhunderte glänzendes Ansehen von der napoleonischen Legende ins Ungeheure gesteigert war. So völlig war der Gegner zerschmettert, der mit leichtem Herzen und lächelnd die dreiste Herausforderung gewagt hatte, daß zunächst Niemand mehr übrig blieb, mit dem man den Frieden verabreden konnte. Und der unbefangen Zuschauende sah an dem Sieger keine Spur eines sich regenden Uebermuthes. Am Abend des ersten Septembers, während unübersehbare Feuerlinien das Thal der Meuse erhellten und die Mannschaft still im Wachtdienst wechselte, klangen aus hunderttausend Kehlen ernste und fromme Lobgesänge zum Himmel empor, Dankgebete an den Gott der Schlachten, Grüße an das ferne Vaterland, dem in hohen Haufen hier die Opfer geschichtet waren. Ein Franzose, der an diesem Abend das Schlachtfeld von Sedan sah, mußte später gestehen, ihm sei zu Muthe gewesen, als hätte er ein Priesterheer in der Andacht des Gottesdienstes erblickt. Die Wendung schien den Siegern so wunderbar, daß sie nur durch das Walten göttlicher Gnade erklärt werden konnte, der man in Ehrfurcht sich neigen mußte. In solchen Stunden der

Rast nach stärkster Spannung erwacht in den Massen die mystische Sehnsucht aus trägem Schlummer: die nüchterne Vernunft genügt der hymnischen Stimmung nicht mehr und der holde Kinderglaube wiegt heiße Wallungen in ein bescheidenes und beruhigendes Glücksgefühl. Später erst, wenn die Gewöhnung an den Erfolg sich einstellt und es in derber Lust ans Beutemachen geht, meldet sich mitunter auch wohl eine hochmüthige Regung und das stolze Bewußtsein, Einer von Denen zu sein, die so Großes vollbringen, durchbricht die dankbare Demuth. Nur Thoren dürfen wähnen, es könne im Kriege, wo der einzelne Mann Alles aufbieten muß, was er an Muth und Temperament besitzt, so sänftiglich, sauber und sittiglich zugehen wie bei einer Billardpartie in vornehmen Klubs. Der Krieg hat seine besondere Romantik und seine besonderen Leidenschaften, seine Sitte und seine Sittlichkeit; er löst die Bande des Alltagslebens, er lockert das ängstliche Gefühl für kleine und kleinste Pflichten und vereint dichte Schaaren in einer gemeinsamen großen Pflicht, die in jedem Augenblick den Einsatz der ganzen Persönlichkeit fordert. Manche Rücksicht muß ausgeschaltet werden, wo es gilt, furchtlos und ohne banges Brüten vorwärts zu schauen. Daß dabei Uebergriffe vorkommen und im Rollen und Retten zu viel gethan wird, darf man tadeln; mit dem Verdammen und Zetern aber sollte der behaglich auf weichem Lotterbett Ruhende nicht allzu rasch bei der Hand sein. Die Roheit und Gier Einzelner verschwindet in der Leistung des ganzen Heeres und ein keckes Begehren zählt nicht in der Masse der Entbehrung, des Wehes und der Noth. Der deutsche Soldat hat die schwere Probe mit Ehren bestanden; er ist nicht wie die über alle Begriffe edlen und galanten Krieger Scribes durch die gallischen Gaue geschritten, aber er hat sich menschlich gezeigt, menschlich im Fehlen und Fühlen, und kein trüber Rest von Beschämung braucht uns die Freude an den Erfolgen des großen Krieges zu verkümmern.

Nach fünfundzwanzig Jahren werden diese Erfolge jetzt wieder gefeiert. Das ist natürlich und lobenswerth; wenn ein Vierteljahrhundert genügt hätte, um die Erinnerung an die gewaltige Arbeit des Schicksalsjahres aus den Herzen der Deutschen zu jäten, dann wäre das Ringen vergeblich gewesen und die Wittwen und Waisen dürften vorwurfsvoll fragen, warum fern von ihnen der Gatte und Vater in fremder Erde fault. Daß die Franzosen, deren Gloirebedürfniß heute noch bei dem Mädchen von Orleans Sättigung sucht, sich an unseren Gedenk-

feiern ärgern, kann eigentlich nur erheiternd wirken; kein verständiger Mensch schmälert den Ruhm des französischen Heeres, kein Deutscher würde es wunderbar finden, wenn auch dem großartigen Vertheidigungwerk Gambettas ein Gedenkfest gerüstet würde, und die an Kriegsruhm doch wahrlich nicht armen Gallier sollten erwägen, daß ihr Bemühen, den Sieger zu verkleinern, den Besiegten gewiß nicht vergrößern kann. Schlimmer ist schon der Widerstand, der sich in der Heimath regt. Das widrige Geschimpfe, das aus der sozialdemokratischen Presse ertönt, wird dem gerechten Anspruch der Armen neue Feindschaft erwerben, denn der gute Bürger, dem diese sinnlosen Lümmeleien vorgeführt werden, überlegt nicht, daß solches Gebahren zum Wesen der jeweilig radikalsten Partei gehört und daß, um in den Massen die Liebe zum Vaterlande zu stärken, man diese Massen an dem Wohlergehen des Vaterlandes nach Möglichkeit interessiren muß. Und zwischen den feindlichen Haufen der Nationalen und Internationalen hat sich noch eine Schaar von Mißvergnügten gesammelt: die Liga der Friedensfreunde; diese braven Leute stellen sich an, als ob sie den Frieden inniger liebten als wir Anderen und sie finden es fürchterlich, daß man von kriegerischen Erfolgen überhaupt spricht, statt sie, wie die Scham der Volkheit, keusch zu verdecken. Dieses Friedensspiel ist ein harmloses Vergnügen für artige Kinder, denen eine praktische Beschäftigung noch fehlt; durch Kongreßgeschwätz und durch die Vertheilung von Oelzweigen wird die Entwickelung nicht gehemmt, die schon heute dahin gelangt ist, daß in Europa Kriege nur dann noch geführt werden, wenn sie unvermeidlich geworden sind; und wenn ein Krieg unvermeidlich ist, wird kein Schiedsspruch und kein Friedensparlament ihn aufhalten. Einen solchen Krieg hatten wir 1870 zu überstehen; kein humanes Bemühen konnte die Kraftprobe zwischen den Nachbarvölkern ersparen, kein anderer Weg führte zum Ziel der deutschen Einheit. Mit gutem Gewissen darf die Erinnerung an die Erfolge des Kampfes gefeiert werden; aber die Feier wäre weder würdig noch nützlich, wenn sie bei pathetischer Selbstverherrlichung und billiger Bierbegeisterung sich lärmend versäumte.

Oft ist während der letzten Wochen die Frage gestellt worden, welche Kraft damals den Sieg bewirkt hat. Der Kaiser scheint geneigt, in der unbedingten Hingabe des Heeres an den Willen des Kriegsherrn die Ursache des Erfolges zu sehen. Diese Auffassung entspricht dem monarchischen und militärischen Sinn für die Macht der Disziplin

und Unterordnung, aber sie reicht zur Erklärung doch am Ende nicht aus; die unbedingte Hingabe an den Willen des Kriegsherrn wird gewöhnlich erst erschüttert, wenn dieser Wille irrt oder vom Unglück heimgesucht wird, und der Rückblick auf den großen Krieg ist darum gerade so tröstlich, weil er die Gewähr giebt, daß auch eine Niederlage das deutsche Volk und die bewaffnete Abordnung seiner Söhne guten Muthes und aufrecht gefunden hätte. Heinrich von Treitschke hat in einer prachtvoll mahnenden Rede, die leider nur nicht an allen Stellen durch die glatte Oberfläche der Erscheinungen drang, gesagt, es habe sich 1870 besonders klar gezeigt, daß in den Daseinskämpfen der Völker der Wille entscheidet, und der Sieg sei unser gewesen, weil wir im Einmuth des Wollens die Stärkeren waren; der Historiker fordert also nicht die blinde Unterordnung, sondern die Uebereinstimmung des Willens. Vielleicht genügt auch diese Erklärung noch nicht. Der Einmuth des Wollens war auch in Frankreich, mindestens nach dem Beginn des Krieges, vorhanden, aber das Vertrauen in das richtige Handeln fehlte und ließ sich, da es einmal gewichen war, nicht mehr zurückzwingen. Den Preußen war dieses Vertrauen in fast zehnjähriger Anstrengung abgerungen worden; sie hatten die Regirung an der Arbeit gesehen, hatten die zähe Gewissenhaftigkeit des Königs, sein leises und doch festes Beharren in einem langwierigen Konflikt kennen gelernt und wußten nun ganz genau: Jeder würde an seinem Platze stehen, Alles würde in Ordnung sein und keine wechselnde Laune, kein Schwanken und Tasten würde die Stetigkeit des Handelns beirren. Dieses gute Gefühl verbreitete sich von Preußen rasch über das ganze Reich und weckte im Feldlager die frohe Gewißheit, daß keine Vorsichtmaßregel vernachlässigt, kein wirksamer Faktor vergessen war. Solche Zuversicht ist im Kriege der beste Proviant. Der Mann mag sein Leben nicht an eine Herrenlaune wagen, die mit der flüchtigen Stunde verflattert; er will, wo es um den höchsten Einsatz geht, die tröstende Gewähr haben, daß Alles bedächtig erwogen und von den fähigsten Führern vorbereitet ist; er gehorcht gern, aber nur da, wo der Befehlende des Zieles und des Weges zum Ziel nach Menschenmöglichkeit sicher ist. Dann mag immerhin kommen, was das Schicksal bestimmt: die Pflicht ist erfüllt, das Haus ist bestellt und der Mann darf mit ruhigem Gewissen hinausziehen, — in den Krieg, den sein König nicht gesucht, den er selbst nicht ersehnt hat. Deutschland hatte vor fünfundzwanzig Jahren

das Glück, einen Staatsmann von leuchtender Geniekraft und einen Strategen zu haben, der ein Gelehrter und zugleich ein Künstler war, als Dritten im Bunde daneben ein organisatorisches Militärtalent ersten Ranges. Das war viel; aber das Gefühl ruhigen Vertrauens, das vom ersten bis zum letzten Tage das Land und die Truppen beherrschte, war für die Entscheidung vielleicht noch werthvoller als diese glückliche Fügung.

Auf Glückszufälle ist im Leben der Einzelnen und der Völker nicht zu rechnen. Drei Männer wie Bismarck, Moltke und Roon werden vereint kaum jemals wieder erscheinen. Deshalb ist es doppelt nöthig, für die Tage der Gefahr das Vertrauen des Volkes zu sichern. Die Vorbereitung eines Krieges beginnt nicht erst in der Stunde der Mobilmachung; ein Krieg, der mit der Aussicht auf Erfolg geführt werden soll, muß die Fortsetzung der Politik unter veränderten Umständen sein und diese Politik muß so feste Wurzeln haben, daß sie auch einem wüthenden Sturm Stand halten kann. Die Männer, die 1870 im Felde waren, sind heute dem fünfzigsten Lebensjahr nicht mehr fern, Mancher von ihnen hat es schon hinter sich; ihnen mag man die festlich geputzte Feier gönnen, den Fahnenschmuck, das Eichenlaub, den silbernen Riegel an der Kriegsdenkmünze; sie mögen bei Bier und Wein in Erinnerungen schwelgen und nach Zecherart auch wohl eine Heldenthat auffrischen, die nur die Phantasie des Heimgekehrten vollbrachte. Wir Jüngeren waren nicht mit, wir haben für das Reich nichts geleistet und dürfen darum auch jetzt nicht bechern und jubiliren; unsere Aufgabe ist, aus der Geschichte des großen Krieges zu lernen und das Gelernte ohne Menschenfurcht auszusprechen. Einstweilen ist man über tönende Allgemeinheiten und ein geräuschvolles Prologpathos noch nicht weit hinausgelangt und deshalb ist es nicht wunderbar, daß dem Lärm kein kräftiges Echo antwortet und daß große Gruppen des schaffenden Volkes dem Jubel ohne innere Theilnahme zuhören. Das Deutsche Reich ist mit Prunkfesten und illuminirter Politik übersättigt; es ist in die Gewohnheit gezwungen worden, von einem Tag auf den anderen Ueberraschungen befürchten und morgen verdammen zu müssen, was es heute vergöttert hat. Die Gedächtnißfeier des großen Krieges darf diesen ungesunden Zustand nicht übersehen und sie muß, wenn erst die Diagnose gestellt ist, Klarheit darüber schaffen, daß ohne neue politische Ideale eine Heilung nicht möglich ist, weil auf die Länge kein Volk von großen Erinnerungen allein leben und zu Wagen und Wirken kraftvoll gedeihen kann.

Drei Briefe.*)

I.

Koburg, den 4. Oktober 1860.

Lieber Freund!

Ich schreibe Ihnen aus einem wunderlichen Leben, welches mit der Ruhe Sieblebens stark kontrastirt. Seit Anfang der Woche bin ich, durch den Telegraphen citirt, hier im Geschwirr eines großartigen Hofes, der sich auf den einfachen Verhältnissen des kleinen Ländchens ausnimmt wie eine Fata Morgana. Auf der selben Stätte, auf welcher die Turner ihre Hochs riefen, die Sängervereine flöteten und der Nationalverein tagte, rollen jetzt in langer Reihe die Staatswagen, welche, außer dem Landesherrn, Englands und Preußens loyale Hoffnung und außerdem eine Anzahl deutscher Fürsten zu Diner, Thee und ländlichen Ausflügen vereinigen. Und um sie herum viel englische Diplomatie, außer Lord John und seinem Personal Lord Loftus aus Wien, Murray aus Dresden und andere Agenten. Auf dem Schloß weht das königliche Banner Englands (eine Courtoisie, welche in solchen Fällen europäischer Brauch ist) und in den stattlichen Sälen der Ehrenburg treiben sich unter blendendem Lichterglanz die Herren und Damen umher, die sich der Schloßherr geladen. Alle in schwarzem Trauerkleid, auch Ihr getreuer Autor in kurzen schwarzen Kniehosen, bedenkliche Tracht. Mittelpunkt der vornehmen Sozietät ist die Königin, hier so heiter und liebenswürdig, wie nie an ihrem eigenen Hofe, und doch jeder Zoll eine sehr vornehme Dame. Ihr zunächst steht unser Herzog; man kann nicht schöner und edler repräsentiren, als dieser kleine Racker thut, das Musterbild eines vornehmen Gentlemans. Wie durch einen Zauber hat er seinen — längst beseitigten — Hof in einen großartigen eleganten Hausstaat verwandelt, nach der Versicherung erfahrener Kritiker einer der elegantesten Europas, Alles untadelhaft und von neuester Mode, von der Wagenfaçon und den wechselnden Anzügen der Kutscher bis zu den Gerichten der Tafel und dem Ceremoniell der Präsentationen. Auch dem kühlen Beobachter menschlicher Schwäche ist es ein angenehmer Anblick, wenn man das ganze Völklein so stattlich und vergnügt zusammensieht. Immerhin die mächtigste Königin der Erde im Kreise ihrer Familie, zuletzt doch Alle gutgeartete und gebildete Menschen.

Vielleicht wird das Behagen an diesem Getümmel durch die Auszeichnung nicht wenig gefördert, welche man dem Schreiber Dieses zu gönnen die Laune hat. Worum mancher engl. Gentleman von normännischem Blut sein Leben lang vergeblich ringt, Das ist dem Verfasser von Soll und Haben in

*) An Salomon Hirzel, den Freund und Verleger Gustavs Freytag.

Ueberfülle zu Theil geworden. Nicht nur vorgestellt, sondern auch nach dem Diner mit längerer Unterhaltung beglückt und mit dem allerhöchsten lauten Lachen nach vorgebrachter Schnurre beehrt. Weißbärtige, glotzäugige Engländer an den Wänden starrten mit gesträubtem Backenbart. Der Prinzeß Friedrich Wilhelm und des Prinzen dito huldvolle Auslassungen behalte ich mündlicher Unterredung vor. Es war so stark und massenhaft verbindlich und doch so human vorgebracht, was von allen Seiten an Artigkeiten erklang, daß ganz eingeräuchert umherging. Die verstehts. Bis jetzt amusire ich mich noch ganz vortrefflich, mißtrauisch aber beobachte ich in einer Ecke meines mich liebenden Herzens ein Gefühl von — ists Langeweile oder Abspannung oder ein anderes Mißbehagen, wie nach starkem Punsch? Sobald es ärger wird, reise ich auf der Stelle weg, ich will mir die gute Erinnerung nicht verderben.

Am Liebenswürdigsten ist die Königin und unser Herzog, sehr vornehm und wacker der Prinz Albert, am Klügsten und Bedeutendsten die Prinzeß Friedrich Wilhelm, ihr Gemahl ein frisches ehrliches Blut, sein guter Wille das Beste, meine Herzogin aber die allerbeste. Hier guten Abend. Es naht wieder die Stunde der Malvoliostrümpfe und schwarzen Knieschnallen.

Behalten Sie lieb

Ihren getreuen

Freytag.

II.

Ligny, den 24. August 1870.

Lieber Freund!

Hoffentlich sind Sie über das Befinden N.'s beruhigt, wenn Sie diesen Brief erhalten. Es war mir nicht möglich, von hier aus Erkundigungen über seine Gesundheit einzuziehen, da ich das Regiment nicht kenne. Mich beruhigt nur, daß die Sachsen in den Tagen von Metz verhältnißmäßig wenig Verluste gehabt. Wir kommen einander jetzt näher, da der Kronprinz von Sachsen einer neuen Armee vorgesetzt ist, — in der Absicht, Steinmetz zu beseitigen, welcher eine Menge Dummheiten gemacht und den Beweis geliefert hat, daß man ein sehr guter Corpsgeneral und doch ein schlechter Führer einer Armee sein kann.

Unsere Lage ist trotz aller Siege insofern unbequem, als wir die Franzosen nicht zum Stehen bringen. Auch die Stellung bei Chalons ist aufgegeben, sie ziehen sich auf Paris zurück, und es ist sehr zweifelhaft, ob sie unterwegs noch einmal Stand halten. Je länger unsere Marschlinie in Feindes Land, desto schwerer wird die Verpflegung und die geordnete Ver-

bindung mit der Heimath, zumal die Eisenbahnlinie durch die Vestung Tul unterbrochen wird. Wir sind dabei, schnell eine Bahn um Tul herum zu bauen, aber Das dauert Wochen und unterdeß — — —

Die außerordentlichen Verhältnisse, in denen ich hier stecke, sind durchaus unlogisch. Einem civilen Mitmenschen ist unter den Kriegsleuten während eines Krieges das Gefühl voller Nützlichkeit versagt, und diese Empfindung vermindert unter den günstigsten Umständen zuweilen die innere Befriedigung. Dazu kommt, daß ein Hauptquartier, wie unseres, ohnedies ein Bummelquartier ist, wo sich Alles zusammendrängt, Prinzen, Johanniter, Sportmen, Engländer, Zeichner und Journalisten, auf engem Raume. Von der Noth, dem Regen, den Gefahren, denen die Truppen ausgesetzt sind, fühlt man hier wenig. Abgesehen von einzelnen Fällen schlechten Nachtlagers ist man hier inmitten der Feinde fast so gut aufgehoben als daheim. Im Nothfall bietet die offene Tafel des Kronprinzen Alles, was man nur verlangen kann. Die nähere Umgebung des Prinzen, zum Theil alte Bekannte, sind gebildete und tüchtige Menschen, mit denen guter Verkehr ist, der Kronprinz selbst betrachtet mich als alten Vertrauten für einige seiner Interessen, und wenn es Etwas giebt, was mich mit dieser Feldpromenade versöhnen kann, so ist es das gelegentliche Gefühl, ihm nicht ganz unnütz zu sein. Aber Das ist doch zu wenig. Korrespondiren und Schreiben ist ganz unfruchtbar. Wir haben bis jetzt so elende Verbindung mit Deutschland gehabt, daß das Meiste, wenn es etwa dort ankam, für die Presse veraltet und unbrauchbar war. Auch darf man das Beste nicht schreiben, und ich bin in der ungünstigen Position, daß, was ich etwa drucken lasse, hier und wo anders mit besonderer Kritik betrachtet wird. Da muß ich mich fast begnügen, zu sammeln und ruhig der Zeit zu überlassen, was sie in mir daraus machen wird. Unterdeß sehne ich mich nach Hause zurück, ernsthaft, es ist genug des Stromerns, ich will nur noch die nächste Affaire abwarten, um mir die Franzosen in Montur etwas anzusehen, dann meinen Urlaub nehmen. Der Krieg, lieber Freund, ist ein melancholisches und einförmiges Geschäft. Das Töten und Zerstören wird dadurch nicht schöner, daß es einen ungeheuren Apparat von Hilfsmitteln fordert. Ich bin über die Leichenfelder ohne zu große Bewegung geschritten, mit dem Grauen vor dem physisch Zerstörten kann man fertig werden, aber ich habe widerliche und niederbeugende Stunden erlebt, die ich gern wegwischen möchte aus der Erinnerung. Das Höchste und das Garstigste liegen hier so dicht zusammen, daß man auch die großen Momente, den Stolz des Sieges, die Ahnung einer großen Zukunft nicht ohne einen bangen Schauder empfindet. Das geht nicht mir allein so. Fast allen den Besten hier. Man wird friedlich im Felde.

Den Elsaß aber behalten wir. Bismarck, der gestern mit dem König auf eine Stunde hier war, will erst zu Paris den Frieden machen. Der

König wird durch diesen Krieg sehr angegriffen, es ist aber auch eine Blutarbeit, gegen die 1866 leichtes Geschäft war.

Grüßen Sie tausendmal die Freunde und tragen Sie meine Huldigung in das Thurmhaus*). Gutes Wiedersehen. Behalten Sie lieb

Ihren

treuen

Freytag.

III.

Siebleben, 17. September 1870.

Lieber Freund!

Daß ich von Ihnen auf zwei Briefe keine Antwort erhalten, möchte ich gern der völligen Konfusion unserer Postverhältnisse bei der dritten Armee zuschreiben, durch welche Briefe zwar selten verloren, aber um Wochen verspätet befördert wurden. Ich bin gestern von meiner Kriegsfahrt sehr wohlbehalten hier eingetroffen, ganz vollgeladen von allerlei Gewaltigem, das ich geschaut. Es war in Rheims, wo ich meinen Urlaub nahm, ein Wendepunkt in der gesammten Kriegführung eingetreten, seither ist Graf Bismarck Generalissimus geworden, die großen Kriegsoperationen sind wahrscheinlich zu Ende, und den Spätherbst bei einem Belagerungscorps oder in Paris abzuwarten, lockte mich nicht, zumal ich nähere Pflichten habe, welche meine Anwesenheit in der Heimath sehr wünschenswerth machen. Trotzdem wurde mir der Abschied nicht ganz leicht, ich habe viele Freundlichkeit und einige gute Freunde gefunden und das wilde Leben eines Schlachtenbummlers hat auch seine Reize, obgleich man die Momente nicht los wird, wo man als Müssiger unter Berufsleuten sich unnütz vorkommt.

Der Krieg scheint fast zu Ende, aber ein Friede ist unmöglich. Wir haben Frankreichs schlechtes Staatsleben völlig zerstört und stehen verlegen und mit Widerwillen vor der garstigen Zersetzung, die wir hervorgebracht. Wenn nur eine Partei, eine Autorität, ein Mann da wäre, mit dem man von Frieden reden könnte. Bismarck sucht in einer Art von Verzweiflung nach Auswegen und die seltsamsten Kombinationen tauchen auf.

Vor Paris erwartete man im großen Generalstabe am Achten abends, wo ich abreiste, keine scharfe Arbeit, die Frage war: nur cerniren und Zufuhr abschneiden oder die Furcht steigern, indem man ein paar Forts einschießt und von der Lücke aus die Stadt mit Granaten bewirft. Zur bloßen Ein-

*) Hirzels Wohnhaus in der Königsstraße in Leipzig.

schließung des ungeheuren Terrains ist die Hälfte unserer Armee nicht zahlreich genug, wenn jede militärische Sicherstellung beobachtet werden soll, was hier geboten ist, da auch der kleinste örtliche Erfolg die kindischen Franzosen wieder bis zum Himmel heben würde. Es wird daher jetzt, wo die Gefangenentransporte von Sedan beendet sind, eifrig das Freiwerden der Armee vor Metz gewünscht. Dort ist langweiliger und anstrengender Dienst. Aber Bazaine ist auf einige Wochen länger mit Proviant versehen, als wir berechnet hatten.

Ich bleibe noch etwa acht Tage hier, schreibe noch Etwas für die Grünen,*) komme dann nach Leipzig ins Winterquartier. Es wird ein guter Winter, wenn er den Frieden bringt, ein schwerer für die ganze Nation, wenn unsere Truppen draußen liegen müssen. Lassen Sie mich wissen, was Sie für Nachricht von R. haben. Es ist jetzt durch Stephan ein neuer und schneller Postdienst hergestellt, der es leichter macht, gute Freunde beim Heer über die Heimath zu grüßen, als von einem Truppentheil zum andern, was in der Regel unthunlich ist, außer durch Postkarten von vierzehntägigem Lauf.

Ich habe hier die Meinen nach Umständen wohl, die Kiste, welche Ihre Freundschaft mir vor der Fahrt sandte, jetzt und wohlverschlossen gefunden. So nehme ich sie nach Leipzig mit. Der Pierer und auch ein Bädeker wären in Frankreich dem ganzen Hauptquartier recht nützlich gewesen, aber der tägliche Transport — man hätte ein Maulthier für diese Schätze befrachten müssen. Und es gab doch viele Stunden, wo ein Schinkenbein für die gesammte Kriegsherrlichkeit weit größere Bedeutung hatte als die gesammte Weisheit des Menschengeschlechts. Denn der Krieg versetzt plötzlich in Urzustände der Menschheit, man ißt rohe Möhren vom Felde und trinkt schlammiges Pfützenwasser, hat daneben die größten Stimmungen und ist zuletzt froh, wenn man eine trockene Stelle findet, wo man einschlafen kann.

Grüße an das Thurmhaus. Bleiben Sie gut

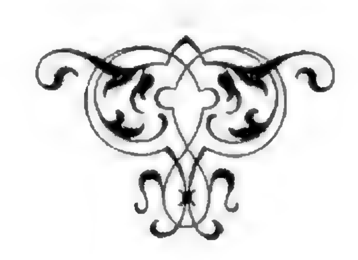
Ihrem

treuen

Freytag.

---

*) Die „Grenzboten", die Freytag damals redigirte.



Organische Entwickelung.

II.

In der vor acht Tagen veröffentlichten ersten Hälfte meines Aufsatzes habe ich die falsche Auffassung, die dem Werk von William Bateson zu Grunde liegt, im Einzelnen erörtert. Wir wollen uns jetzt mit ein paar weniger bedeutsamen Einwänden gegen die Anschauungen der meisten Darwinisten beschäftigen, mit denen, die sich in seiner ausführlichen Einleitung finden. Von vorn herein fällt uns auf, daß die gewöhnlichen irreführenden Ausdrücke „minutiös“, „minimal“, „unwahrnehmbar“ und „unmerklich“ von den individuellen Variationen gebraucht werden, auf die Darwin sich stützte, obgleich der Verfasser uns selbst Bilder von Käfern und Ohrwürmern bietet, die zeigen, daß diese Variationen enorm sind, und sogar größer als in den Illustrationen, die ich in meinem „Darwinismus“ gegeben habe.

Ein starker Angriff wird auf die Theorie der Nützlichkeit der spezifischen Züge unternommen. Es wird zugegeben, daß eine ungeheure Masse Beweismaterials gesammelt worden ist und daß „die Funktionen vieler problematischer Organe erschlossen worden sind, in einigen Fällen vielleicht sogar richtig“. Aber Bateson fügt hinzu: „Ganze Gruppen gewöhnlicher Erscheinungen sind noch immer selbst von Konjekturen fast unberührt.“ Er sagt uns, daß „viele Fingerzeige gegeben worden sind hinsichtlich der Vortheile, die genießbare Motten aus ihrer schützenden Färbung ableiten können, und hinsichtlich der Gründe, warum widerlich schmeckende Schmetterlinge in der Regel lebhaft gefärbt sind.“ Aber weder hier noch an einer anderen Stelle fällt ein Hinweis darauf, daß mehr als „Fingerzeige“ gegeben worden seien. Wenn man in Betracht zieht, daß Das der eine Zweig des Gegenstandes ist, in dem gezeigt worden ist, daß die natürliche Auslese eine wirklich wirkende Thatsache in der Natur ist, und zwar durch die Versuche von Jenner, Weir, Butler, Stainton und Belt, die Beobachtungen von Bates und Fritz Müller, und besonders durch die gründlichen Untersuchungen des Professors Poulton, so war es schwerlich gerecht, darüber hinwegzugehen, als sei man hier nicht über Konjekturen hinausgekommen. Eben so ignorirt Bateson den beharrlichen Fortschritt, der in der Bestimmung der Nützlichkeit der unzähligen Veränderungen in den Formen und der Anordnung der Blätter und der anderen nicht blüthenhaften Anhängsel der Pflanzen von Kerner, Lubbock und vielen anderen Beobachtern gemacht wird; und in gleicher Weise das Licht, das auf Farbe und Flecke als spezifische Züge bei den höheren Thieren durch die Erwägung ihres Werthes als Unterscheidungabzeichen zum Zwecke der Wiedererkennung geworfen worden ist, — einen Zug, der bei vielen Thieren von Leben erhaltender Be=

deutung, überall von großer Wichtigkeit für die Fortpflanzung, und ein wesentlicher Faktor in der Differenzirung der Arten ist. Ueber diese Frage der Nützlichkeit von Zügen, die die konstanten Kennzüge von Arten sind, aber deren Nützlichkeit dem gelegentlichen Beobachter nicht in die Augen sticht, braucht Bateson sehr starke Ausdrücke. Er bezieht sich auf zwei Marienkäfer, die kleine Coccinella decempunctata, die außerordentlich variirbar ist in der Farbe wie in der Fleckung, und die größere Coccinella septempunctata, die sehr konstant ist, und sagt da: „Wenn man aufgefordert wird, zu glauben, daß die Farbe der Coccinella septempunctata konstant ist, weil Das für die Art wichtig ist, und daß die Farbe der Coccinella decempunctata variirbar ist, weil es da nichts thut, so bedeutet Das eine Aufforderung, sich seiner Vernunft zu entledigen.“ Leider sehe ich mich selbst in dieser traurigen Lage, denn obgleich mich Niemand aufgefordert hat, so unvernünftiges Zeug zu glauben, glaube ich es doch. Natürlich habe ich vielleicht Unrecht und Bateson Recht; aber wie kann er so absolut sicher sein, daß er Recht hat?

Ehe ich weiter gehe, können wir in Kürze bemerken, daß Bateson vorauszusetzen scheint, die „meristischen“ oder numerischen Variationen, denen er seinen Band gewidmet hat, seien von den Darwinisten in ihrer Annahme von „individuellen Variationen“, im Gegensatze zu „Spielarten“ als dem Hauptmaterial, mit dem die natürliche Auslese arbeitet, gänzlich unbeachtet gelassen worden. Das ist vollständig irrig. Sicher würden sie neun Zehntel von Batesons Fällen als bloße Monstrositäten verwerfen, die niemals irgend welche Rolle in der Erzeugung neuer Arten hätten spielen können oder gespielt haben; aber sie erkennen stets an, daß Geschlechter und selbst Arten manchmal durch einen Unterschied in der Anzahl oder der Anordnung der wiederholten Theile gekennzeichnet sind, wie der Rückenwirbel, Rippen, Zähne oder Flecken, und daß somit derartige Variationen manchmal, wenn auch verhältnißmäßig selten, das Material sind, mit dem die natürliche Auslese arbeitet. Da die Entwickelung fast immer von einer großen unbestimmten Anzahl der wiederholten Theile durch Verringerung zu der Mindestzahl fortschreitet, die mit dem Höchstmaß von Nützlichkeit vereinbar ist, so kann, wie man gewöhnlich annimmt, eine Zunahme in der Zahl, die jetzt vorkommt, eine Form von Rückbildung sein, obgleich Bateson leugnet, daß es etwas Derartiges in der Natur überhaupt gebe. Diese Verminderung an Zahl kann entweder durch eine allmähliche Größenverminderung und schließliches Verschwinden erfolgt sein, wo Glieder der höheren Thiere verloren gegangen sind, wie bei den Walfischen, den Kiwis, den Schlangen u. s. w.; oder sie kann auch manchmal abgerissen geschehen sein, d. h. das Rudiment des Theiles kann auf einer frühen embryonalen Stufe aufgehört haben, sich zu entwickeln.

Beide Arten stehen mit den Anschauungen der Darwinisten in Einklang, und wenn man die erste „kontinuirlich“ und die zweite „diskontinuirlich“ nennt, so kommt nicht gerade sehr viel dabei heraus, besonders wenn dieser letzte Ausdruck fast jede Art von Monstrositäten in sich fassen soll.

Wir haben nunmehr eine eben so wichtige, aber meiner Ueberzeugung nach auch eben so unbegründete Neuheit zu betrachten, die Anschauung, es gebe „feste Stellungen organischer Stabilität“, die allein im Stande seien, Rassen zu bilden „ohne irgend welche Hilfe“ seitens der natürlichen Zuchtwahl. Diese Ansicht hat bekanntlich ihren Ursprung bei Sir Francis Galton und ist zuerst in seinem Werke über „Natürliche Vererbung“ und dann in seiner Arbeit über „Daumen- und andere Finger-Abdrücke“ ausgesprochen worden. Die selbe Anschauung wird von Bateson angenommen und in einem Aufsatz über „Diskontinuität in der Entwickelung“ spricht Galton dem Werke Batesons seine Zustimmung aus und wiederholt seine früheren Anschauungen.

Obgleich Galton nur mit der Betrachtung von Rassen beginnt, d. h. von deutlich sich abhebenden Formen unter dem Artenwerth, so wendet er doch später seine Theorie auf die Entwickelung der Arten und aller höheren Gruppen an. Von der diskontinuirlichen oder, wie er sagt, „springenden“ Variation redend, sagt er: „Ein Sprung in eine neue Stellung der Stabilität hat stattgefunden. Ich bin außer Stande, mir die Möglichkeit des Entwickelungprozesses anders vorzustellen als durch Sprünge, denn hätten wir es mit bloßen Abweichungen zu thun, so würde jede folgende Generation die Tendenz haben, wieder auf das typische Centrum zurückzugehen, und der Fortschritt, der gemacht worden wäre, wäre nur ein zeitweiliger und ließe sich nicht aufrecht erhalten.“ Vorher hat Galton stillschweigend anerkannt, daß es Etwas wie natürliche Auslese giebt, und dennoch argumentirt er an dieser Stelle, als ob sie nicht vorhanden wäre und als ob der Rückschritt zur Mittelmäßigkeit mit und ohne sie stattfinden müßte. Denn der Kern der natürlichen Auslese besteht darin, daß sie die günstigen Variationen erhält und damit vermehrt, indem sie die ungünstigen vernichtet. Aber dieser Satz bringt keineswegs die wirkliche Macht der Auslese zum Ausdruck, die sich viel deutlicher durch das Wort kennzeichnen läßt, daß sie gegen neunundneunzig Prozent der schlechten und weniger wohlthätigen Variationen zerstört und etwa ein Prozent von denen erhält, die außerordentlich günstig sind. Wie kann es bei einer derartigen Auslese „einen Rückschritt auf das typische Centrum“ geben, wenn jeder Wechsel in der Umgebung einen Fortschritt in einer besonderen Richtung verlangt, als das einzige Mittel, die Rasse vor der Vernichtung zu retten? Darwin hat sehr gut gesagt, wenn man sich den allgemeinen Kampf ums Dasein nicht „tief in den Geist geprägt habe, werde die ganze Oekonomie der Natur mit jeder Thatsache der Vertheilung, Seltenheit, des Ueberflusses, der

Vernichtung und Variation nur undeutlich gesehen oder völlig mißverstanden." Fast alle Mißverständnisse, deren populäre Schriftsteller sich bei der Beurtheilung des Darwinismus schuldig machen, entspringen dem Mangel an Verständniß dieses Punktes. Und da fähige und unterrichtete Schriftsteller, wie Galton und Bateson, eben so wie fähige, aber ununterrichtete, wie Lord Salisbury, in dieser Hinsicht gleichmäßig irren, so ist es nöthig, offenkundige Thatsachen, die dazu dienen können, die überwältigende Bedeutung dieses Faktors in der Entwickelung zu Gemüth zu führen, nochmals zu wiederholen.

Nehmen wir ein Thier, das zehn Jahre lebt und zehn Junge (fünf Paare) jedes Jahr zur Welt bringt, — eine sehr mäßige Annahme selbst für viele Säugethiere und Vögel. Eine sehr einfache arithmetische Berechnung zeigt, daß, wenn fünf Jahre lang keins davon stürbe, an Stelle des einen Paares 6480 Paare oder, wie der Fall liegen dürfte, an Stelle einer Million 6480 Millionen vorhanden sein würden. Es ist jedoch klar, daß eine solche durchschnittliche Zunahmerate für alle Thiere auch nicht ein oder zwei Jahre so fortgehen könnte, da kein Land sie mit Nahrung zu versorgen vermöchte. Wir wollen also annehmen, daß von fünfen immer nur ein Paar überlebt, um das nächste Jahr zu hecken. Aber selbst wenn sich Das während der zehn Jahre des Lebens des ersten Paares fortsetzte, so würden wir doch statt jedes einzelnen Paares 512 Paare haben, eine Anzahl, die eben so unmöglich ist. Nehmen wir also an, nur ein Fünfzigstel der Geborenen bliebe am Leben, d. h. nur ein einziges Exemplar erlebte die Fortpflanzung von fünf auf einander folgenden Würfen von je zehn Exemplaren: selbst dann würden wir nach Ablauf eines Jahrzehntes eine zweiundeinhalbmal größere Bevölkerung als die erste haben, oder genauer: wenn wir mit einer Million begönnen, so hätten wir nach zehn Jahren 2593743 Exemplare. Das kommt wahrscheinlich der Wirklichkeit nahe. Neunundvierzig Fünfzigstel von allen Geborenen erleben niemals die Fortpflanzung, und dennoch nimmt die Bevölkerung stetig zu, so lange die Bedingungen einigermaßen günstig sind, und der Ueberschuß wird in unbestimmten Zwischenräumen durch wiederkehrende ungünstige Bedingungen abgestreift, so daß durchschnittlich die Anzahl der Individuen ungefähr stationär bleibt. Schauen wir uns diesen Thatbestand von einer anderen Seite an, so finden wir, daß, wenn wir mit 100 Individuen beginnen, deren Nachkommenschaft sich jedes Jahr auf 500 beläuft, von denen nur 10 die Fortpflanzung erleben, in zehn Jahren etwa 8000 geboren worden sind, die mit dem ursprünglichen Hundert zusammen 8100 ergeben und von denen nur die 100 Tüchtigsten oder nahezu Tüchtigsten überleben, um wiederum ungefähr alle zehn Jahre ausgetilgt zu werden. Ohne eine solche zahlenmäßige Schätzung anzustellen, ist es unmöglich, sich einen Begriff von der Härte des Daseinskampfes zu machen, der in der Natur

ununterbrochen vor sich geht und in der Ausscheidung der Untüchtigen resultirt. Durch die angeführten Zahlen, die bei vielen Arten ungeheuer viel größer zu sein hätten, sehen wir, daß von achtzig Geborenen durchschnittlich nur ein einziges Wesen die Fortpflanzung erlebt. Bei einem solchen Maße von Auslese ist es klar, daß, sobald der Mittelpunkt oder das „typische Centrum" der Variationkurve irgendwo nicht mehr der günstigste Punkt hinsichtlich der Daseinsbedingungen wäre, ein neues typisches Centrum mit reißender Schnelle durch die Ausscheidung Aller, die von ihm in irgend einem schädlichen Maße abweichen, entstehen müßte. Von dem neuen typischen Centrum könnte es gar keinen Rückschritt nach dem alten geben, so lange das unvermeidliche Ueberdauern der Tüchtigsten in einer sich reißend vermehrenden Bevölkerung nicht aus der Welt geschafft wird.

Jetzt sind wir in der Lage, Galtons Theorie zu erörtern, nach der es gewisse Variationen mit „organischer Stabilität" giebt und diese die wirklichen Faktoren der Entwickelung sind, „ohne irgend welche Hilfe des Ausleseprozesses". Was ist also erstens die genaue Art dieser konstanten Variationen, die mittels der ihnen innewohnenden Kraft der Stetigkeit Rassen und schließlich neue Arten bilden? Ist diese Stetigkeit in Beziehung zu den thatsächlichen Bedingungen der Umgebung oder ganz und gar unabhängig von diesen Bedingungen? Wenn die Beziehung da ist, wie ist sie mit diesen in Einklang gebracht worden? Wenn diese harmonische Beziehung von einem blos zufälligen Zusammentreffen abhängt, so haben wir die verhältnißmäßige Seltenheit dieser großen und diskontinuirlichen Variationen zu bedenken und außerdem den Umstand, daß nur ein kleiner Bruchtheil von ihnen den angeblichen Kennzug der „Stetigkeit" hat. Ferner ist diese Klasse von Variationen im Allgemeinen eine Variation in einem einzelnen Theile oder Organe, und Herbert Spencer und viele andere Schriftsteller haben nachdrücklich betont, daß Veränderungen einzelner Kennzüge in allen Fällen nutzlos sind, wenn sie nicht von einer entsprechenden Veränderung einer Anzahl anderer Züge begleitet sind. Ich selbst habe gezeigt, daß uns Das in dem Falle der individuellen Variationen keine Schwierigkeit bietet, weil in jeder Generation alle Züge mehr oder weniger variiren und somit die nöthige harmonische Beziehung zwischen den verschiedenen Organen oder Theilen leicht aufrecht zu erhalten ist; aber im Falle dieser großen und seltenen Variationen ist die Schwierigkeit eine überwältigende. Und wir müssen uns immer gegenwärtig halten, daß diese angeblichen „stabilen" Variationen vom ersten Augenblick ihres Auftretens an ganz unmöglich sich der Wirkung der natürlichen Auslese entziehen können. Da, rund berechnet, in jeder Generation nur ein Prozent die Fortpflanzung erlebt, so kann diese neue Form, so stabil sie auch an sich sein mag, nur dann zu diesem einen Prozent gehören, wenn die besondere Varia-

tion, die sie kennzeichnet, entweder wohlthätig oder ganz und gar unschädlich ist. In dem letzten Falle ist es jedoch schwer, einzusehen, was ihre Ueberlegenheit über die übrige Art ausmachen soll, die Jahr für Jahr mittels des außerordentlich strengen Ausleseprozesses im Einklang mit der Umgebung gehalten wird. Wenn die Stabilität in größerer Gesundheit, Stärke, Zeugungfähigkeit oder Intelligenz besteht, dann sind alle diese Eigenschaften bereits in dem nöthigen Maße entwickelt worden und diese höheren Individuen werden in der üblichen Weise ausgelesen werden. Wenn aber — als zweite Alternative — diese angeblich stabilen Variationen eine ihnen innewohnende Stabilität haben sollen, die von der Umgebung unabhängig ist, dann würden sie trotz ihrer Stabilität bald unter der schrecklichen Ausscheidegewalt zu Grunde gehen, die Jahr für Jahr nur ein einziges Prozent der Allergeeignetsten überleben läßt. Aus diesem Dilemma giebt es thatsächlich keinen Ausweg. Wenn die neue Varietät unter dem einen Prozent der Geeignetsten ist, dann braucht sie die rein imaginäre Eigenschaft der „organischen Stabilität" auch nicht zum Ueberdauern; wenn sie sich aber nicht unter der kleinen Anzahl der Geeignetsten befindet, d. h. unter Denen, die den Gesammtdaseinsbedingungen der Art oder Rasse am Besten angepaßt sind, dann wird sie sicherlich trotz allen anderen Eigenschaften nicht überdauern. Der Ausdruck „organische Stabilität" hat in Wirklichkeit keine andere Bedeutung als die der harmonischen Anpassung an die Umgebung, als erprobt und aufrecht erhalten durch natürliche Auslese. Von neuen Rassen oder Arten zu sprechen, die „ohne irgend welche Hilfe der natürlichen Auslese" entstanden seien, kann unter den thatsächlichen Bedingungen des irdischen Alls nur bedeuten, es gebe eine eingeborene Entwickelungskraft, die die Organismen in bestimmter Weise verändere, und zwar in vollkommenerem Einklang mit der Umgebung, als es durch die natürliche Auslese geschehen ist oder geschehen kann, und die somit diese veränderten Organismen immer auf einer höheren Stufe als die übrigen halte. Für eine solche außerordentliche Entwickelungskraft, die immer wirken und immer im Stande sein soll, die Anpassung an eine immer wechselnde Umgebung zu erzeugen, wird keinerlei Beweis beigebracht. Eine solche Kraft unterschiede sich kaum von der alten Schöpfung oder von der prästabilirten Harmonie der Philosophen.

Als Beweis für das Vorhandensein dieser angenommenen „organischen Stabilität" führt Galton die Muster der Fingerabdrücke an, die er so sorgfältig studirt hat. In seinem Aufsatz über diesen Gegenstand sagt er uns, daß diese Abdrücke in bestimmte Gruppen zerfallen und sich systematisch klassifiziren lassen, und er beschreibt und bildet thatsächlich fünfundzwanzig verschiedene Muster ab, die unter drei sehr verschiedene Klassen gruppirt sind. Dann betont er, daß diese von Grund aus verschiedenen Klassen den Genera

in der Biologie auffallend entsprechen, und da die Muster in jeder Hinsich so bedeutunglos sind, daß sie an sich weder nützlich sein noch zur Zierdet dienen können und somit niemals der natürlichen Auslese unterworfen sein konnten, so, meint er, sei bewiesen, „daß die natürliche Auslese kein Monopol des Einflusses auf die Generabildung habe, sondern daß man sie ganz entbehren könnte, da die inneren Bedingungen, die für sich wirken, weitaus zur Generabildung genügten.“ Und von diesen Fingerabdrücken aus betrachtet er die Wirklichkeit der Stellungen organischer Stabilität als nachgewiesen und ist der Meinung, daß sie „im Stande sind, Rassen zu bilden, ohne irgend welche Hilfe des Ausleseprozesses“.

Auf den ersten Blick mag Das als verständige Argumentation und als verhängnißvoll für manche Ansprüche der Darwinisten erscheinen; der Trugschluß kommt dadurch zu Stande, daß die Ausdrücke der Klassifikation in der systematischen Biologie auf Gruppen einzelner Objekte angewendet werden, die keine wirkliche Beziehung zu den Genera und Arten des Biologen haben. Der wesentliche Kennzug einer Art in der Biologie ist, daß sie eine Gruppe lebender Organismen ist, die sich durch eine Reihe verschiedener Kennzüge von allen anderen solchen Gruppen unterscheidet, Beziehungen zu der Umgebung hat, die mit denen keiner anderen Organismengruppe identisch sind, und die Fähigkeit besitzt, beharrlich ihre Typen zu erzeugen. Genera sind einfach Gruppen einer Anzahl solcher Arten, die mit einander in gewissen wichtigen und oft hervorragenden Zügen eine größere Aehnlichkeit haben als mit einer anderen Art. Es wird verständlicher und lehrreicher sein, wenn ich mich auf die Art beschränke, als diejenige Einheit, die mit Galtons Gruppen von Fingerabdrücken zu vergleichen ist, um die grundlegenden Verschiedenheiten zwischen ihnen zu zeigen. Erstens ist da zu bemerken, daß Galton die Abdrücke selbst klassifizirt und nicht die Einzelnwesen, die sie besitzen. Er sagt uns, daß genau die selben allgemeinen Varietäten in diesen Abdrücken sich bei Engländern, Hindus, Negern und voraussichtlich bei allen anderen Rassen auch finden, und ferner, daß es ihm „nicht gelungen ist, eine Beziehung zwischen diesen Fingermustern und einer einzelnen persönlichen Eigenschaft, einer geistigen oder physischen, zu entdecken“. Das ist völlig verschieden von den generischen wie den spezifischen Kennzügen, deren wesentlichster Zug es ist, daß sie sich an jedem normalen Individuum des Genus oder der Art finden und stets mit anderen Zügen sich in Entsprechung befinden. In seinem ersten Aufsatz über diesen Gegenstand (1890) hat Galton gesagt, er habe Grund zu dem Glauben, daß die Fingerzeichnungen in gewissem Maße erblich seien, aber er habe keine Beweise dafür. In seinem Aufsatze über den „Geist“, vier Jahre später, konnte er sich immer noch auf die Bemerkung beschränken, daß „sie zu betrachten seien“ als begabt „mit

einer leichten Tendenz zur Uebertragung durch Vererbung“. Aber der innerste Kern von spezifischen und generischen Zügen ist, daß sie sich durch Vererbung genau übertragen. Welche Meinungverschiedenheiten auch über die Nützlichkeit aller Züge bestehen mögen, die Arten unterscheiden, Jedermann wird zugeben, daß deren viele nützlich sind und daß ein allgemeines Zusammentreffen von Zügen, die jede Art für eine etwas von der ihrer nächsten Verwandten verschiedene Art der Lebensführung geeignet machen, sicher nützlich sein muß. Aber gerade der Kern von Galtons Begründung ist, daß diese Fingerzeichnungen in keiner Weise direkt nützlich sind, ja, es nicht sein können.

Zweifellos giebt es viele Varietäten oder Rassen, unter den Thieren so wie unter den Pflanzen, die beharrlich wieder auftreten und die in manchen Fällen Ihresgleichen erzeugen, und diese haben sicherlich den Anschein der Stabilität. So sind die hellen und dunkelfarbigen Varietäten bei vielen Insekten und ein paar Säugethieren und Vögeln; die haarigen oder glatten Varietäten bei Pflanzen; besonders vereinigte oder gefärbte Landmuscheln und viele andere. Ueberall, wo diese Variationen unter den thatsächlichen Daseinsbedingungen der Art nicht nachtheilig sind, können sie in beträchtlicher Anzahl vorkommen und somit stabil erscheinen. Aber andere, die verhältnißmäßig selten sind, können organisch eben so stabil sein, wie der Fall der weißen Mäuse, Tauben u. s. w. zeigt, die in der Domestikation sich in beliebigem Maße vermehren. Im wilden Zustande thun sie Das niemals, und der augenfällige Grund dafür ist, daß entweder die auffällige Farbe oder Etwas, das mit ihr zusammenhängt, nachtheilig wirkt. Bei den Blumen sind die weißen Varietäten häufig und sie kommen in allen Graden der Häufigkeit und Seltenheit vor; und Das deutet aller Wahrscheinlichkeit nach auf verschiedene Grade der Schädlichkeit. Wenn in einem Falle die weiße Farbe im Vergleich zu der des Typus überhaupt nicht nachtheilig wäre, so würde sie in Folge der Wirksamkeit von Delboeufs Gesetz fast immer die Tendenz haben, nahezu die gleiche Häufigkeit wie die Mutterform zu erreichen. Da diese gleiche Häufigkeit so selten vorkommt, müssen wir schließen, daß die Varietät, welcher Art sie auch sei, in den meisten Fällen in gewissem Maße schädlich ist.*) Aus der gewöhnlich begrenzten Anzahl der Individuen,

*) Das Gesetz ist in Kürze: Wenn eine Art eine Varietät erzeugt, wenn jährlich in auch noch so kleinem Bruchtheil, und wenn die Varietät Ihresgleichen in dem selben Verhältniß wie die Art erzeugt, und wenn sie weder wohlthätig noch nachtheilig für die Art ist, dann nimmt die Varietät zu, zuerst reißend und dann langsamer, bis sie sich der gleichen Zahl nähert, wie sie die Art hat. Aus diesem Gesetze folgt, daß, da die Varietäten gewöhnlich sehr viel weniger zahlreich sind als die Arten, Das auf Rechnung folgender Ursachen zu setzen sein muß: entweder (1) die Varietät ist erst jüngst entstanden und hat noch

die diese diskontinuirlichen Variationen aufweisen, können wir also einen richtigen Schluß ziehen, der bisher übersehen worden ist. Er besteht darin, daß solche Variationen nicht nur die Theorie einer besonderen „organischen Stabilität", die fähig wäre, Rassen, Arten und selbst Genera ohne irgend welche Hilfe der natürlichen Auslese zu erzeugen, nicht unterstützen, sondern einen starken, vielleicht entscheidenden Grund gegen sie abgeben, da jede Variation, die eine solche Stabilität besäße und in keiner Weise schädlich wäre, lange dem Typus der Art an Zahl gleich geworden sein müßte.

Hier sind ein paar Worte über die sehr verbreitete falsche Auffassung nothwendig, daß extreme Darwinisten die Wichtigkeit des Organismus selbst und seiner Wachsthums- und Entwickelunggesetze in dem Entwickelungprozeß nicht anerkännten. Was mich selbst betrifft, so kann ich wohl sagen, daß Niemand von der wunderbaren Macht der Gesetze und Eigenschaften des organischen Stoffes, die die unterste Grundlage des Lebens bilden und die allein seine zahllosen Kundgebungen in dem Thierreich und Pflanzenreich möglich machen, einen tieferen Eindruck haben kann als ich. Doch muß Jeder, der Weismanns Darstellung der zusammengesetzten Entwickelungprozesse der Sperma- und Keimzellen (in seinem Bande über das Keimplasma) gelesen hat, sich versichert fühlen, daß er in jedem Falle keine ungenügende Vorstellung von ihrer Bedeutsamkeit hat. Was der Darwinismus bestreitet, ist, wie ich die Frage verstehe, daß diese Gesetze selbst dazu dienen, den vollständigen Organismus in enger Anpassung an die fließende Umgebung zu halten, statt einzig das Material abzugeben, das für diese Anpassung nöthig ist. Nach unserer Anschauung geben die Fundamentalgesetze des Wachsthumes und der Entwickelung, durch das Mittel der reißenden Vermehrung und konstanten Variabilität, das Material ab, auf das die natürliche Auslese wirkt und durch das sie in den Stand gesetzt wird, die Anpassung an die Umgebung (die allein fortdauernd Leben und Fortpflanzung möglich macht) aufrecht zu erhalten. So, und so allein, glauben wir, werden neue Arten erzeugt, in strenger Anpassung an die neue Umgebung. So weit sie Wachsthum, Fortpflanzung und Variation möglich machen und zu ihnen führen, sind diese Grundgesetze unumschränkt. In der Sicherung der Entwickelung neuer Formen in Anpassung an die neue Umgebung ist die natürliche Aus-

---

keine Zeit gehabt, zuzunehmen; oder (2) die Varität hat aufgehört, von der Art erzeugt zu werden; oder (3) sie erzeugt Ihresgleichen nicht so vollständig wie die Art; oder (4) sie ist für die Art unvortheilhaft. Die ersten beiden Annahmen sind unwahrscheinlich und können nur für einen sehr kleinen Bruchtheil von Varietäten gelten, die an Zahl den Arten weit nachstehen; die andern beiden stehen jeder speziellen „organischen Stabilität" feindlich gegenüber. Und diese ist daher in der großen Mehrzahl der Fälle als den Thatsachen widersprechend zu verwerfen.

lese unumschränkt. Daraus entsteht die wirkliche Unterscheidung zwischen spezifischen und nicht spezifischen oder entwickelbaren Zügen, — obgleich wir sie nicht stets zu unterscheiden vermögen. Die ersten sind jene bestimmten, aber geringfügigen Veränderungen, durch die jede neue Art thatsächlich sich an ihre veränderte Umgebung angepaßt hat. Sie sind daher im Kern ihres Wesens nützlich. Die zweiten entfallen auf Rechnung der Gesetze, die das Wachsthum und die Entwickelung des Organismus bestimmen und deshalb selten genau mit den Grenzen einer Art zusammenfallen. Die wichtigeren von diesen Zügen sind viel weiteren Gruppen, wie Familien, Ordnungen, Klassen, gemeinsam, während andere, theilweise abhängig von zusammengesetzten und auf und ab wogenden Einflüssen, selbst innerhalb der Grenzen einer Art variirbar sind. Von dieser Art sind die Fingerzeichnungen, die, wie viele andere minutiöse Einzelnheiten in Form oder Bau, bei jedem Einzelnwesen variiren.

Ich habe damit wohl gezeigt, daß die beiden jüngsten Versuche, neue Wege der organischen Entwickelung als entweder vollständigen oder doch theilweise ausreichenden Ersatz für die natürliche Auslese, d. h. für das Ueberdauern der geeignetsten unter den jährlich erzeugten individuellen Variationen, zur Anerkennung zu bringen, ganz und gar nicht den Nachweis erbracht haben, daß sie zu den wirklichen Naturthatsachen Beziehung haben. Der Grund, warum zwei Naturforscher von so ausgebreitetem Wissen und so großen Fähigkeiten in ihrer Beschäftigung mit dem großen Problem der Veränderung organischer Formen nichts geleistet haben, ist im Laufe dieser Erörterung klar gezeigt worden. Es ist die Schuld der Thatsache, daß sie sich zu ausschließlich mit einer Gruppe von Faktoren beschäftigt haben, während sie andere übersahen, die allgemeiner und grundlegender sind. Diese sind: die reißende Vermehrung aller Organismen in günstigeren Zeiträumen und die folgende Ausrottung aller, außer den geeignetsten, in Bevölkerungen, die im Ganzen stationär sein müssen. Und in Verbindung mit dieser jährlichen Vernichtung der weniger Geeigneten wirkt die periodische Ausscheidung unter wiederholten ungünstigen Bedingungen, die einen so großen Bruchtheil jeder Art vernichtet, daß sie nur einen kleinen Theil, die Auslese aus der Auslese, die Rasse fortpflanzen läßt. Nur wenn wir uns die entsetzliche Härte dieses unvermeidlichen und unaufhörlichen Ausleseprozesses immer gegenwärtig halten und sie im Einzelnen auf jeden neuen Faktor in dem Entwickelungprozeß anwenden, werden wir bestimmen können, welchen Theil solche Faktoren bei der Erzeugung neuer Arten haben können. Weil sie Dies nicht gethan haben, haben die beiden Naturforscher, deren Werke hier besprochen worden sind, so gar nichts zu einer vollständigeren Lösung des Problemes vom Ursprung der Arten beigetragen, als sie von Darwin und seinen Nachfolgern erreicht worden ist.

Parkstone, Dorset. Alfred Russel Wallace.

Demokratie, Freiheit und Fortschritt.

Aristoteles sagt in seiner „Politik": „Regirung ist die höchste Gewalt im Staate; die Gewalt aber kann entweder Einem oder Wenigen oder Vielen anvertraut sein." Danach unterscheidet er dann Monarchie, Aristokratie und Demokratie.

Daß die Demokratie die Regirung des Staates durch Viele bedeutet, scheint eine sehr selbstverständliche Wahrheit zu sein, zu deren Beweis man nicht Aristoteles zu citiren braucht. Trotzdem herrscht eine ganz andere Vorstellung über die Bedeutung der Demokratie. Sie wird in irgend einer verworrenen Weise mit dem Wort „Freiheit" zusammengebracht. Was ist nun „Freiheit"? Das Wort hat eine merkwürdige Geschichte. Es ist gerade in der Politik nicht selten, daß ein Wort nach und neben einander die disparatesten Begriffe bezeichnet, denn nirgendwo anders spielt die Selbsttäuschung durch die Phrase eine so große Rolle wie in der Politik; deshalb sind auch starke Geister, wie etwa Macchiavelli, welche die Politik esoterisch-wissenschaftlich darzustellen suchten, von der exoterisch-moralisirenden Menge auf das Heftigste angegriffen worden. Aber selbst in der Politik dürfte die Geschichte des Wortes „Freiheit" unerhört sein. Wie so oft in der Geschichte der modernen politischen Ideologie, müssen wir ins Alterthum zurückgehen. Da finden wir denn zunächst die auffallende Thatsache, daß Das, was wir „Freiheit" nennen, ein Alter sich gar nicht hätte vorstellen können. Zählen wir einmal mit Fustel de Coulange in seinem Buch „La cité antique" auf, was der Staat vom Bürger verlangte. Das Leben des Bürgers gehörte dem Staat, der es jeden Augenblick zu seiner Vertheidigung verlangen konnte; eben so das Vermögen des Bürgers, wenn der Staat es gebrauchte. In vielen griechischen Staaten war man gesetzlich verpflichtet, sich zu verheirathen, in Sparta war sogar der Zeitpunkt der Verheirathung bestimmt; in Lokris durften die Männer keinen ungemischten Wein trinken, in Rom, Milet und Manilia die Frauen nicht. In Sparta war den Frauen der Kopfputz gesetzlich vorgeschrieben, in Athen durften sie nicht mehr als drei Kleider mit auf die Reise nehmen, in Rhodus durfte man sich den Bart nicht abnehmen lassen und in Sparta mußte man den Schnurrbart rasirt haben. Häßliche und krüppelhafte Bürger wollte der Staat nicht dulden, deshalb mußten die Väter in Rom und Sparta solche Kinder töten. Nach der Schlacht bei Leuktra mußten sich die Eltern der gefallenen spartanischen Krieger öffentlich zeigen und durch fröhliche Mienen ihrer Freude darüber Ausdruck geben, daß ihre Kinder fürs Vaterland gestorben seien. Die Kindererziehung war Sache des Staates, denn ihm, und nicht den Eltern, gehörten die Kinder. Man mußte an die Götter des Staates glauben und sich ihnen unterwerfen. So hoch stand das

Staatsinteresse, daß durch die Entscheidung des Ostrazismus Jeder verbannt werden konnte, nicht den man im Verdacht hatte, nein, der im Stande gewesen wäre, sich zum Alleinherrscher zu machen, und in Rom gab es sogar ein Gesetz, nach dem Jeder getötet wurde, der den Ehrgeiz hatte, König werden zu wollen. Einen großen Theil dieser Gesetze würde man heute als „kleinliche Polizeimaßregeln“ bezeichnen; die Möglichkeit der Inanspruchnahme des Vermögens Einzelner durch den Staat erscheint dem radikalen Philister von heute geradezu unverständlich, denn, wenn er dem Staat überhaupt noch eine Berechtigung zugesteht, so ist es die, daß er „die Heiligkeit des Eigenthumes“ garantirt; alle diese Handlungen des Staates aber würde er als Eingriffe in seine persönliche Freiheit entrüstet zurückweisen.

Und doch hielten sich die antiken Bürger für „frei“. Das Wort „Freiheit“ galt eben nicht für die individuelle, persönliche Freiheit, die ihnen unbekannt war; sie bezeichneten damit den Zustand des „suis legibus uti“, d. h. den Zustand staatlicher Unabhängigkeit in jeder Hinsicht. So faßt noch Plutarch in einer für die antike Anschauung des Freiheitbegriffes bezeichnenden Abhandlung die Sache auf. Es handelt sich um die Belehrung eines angehenden Staatsmannes in einer kleinasiatischen Stadt. Alle Merkmale der Unabhängigkeit der Kommune, die wir uns heute vorstellen können, zählt er als noch vorhanden auf: nur das Recht auf Krieg und Frieden fehlt natürlich, — und deswegen beklagt Plutarch die „verlorene Freiheit“.

Wie so vielfach das mißverstandene Alterthum die Ideologie für spätere politische Kämpfe abgegeben hat, vom Beginn des Mittelalters bis zur französischen Revolution, so hat auch das Wort „Freiheit“ derartig gewirkt; dem antiken Freiheitbegriff wurde der moderne untergeschoben. Man machte damals fast keinen Unterschied zwischen demokratischer und aristokratischer Republik, trotzdem die Alten selbst stets auf diesen Unterschied hinwiesen. Indem man nun dem antiken Freiheitbegriff den modernen unterschob, kam man zu jener engen Verbindung der beiden Begriffe „Demokratie“ und „Freiheit“, die uns noch heute geläufig ist.

Der moderne Freiheitbegriff ist das Kind des Absolutismus. Die absolute Monarchie entwickelte sich aus der ständischen, in der Stände und Monarch gleich mächtige Faktoren waren, durch Unterwerfung der Stände. Dabei stützten sich die Fürsten fast durchgängig auf das Bürgerthum gegen den Adel. Der Adel, wirthschaftlich in alten und festen Verhältnissen lebend und sozial an starre Regeln gebunden, empfand keinerlei Bedürfniß nach freierer — im modernen Sinn freierer — Bethätigung; er lebte in den alten Schranken, ohne sie zu spüren. Das aufkommende Bürgerthum empfand anders. Bei ihm war der Familienzusammenhang schon mehr oder weniger aufgelöst und das Individuum auf sich selbst gestellt; die Thätigkeit

des Individuums war nicht mehr althergebracht, sondern neu, nicht einförmig, sondern verschiedenartig. Und dadurch gerade, daß der Absolutismus, diesen Bedürfnissen entgegenkommend, hier alle Schranken hinwegräumt, die noch aus der Zeit familienhaften Zusammenhanges her bestanden, dort die Dinge gesetzmäßig ordnet, die früher durch Herkommen und Zufall erledigt waren, entwickelt er sich allmählich zum „aufgeklärten Absolutismus“; gleichzeitig damit geht die Lehre, daß Jeder doch für sich selbst am Besten sorgen könne, daß, wenn Das Alle thäten, für Alle am Besten gesorgt sei und daß folglich eine aufgeklärte Regirung sich möglichst wenig in die Dinge einzumengen habe. Das laissez faire, laissez passer verbreitete sich von dem wirthschaftlichen Gebiet, auf dem die Maxime entstanden war, logisch über das ganze Leben und damit war die individuelle Freiheit entdeckt, die nunmehr jede Beschränkung durch den Staat als „lästige Einmischung“ empfand.

Was bedeutet nun dieser moderne Begriff der individuellen Freiheit? Hobbes giebt uns eine Definition. Er sagt: „Frei wird Der genannt, der nicht gehindert wird, daß er Das, was er durch seine Kraft und Kunst machen kann, nach seinem Belieben macht“. Das ist die naive und richtige Definition des Begriffes. Da diese aber denn doch ganz nackt als Prinzip der Freiheit den Krieg Aller gegen Alle aufstellt, so suchen die Theoretiker der Freiheit sich durch ein Kompromiß zu täuschen; man erfindet die „vernünftige Freiheit“, die „Freiheit unter dem Gesetz“ u. s. w., Das heißt, man stellt das Freiheitideal nur auf in seiner Beschränkung durch den staatlichen Zwang. Irgend eine Klarheit kann über eine so merkwürdige Zwitterbildung natürlich bei Niemandem herrschen. Wo die „vernünftige Freiheit“ anfängt und wo sie aufhört, weiß kein Mensch zu sagen. Ueber diese schmerzliche Thatsache dürfen wir uns nicht etwa dadurch hinwegtäuschen, daß wir die Interessensphäre der Mitmenschen als ihre äußerste Grenze hinstellen; die Interessensphären liegen eben nicht sauber abgegrenzt neben einander wie die Quadrate eines Schachbrettes, sondern sie greifen in einander über.

In der Praxis ist die Sache nun so, daß neben der allgemeinen Begeisterung für das Ideal der Freiheit ein allgemeiner Widerwille gegen ihre Beschränkung durch den staatlichen Zwang existirt; und die Tendenz der geschichtlichen Entwickelung in den Kulturstaaten geht offenbar auf immer weitere Ausdehnung der Freiheit.

Wenn frei Jeder ist, der an Dem, was er durch seine Kraft und Kunst machen kann, nicht gehindert wird, so ist Freiheit offenbar der reine Gegensatz zur Brüderlichkeit und ihre Konsequenz ist etwas ganz Anderes als Gleichheit. Als sich das dreifache Ideal der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bildete, war gerade die Lehre vom „wohlverstandenen Selbstinteresse“ herrschend; und wenigstens Das ist von ihrer Lehre richtig, daß sich die

Menschen zum weitaus größten Theil durch mehr oder weniger verkappte selbstische Interessen leiten lassen; zur „Brüderlichkeit“ müßten sie also gezwungen werden. Und da „Kraft und Kunst“ der Menschen verschieden sind, so wird die natürliche Folge ihrer freien Bethätigung die Ungleichheit sein. Freiheit ist die ungehinderte Bethätigung der Kraft und Kunst; Das heißt: Freiheit ist Macht; denn es ist ja doch Macht, wenn ich ungehindert meine Kraft und Kunst bethätigen kann. Da eine Grenze von außen nicht gezogen ist, so reicht diese Macht so weit wie meine „Kraft und Kunst“, Das heißt: bis zu der Grenze der Sphäre einer anderen gleichwerthigen Macht, und was mir an „Kraft und Kunst“ nachsteht und gleichzeitig von mir erreichbar ist, unterliegt meiner Macht. So hat der Begriff der individuellen Freiheit als nothwendiges Korrelat die individuelle Unfreiheit: frei ist Der nur, der über Kraft und Kunst verfügt, unfrei ist Jeder, der Beides nicht hat. Daraus erklärt sich der Mangel an Stabilität in den politischen Verhältnissen von Ländern, wo die individuelle Freiheit am Stärksten garantirt ist: hier ist die Politik ein beständiger Kampf der verschiedenen Mächte gegen einander; und daraus erklärt es sich gleichfalls, weshalb die Kulturvölker des Orients „stationär“ geblieben sind.

Kehren wir zu der am Anfange gegebenen Definition des Aristoteles zurück, nach der Demokratie die Regirung des Staates durch Viele bedeutet. Je größer die Zahl der „Vielen“ ist, desto mehr nähert sich offenbar der Zustand dem Ideal der Demokratie, denn dieses wird sein, daß der Staat von Allen regirt wird. Da die Freiheit neben sich immer Unfreiheit haben muß, die Unfreien aber nicht — oder doch nur scheinbar — an der Regirung Antheil nehmen können, so ergiebt sich, daß das Ideal der Demokratie und das Ideal der individuellen Freiheit mit einander unverträglich sind. Aber wie die allgemeine Tendenz der gegenwärtigen Entwickelung auf immer größere Erweiterung der individuellen Freiheit geht, so geht sie auch auf immer demokratischere Regirung. Das Endziel ist die Demokratie, verbunden mit größtmöglicher persönlicher Freiheit. Aber wie die Freiheit der Individuen als Staatsprinzip zur Selbstaufhebung kommt durch die konsequente Unfreiheit eines großen Theiles der Gesellschaft, eines um so größeren, je größer die Unterschiede in „Kraft und Kunst“ der Individuen sind, so hebt sich auch die Freiheit mit Demokratie allmählich selbst auf: sie entwickelt sich zur Oligarchie oder Tyrannis. Am Klarsten sehen wir diese Entwickelung in den Vereinigten Staaten, weil hier nicht allerlei politische Ueberbleibsel aus dem mittelalterlichen Feudalismus den Blick irren und weil hier die Unterschiede von „Kraft und Kunst“ am Schärfsten erkennbar sind.

Im sozialen Leben hat heute die höchste „Kraft und Kunst“, wer das größte Kapital besitzt, im politischen, wer über die größte Anzahl von Stimmen

gebietet. Daher setzt sich die Oligarchie zusammen aus den Millionären und den Parteiführern. Diese finden sich unter einander ab nach dem sogenannten Korruptionsystem. Das treibende Motiv der Millionäre ist die Anhäufung neuen Kapitales, und dazu haben sie verschiedentlich die Regirung nöthig. Zum Theil lassen sie sich zu diesem Zweck in die gesetzgebenden Versammlungen wählen; vortheilhafter aber als jede Art von Arbeitstheilung ist die Auseinandersetzung mit den Parteiführern. Deren Motiv ist, erstens möglichst viel Geld bei der Transaktion von den Millionären herauszuschlagen, und zweitens, durch geringe und scheinbare Konzessionen sich die Wähler zu erhalten. Wie Macchiavells Fürst, so muß auch der Parteiführer es lernen, wenn es nöthig ist, „nicht moralisch“ zu sein. Er darf nicht tolerant sein, sondern muß jeden Gegner entweder als einen schlechten oder dummen Menschen darstellen. Er folgt dabei, sie nur zeitgemäß ändernd, der Kampfesweise des Principe. Damals gab es noch keine Presse, durch die man den Gegner moralisch vernichten konnte, man war also genöthigt, zum Meuchelmord seine Zuflucht zu nehmen. Gerechtigkeit, Wahrheitliebe, Edelmuth, Liebenswürdigkeit, Mitgefühl darf der Parteiführer nicht kennen, und nur, wenn er einen Gegner bei der Verletzung irgend eines Moralgebotes betrifft, macht er von der Moral Gebrauch; denn das wichtigste Kampfesmittel wird aus der — doch absolut unvernünftigen — Annahme geholt, daß ein Politiker tugendhaft sein müsse. So ist er auch gezwungen, fortwährend alle die tugendhaften Eigenschaften, die er seiner Natur nach doch nicht haben darf, zu heucheln. Indessen scheint hier in der letzten Zeit eine Wandlung eingetreten zu sein, nicht in England, wo noch Parnell über Frau O'Shea stürzte, aber in Frankreich und in den Vereinigten Staaten. Worin eigentlich die räthselhafte „Kraft und Kunst“ des Parteiführers imletzten Grunde beruht, wird man vielleicht erst erfahren, wenn die Naturgesetze der Suggestion besser studirt worden sind.

Ein interessanter Typus eines modernen „Wirepullers“ in den Vereinigten Staaten ist der gegenwärtige „Boss“ von Tammany-Hall; während und nach dem Sturz der Demokratie im Staate New-York hat man darüber Bezeichnendes erfahren. Richard Crocker begann seine Thätigkeit als jugendlicher Straßenvagabund in New-York. Vermöge seiner Kraft und Gewandtheit schwang er sich bald zum Chef eines „Gang“ auf. „Gang“ ist eine Bande von Bummlern, die einen organisirten und erbitterten Kampf gegen die Polizei führt und deren einzelne Glieder mit dem Zuchthaus in nähere Berührung zu kommen pflegen als durch bloßes Aermelstreifen. Bei den Wahlen vermiethet sich der „Gang“ an einen Kandidaten — natürlich an den meistbietenden — als Knüppelgarde, zum Versammlungsprengen, als Claque, zum Inszeniren von Aufzügen u. s. w. Im Jahre 1886 zog Crocker die Aufmerksamkeit der Sportkreise dadurch auf sich, daß er den Chef eines anderen Gang nach allen

Regeln der Kunst im Boxkampf vor einem Elitepublikum tötete. Die ihn verehrenden Sportsmen, die ein solches Talent in möglichst günstige Bedingungen versetzt wünschten, schossen zusammen und ermöglichten ihm, eine Kneipe anzulegen. Hier vereinigten sich Sportsmen, Gesindel und Politiker einträchtig; und da Crocker für die Politiker das nöthige Gesindel engagirte, wurde er für die demokratische Partei, der er sich angeschlossen hatte, bald so wichtig, daß ihm der damalige Führer Tweed, seitdem zu Zuchthaus verurtheilt, eine Sinekure bei der Kommunalverwaltung verschaffte. Dann wurde er Alderman, dann Coroner und schließlich Nachfolger Tweeds als Boss von Tammany-Hall. Die Gesellschaft von Tammany-Hall umfaßt die Organisation der demokratischen Partei des Staates New-York; sie regirte seit mehr als einem halben Jahrhundert unumschränkt den Staat, verfügte über die Stellen im Staat und in der Stadt, die Parlamentsitze und das Budget, gab die Gesetze und hatte also zugleich die gesetzgebende und die ausübende Gewalt völlig in der Hand. Diese Wirepullers machten Alles, die übrigen gesetzmäßigen Mächte fungirten nur zum Schein und thaten nur, was die Wirepullers wollten; und diese wollen, was sie bezahlt bekommen. Dieses System hat sich so weit entwickelt, daß große Kapitalisten oder Aktiengesellschaften nicht mehr von Fall zu Fall bezahlen, sondern eine jährliche Abonnementssumme an Tammany erlegen. Die Beamten müssen einen gewissen Prozentsatz ihrer Besoldungen geben. Und Alles, was von der Polizei abhängig ist, ist tributpflichtig, bis hinab zum kleinsten Kneipwirth und Bordellbesitzer. Der Skandal der Banca Romana und der Panamakrach in Italien und Frankreich haben dem großen Publikum gezeigt, daß die selben Verhältnisse auch anderswo existiren. Wie so oft, liefert auch hier das Alterthum das schönste Paradigma: welch ein scharf umrissener Charakterkopf ist nicht Sallust, der in seinem feenhaft von dem Raub des von ihm „verwalteten“ Numidien erbauten Palais, dem Sitz späterer Caesaren, seine von Sittlichkeit triefenden Verleumdungen gegen Catilina schrieb!

Sir Henry Maine in seiner geistreichen Schrift „Popular Government“ hält den ganzen modernen Enthusiasmus für Freiheit und Demokratie, obwohl er die Gegensätzlichkeit der beiden Begriffe gar nicht einmal bemerkt, für rein närrisch und unverständlich, und mit ihm thun Das alle „konservativen“ und reaktionären Elemente Europas. Selten vereinigt wohl ein politischer Schriftsteller in sich so viel historisches Wissen, so viel praktische Erfahrung in dem Welttheil der stationären Kultur, Asien, und dem der fortschreitenden, Europa, und so viel analytischen Scharfsinn, wie Maine. Trotzdem erhebt auch er sich nicht über die gewöhnliche Toryplattitude, in dieser gewaltigen Bewegung eine bloße Narrheit zu sehen, die plötzlich die Menschheit ergriffen habe. Ich erwähne gerade Maine, weil ich an einen geistreichen Gedanken

seines Buches anknüpfen will, an seine später zu erwähnende Auseinandersetzung des Verhältnisses der Demokratie zum Fortschritt.

Was ist denn die Ursache aller dieser merkwürdigen Erscheinungen? Auf die Gedankenbildung der Menschen wirkt Vielerlei ein: das unbewußte Weiterbilden des Gedankens durch die allgemein menschliche Logik; die Assoziation; der Trieb nach Symmetrie der Gedanken; die Suggestion; vor Allem aber wirken, dunkel und unbewußt meistens, die wirthschaftlichen Interessen gedankenbildend. Wir dürfen uns dann durch die krause Form dieser Gedanken nicht irre machen lassen, sondern müssen den dunkelen Urgrund des Unbewußten zu erkennen suchen, dem sie entstammen.

Das Wort „Freiheit" ist, wie wir sahen, ein pathetischer Ausdruck für den Kampf Aller gegen Alle und die Ausbeutung des Schwachen durch den Starken. Der Begriff, vorher unbekannt, entwickelte sich zur Zeit der absoluten Monarchie. Damals vollzog sich die Rückbildung der alten Herrenklasse, der Aristokratie, und die Bildung der neuen, der Bourgeoisie. Die ideologischen Vorstellungen der Aristokratie hatten sich um den Begriff der Treue gruppirt; gemeint war damit im Grunde die persönliche Verpflichtung zu Frohnden, Zinshühnern u. s. w., die erst die wirthschaftliche Existenz der Herrenklasse ermöglichten. Persönliche Verpflichtungen aber kann die bürgerliche Herrenklasse nicht verwenden; sie steht nicht im Zeichen der Konsumtion, wie der Adel auf seinen Schlössern, der seine Einnahmen verzehrte, sondern in dem der Produktion; und die Konsumtion ist noch nicht einmal Endzweck, sondern immer erweiterte Produktion, wie schon Aristoteles im neunten Kapitel des ersten Buches seiner „Politik" schildert. Die persönliche Verpflichtnng hat immer das Merkmal des Starren, Unveränderlichen, und die Bourgeoisie brauchte für ihre neuen Zwecke völlige Bewegungfreiheit aller wirthschaftlichen Mächte, damit die Anpassung an die stetig wachsenden Ansprüche der Produktion möglich war. Deshalb setzte sie die Aufhebung der persönlichen Verpflichtungen, Dienste, Frohnden, Leibeigenschaft, auch der fixirten unablöslichen Abgaben, durch. Und an die Stelle des rechtlichen Zwanges zur Erfüllung der Zwecke der Herrenklasse setzte sie den ökonomischen, — indem sie die individuelle Freiheit proklamirte, die Herrschaft des Starken, jetzt also des Besitzenden, über den Schwachen, jetzt also den Besitzlosen.

Die Herrenklasse des Mittelalters wendete einen rechtlichen Zwang an; danach war das Verhältniß der beiden Klassen rechtlich festgesetzt, also seiner Absicht nach unveränderlich. Heute ist dieses Verhältniß das Resultat eines Kampfes zwischen den zwei Klassen, der immer noch damit geschlossen hat, daß die Ueberlegenheit der Herrenklasse konstatirt wurde, der aber immer wieder von Neuem entbrennt, weil er niemals einen rechtlichen Abschluß finden kann, etwa dadurch, daß die Arbeiter zu Leibeigenen oder Sklaven

gemacht werden. Auf diesen Kämpfen beruht der „Fortschritt", — eine Kette vorläufiger Friedensbedingungen zwischen den Parteien.

Auf den Klassengegensätzen von Bürgerthum und Arbeiterschaft — wozu noch die Partei der Grundbesitzer als dritte kommt — beruht nun die Existenz der Parteien: sie drücken die Klassengegensätze klar oder unklar aus. Die politischen Kämpfe sind Kämpfe um die wirthschaftlichen Interessen der Klassen, und die Sonne, die auf diese Kämpfe herabscheint, ist die Freiheit.

Drei Umstände sind es nun, die bestimmend auf das öffentliche Leben der Gegenwart einwirken: das Sinken der Grundrente in Europa, die Kartellbewegung in der Industrie und die außerordentliche politische Entwickelung der Arbeiterklasse. Das Sinken der Grundrente hat in fast allen Staaten Europas Parzellirungideen zur Folge gehabt, und, am Deutlichsten im preußischen Rentengütergesetz, die Anbahnung einer neuen Hörigkeit. Gleiche Folgen hat die Kartellbewegung; durch sie kommt die Industrie aus dem Zeitalter beständiger Unruhe und Revolution in feste, gefügte und geordnete Verhältnisse. Nun hat sie nicht mehr den jetzigen freien Proletarier nöthig, der allen ihren Schwankungen folgen mußte und konnte, sondern sie kann ebenfalls gebundene Arbeiter verwenden. Das zunehmende Selbstbewußtsein der Arbeiter endlich — das Resultat der Freiheit — läßt der Herrenklasse die Freiheit als für sie nunmehr gefährlich erscheinen und ist ein Motiv, das jene Entwickelung noch beschleunigen muß. So kommt es zu der Paradoxie, daß die auf Grund der Freiheit Bedrückten doch für die Freiheit kämpfen müssen, wenn sie den jetzigen Status des Kampfes Aller gegen Alle erhalten wollen, in dem sie ja endlich zu siegen denken. Noch toller erscheint die Paradoxie, wenn man sich an das vorhin gewonnene Resultat erinnert, daß die Freiheit die Demokratie zur Oligarchie und Tyrannis entwickelt, und wenn man erwägt, daß die Demokratie ja das naturgemäße politische Ideal der Klasse der „Vielen" sein muß.

Die Gewalt ist das einzige wirkliche Legitimitätprinzip in der Politik. Wer schließlich die Gewalt hat, hat auch das Recht, denn das Recht folgt der Gewalt. So oder so muß die Gewalt den gegenwärtigen Zustand ändern, — mögen nun die Tendenzen der Herrenklasse auf Rückbildung oder die Tendenzen der Arbeiter auf Beibehaltung des Freiheitprinzipes und Weiterentwickelung der Demokratie siegen.

Wenn die Arbeiter die Macht erlangen, so werden sie gezwungen sein, die individuelle Freiheit aufzugeben, um die Demokratie zu retten. Das können sie aber auch, denn die Freiheit ist nur nothwendig, so lange eine gewisse Form der Klassengegensätze und eine damit zusammenhängende Produktionweise vorhanden ist. Dann aber wird es überhaupt keine Klassengegensätze mehr geben, denn die Herrschaft der untersten Klassen bedeutet offenbar die

Negation der Klassenunterschiede. Nun sahen wir, daß die zum Fortschritt treibenden Elemente der Klassenkampf und die individuelle Freiheit waren. Fallen diese fort, so verliert unsere Kultur das Merkmal des Fortschrittes und wird stationär. Dazu kommt, daß die Demokratie an sich schon große Neigung zum Konservativismus hat, wie Maine in seinem citirten Werkchen sehr schön nachweist und wie man an den demokratischen schweizer Kantonen in der Praxis beobachten kann.

Gelangt die Herrenklasse zur Macht, so muß sie gleichfalls auf das Prinzip der individuellen Freiheit verzichten, weil sie der Tendenz auf Entwickelung der Hörigkeit nachgiebt. Da sie in der Zwischenzeit numerisch immer mehr zusammenschmilzt, in Folge der Agrarkrisis und der Konzentration des industriellen Kapitales, die ja die Vorbedingung der Kartellirung ist, so würde der hörigen Masse des Volkes eine kleine Aristokratie gegenüberstehen. Da deren Verhältniß zu der Masse nunmehr in rechtliche Formen gebannt ist, so daß der Klassenkampf unmöglich wird, so kommen wir auch hier zu dem Resultat, daß unsere Kultur stationär wird. Die Ansicht mag paradox erscheinen, denn der Fortschritt ist uns etwas so Selbstverständliches geworden, daß wir uns gar nicht vorstellen können, wie die Sache anders sein sollte. Aber wir müssen uns erinnern, daß unsere fortschrittliche Kultur eine einzige Ausnahme bildet; die gesammte übrige Menschheit, die zur Kultur gekommen ist, bleibt stationär; und ihr erscheint der Fortschritt nicht nur unnatürlich, sondern geradezu wahnwitzig und verbrecherisch.

Unsere europäische Geschichte, die wir so gern als „Weltgeschichte" bezeichnen, ist eine Anomalie. Seit den griechischen Staaten zeigt sie sich uns als eine beständige Zersetzung und Neubildung, schreitet sie von Gegensatz zu Gegensatz, manchmal langsam, dann schneller, am Schnellsten in unserer Zeit. Daneben verharren die großen Kulturstaaten des Ostens in stolzer Ruhe; während bei uns der Sturm die Wogen bis auf den Grund aufwühlt, oben nach unten und unten nach oben wirft, kräuselt sich dort nur zuweilen die Oberfläche, wenn in einem Krieg oder durch eine Palastrevolution eine neue Dynastie ans Ruder kommt, wenn alte Reiche zerfallen und neue entstehen. Wenige Zoll unter der Oberfläche ist Alles ruhig. Das moderne Europa hat es freilich fertig gebracht, auch hier zu revolutioniren; wenn man auch von der japanischen Kulturfarce absieht: in Indien zeigen sich bereits tiefe Spuren der Zersetzung, und wer weiß, welche überraschende Wandelung uns der Ausgang des chinesisch-japanischen Krieges für China bringt.

Nordhausen. Dr. Paul Ernst.



Neue Gedichte in Prosa.

I. Die Wahrheit und die Bosheit.

Es war einmal ein strebsamer Bursche, ein angehender Weltverbesserer. Das wollte er aber erst später werden. Einstweilen und zur Vorbereitung war er Schornsteinfeger. Denn in der Enge und Dunkelheit des Rauchfanges hoffte er, sich daran zu gewöhnen, einmal Weltverbesserer zu sein, und auch daran, von den Leuten für schwarz gehalten zu werden und sich doch selbst weiß zu wissen wie sie.

Einst am Tage des Herrn, als er sich gewaschen hatte und weiß war auch vor den Menschen, ging er durch ein Nachbardorf spaziren und erblickte plötzlich ein fliehendes Bettelmädchen. Die Bauern, die Weiber und die Kinder waren mit Stöcken und Knütteln, mit Dreschflegeln und Heugabeln hinter ihr her, die Dorfhunde schnappten nach ihr. Es war nämlich die Wahrheit.

Ueber und über war sie mit Blut besudelt. Wie sie aber floh vor den Bauern und Hunden und dabei nicht eilig lief, sondern regunglos schwebte, da ward dem Schornsteinfeger weh ums Herz und sie erschien ihm blüthenweiß unter ihren Blutflecken, wie auch er weiß war, wochentags unter seiner Rußhülle und sonntags überhaupt.

Nun eilte auch er hinter dem Bettelmädchen her. Und weil er die Wahrheit nicht aus Haß verfolgte, vielmehr aus Liebe, darum kam er ihr immer näher.

An wüster Stelle, fern von den Wohnungen der Menschen, kam er ihr ganz nahe. Regunglos schwebend wie sie, folgte er ihr und fragte, ob sie ihn nicht möge.

„Ich?" antwortete das Mädel. „Ich gehöre Dem, der mich liebt. Ich selbst liebe nicht. Mich aber will fast alle hundert Jahre Einer, trotz meiner Wunden und trotz meiner Mutter."

Das Mädel lächelte unter seinem weißen Haar wie unter Vollmondscheinen. Weiß war das Haar der Wahrheit freilich, als wäre sie viele tausend Jahre alt; doch ihr Antlitz leuchtete hell wie das eines glücklichen Kindes.

„Ich bin nicht, was ich scheine," sagte der sonntäglich gewaschene Schornsteinfeger, „trotzdem ich heute weiß bin. Ich bin nämlich ein angehender Weltverbesserer. Könnten Sie sich nicht entschließen, einen solchen zu heirathen?"

„Heirathen? Das ist was Anderes. Sprechen Sie mit meiner Mutter."

Der Schornsteinfeger und die Wahrheit gingen also selbander nach der Hauptstadt. Dort wohnte hoch im fünften Stockwerk eines Riesenhauses, mitten im Treiben der Welt, die Mutter der Wahrheit. Auch die Mutter hatte weißes Haar und darunter ein leuchtendes Antlitz. Die Tochter sah ihr furchtbar ähnlich, nur daß Friede war in den Zügen der Wahrheit, was Unfrieden verrieth in den Augen und um die Lippen der Mutter.

„Liebe Mama," so stellte das Mädel vor, „Das ist hier ein Schornsteinfeger, der später Weltverbesserer werden will. Und hier . . . . meine Mutter, die Bosheit. Erschrecken Sie nur nicht! Es ist so, man hat es nur bisher nicht gewußt, daß die Bosheit die Mutter der Wahrheit ist."

Der Schornsteinfeger erschrak dennoch und sprach zu sich selbst:

„Wie denn? Soll etwa die Bosheit in eigener Person meine Schwiegermutter werden? Wird die Wahrheit, meine Frau, nicht am Tage der Silberhochzeit ihrer Mutter gleichen, der Bosheit? Und werden meine Kinder nicht die Bosheit zur Großmutter kriegen?"

So zog sich der strebsame Bursche eilig von der Wahrheit zurück. Er wußte nicht, daß die friedsame Tochter der friedlosen Bosheit sich niemals ändert, nicht in tausend Jahren; und er wußte nicht, daß die Wahrheit verwünscht ist, kinderlos zu bleiben.

Der junge Schornsteinfeger brachte es niemals dazu, Weltverbesserer zu werden. Er blieb, was er war. Und als er endlich bitter, träge und dick geworden war, so daß er sein Gewerbe in den Rauchfängen nicht mehr ausüben konnte, da heirathete er schließlich die Bosheit in eigener Person. Sie wurde seine Frau und wäre doch nur seine Schwiegermutter geworden, wenn er der Wahrheit treu geblieben wäre.

II. Das Kronjuwel.

Ein indischer Prinz ging verkleidet durch den Karneval von Babylon. Glücklich werden und glücklich machen, Das ist einerlei. Dies wußte der Jüngling und nach Einem von Beiden sehnte er sich wie ein rechter Prinz von zwanzig Jahren.

Ihm winkte mit den schönen Augen eine Dirne aus dem Karneval von Babylon. Der Prinz stieg vom Pferde und folgte der Dirne, aber nicht auf ihre Stube, ins Dirnenheim. Nur aus dem Karneval hinaus folgte er ihr, an das Ufer des Stromes, und so gute Worte gab er ihr, daß sie weinte vor Scham und vor Sehnsucht, glücklich zu werden oder glücklich zu machen.

Als er sah, daß sie die Scham und die Sehnsucht geboren hatte in ihrer Seele, reichte er ihr die Hand und sagte:

„Hier, zum Dank ein Andenken an den indischen Prinzen. Wie Du Dich und mich mit Dir emporgehoben hast durch eine Scham und eine Sehnsucht, also sollst Du fortan mein Kronjuwel besitzen."

Weil er ein Prinz war, schätzte er die Dirne nach seinem Werthe. Er gab ihr den unschätzbaren Smaragd und kehrte in den Karneval zurück.

Die Dirne aber schätzte den Fremden nach ihrem eigenen Werthe und dachte:

„Prinz! Kronjuwel! Blague! Wenn ich für den nachgemachten Stein wenigstens ein Hundertsousstück kriegen könnte!"

Sie lief zum Trödler und verhandelte das Kronjuwel für ein babylonisches Hundertsousstück.

Als der Prinz später in seiner Heimath König geworden war, erkannte er die Menschen und schätzte sie nicht mehr nach seinem Werthe, bis er darüber seine Jugend verlor und seinen eigenen Werth, wie er einst das Kronjuwel verloren hatte.

Fritz Mauthner.



Das Sinken des Geldwerthes.

Zwei auf einander folgende Hefte der „Zukunft“ (vom 20. u. 27. Juli 1895) bieten ein merkwürdiges Beispiel für die hypnotisirende Macht des Fachstudiums auf die Vielseitigkeit des Urtheiles. Die Herren Karl Hecht und Pluto behandeln die Frage des Geldwerthes und zufällig behandelt sie Jeder von einem total verschiedenen Standpunkt aus, während ein abschließendes Urtheil sich nur bilden läßt, wenn beide Standpunkte berücksichtigt sind. Wenn mein Freund Pluto vom Sinken des Geldwerthes spricht, meint er damit das Sinken des Zinsfußes, zu dem Geld entliehen werden kann, und wirklich findet nur in diesem Sinne ein Sinken des Geldwerthes statt. Herr Hecht dagegen versteht darunter die abnehmende Kaufkraft, die im steigenden Waarenpreis ihren Ausdruck findet. Pluto sagt zwar ganz richtig: „Der billige Geldwerth steigert naturgemäß den Preis jeder Waare“, um aber sofort im nächsten Satz hinzuzufügen: „20 Mark sind bei einem Zinsfuß von 5 Prozent nicht mehr 20 Mark bei einem Zinsfuß von nur 3 Prozent“. Nun ist es aber doch klar, daß Geld, das nur 3 Prozent Zins erlangen kann, durchaus keine geringere Kaufkraft zu haben braucht als Geld, das 5 Prozent zu bedingen vermag. Ja, es ist sogar eine historische Thatsache, daß die Kaufkraft des Geldes, da der Zinsfuß noch auf 5 Prozent stand, eine geringere war als jetzt, wo er auf 3 Prozent gesunken ist. Niemand wird bestreiten, daß in den letzten dreißig Jahren, in denen der Zinsfuß derartig sank, die Kaufkraft des Geldes gestiegen ist, d. h. die Waarenpreise gesunken sind. Dagegen erkennt Pluto eine Wahrheit klar, die Herrn Hecht bei seiner Arbeit nicht vorzuschweben schien und deren Vernachlässigung meiner Ansicht nach einen Fehlschluß in seine sonst so einwandfreien Ausführungen gebracht hat. Dieser Wahrheit giebt Pluto in folgenden Sätzen Ausdruck: „Den ärmeren Ständen nützt diese Mehrung der menschlichen Umlaufsmittel nicht das Geringste; nur für Die ist Geld billig, die bereits welches haben und deshalb Vertrauen genießen. Wer da hat, Dem wird gegeben, sagt schon Matthaeus... Ein weiterer Uebelstand ist die Zunahme der Geldmacht mit der Geldvermehrung. Da eine gewisse Klassengrenze bei noch so großen Zuflüssen von Baarmitteln nicht überschritten werden kann, muß der Druck auf die Masse der Nichtbesitzenden noch größer werden.“

Um die volle Bedeutung dieser Sätze in ihrer Anwendung auf die von Herrn Hecht behandelte Frage erkennen zu lassen, muß ich in wenigen Sätzen meine Krisentheorie nochmals vorführen, die ich früher in der „Zukunft“ dargestellt habe. Eine Minderheit der Bevölkerung besitzt den Mehrtheil des Volkseinkommens, kann dieses große Einkommen aber ihrer geringen Kopfzahl wegen nicht verbrauchen. Sie verwendet es auch nicht oder nur zum geringen Theil zum Kauf von solchen Produkten der Arbeit, die als Produktionmittel ausgeliehen werden können, sondern zur Beschaffung von Grund und Boden, Hypotheken, Staatspapieren und ähnlichen Werthen, deren Wesen darin besteht, daß sie kein Produkt der Arbeit sind, sondern bloße Tributansprüche. Ihr Erwerb setzt keine menschliche Arbeit in Bewegung, sondern er hat sogar die Wirkung, die Arbeitgelegenheit zu vermindern, da er die Kaufkraft der Volksmassen im Verhältniß ihrer durch Zins und Zinseszins zunehmenden Tributlast mehr und mehr hinter der in Folge des technischen Fortschrittes stattfindenden Zunahme der Leistung-

fähigkeit (Produktivität) zurückbleiben läßt, während die reiche Minderheit statt durch Eigenkonsum die Lücke in der Gütercirkulation zu füllen, diese Lücke durch weitere Anlagen der gedachten Art mehr und mehr vergrößert.

Als erläuterndes Beispiel führe ich gewöhnlich einen Großkapitalisten vor, dem ein Landwirth 10000 Mark zu 5 Prozent auf Hypothek schuldet und der seine Zinsen vierzehn Jahre lang nicht zahlen kann; in dieser Zeit ist in Folge der Zinseszinsen eine neue Schuld von 10000 Mark entstanden. Diese 10000 Mark neues Hypothekenkapital sind kein Arbeitprodukt. Sie sind entstanden aus Zeitverlauf und Rechtsverhältniß. Zweitens: sein Entstehen hat nicht nur keine Arbeitgelegenheit gewährt, sondern, im Gegentheil, es hat eine neue jährliche Zinsschuld von 500 Mark hervorgerufen, die auf der Gläubigerseite als unverbrauchbares Einkommen figurirt (denn der Betreffende konnte ja schon sein bisheriges Einkommen nicht aufbrauchen), auf der Schuldnerseite aber in Folge der gestiegenen Tributpflicht als Verminderung der Kauffähigkeit des Zinsschuldners. Ich habe die Summe der jährlich in der ganzen Kulturwelt auf diese Weise neu angelegten Einkommentheile auf über zehn Milliarden Mark geschätzt.

Seit ich diese Theorie in ihren ersten Umrissen aufstellte, sind zwölf, seit ich sie völlig durchgearbeitet vorführte, sind sieben Jahre vergangen und die Thatsachen haben bis jetzt ihre Richtigkeit bestätigt. Wie ich es voraussagte und wie es sich als natürliche Folge der Theorie ergeben mußte, hat sich die Krise von Jahr zu Jahr verschlimmert. Eine weitere von mir schon vor zwölf Jahren vorausgesagte Folge war das allmähliche Sinken des Zinsfußes. Die sicheren Tributwerthe sind nämlich beschränkt. Der Grund und Boden ist es durch die räumliche Begrenztheit des Erdkörpers; die Staatsschulden durch die Solvenz der Staaten; die Hypotheken durch die Grundrentenergiebigkeit der Liegenschaften; die Eisenbahnwerthe durch die Verkehrsverhältnisse, — u. s. w. Und doch sollen für zehn Milliarden per Jahr neue Anlagen auf diesen Gebieten gefunden werden; denn die in der Industrie oder vielmehr in deren Erzeugnissen gesuchten Anlagen sind schon abgerechnet, ehe das Fazit von zehn Milliarden gefunden wurde. Die Staatsschulden vermehren sich nur um zwei Milliarden per Jahr; die Eisenbahn- und sonstige in diesen Bereich fallenden Werthe (selbstverständlich kommt hier nicht das ganze in Eisenbahnen angelegte, sondern nur das durch Vorzugsrechte gesicherte Kapital in Betracht) erreichen bei Weitem nicht die Summe von zwei Milliarden per Jahr, nachdem der aus den Steuern gebaute Theil abgerechnet ist. Ein Theil der übrigen sechs Milliarden findet seine Anlage im Kaufe von bis dahin noch nicht in großkapitalistischen Besitz übergegangenen Grundrenten, sei es durch direkten Bodenkauf (Latifundienbildung), sei es durch Hypothekenvermehrung, die in Deutschland allein eine Milliarde per Jahr beträgt. Der übrige Theil findet Anlage, indem er künstlich neue Werthe schafft, d. h. indem er die Kurse, vor Allem aber die Bodenwerthe, hinauftreibt oder, mit anderen Worten, indem er den Zinsfuß, zu dem sich die Grundrente kapitalisirt und damit überhaupt den Zinsfuß der sicheren Anlagewerthe hinabdrückt. Wenn nach und nach 1000 Milliarden Mark Anlage in 5 Milliarden Hektar Grund und Boden finden, der vorher nur 500 Milliarden werth war, so treiben sie den Durchschnittspreis des Hektars von 100 auf 200 Mark. Wenn die Grundrente dieser 5 Milliarden Hektare durchschnittlich 4 Mark per Hektar ist, so fiel der Zinsfuß, zu dem Grund und Boden rentirt, von 4 auf 2 Prozent.

Nun erst kann ich zu dem Einfluß dieser Verhältnisse auf die Frage des Geldwerthes kommen, der in den Erörterungen der Herren Professor Lexis und Hecht keinen Platz gefunden hat. Ich will vorausschicken, daß ich in Bezug auf den zwischen beiden Herren schwebenden Hauptdifferenzpunkt auf Hechts Seite stehe, was übrigens selbstverständlich ist, da ich betreffs des Einflusses der Ricardoschen Grundrententheorie auf das Werthverhältniß der Edelmetalle unabhängig von ihm, doch, wie ich zu meinem Erstaunen erfuhr, nach ihm, zu den gleichen Schlüssen gekommen war wie er. Dagegen gehe ich nicht mehr einig mit ihm in seiner Ansicht über das Geldbedürfniß. Ich bin zwar seiner Meinung betreffs des im Verkehr zu haltenden Geldquantums. Ich gebe zu, daß diesem gewisse Grenzen gesetzt sind. Anders aber ist es, wenn das Geld der Großkapitalisten der in meiner Krisentheorie gedachten Gattung in Frage kommt. Sie sind berechtigt, für ihre Tributansprüche Geld zu verlangen, und die gegebenen Ziffern weisen schon darauf hin, daß sie weit größere Geldsummen verlangen können, als existiren. Wenn meine Ziffer von zehn Milliarden richtig ist, als nur den Theil ihrer Ansprüche darstellend, der von ihnen jährlich nicht wieder für Arbeitprodukte dem Markt zurückgegeben wird, sondern eine ganz besondere Art von Zinsanlagen sucht, dann würden anderthalb Jahre des Nichtfindens oder Nichtfindenwollens solcher Anlagen genügen, um die fünfzehn Milliarden Mark des Weltgoldvorrathes in ihren Kassen festzulegen. Hierauf, abgesehen von ihrer direkten oder indirekten Beschlagnahme immer größerer Mengen des zur Existenz unentbehrlichen Bodens dieser Welt, beruht ja überhaupt die Tributerpressungmacht. Ihre Gläubiger sollen ihnen Goldmengen abliefern, die gar nicht existiren, nie existiren können, auch wenn sich die heutige abnorm große Goldproduktion noch bedeutend ausdehnen, und sogar, wenn zum Gold noch das Silber als gesetzliches Zahlungmittel hinzutreten würde. Denn vergessen wir nicht, daß nicht nur die Zinsen in Betracht kommen, sondern auch die Kapitalsummen selbst, die in gewissen mehr oder weniger eng gezogenen Perioden fällig werden. Allein die laufenden Wechsel, die je innerhalb dreier Monate fällig sind, übersteigen weitaus den Goldvorrath der Welt, erreichen eine mehr als doppelt so hohe Summe. Die, sagen wir optimistisch, im Durchschnitt in fünf Jahren fälligen Hypotheken erreichen eine etwa zwanzigmal so hohe Summe wie die des Goldvorrathes. Von allen anderen Schulden absehend, könnte allein für diese zwei Kategorien innerhalb dreier Monate mindestens dreimal so viel Gold verlangt werden, wie es überhaupt giebt, wobei ich die Zinsen ganz bei Seite lasse. Es giebt aber auch Zeiten, wo mit diesem Verlangen zeitweilig Ernst gemacht wird und in Folge Dessen Paniken entstehen, wie sie vor zwei Jahren in den Vereinigten Staaten ausbrachen. Im Allgemeinen aber haben die Beherrscher des Geldmarktes gar nicht das Bedürfniß und den Wunsch, das Gold in ihren Kassen sich anhäufen zu sehen. Das hieße ja, Zinsen verlieren, wie man sich ausdrückt, wenn man eine Gelegenheit versäumt, dem Mitmenschen einen Zinstribut zu erpressen. Was aber thun? Wie schon gezeigt wurde, wird der Anlagemarkt der sicheren Werthe verhältnißmäßig immer enger. Wenn auch jedem Duodezstaat, der nicht die geringsten Garantien für seine Solvenz bietet, das Geld förmlich aufgenöthigt wird, wenn man auch heute Schuldner und Solche, die es werden wollen, mit Diogeneslaternen sucht, wie früher Gläubiger, so daß beinahe

internationale Verwickelungen entstehen, wenn die Kapitalisten eines Staates dem des anderen einen Schuldkandidaten wegschnappen, und heiße er China; wenn auch neue Gründerperioden beginnen und die Bodenspekulation ihre Blüthen treibt, — die Massen des Zinskapitales sind zu groß geworden und besonders die Reichsten, die am Meisten nach Neuanlagen suchen, sind sehr wählerisch. Sie sind es nicht, die an Serben, Griechen und Argentiniern verlieren. Sie stürzen sich nicht auf sechsprozentige Mexikaner und vierprozentige Russen, oder höchstens, um sie nach und nach mit Profit in die Kassen der Kleineren überzuleiten. Aber auch der Grund und Boden, ihr nie fehlendes letztes Anlagereservoir, zeigt augenblicklich kein zu verführerisches Gesicht. Die ländliche Grundrente erlebt jetzt eine Niedergangsperiode; denn sie kann sich den Krisenwirkungen nicht entziehen und trotz dem gefallenen Zinsfuße, zu dem sie sich zum Bodenpreis kapitalisirt, muß der Bodenpreis fallen, wenn die mindernde Wirkung der Rente die erhöhende der reduzirten Zinsrate mehr als ausgleicht, und bei niedergehender Tendenz kauft man nicht gern. Man ist also gezwungen, das Geld aufzuheben; denn von einem Ausleihen an die Industrie kann keine Rede sein, oder doch nur da, wo die beste Sicherheit geboten wird. Die Wirkung der Krise sorgt aber dafür, das diese Sicherheit nur in den höchsten Spitzen zu finden ist. In der selben Stadt, wo der Krösus froh ist, $1/4$ bis $3/4$ Prozent für die zeitweilige Herleihung seines Schatzes zu erhalten — gegen gute Sicherheit, vielleicht gegen Depot von Staatspapieren, oder mit Diskontiren bester Wechsel —, in der selben Stadt giebt der Kaufmann fünf Prozent Skonto gegen Baarzahlung, statt drei Monate auf sein Geld zu warten, was zwanzig Prozent Zins bedeutet.

Pluto hat völlig Recht, wenn er sagt, daß Geld nur für Die billig ist, die bereits welches haben, und Herr Hecht zeichnet ein ganz zutreffendes Bild mit seiner Goldvertheilung in die Kassen des Volkes. Auch läßt sich nichts gegen den Satz einwenden: „Aber man sieht, weil ein Theil dieser Produktion schon eine Ueberschreitung des Bedürfnisses darstellt, welche Mühe es kostet, den Ueberschuß aus den großen Notenbanken, wo er sich zunächst anhäuft, in die Adern des Weltverkehres zu pumpen.“ Auch wenn die Reichen die genannten Darleihen „on call“ machen, cirkulirt das Gold nicht, sondern wird nur zeitweilig anderen Reichen, die in temporärer Verlegenheit sind, zur Verfügung gestellt. Es bleibt in den Banken liegen. Und wenn die Goldproduktion noch mehr steigt, wenn dem Goldgeld noch das Silbergeld gesellt werden sollte, so wird nichts geschehen, als daß die Reichsten in ihren Kassen und in denen der Banken noch mehr Gold oder Silber anhäufen werden. Das Geld wird nur wenig mehr den Verkehr beleben, weil es eben Leuten zufällt, die schon heute ihr Ausgabemaximum erreicht haben und deren Abneigung gegen Anlagen in Industriewerthen durch die ihnen verdankte Krisenverschlimmerung gerade nicht vermindert wird. Der Zinsfuß der sicheren Werthe wird und muß natürlich unter solchen Verhältnissen rasch weiter sinken; aber da die Kapitalsumme, von der der Zins zu zahlen ist, noch rascher steigt — denn gerade ihr Steigen treibt ja den Zinsfuß hinab —, so ist der Trost, der aus diesem Fallen geschöpft wird, daß er schließlich einen Ausgleich bringen muß, bis jetzt ein illusorischer gewesen. Die kleinen Rentiers, die ihr Einkommen verbrauchen, leiden freilich unter dem Zinsfall; aber die Familien Rothschild mit ihrem heute über 6 Milliarden Mark betragenden Vermögen schlagen

immer größere Einkommentheile zum Kapital, je mehr der Zinsfuß heruntergeht. Als der Zins auf 5 Prozent stand, mag ihr Vermögen etwa 2 Milliarden betragen haben, ihr Verbrauch 10 Millionen, und 90 Millionen wurden jährlich kapitalisirt. Jetzt, wo der Zins 3 Prozent ist und sie vielleicht von den 180 Millionen Einkommen 20 Millionen verbrauchen, kapitalisiren sie 160 Millionen per Jahr. Sie verbrauchen das Doppelte; der Zins ist beinahe auf die Hälfte gefallen und doch legen sie beinahe zweimal so viel zurück, vertiefen sie beinahe um das Doppelte die Kluft zwischen Konsum und Produktivität, vergrößern sie also den Unterkonsum, die sogenannte Ueberproduktion und den Arbeitmangel mit allen seinen Folgen. Und Rothschild ist nur Einer von Vielen.

Der Irrthum der Herren Lexis und Hecht würde demnach bei Annerkennung meiner bis jetzt noch unerschütterten Krisentheorie der sein, daß die Gold- (resp. Silber-)vermehrung nicht, wie sie meinen, den Waarenpreis steigert, d. h. den Gold- (resp. Silber-)werth vermindert, sondern daß sie nur weiter den Zinsfuß drücken hilft, weil die Goldbesitzer immer ungeduldiger werden, je höher ihre Vorräthe wachsen, und weil die neuen Anlagen ihnen schwerer gemacht werden, als wenn es sich nur um die einfache Umwandlung verfallener Tributansprüche in neue Ansprüche handelt. Nur wenn der jährliche Goldzuwachs (oder der Silberzuwachs im Falle des Bimetallismus) so ungeheuere Dimensionen annehmen würde, daß schließlich die Zinsschulden damit gedeckt werden könnten und also die Krisenursache verstopft würde, nur dann könnten die Waarenpreise zu steigen, der Geldwerth zu sinken anfangen. Bis dahin aber werden die Waarenpreise weiter fallen; denn es wird immer schwerer, die Zinsschulden zu decken. Die naturgemäße Folge ist, daß die Waarenproduzenten immer eifriger nach billigeren Herstellungmethoden suchen und sich immer ungestümer unterbieten, so daß eine Katastrophe immer näher rückt. Doch es wird nicht so weit kommen. Man wird nicht abwarten, bis noch weitere ungezählte Milliardenwerthe unnützer gelber Steine aus afrikanischen, australischen und amerikanischen Erdlöchern in englische, französische, deutsche Bankgewölbe mit unendlichem Arbeitaufwand geschafft worden sind. Man wird längst vorher einsehen, daß es Mittel giebt, die Zinsgläubiger mit einem Gelde zu befriedigen, das in beliebiger Menge im Inland beschafft werden kann, ohne werthvolle Arbeit in Gruben zu vergeuden.

Die rasche Zunahme der Waarenbanken (Tauschbanken) in Amerika, ihr Umsichgreifen sogar in unserem Vaterlande, wo der Harzheimer bereits die Berliner Waarenbank gefolgt ist, bürgt mir dafür, daß der Grundsatz, auf dem diese Banken geschaffen worden sind, Geltung erlangen wird. Sie haben einen mächtigen Bundesgenossen, der ihrem Gelde früher oder später das Währungrecht verschaffen muß: die zunehmende Noth, die sich ständig verschärfende Krise. Daß diese sich in wachsender Geldnoth beim arbeitenden Volke äußert in einer Zeit, wo die Reichen sich immer verzweifelter umschauen, wie sie die sich schneller und schneller aufhäufenden Goldgeldschätze gegen gesicherte Zinsansprüche loswerden können, während geistreiche Männer sich abmühen, zu beweisen oder zu bestreiten, daß durch Hinzunahme des Silbers der Nothlage abgeholfen werde: Das muß bald die ganze Edelmetallwährung über den Haufen werfen und damit den mono- und den bimetallistischen Streit beenden.

Lugano. Michael Flürscheim.

Die Hand.*)

Man umringte den Untersuchungrichter, Herrn Bermutier, der seine Meinung über die geheimnißvolle Affaire von Saint-Cloud aussprach. Seit einem Monat narrte das unerklärliche Verbrechen ganz Paris. Es war aller Welt unbegreiflich. Bermutier stand, den Rücken an den Kamin gelehnt, er sprach, er zählte die Beweise auf, erörterte die verschiedenen Ansichten, zog jedoch keine Schlüsse. Ein paar Damen hatten sich erhoben, um sich ihm zu nähern, und standen nun wie festgewurzelt, die Augen auf das glatt rasirte Gesicht des Beamten geheftet, von dem die gewichtigen Worte ausgingen. Sie schauderten in heftigster Spannung, aufgeregt von neugieriger Furcht, von dem unersättlichen Verlangen nach dem Furchtbaren, das ihre Seelen so gern heimsucht, das sie quält wie wüthender Hunger.

Eine von ihnen, die noch bleicher war als die anderen, sagte in einem Augenblicke des Schweigens:

„Es ist furchtbar. Es grenzt ans Uebernatürliche. Man wird nie eine Erklärung finden."

Der Beamte wandte sich zu ihr:

„Ja wohl, gnädige Frau, es ist höchst wahrscheinlich, daß man nie eine Erklärung finden wird. Was aber das Wort ‚übernatürlich' anbelangt, das Sie eben gebrauchten, — das gehört nicht hierher. Wir stehen vor einem Verbrechen, das sehr geschickt geplant, sehr geschickt ausgeführt und so völlig in Dunkel gehüllt ist, daß wir es aus den undurchdringlichen Nebenumständen, die es umgeben, nicht herausschälen können. Aber ich habe früher einmal einen Fall zu untersuchen gehabt, in dem wirklich etwas Unerklärliches und Phantastisches mitzuspielen schien. Und damals mußte man thatsächlich die Sache fallen lassen, weil es keine Möglichkeit gab, sie aufzuhellen."

Mehrere Frauen riefen gleichzeitig und so rasch, daß ihre Stimmen zu einer einzigen zusammenklangen:

„O, erzählen Sie uns den Fall!"

Herr Bermutier lächelte ernst, wie ein Untersuchungrichter lächeln soll. Er fuhr fort:

„Glauben Sie ja nicht, ich hätte in diesem Erlebniß auch nur einen Augenblick etwas ‚Uebermenschliches' vermuthet. Ich glaube nur an natürliche Ursachen. Wenn wir, anstatt das Wort ‚übernatürlich' zu gebrauchen, um Etwas zu bezeichnen, das wir nicht verstehen, uns einfach des Wortes ‚unerklärlich' bedienten, so wäre Das viel besser. In dem Fall, den ich Ihnen erzählen werde, haben mich namentlich die begleitenden Umstände ergriffen. Uebrigens, hier ist der Thatbestand:

Ich war damals Untersuchungrichter in Ajaccio, einer reinlichen kleinen Stadt am Ufer einer wunderbaren Bucht, die auf allen Seiten hohe Berge

*) In der „Zukunft" vom sechsten Juli 1895 ist eine Jugenderzählung Maupassants, „Die Totenhand", veröffentlicht worden. Der Dichter hat dasselbe Motiv später, mit gereifter Technik, noch einmal verwerthet. Es wird die Leser interessiren, die beiden Erzählungen zu vergleichen.

umschließen. Was ich dort vor Allem zu verfolgen hatte, waren Vendetta-Fälle. Es giebt deren prachtvolle, höchst dramatische, wilde und heroische. Wir finden dort die schönsten Rachefälle, die man nur denken kann, Jahrhunderte alten Haß, der auf Augenblicke besänftigt, aber nie erloschen ist, verabscheuungwürdige Ränke, Morde, die zum Blutbad werden, und Thaten, die man fast glorreich nennen könnte. Seit zwei Jahren hörte ich von nichts Anderem sprechen als von der Blutrache, von diesem furchtbaren korsischen Vorurtheil, das jede Beleidigung an der Person Dessen, der sie verübte, oder an seinen Nachkommen und Verwandten zu rächen zwingt. Ich hatte Greise, Kinder, Geschwisterkinder erwürgen sehen und hatte den Kopf voll von diesen Geschichten.

Da erfuhr ich eines Tages, daß ein Engländer eben eine kleine Villa im innersten Winkel des Golfes für mehrere Jahre gemiethet hätte. Er hatte einen französischen Diener mitgebracht, den er in Marseille auf der Durchfahrt aufgenommen hatte. Bald beschäftigte sich alle Welt mit diesem sonderbaren Kauz, der allein in seiner Behausung wohnte und nur ausging, um zu jagen oder zu fischen. Er sprach mit keinem Menschen, kam nie in die Stadt und übte sich jeden Morgen eine bis zwei Stunden im Pistolen- und Büchsenschießen. Ein Sagenkreis bildete sich um ihn. Man behauptete, er sei eine hochgestellte Persönlichkeit, die ihr Vaterland aus politischen Gründen meide; später behauptete man, er verberge sich, weil er ein schauderhaftes Verbrechen begangen habe. Man wußte sogar besonders scheußliche Umstände anzugeben. Ich wollte in meiner Eigenschaft als Untersuchungrichter Erkundigungen über ihn einziehen, aber es war mir unmöglich, Etwas zu erfahren. Er ließ sich Sir John Rowell nennen. So begnügte ich mich denn damit, ihn nahe zu überwachen, doch wurde mir nichts Verdächtiges über ihn gemeldet. Indessen, da die Gerüchte über ihn anhielten, wuchsen und allgemein wurden, beschloß ich, mir diesen Fremden selbst anzusehen, und ich begann, regelmäßig in der Umgebung seiner Besitzung zu jagen.

Lange wartete ich auf eine Gelegenheit. Sie erschien endlich in Gestalt eines Rebhuhnes, das ich vor der Nase des Engländers aufs Korn nahm und erlegte. Mein Hund apportirte es, ich aber nahm das Wildpret sogleich und ging, mich wegen meines unziemlichen Benehmens zu entschuldigen und Sir John Rowell zu bitten, den erlegten Vogel anzunehmen.

Ein hochgewachsener Mann mit rothen Haaren, rothem Barte, sehr groß, sehr breit, Etwas wie ein stiller und höflicher Herkules. Er hatte nichts von der sogenannten britischen Steifheit an sich und dankte mir lebhaft für meine Aufmerksamkeit, — in einem Französisch, das den Accent von jenseits des Kanals verrieth. Nach einem Monat hatten wir fünf- oder sechsmal mitsammen geplaudert.

Eines Abends, da ich an seiner Thür vorbeikam, sah ich ihn rittlings auf einem Sessel im Garten seine Pfeife rauchen. Ich grüßte ihn und er forderte mich auf, einzutreten, um ein Glas Bier zu trinken. Ich ließ es mir nicht zweimal sagen. Er empfing mich mit der ganzen peinlichen englischen Artigkeit, sprach voll Lobes über Frankreich, über Korsika und erklärte, er ‚liebe sehr dieser Land und dieser Ufer'. Darauf stellte ich ihm mit großer Vorsicht und unter der Form eines lebhaften Interesses einige Fragen über sein Leben und über seine Pläne. Er antwortete unbefangen, erzählte mir, daß er viel gereist sei, in Afrika, in Indien, in Amerika. Und er fügte lachend hinzu: ‚Ich hatte

viel Abenteuers gehabt, oh! yes.' Hierauf begann ich wieder vom Jagen zu sprechen und er theilte mir die merkwürdigsten Einzelnheiten über die Jagd auf Nilpferde, auf Tiger, auf Elephanten, und selbst über die Jagd auf den Gorilla mit. Ich sagte: ‚Alle diese Thiere sind höchst gefährlich!'

Er lächelte: ‚Oh, no, der allerärgste ist geuesen der Mensch.' Und nun lachte er aus vollem Halse mit einem breiten herzlichen Lachen, wie ein schwerfälliger, zufriedener Engländer lacht. ‚Ich hatte gejagt viel auf den Menschen auch.' Dann sprach er von Waffen und schlug mir vor, bei ihm einzutreten, um mir Schußwaffen verschiedener Systeme anzusehen.

Sein Salon war mit schwarzer goldgestickter Seide ausgeschlagen. Große gelbe Blumen liefen über den dunkelen Stoff hin und leuchteten wie Feuer.

Er erklärte: ‚Das sein ein japanischer Stoff.'

Aber in der Mitte des breitesten Wandfeldes zog etwas Seltsames meinen Blick auf sich. Von einem Viereck aus rothem Sammet hob sich ein schwarzer Gegenstand ab. Ich näherte mich: es war eine Hand, die Hand eines Menschen. Nicht die weiße und reinliche Hand eines Skeletts, sondern eine schwarze, vertrocknete Hand mit gelben Nägeln, bloßliegenden Muskeln, mit trockenen Blutspuren, von einem Blute, das wie Unrath an dem glatt, wie durch einen Axthieb, gegen die Mitte des Vorderarmes abgeschlagenen Knochen klebte. Eine ungeheure eiserne Kette war um das Handgelenk dieses unsauberen Gliedes geschmiedet und befestigte es an die Mauer mit einem Ring, der stark genug schien, um einen Elephanten angekoppelt zu halten.

Ich fragte: ‚Was ist Das?'

Der Engländer erwiderte gelassen: ‚Das uar meiner bester Feind. Er kam von Amerika. Er ist geuorden abgeschlagen mit der Säbel und die Haut abgerissen mit einer scharfer Kieselstein und getrocknet in der Sonne durch acht Tagen. Aoh, sehr gut für mich, dieser.'

Ich berührte diesen menschlichen Ueberrest, der einem Koloß angehört haben mußte. Die übermäßig großen Finger hingen an ungeheuren Sehnen, an denen stellenweise noch Riemen von Haut geblieben waren. Die Hand war grauenvoll anzusehen, sie war furchtbar geschunden; man mußte unwillkürlich an eine Rache denken, wie Wilde sie nehmen.

Ich sagte: ‚Der Mann muß sehr stark gewesen sein.'

Der Engländer äußerte sanft: ‚Aoh, yes, aber ich sein geuesen stärker als er. Ich hatte angelegt der Kette, um ihn zu halten.'

Ich glaubte, er scherze, und sagte: ‚Jetzt ist die Kette wohl recht überflüssig. Die Hand wird nicht entfliehen.'

Sir John Rowell erwiderte ernst: ‚Sie uollte immer fortgehen. Diese Kette ist notuendig.'

Mit einem raschen Blick prüfte ich sein Gesicht und fragte mich: Ist der Mann wahnsinnig oder macht er schlechte Späße? Aber das Gesicht blieb undurchdringlich, wohlwollend und ruhig. Ich sprach von anderen Dingen und bewunderte die Gewehre. Ich bemerkte jedoch, daß drei geladene Revolver auf verschiedenen Möbeln lagen, als ob dieser Mensch in beständiger Furcht vor einem Ueberfall lebte.

Ich kam noch einige Male zu ihm. Dann ging ich nicht mehr hin. Man hatte sich an seine Gegenwart gewöhnt. Er war Allen gleichgiltig geworden. —

Ein ganzes Jahr verfloß. Da, eines Morgens, gegen Ende November, weckte mich mein Diener mit der Mittheilung, Sir John Rowell sei in der Nacht ermordet worden.

Eine halbe Stunde später drang ich mit dem Hauptkommissar und dem Gendarmeriekapitän in die Wohnung des Engländers ein. Der Diener, fassungslos und verzweifelt, weinte vor der Thür. Ich verdächtigte anfänglich diesen Mann, doch er war unschuldig.

Man hat den Schuldigen nie entdecken können.

Beim Eintritt in den Salon Sir Johns sah ich auf den ersten Blick den Leichnam in der Mitte des Gemaches auf dem Rücken ausgestreckt liegen. Die Weste war zerrissen, ein ausgerissener Aermel hing herunter; Alles verrieth, daß ein furchtbarer Kampf stattgefunden hatte. Der Engländer war erwürgt worden. Sein Gesicht war schwarz und aufgeschwollen und schien den gräßlichsten Schrecken auszudrücken; er hielt irgend Etwas zwischen den zusammengepreßten Zähnen, und der Hals, von fünf Löchern durchbohrt, die aussahen, als wenn sie von eisernen Spitzen herrührten, war mit Blut bedeckt.

Ein Arzt kam uns nach. Er prüfte lange die Fingerspuren im Fleisch, dann that er den sonderbaren Ausspruch: ‚Man möchte glauben, er sei von einem Skelett erwürgt worden.‘

Ein Schauder lief mir über den Rücken und ich warf einen Blick auf die Wand, — nach jener Stelle, wo ich damals die geschundene Hand gesehen hatte.

Sie war nicht mehr dort. Die Kette hing zerbrochen herab. Nun beugte ich mich über den Toten und fand in seinem krampfhaft geschlossenem Munde einen der Finger dieser verschwundenen Hand, abgeschnitten oder vielmehr durchsägt von den Zähnen des Toten gerade am zweiten Gliede.

Hierauf schritt man zur Feststellung des Thatbestandes. Man entdeckte nichts. Keine Thür, kein Fenster war gewaltsam geöffnet worden. Die beiden Wachhunde waren nicht einmal munter geworden.

Folgendes war, in wenigen Worten, die Aussage des Dieners:

Seit einem Monat schien sein Herr aufgeregt. Er hatte viele Briefe erhalten und sofort verbrannt. Oftmals habe er eine Hundepeitsche ergriffen und in einem Zorn, der dem Wahnsinn gleichsah, die vertrocknete, an die Wand geschmiedete Hand wüthend geschlagen, die, Niemand wußte wie, zur Stunde, da das Verbrechen verübt ward, weggenommen worden war. Er legte sich sehr spät ins Bett und schloß sich sorgfältig ein. Oft sprach er nachts laut, als ob er mit Jemandem stritte. In der letzten Nacht hatte er zufällig kein Geräusch gemacht und erst, als der Diener morgens die Fenster öffnen wollte, fand er Sir John ermordet. Er konnte auf keinen Menschen einen Verdacht werfen.

Ich theilte der Behörde und den Polizeibeamten mit, was ich über den Toten wußte, und man nahm auf der ganzen Insel die genauesten Nachforschungen vor. Man entdeckte nichts.

In einer Nacht, drei Monate nach dem Verbrechen, hatte ich einen gräßlichen Traum. Mir war, als sähe ich die Hand, die entsetzliche Hand, wie einen Skorpion oder eine Spinne an den Vorhängen und Wänden meines Zimmers entlang laufen; . . . dreimal erwachte ich, dreimal schlief ich wieder ein, — und

dreimal sah ich die scheußliche Hand rings um mein Zimmer jagen, wobei sie die Finger wie Pfoten bewegte.

Am anderen Tage brachte man sie mir; sie war auf dem Friedhof gefunden worden, auf Sir John Rowells Grab, den man dort eingescharrt hatte, weil man seine Familie nicht ausfindig machen konnte. Eine Inschrift auf dem Grabe fehlte.

Dies, meine Damen, ist meine Geschichte. Mehr weiß ich nicht."

Die bestürzten Frauen waren blaß und schauderten. Eine von ihnen rief: „Aber Das ist ja keine Lösung, keine Erklärung. Wir werden nicht schlafen können, wenn Sie uns nicht sagen, was sich Ihrer Ansicht nach zugetragen hat."

Der Beamte lächelte streng. „O, ich, meine Damen, werde Ihnen sicherlich Ihre schrecklichen Träume verderben. Ich denke ganz einfach, daß der rechtmäßige Besitzer der Hand nicht tot war und daß er kam, sie mit der Hand, die ihm geblieben war, zu holen. Aber ich habe wahrhaftig nicht erfahren können, wie er es angestellt hat. Es war eine Art Blutrache."

Eine der Frauen murmelte: „Nein, Das kann nicht so gewesen sein."

Und der Untersuchungrichter schloß, immer noch lächelnd: „Ich habe Ihnen ja gesagt, daß meine Erklärung Ihnen nicht passen würde."

Guy de Maupassant.



Kriegserinnerungen der Börse.

Neben den Schlachtenbildern aus den schweren Tagen des französischen Krieges könnte vielleicht ein kleines, aber nicht ganz unwichtiges Plätzchen den Börsenerinnerungen vom Juli 1870 eingeräumt werden. Wie immer im Ernstfalle, handelt es sich dabei nicht um Hausse und Baisse, sondern darum, Papiere zu Geld zu machen, und um unzählige Transaktionen ähnlicher Art. Dazu das kunstvoll verschlungene Gewebe der Wechselmärkte, die Baarbestände der Hauptbanken Europas: Alles wurde überdacht und berechnet um der einzigen Frage willen: woher möglichst viele flüssige Mittel bekommen?

Besonders seit der luxemburger Frage rechnete man doch ziemlich allgemein bereits längst mit der Möglichkeit einer blutigen Auseinandersetzung. Und dennoch kam der Krieg dem Geschäftsleben völlig überraschend. Man hat ja nachher gut reden und so könnte es jetzt auch leicht als unvorsichtig gerügt werden, daß unser Handel sich auf die Dinge, die doch kommen mußten, so wenig vorbereitet hatte. Allein die praktischen Erwerbsthätigkeiten vertragen solche Zwischenzustände nicht, sie müssen sich bewegen, ohne allzu ängstlich auszulugen. Wie wenige Geschäfte hätten Handel und Industrie machen können, wenn sie z. B. nach dem Frieden mit Frankreich die Befürchtungen der politischen Kreise angenommen hätten, die so manches Mal wieder den Krieg in Sicht stellten? Was aber 1870 die Ueberraschung zu einer so furchtbaren machte, war der nichtige Vorwand

der Franzosen zu diesen Streite. Man glaubte ganz bestimmt, Napoleon müsse einen vorzüglichen Offensivplan in der Tasche haben, und der exponirte Süden fürchtete schon, der Feind könne vielleicht in acht Tagen bei uns im Lande sein.

Als an einem Sonnabend früh der Ausbruch des Krieges bekannt wurde und Jeder zunächst an sich dachte, war Das keineswegs so durchaus unpatriotisch. Wenn man die eigenen Umstände überschlägt, berechnet man auch die Pflichten, die gegen Andere zu erfüllen sind. Wohin wäre denn Deutschland und sein Kredit gekommen, wenn Kaufleute und Handwerker (welcher Gewerbetreibende stand damals noch außerhalb des Wechselverkehres?) sich der allgemeinen Aufwallung hingegeben hätten, anstatt zunächst möglichst kühl zu disponiren? Jede solide Firma sorgte vor Allem für die spätere Deckung ihrer Accepte und wartete nicht etwa, bis der ganz gute Trassant bei Verfall seines Wechsels Rimessen senden werde. Die Strenge des Wechselrechtes bindet den Kaufmann in schweren Augenblicken an den schärfsten Pessimismus. Nun kamen aber auch die bedeutenden Bankhäuser, deren Acceptgeschäft damals das der Aktieninstitute weit überragte, und sahen sich die laufenden Kredite ihrer Kunden an. Das waren die selben Großkaufleute, die nach auswärts Acceptkredit geben mußten und sich bei ihrem Bankier dann in drei Monatstratten erholten. Diese Bankiers nun nahmen in größter Heimlichkeit einmal an, daß ihre Wechsel nicht gedeckt würden, und disponirten sofort auf die Einlösung aus eigenen Mitteln. Auf solche Weise wurde für jedes Accept von den verschiedensten Seiten gesorgt und die Sicherheitgelder wurden dreifache, wo sie in normalen Zeiten einfache waren. Aber auch da, wo man nur als Indossent auf Wechseln stand, die man zu Rimessen gekauft und dann weiterbegeben hatte, hielt man es jetzt für nöthig, den Acceptanten näher anzusehen: vielleicht wurde der Mann zweifelhaft und der Wechsel kam zurück. Ganz selbstverständlich war ferner, daß sich zahllose Firmen auf Krediteinschränkungen oder gar Kündigungen gefaßt machten. Endlich bereitete man sich auch auf geschäftslose Zeiten von längerer Dauer vor. Zu Alledem gehörten flüssige Mittel. Wie verschaffte man sich aber baares Geld? Die Größeren und Großen, indem sie alle möglichen Papiere, Valuten, Guthaben u. s. w. rasch verkauften. Das gab natürlich einen furchtbaren Ansturm, bei dem es auf 10 und 15 Prozent mehr oder weniger nicht ankommen konnte. Vermehrt wurde dieses Gedränge noch durch die vielen umgefallenen Prolongationen, denn da so große Nachschüsse nur selten geleistet werden konnten, so kam es an den Börsen zu fortwährenden Zwangsverkäufen. Eine Art Ausgleich fand lediglich durch die zufällig vorhandene Kontremine statt, die zu den gesunkenen Kursen zurückkaufte. Das Publikum dagegen machte sich dadurch Geld, daß es seine Baarschaften zurückhielt und somit im Nu einen ziemlichen Mangel an Cirkulationmitteln veranlaßte. Es kam zu verzweifelten Szenen, denn die Provinzstädte mußten sich auf die Geldcentren verlassen und diese hatten genug mit sich selbst zu thun. Schon an diesem ersten Sonnabend standen große Arbeitgeber, die sehr gute Staatspapiere in ihrem Besitze hatten, vor der ihnen ganz neuen Schwierigkeit, keine Vorschüsse auf Depot erlangen zu können. Seit dieser Stunde saßen viele Fabrikherren im Eisenbahncoupé, neben sich die Handtasche mit Effekten, die sie um jeden Preis versilbern mußten.

Natürlich hatte der Mangel an Cirkulationmitteln die Aufregung und

Verlegenheit noch verschärft. Die Handelskammern hielten endlose Sitzungen ab und in einzelnen Gremien trat die Unfähigkeit der Mitglieder so hervor, daß ferner Stehende erst hinzukommen mußten, um dem Präsidenten einige Sanirungmaßregeln förmlich in die Feder zu diktiren. Dabei ging das allgemeine Verlangen nicht nur nach Geld, sondern auch nach Gold, — eine bemerkenswerthe Thatsache aus einer Zeit, wo Deutschland weder seine Siege noch eine französische Milliardenzahlung noch seine Goldwährung ahnen konnte. Beide Edelmetalle standen noch in dem alten und, wie es schien, unerschütterlichen Verhältniß, aber man wollte Gold. Hier trat einmal der eingeborene Vorzug des gelben Metalles hervor, der sonst durch unser Bank- und Clearingsystem verdeckt zu werden pflegt: nämlich die leichtere Transportfähigkeit des Goldes. Wie hoch diese Strömung stieg, läßt sich am Besten an den Zuständen in Frankfurt ermessen. Dieser Platz war in den ersten Tagen am Aengstlichsten überrannt: eine Unzahl deutscher und internationaler Geschäftsverpflichtungen, neue und immer wachsende Anforderungen von außen, strenge Zurückhaltung der nun auf weite Zeiträume disponirenden Bankhäuser, natürliche Besorgniß, binnen Kurzem vielleicht den Feind bei sich zu sehen! In der Mainstadt war ohne sofortige frische Cirkulationmittel nichts anzufangen und diese waren bei dem Mißtrauen des Publikums nur in Anweisungen auf Gold möglich. Da aber das Gold noch fehlte, so gestattete die frankfurter Bank, ihr die damals noch außerordentlich verbreiteten United States Bonds zu bringen. Die Bonds wurden beliehen und daraufhin, unter Garantie der Firmen, Goldscheine ausgegeben. Die Union war eben ein reicher Staat, der außerhalb der europäischen Verwickelungen lag und dessen pünktliche Couponszahlung in Gold man als gänzlich sicher ansah, trotzdem diese Bonds eine buchstäbliche Verpflichtung dazu gar nicht enthielten. Man hätte damals alle erdenklichen Theorien aufstellen können, das öffentliche Vertrauen wäre ohne Gold oder das Versprechen auf Gold nicht herzustellen gewesen. Bald darauf ließ man sich dann mit Hilfe von londoner Guthaben Sovereigns aus der englischen Bank kommen, auf die dann die frankfurter Bank weitere Goldscheine ausstellte. Beiläufig gesagt: ein für die Schweiz glücklicher Zufall. Denn da die dortige Zettelbanken wegen der Absperrung von Frankreich Mangel an Gold hatten, konnten sie ihrer Verlegenheit wenigstens ein Ende machen, sobald Süddeutschland — was ja rasch eintrat — jener Sovereigns nicht mehr bedurfte.

In diese ersten Tage der Noth fiel bereits die Ankündigung der Kriegsanleihe, und da fünfprozentige Norddeutsche Schatzbonds, die nur noch kurz zu laufen hatten, mit circa 80 Prozent zu haben waren, so ließ sich das Kursniveau der neuen Anleihe einigermaßen übersehen. Die Emission verlief nicht besonders gut und erst nachträglich hat man den Irrthum begangen, Dies der Börse zu Lasten zu halten. Jede Subskription aber ist doch für das Publikum berechnet und nur da, wo dieses nicht direkt herantritt, kann das Bankwesen gleichsam die Summe vorlegen, die es hierzu auf Umwegen wieder von dem selben Publikum bezieht. Aber an sich ist die Börse doch nur ein Bassin, das ohne die üblichen allseitigen Wasserzuläufe im Augenblick trocken bleibt. Die Vermögen der Durchschnittsbörsianer, falls solche überhaupt in Betracht kommen, waren in jenen Julitagen aufs Aeußerste angespannt. Die Banken, deren Umfang und Größe ja nicht die von heute war, mußten ihrer Anlagethätigkeit sehr enge Grenzen ziehen.

Unsere ersten Institute hatten auch sogleich ihr Opfer bei Strousberg bringen müssen, da dieser Finanzseiltänzer die erste Kriegsaufregung benutzte, um sein Seil als nur aus diesem Grunde zu hoch gespannt zu schildern. Keiner glaubte ihm, aber es standen zu weit reichende Interessen, auch bezüglich zahlreicher Arbeiterpersonale, auf dem Spiele, um nicht mit Millionen sofort einzuspringen. Auch in Berlin war Gold sofort im Steigen. In den Tagen des vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Juli fielen dort: Rheinische Bahn von 115 auf 97; Hessische Ludwigsbahn von 129 auf 107; Diskonto-Kommandit von 136 auf 110; Italiener von 55 auf 49; Lombarden von 105 auf 92; 5 prozentige preußische Anleihe von 102 auf 96 u. s. w. Ein Fallen ins Bodenlose wurde in Berlin so sehr gefürchtet, daß man dort allgemein auf das Zusammentreten einer Kommission drang, die das Beleihen und sogar die Prolongation von Effekten veranlassen sollte. Diese aus ersten Firmen bestehende Kommission würde dann Checks ausstellen, die später gegen Darlehnsscheine mit ihrer Garantie umzutauschen wären. Vorläufig müßten aber die Checks selbst von den Banken und dem Kassenverein diskontirt werden. Also ein vollständiges Mißtrauen gegen das Gros der berliner Börsenbesucher, deren Adressen man eben inmitten der Kriegsschwüle nicht mehr nehmen wollte.

Als die Kriegsanleihe kam, waren es höchstens die Polizeipräsidenten, die in den Provinzstädten zu den reicheren Leuten sandten und sagen ließen, die Regirung würde es gern sehen, wenn die Herren größere Summen zeichneten. Das wäre vielleicht auch ohne diese Anregung geschehen, allein oft zeichnete man in Berlin oder Breslau und ließ sogleich wieder in Frankfurt verkaufen. Das war wirklich mehr Disposition als Vaterlandslosigkeit, denn, so seltsam es sich zunächst anhört: die Bankiers hatten damals kein Geld. Bei dieser Anleihe handelte es sich doch um rasch zu beschaffende Baarmittel. Der Krieg hatte aber Alle überrascht und es gab wohl damals kaum einen bedeutenderen Bankier, der nicht in den ersten vierundzwanzig Stunden genöthigt gewesen wäre, seinen Freunden oder Verwandten mit großen Summen zu Hilfe zu kommen. Auch mußten die Bankiers sogleich den in den wichtigsten Städten entstehenden Diskontirungskassen mit starken Betheiligungen beitreten. Baares Geld in größeren Mengen hätten sie sich nur durch Massenverkäufe ihrer Papiere verschaffen können und Das würde ihnen einen nicht zu übersehenden Kursverlust und der Börse einen erneuten Druck gebracht haben. Es wäre nicht schwer, ziffernmäßig nachzuweisen, daß zur Zeit unserer Kriegsanleihe die Banken und Bankiers keine großen Baarmittel — und darauf kam es doch an — flüssig hatten, den einzigen Rothschild vielleicht ausgenommen, der sich aber seiner ganzen Anlage nach nicht allzu freigebig benommen hat. Das geschlossene Nationalgefühl fehlte eben noch außerhalb Preußens. Unsinnig aber ist die Behauptung, Rothschild habe damals mit den Franzosen über eine Anleihe verhandelt. Die Franzosen haben im Juli 1870 gar keine Anleihe aufgenommen. Die dortige, seit 1862 bereits dreiprozentige Rente stand damals sehr hoch, circa 72, und der Staat bezog zunächst von der Bank von Frankreich so viel Noten und Münze, wie er brauchte. Nach den ersten unglücklichen Schlachten stellte dann die Bank von Frankreich bekanntlich ihre Baarzahlungen ein. Erst unter Gambetta wurde im Oktober 1870 das Morgananlehen in London aufgenommen: 250 Millionen Francs,

6prozentig, die zu ca. 80 Prozent herauskamen. Der Unterhändler, Advokat Laurier, hatte dabei eine hübsche Provision verdient, sein früherer Untergebener Gambetta keinen Heller. Die zweite Kriegsanleihe vom zwanzigsten Juni 1871 betrug 2 Milliarden, die dritte vom fünfzehnten Juli 1872 noch 3 Milliarden. Beide waren 5prozentig. Die Möglichkeit eines Vergleiches mit Dem, was die Franzosen bei einer Kriegsanleihe gethan hätten, fehlt also, wenn man auch bei ihrem größeren Reichthum — Deutschland stand damals im Verhältniß noch weiter zurück — eine hübsche Betheiligung erwarten konnte. Als das Unglück da war, stand die französische Nation freilich mit ihren Ersparnissen in Opferbereitschaft, aber man darf mit Bestimmtheit annehmen, daß uns ein Unglück auf der selben Höhe der Thatkraft und Leistungfähigkeit gefunden hätte.

Pluto.

Erklärung.

Herr Eugen d'Albert hat in der „Zukunft" vom zehnten August 1895 gesagt: „Das enfant gâté dieses kunstsinnigen Trios war und ist Herr Bernhard Stavenhagen, der, als er in Amerika von meiner Ernennung zum Hofkapellmeister telegraphisch unterrichtet wurde, sofort bei einer hohen Persönlichkeit mit der Bewerbung um die selbe Stellung einkam." Herr d'Albert befindet sich im Irrthum.

Ganz abgesehen davon, daß ich vor drei Jahren schon den damaligen Generalintendanten, Herrn von Bronsart, von meinem Wunsche in Kenntniß setzte, dermaleinst in Weimar die Stellung des Herrn Dr. Lassen einzunehmen, habe ich unmittelbar, nachdem mir Lassen von seinem bevorstehenden Rücktritt Mittheilung gemacht hatte, am sechsundzwanzigsten März 1895 von New-York aus ein Telegramm folgenden Inhaltes an Herrn Dr. Lassen gerichtet: „Bewerbe mich definitiv Weimar Kapellmeisterposten." Erst am dreißigsten März, also vier Tage nachher, erhielt ich von privater Seite, noch zwei Tage später auf meine Anfrage dann auch von Seiten der Generalintendanz telegraphisch die Nachricht, daß Herr d'Albert mir zuvorgekommen und als Weimarischer Hofkapellmeister verpflichtet sei. Die Feststellung dieser Daten erscheint mir um so wichtiger, als man mir den Vorwurf zu machen sucht, ich hätte mich erst, nachdem ich von Herrn d'Alberts Anstellung erfahren hatte, um den gleichen Posten beworben.

Jetzt mußte ich gute Miene zum bösen Spiel machen und habe mich im Laufe der Verhandlungen (der andere Kapellmeisterposten war ebenfalls plötzlich erledigt worden) einverstanden erklärt mit einer dem Rangverhältniß nach zweiten, künstlerisch aber gleichberechtigten Stellung.

Daß Herr d'Albert auf diese meine Forderung einzugehen sich durchaus nicht entschließen konnte, ist mir und manchem Anderen ein Beweis dafür gewesen, daß es ihm mehr auf Befriedigung seiner persönlichen Eitelkeit als auf ein wahrhaft gedeihliches Wirken an der von ihm jetzt so sehr geschmähten, für mich aber immer noch kunstgeweihten Stätte in Weimar zu thun war.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß ich nicht gesonnen bin, Herrn d'Albert auf das Gebiet der Verdächtigungen zu folgen, sondern in dem Gefühl, daß Niemand, der mich kennt, mir eine unanständige Handlungweise zutrauen wird, sehe ich für meine Person die Angelegenheit als abgethan an.

Bernhard Stavenhagen.

Vom Schloß ins Zuchthaus.

Herr Ludwig Schröder aus Dortmund, der vor fünf Jahren die Deputation der strikenden Bergarbeiter ins Kaiserschloß führte, ist mit noch fünf Genossen jetzt von den Geschworenen in Essen des wissentlichen Meineides schuldig befunden und von den Richtern zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Die Richter waren in ihrer Entschließung nicht frei; sie mußten, nach dem Wahrspruch der Geschworenen, auf Zuchthausstrafe erkennen: und die Geschworenen hatten sicher nach bestem Wissen und Gewissen den Eindruck gewonnen, daß Schröder und Genossen im Sinne der Anklage schuldig geworden waren. Wenn trotzdem der Ausgang des Prozesses ein ganz ungewöhnliches Aufsehen erregt hat, das diesmal durch sensationelle Zwischenfälle nicht erst gesteigert zu werden brauchte, so müssen wohl prinzipielle Fragen die Geister beschäftigt haben. Die Laiengerichte sind eine liberale Errungenschaft. Eine Anschauung, die nur in formaler Politik lebte, hielt es für einen unermeßlichen Fortschritt, daß künftig anstatt der verhaßten abhängigen Beamten freie Bürger die Angeklagten zu richten hätten. Der Richter ist unabsetzbar, gewiß, — aber er braucht, wenn er „sich mißliebig macht", wie der schöne Ausdruck ja wohl lautet, nicht befördert zu werden, er kann auf seinem Posten versauern und wir haben bis in die allerneueste Zeit hinein erlebt, daß man ihn mit einiger Geschicklichkeit sogar aus dem Amt ekeln kann. Dieser nur scheinbar unabhängige Richter, der thatsächlich nur dann unabhängig ist, wenn er Aerger und Zurücksetzung ruhig hinnehmen mag, sollte nun in wichtigen Strafsachen von dem unbeamteten und völlig freien Bürger abgelöst werden und der in allen Lebensaltern der Bourgeoisie gepriesene gesunde Menschenverstand sollte herrschen, wo sonst die scharfsichtig distinguirende Gelehrsamkeit gethront hatte. Das schien eine wundervolle Aussicht und das Bemühen erlahmte nicht, einen immer weiteren Kreis von Delikten der Gerichtsbarkeit der Geschworenen unterzuordnen. Dabei merkte die Kurzsichtigkeit wieder einmal nicht, wie die politischen Gegensätze stumpfer und schwächer wurden und wie zugleich die sozialen Interessen immer härter gegen einander stießen. Der Streit um Verfassungfragen und politische Meinungen tobt heute höchstens noch an der Oberfläche, unter der die allein entscheidenden wirthschaftlichen Gegensätze sich verbergen. Das Klassenbewußtsein ist allgemach in allen Theilen der Gesellschaft stärker geworden und wirkt insgeheim auf fast alle der Klasse Angehörigen. Früher konnte der unentwegt liberale Kreisrichter geneigt sein, den hochkonservativen Angeklagten rauh anzufassen; heute liegt die Gefahr der Befangenheit besonders nahe, wenn die herrschende über die um die Herrschaft kämpfende Klasse zu Gericht sitzt, wenn von den beiden Parteien, die in einen weltgeschichtlichen Rechtsstreit verwickelt sind, in einem geringfügigeren Handel die eine der anderen das Urtheil zu fällen hat. Lautet dieses Urtheil anders, als man nach dem Gang der Verhandlungen erwarten durfte, dann ist gleich der Verdacht wach, es sei ein Akt willkürlicher Klassenjustiz vollzogen worden. Diesen Verdacht wird man nach dem Ausgang des Prozesses gegen Schröder und Genossen dem Proletariat nicht mehr rauben können. Es handelte sich bei der ganzen Aktion zunächst um einen winzigen Vorgang. Schröder war von dem Einberufer einer Versammlung aus dem Saal gewiesen worden. Der Gendarm Münter hatte die

Weisung wiederholt, vielleicht kräftiger, als es unbedingt nöthig war, und er war Schröder so nahe auf den Leib gerückt, daß die Körper der beiden Männer sich berührten. Schröder war gefallen und hatte als Zeuge später beschworen, der Gendarm habe ihn durch Stöße zweimal zu Falle gebracht; den selben Eid hatten fünf Genossen geleistet, die im Versammlungsaal zugegen gewesen waren. Wer die Macht der Suggestion und der Autosuggestion kennt, kann sich vorstellen, daß diese Eide optima fide geschworen waren, selbst wenn die Behauptung des Gendarmen, er habe Schröder mit der Hand nicht berührt, richtig ist. Die aufgeregten Genossen waren von dem Versammlunglokal in eine andere Kneipe gezogen, sie hatten den Vorgang eifrig beschwatzt und sie konnten um so leichter zu der Ueberzeugung gelangen, der Gendarm habe ihren Führer gestoßen, als sie nach ihrer Parteianschauung ja geneigt sind, einem Polizeibeamten von vorn herein jede Gewaltthätigkeit zuzutrauen. In der Hauptverhandlung standen die Zeugenaussagen schroff gegen einander: eine geschlossene Schaar behauptete und beschwor, Schröder sei nicht gestoßen worden, eine eben so große und eben so fest gefügte Schaar behauptete und beschwor, sie habe den Stoß gesehen. Da der Gendarm persönlich nicht den besten Eindruck machte und sich zu leichtfertigen Behauptungen hinreißen ließ, da von den beiden Zeugengruppen keine in ihren Aussagen entkräftet wurde und da ferner die fünf Vertheidiger in einer besonders feierlichen Kollektiverklärung die feste Ueberzeugung von der Unschuld ihrer Klienten aussprachen, so erwartete man ziemlich allgemein die Freisprechung der Angeklagten. Die Geschworenen sprachen sie schuldig; sie folgten dabei ihrem Gewissen, aber sie standen vielleicht auch im Bann ihrer Klassenanschauung, die ihnen Sozialdemokraten weniger glaubwürdig erscheinen ließ als andere Bürger. Die Möglichkeit, daß solche Gefühle maßgebend waren, läßt sich schwer abweisen, wenn man bedenkt, wie völlig unaufgeklärt der Thatbestand bleiben mußte, und sie wird durch die Beobachtung des hastigen Eifers verstärkt, womit man in der großbürgerlichen Presse jetzt vielfach das Urtheil auszunützen versucht. Die Frage, ob Männer, die in ihren Klasseninteressen wurzeln und denen psychologische und kriminalistische Erfahrung fehlt, zur Urtheilsfindung in schwierigen Rechtsfällen geeignet sind, wird vermieden und die Thatsache, daß ein bekannter sozialdemokratischer Agitator, der Führer der sogenannten Kaiserdeputation, ins Zuchthaus geschickt werden soll, wird wie ein glorreicher Sieg ausposaunt. Die allernächste Zeit aber wird lehren, daß von diesem vermeintlichen Sieg nur die Sozialdemokratie Vortheile hat; ihr Anhang ist so groß, daß sie gern ein paar Mannen entbehrt, die natürlich als Märtyrer verherrlicht werden, und sie wird den ermattenden Eifer der Genossen mit dem Triumphgeschrei spornen, daß sie im Kaiserschloß und im Zuchthaus von ihren umnebelten Idealen nicht das Allergeringste geopfert hat. Das ist die kriminalpolitische Wirkung des Prozesses. Ein Fanatiker, der sich eines Verbrechens bisher nicht schuldig gemacht hat und der Vater von zehn Kindern ist, wird ins Zuchthaus gesperrt und der bürgerlichen Ehrenrechte beraubt. Und in einer Partei, die man vor fünf Jahren bequem versöhnen zu können hoffte, wird der Glaube geweckt, sie müsse nun unter der Willkür der Klassenvorurtheile leiden. Der Genosse war nicht dumm, der einmal sagte, die Sozialdemokratie könne, ohne sich selbst anzustrengen, von den Fehlern ihrer Gegner froh und behaglich leben.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 31. August 1893.

Die Moral von Sedan.

Im Morgengrau des ersten Septembertages rückte 1870 der linke Flügel der dritten deutschen Armee bei Donchery, zwischen Mézières und Sedan, über die Maas. Dichter Nebel umhüllte die Erde, Glühwürmchen gleich tauchten aus der Dämmerferne die verlassenen Biwakfeuer auf und durch das graue Dunstgespinnst, das auch die aufsteigende Sonne nur mit mattem Licht erhellte, zogen in endlosen Reihen die Truppen nordwärts, in ruhigem Massenschritt und doch in gespannter Erwartung, weil Jeder fühlte, daß in der verschleierten Landschaft ein entscheidender Tag anbrach. Mac Mahon, Das wußte man im deutschen Hauptquartier, hatte sich dem Drängen der öffentlichen Meinung von Paris gefügt und den tollkühnen Versuch gewagt, mit einer hastig zusammengerafften Schaar bis zu Bazaine durchzudringen; er hatte bei Mouzon die Maas überschritten, war auf der Höhe von Stonne neben dem Kaiser der Franzosen gesehen worden und fand sich in engem Gelände nun von einer doppelten Uebermacht fast völlig umzingelt. Der Plan zu dem großen Kesseltreiben war mit aller Kunst behutsamer Vorsicht entworfen, das Wild war zum Stehen gebracht und um fünf Uhr früh begannen die Sachsen, die Preußengarde und die Bayern die Jagd. Von dem Vorsprung eines Waldhügels sah König Wilhelm auf ein friedliches Bild herab: ganz hinten die Höhenzüge der Ardennen, weiter vorn die anmuthigen Krümmungen der Maas, der spitze Thurm und die Schieferdächer von Donchery, dazwischen Gehölz und Wiesenflächen, rechts die alte Festung Sedan. In diese Friedsamkeit, die dem Blick

Gustavs Freytag wie eine fröhliche Malerarbeit erschien, tobten nun alle Schrecken der Schlacht hinein: die Batterien krachten, Granaten schwirrten durch die Luft, aus dem unregelmäßigen Feuer der Infanterie hörte ein scharfes Ohr deutlich das fünfundzwanzigmalige Knattern des Mitrailleusenschusses heraus, die weißen Dampfballen zerriß der lodernde Feuerschein brennender Gebäude und in jeder Pause zwischen dem Dröhnen und Pauken des Kanonendonners vernahm man schrilles Geschrei, irres Rufen und das dumpfe Rollen der Geschützfahrzeuge. Noch vor der Mittagsstunde kam die Meldung, das Dorf Bazeilles sei nach furchtbarem Gefecht von den Bayern genommen worden; bald nach Mittag, als endlich die heiße Sonne den Nebel niedergezwungen hatte, war durch den festen Zusammenschluß der beiden deutschen Flügel auch der letzte Ausweg nach Norden den Franzosen abgeschnitten; um drei Uhr, nach dem wilden Todesritt der französischen Kavallerie, begann in verzweifelter Flucht der Rückzug auf die Festung Sedan, die von fünf an 450 deutsche Kanonen beschossen; gegen sechs wehte von der Zinne die weiße Fahne und abermals eine Stunde später ritt Napoleons Parlamentär über das Leichenfeld. Dem unglücklichen Kaiser hatte der Morgen schon schlimm getagt: der Vicomte d'Harcourt, Mac Mahons Ordonanzoffizier, hatte ihm die Verwundung des Marschalls gemeldet; der Kaiser saß auf seinem Bett, knöpfte eben die Hosenträger an und ließ sich während der Toilette Bericht erstatten; d'Harcourt fand ihn sehr bleich — die Schminke, mit der Zola ihn geröthet hat, ist Romanzuthat — und sah, wie zwei dicke Thränen ihm über die schlaffen Backen rollten, als er die gehäuften Unheilsbotschaften empfing. Er war dann aufs Pferd gestiegen, hatte vergebens inmitten des rasch fortschreitenden Verderbens die spornenden Künste des großen Oheims versucht und endlich, da Alles verloren war, die gallisch tönende Phrase gefunden: N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté. Am nächsten Mittag stand im Schlößchen Bellevue der Erbe Bonapartes als ein Gefangener vor dem Sohn Luisens und der Kronprinz, der immer auf Aeußerlichkeiten hielt, sah mit freudigem Stolz, wie die hohe Gestalt des Königs den kleinen, gedrungenen und kränklich welkenden Körper des Kaisers überragte.

Auf dem Wege nach Donchery, als die Zornrufe des eigenen Volkes ihn wie klatschende Peitschenhiebe umsausten und die Flüche

der Verwundeten ihm mit Blutströmen ins fahle Antlitz gespieen wurden, mag Louis Napoleon, mit der Hellsichtigkeit des dem Untergange geweihten Tragoedienhelden, den Ursprung des Verhängnisses klar erkannt haben, dem er hilflos nun erlag. Für ihn gab es kein Elba, ihm würde selbst die flüchtige Herrlichkeit der hundert Tage sich nicht erneuen; ihn hatte ein Volk erwählt, das von seinem Namen Ruhm und Größe erwartete: er war für immer abgethan und unter Verwünschungen bestattet, als der Glanz dieses Namens wie Raketenblendwerk verprasselt war. Er war kein gewöhnlicher Mensch; aber so merkwürdig waren in ihm die Fähigkeiten und die Fehler gemischt, so völlig war der von lockendem Abenteurerduft umwitterten Persönlichkeit das sichere Gleichgewicht versagt, daß er an der Spitze eines unruhigen, leicht aufgeregten und größensüchtigen Volkes nur unheilvoll wirken konnte. Unser Schwabenvischer hat einmal gesagt, die Menschheit brauche Tyrannen, aber gerechte, und alles Elend rühre daher, daß gerechte Tyrannen nicht zu finden seien und die Menge deshalb in Revolutionen immer wieder versuche, selbst den Tyrannen zu spielen. Der Sehnsucht nach einer gerechten Tyrannis dankte Louis Napoleon seine Erhöhung zum Präsidenten der zweiten französischen Republik und den Erfolg seines Staatsstreiches; Alexis de Tocqueville, der sein klügster Minister war und uns das feinste Bild seines Wesens gegeben hat, konnte mit Recht leise spottend von ihm sagen: Le besoin d'un chef et la puissance d'un souvenir l'avaient mis à la tête de la France. Noch ein anderer Umstand freilich half dem Ehrgeizigen in die Höhe; während die Menge in ihm den Bändiger erwartete, den Mann und den Erneuerer alten Ruhmes, hielten die näher Stehenden ihn für einen mittelmäßigen Kopf und einen gebrechlichen Willen, für eine pomphaft ausstaffirte Marionette, die geschickte Hände an dünnen Drähten leicht lenken würden. Das war der erste Irrthum. Der Mann mit den schlaffen Zügen und den ausdruckslosen Augen — Tocqueville vergleicht sie den Schiffsfenstern, die das Licht durchlassen, aber durch deren dickes Glas man nichts deutlich sieht — war immer unschlüssig und schwankend vor der Entscheidung, immer geneigt, Andere reden zu lassen und Alle zu hören, aber er that, ehe die Krankheit seinen Willen zermorschte, schließlich doch fast stets, was er selbst gewollt hatte. Er war ein mit allen parfumirten Wassern des metternichtigen Droguenladens gewaschener Diplomat alten Stils, aber er war noch mehr Verschwörer und Heuchler aus

lieb gewordener Gewohnheit als Diplomat; sein Ehrgeiz nahm mitunter fast die Farbe der Leidenschaft an, aber er bezwang nie die Gier nach gemeinen Lüsten; er fühlte sich eigentlich nur unter buntem Gesindel wohl, züchtete gern ein fauliges Hofgeschmeiß und hatte eine instinktive Scheu vor gründlich gebildeten und selbständigen Menschen, denen er, als ein unfähiger Redner und schlechter Plauderer, in der Diskussion nicht gewachsen war; die bequemsten Gesellschafter waren ihm Leute von geringer Begabung, die ihn mit seinen Gedanken und Träumen lange kannten und denen er seine Absichten nicht erst weitschweifig auf dem Papier auseinanderzusetzen brauchte. Dabei die haltlose Unsicherheit eines kaum erzogenen Zufallsfürsten, der seine Jugend in wüsten Abenteuern und schlimmen Streichen verzettelt hat, nicht ein einziger fester Grundsatz als stützender Stab, eine müde Skepsis und eine in galanten Tändeleien und perversen Ausschweifungen mählich erlahmende Energie. Er war nicht ungebildet und nicht dumm, aber seine Bildung war verworren und lückenhaft und unter seinem praktischen Menschenverstande pochte und schlug stets, leise bald und bald lauter, die petite veine de folie, die Tocqueville früh entdeckte und die später sein arges Ende erklären konnte. Die Glanzrolle des Weltrichters reizte ihn und seine auswärtige Politik haftete nach Prestige; im Innern versuchte ers mit den Gedanken des großen Bonaparte, mit allerlei wirren Erinnerungen an die klassischen Nationaloekonomen, mit denen er während seines Aufenthaltes in England oberflächlich bekannt geworden war, und mit sozialistischen Heilslehren. Die Broschüre, die er als Gefangener in Ham über die Lage der Handarbeiter schrieb und in der er die Nothwendigkeit der Organisation und Assoziation der zu Heloten erniederten Masse erkannte, ist heute noch lesenswerth und es darf nicht vergessen werden, was er als Kaiser für die hygienische Verbesserung der Städte und der Arbeiterwohnungen, für die Gewerkvereine, die Hilfskassen und die Freiheit der Koalition geleistet hat. Er wurde der Vater und der vorläufig mächtigste Förderer des Staatssozialismus; aber alle diese Bemühungen waren ihm im Grunde doch nur Mittel zum Zweck: sie entsprangen nicht der Liebe zu den bedrückten Klassen, sondern, wie Bonapartes Brotpolitik, dem Wunsch, das Gewimmel da unten bei guter Laune zu halten, um oben nach Lust und Willkür hausen zu können. Ein Fürst, der manchmal gute Einfälle hat, der sich in Chimären verspinnt, unerfüllbare Hoffnungen weckt und, ohne auf das eigene Gewissen und auf

das Volksbedürfniß zu lauschen, sich von öffentlichen Meinungen und dem Streben nach äußerem Erfolg, nach Eintagslob und Gassenbeifall, treiben läßt, ist der allerschlechteste Regent, sich selbst und dem Volk der gefährlichste, und seine Herrschaft ruht immer nur auf einer Nadelspitze: er ist verloren, wenn ihm ein wichtiges Werk wider Erwarten mißlingt. Louis Napoleon wähnte sich wohl auf dem steilsten Gipfel monarchischer Macht, — und ein Tag, der Tag von Sedan, warf ihn jäh in die Tiefe. Die Weltausstellung, das Kanalfest, das Plebiszit, Glanz und Gloire zweier von Freudenräuschen erfüllten Jahrzehnte: Alles war mit dem einen Schlage vergessen. Louis Napoleon war erwählt worden, weil man hoffte, er werde das Aeußerste muthig wagen und kraftvoll gewinnen; er war verloren, war der Schatten einer Erinnerung, als das Vertrauen in seine Kühnheit und in sein Glück zerflattert war. Die schwerste Monarchenprobe: an der Spitze eines geschlagenen Heeres dennoch der Vertrauensmann der Nation zu bleiben, der Hort der auf bessere Zeit Harrenden, konnte er nicht bestehen; der Septembermann hatte auf einer dünnen Säule gethront; der Mann von Sedan fiel, als in das schwammige Scheingefüge zündend der Blitz einschlug.

Er fiel nicht als ein Held; unter dem Schutz einer preußischen Wache mußte er scheu aus dem Lande weichen, weil die Völker, nach der Unart boshafter Kinder, eine letzte Lust daran finden, das glänzende Spielzeug von gestern heute muthwillig zu zerstören oder dem niedergebrochenen Amuseur wenigstens doch die Zunge herauszustrecken. In dem Manne und in seinem Ende war nichts Heldisches, — und doch ging er, wie ein echter Tragoedienheld, an den Folgen der ὕβρις zu Grunde, an dem vermessenen Wahn, als ein Einzelner einer Welt das Recht und die Lebensgrenzen vorschreiben zu können. Vergebens hatte Tocqueville, einer aus der ganz kleinen Schaar der Politiker, die durch die Geschichte Frankreichs schreiten, auf ihn zu wirken versucht; der Minister erkannte früh die Gefahr, die vom Osten her Europa bedrohte, und er sah ein, daß nur ein geeintes und starkes Deutschland einen festen Wall gegen die wachsende Slavenmacht bieten konnte; er war bereit, von den alten hochmüthigen Galliergrundsätzen sich loszusagen und an der Stärkung des Nachbarn mitzuarbeiten, mit dem vereint man eines Tages die Westländerkultur vor den Tatzen des nordischen Bären zu schützen haben würde. Vielleicht war Louis Napoleon klug genug, die Richtigkeit dieser Voraussicht zu fassen; aber der Prinz-Präsident, und mehr

noch der Kaiser, ließ sich von öffentlichen Meinungen stimmen und leiten, die öffentliche Meinung klammerte sich gierig an das Prestige der großen Nation, sie konnte den raschen Aufschwung des armsäligen, als ein halb barbarischer Staat mit sentimentalem und ideologischem Anstrich belächelten Preußenlandes nicht verwinden und drängte und zerrte, tobend und johlend, den Mann ihrer Laune in den Krieg, in den Untergang. Die feinsten Geister fühlten die Gefahr; vierzehn Tage nach der Entscheidung von Sedan sprach Renan in der Revue des Deux Mondes seine alte Befürchtung aus, die Feindschaft zwischen Frankreich und Deutschland würde Europa einem moskowitischen Gengiskhan ausliefern, der die zerstreuten Stämme Centralasiens leicht zu einem dichten Völkerbündel zusammenraffen könnte, und dem Jugendübermuth der Vereinigten Staaten, die sich bemühen würden, dem alten Welttheil die Bedingungen seines wirthschaftlichen Daseins herrisch zu diktiren. Aber die feinsten Geister sind niemals die Führer der demokratisirten Massen; ihre mahnende Stimme verhallt und Demagogen, Kneipenpolitiker und Zeitungschreiber beherrschen den Markt. Das System, das in so brüchigen Elementen seinen Stützpunkt gesucht hatte, brach bei Sedan zusammen, — und dieses System, dieser Gespenstertraum von einer allmächtig schaltenden Universalmonarchie, einer in höchster Instanz entscheidenden Richtergewalt, war überall in Europa längst so verhaßt, daß die Hoffnung auf Hilfe in der Noth unerfüllt blieb. Später erst, als man erkannte, daß die Kraft des französischen Volkes noch ungebrochen war, als Gambettas Genie Armeen aus der Erde stampfte und ein Vertheidigungwerk von unvergänglichem Ruhm vollbrachte, regte sich ein erstes Gefühl der Theilnahme und die lieben Engländer, die einen noch kaufkräftigen Kunden witterten, schlugen in den Times Alarm gegen den bösen Sieger, der mit dem Besiegten nicht ganz so glimpflich verfuhr, wie der britische Kaufmannsgeist es sich wünschte.

Damals begann das große Staunen über die Wandlung des deutschen Sinnes. Man muß, um dieses Staunen und seine Folgen zu verstehen, heute nachlesen, was während der letzten Monate des Jahres 1870 in französischen und englischen Blättern, in ernsthaften natürlich, darüber geschrieben wurde. Den deutlichsten Ausdruck fand die Verwunderung in einem Aufsatze Caros, der zwar ein Schönredner, aber nicht die klägliche Possenfigur wär, die Paillerons Witz unserer Lachlust ausgeliefert hat. Der Aufsatz, den Buloz am fünfzehnten

Dezember, unter dem tröstenden Nachhall der Scheinerfolge an der Marne, seinen Lesern anbot, trug den Titel: La morale de la guerre und den Untertitel: Kant et M. de Bismarck. Immanuel Kant, der Friedensphilosoph, sollte den guten Geist, Otto Bismarck, der gewaltthätige hobereau prussien, den neuen und bösen Geist Deutschlands repräsentiren. Caro steht ganz im Bann öffentlicher Meinungen: die Preußen haben frevelnd den Krieg heraufbeschworen, die Preußen haben das Bündniß mit den besser gearteten Stämmen des deutschen Südens erzwungen, weil der Preußenkönig Deutscher Kaiser werden wollte und weil ihm als erster Berather ein Unhold zur Seite stand, der an keinen Gott und an keine Vorsehung glaubt, sondern nur an die mörderische Macht der Artillerie. Diese Betrachtungen sind uninteressant; wir haben sie seit fünfundzwanzig Jahren unendlich oft in französischen Zeitungen gelesen. Wichtig aber, als das bedeutsame Symptom einer Stimmung, ist das Bemühen, zwischen Kant und Bismarck einen unüberbrückbaren Gegensatz zu finden, und die schön stilisirte Beschwörung, Deutschland möge, anstatt sich an das neue Makedonien und sein hochnäsiges Barbarenthum zu verlieren, reuig zu den großen und guten Ueberlieferungen zurückkehren, denen es in der Welt der freien und feinen Geister sein Ansehen dankt. Wenn man den begreiflichen Zorn des Besiegten abzieht und bedenkt, daß auf den verzärtelten Sinn des modernen Menschen jede kriegerische Invasion, mag sie noch so menschlich und mäßig sich zeigen, wie ein atavistischer Rückfall in barbarische Urzustände wirken muß —: in solchen Gedanken bleibt dennoch ein merkwürdiger Rest. Von jedem anderen Volk hätte man die rücksichtlose Ausnützung des schweren Sieges erwartet, nur von den Deutschen nicht; die sollten im Kriege noch der kantischen Lehren eingedenk sein und um keine Fußesbreite von dem Pfade ängstlicher Sittsamkeit weichen, keine Beute machen, keine falsche Nachricht ausbieten, keine Spione dingen. Allerlei dunkle Erinnerungen an die deutsche Philosophie und den kategorischen Imperativ, an Schillers Moraltrompete, Humboldts Kosmos und die blauen Wunder schlecht illustrirter Familienblätter spukten durch die Hirne, denen Deutschland eine riesige Gartenlaube schien, und der Schrecken war jäh und schmerzlich, als es nun offenbar wurde, daß dieses Volk von Dichtern und Denkern sich wie ein tapferer Landsknecht zu wehren verstand. Gerade den Besten war die Enttäuschung wie ein persönlicher Verlust: ein Volk, das sie ganz ins Blaue entrückt geglaubt

hatten, schnitt, ohne mit den Wimpern zu zucken, nun eine furchtbar rothe Ernte, der von Geistesglorie umleuchtete Kulturträger trug Tod und Zerstörung durch zerstampfte Gefilde. Und nun besann man sich auch; was war Frankreich der Menschheit gewesen? Die Grazie, die Flamme, das Temperament und das Salz, — eine reizende, launische, ungeberdige und eigensinnige Frau, mit der Jeder einmal zu schmollen, wohl auch ernstlich zu hadern hat und die Jeder doch mit der ganzen mitleidigen Gluth des Mannes liebt, der immer wieder verzeihen muß und immer wieder verzeiht. Sollte solcher Reiz im Getümmel zertreten werden? Und hatte man sich nur deshalb gefreut, als die Tyrannei einer koketten Schönen gebrochen wurde, damit künftig die harte Hand eines schwelgenden Siegers über Europa laste und anstatt der Moral der Madame Bovary nun die Moral von Sedan die Geister regire?

Der Vergleich, der rasch dem Staunen und dem Mitleiden entsprang, war ungerecht und die Enttäuschung war nöthig. Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt, und des Nachbarn, auch des guten, wird man stets am Sichersten sein, wenn er erfahren hat, daß nebenan nicht ein schlaffer Schwächling wohnt. Ohne die strenge Bismarckschule, in der dem Deutschen die Michelsentimentalität ausgetrieben wurde, wäre das Geschlecht nicht herangereift, das ein Vierteljahrhundert stolz sich des Friedens erfreuen durfte. Frankreich, das, wie sehr straff centralisirte Organismen, die Amputation eines wichtigen Gliedes nicht verschmerzen kann, hat gleich nach der Niederlage die Vorbereitungen zum Rachekrieg angefangen und die Weissagung Renans erfüllt: Favoriser le panslavisme, servir sans réserves toutes les ambitions russes, faire miroiter aux yeux du parti catholique répandu partout le rétablissement du pape à Rome: voilà la politique que commande une telle situation. Ein zoologischer Krieg, ein furchtbar verheerendes Ringen der Rassen, steht uns vielleicht bevor, ein Krieg, der dann Europa die Götterdämmerung heraufführen und die Weltherrschaft unter Kosaken und Yankees vertheilen könnte. Er wird an dem Tage ausbrechen, wo der Nachbar im Westen uns schwach glaubt und wo eine Thorenpolitik uns den Nachbarn im Osten völlig entfremdet hat, — den durch unsere nationale Einigung erweckten Slaven, der uns heute haßt, weil er uns die werthvollsten Güter seiner Kultur verdankt, wie wir die Franzosen haßten, als unsere Bildung zum größten Theil noch

französisch war. Bis zu diesem Tage haben wir schwere Arbeit zu thun: wir müssen im Innern den schaffenden Kräften, dem Landmann und dem Industriearbeiter, zu ihrem Recht verhelfen und sie aus der Verfrohndung an ein unnützliches Drohnenthum befreien, ohne Rücksicht auf tönende Phrasen und alte Dogmen; wir müssen gegen fremde Nationalitäten Duldsamkeit üben und lernen, daß eine selbständig nach eigenem Belieben lebende Volkheit nicht so gefährlich ist wie eine empörte Masse, deren Land uns Jahre lang ein bequem gelegenes Gebiet für unseren Absatz und unseren Kolonistenschwarm schien; niemals, auch nicht für eine flüchtige Stunde, dürfen wir uns dabei dem Wahn hingeben, das Weltrichteramt sei von einer weise waltenden Vorsehung uns anvertraut. An diesem Werk müssen Alle vereinigt stehen, Fürsten und Bürger, Besitzende und Enterbte, und kein Gezeter und kein Geheul darf sie in der Arbeit beirren. Der freiesten und der reifsten Geister aber harrt daneben noch eine andere Pflicht; sie müssen, in stillem Wirken, dafür sorgen, daß dem deutschen Wesen auch die weichere Nuance wieder gewonnen wird, die silberne Vornehmheit einer weniger prunkenden und weniger geräuschvollen Epoche, die den Ruhm der Deutschen an geistiges Vermögen und inneren Adel geknüpft hat. Die Zeiten der Dämmerträume und des unklar für jeden fremden Schmerz, den eingebildeten wie den wirklichen, begeisterten Michelthumes dürfen nicht wiederkehren und selbst Kants großer Schatten, des pflichtgläubigen, darf uns das prachtvoll, zu seinem Heil, begrenzte Mannesgenie Bismarcks nicht verdunkeln; ein Bischen Ethos aber, ein warmer Hauch zärtlich bewundernder Ehrfurcht, wäre uns nöthig, damit das neue Reich nach der Mündigkeit nicht gleich verarmt. Wer weiß: wenn wir der aufhorchenden Welt zeigen, daß die Moral von Sedan uns nicht die Moral der Artillerie ist, daß wir aus dem großen Krieg Besseres gelernt haben als die Schätzung der Mannszucht und der Kanonen, — vielleicht bleibt uns dann die grausame Nothwendigkeit erspart, in einem zweiten, schlimmeren Krieg den Gewinn des ersten zu wahren.

* * *

Der Deutsche ist im Urtheil des Auslandes noch heute ein unbekannter und schwer zu bestimmender Faktor; der wehen Enttäuschung von 1870 wird eine lieblichere Enttäuschung von 1895 folgen müssen, damit der Werth dieses Faktors richtig gewürdigt wird. Der Gegensatz, den

Caro zwischen Kant und Bismarck fand, scheint sich den Franzosen heute wieder zwischen manchem versöhnlichen Mühen des Kaisers und dem Geräusch der Siegesfeiern aufzuthun; sie sind, weil sie, in guter, aber psychologisch irrender Absicht, verhätschelt wurden, enttäuscht und verstehen nicht, daß die Feste nicht einen Militärtriumph, sondern eine nationale Geburt verherrlichen und ein Gelübde festigen sollen. Wenn gute Deutsche im stillen Kämmerlein sitzen, verhehlen sie sich nicht, daß die Vergangenheit vielleicht nicht so laut gefeiert würde, wäre die Gegenwart nicht gar so bettelhaft arm, — an Idealen, an klar erkennbaren Zielen, an warmem, einmüthigem Wollen. Die Fenster werden erleuchtet, der Hoflieferant und der Ramschbazarkrämer lassen sich die flammende Reklame ein tüchtiges Stück Geld kosten, die Behörden zeigen, billig und mühelos, daß sie die getreuen Hüter der großen Ueberlieferungen sind, und der Hermann blickt, bengalisch bestrahlt, in das illuminirte Teutoburgerland. Mit dem Gedächtniß des großen Krieges erwacht auch die Erinnerung an den Cheruskersieg, die Wonnen der Walhalla thun dem entzückten Auge sich auf und der Fremde wähnt, er sehe schon das blutrothe Flimmern der im Gottesreich nicht heimischen Teutomanie. Er irrt; die Besten im deutschen Land wissen, daß es Aufgaben giebt, für die das paulinische Wort gilt: Non est Judaeus neque Graecus; sie bereiten sich, während sie ernsten Sinnes der Moral von Sedan nachdenken, für diese Menschheitaufgaben und sie vereinen sich, in gleich gestimmtem Bund, zu dem Gelöbniß: mit gesammelter Kraft, mit dem unerschrockenen Muth des redlichen Wahrheitsuchers, dafür zu wirken, daß dem Leben des deutschen Volkes ein lebendiger, ein weicher und wärmender Geistesinhalt gewonnen wird.



Bericht über den Kongreß des Vereins für Sozialpolitik im Jahre 1874.

Herr Professor Wolf hat in der „Zukunft“ vom dreiundzwanzigsten März dieses Jahres einen Artikel über den Kathedersozialismus veröffentlicht und Herr Professor Sombart hat im vorigen Winter darüber in Wien einen Vortrag gehalten. Da beide Herren nicht bei der Gründung der Kathedersozialistischen Partei im Jahre 1872 anwesend waren, wird mir vielleicht eine Ergänzung ihrer sehr werthvollen Arbeiten gestattet sein.

Das unerhörte Schauspiel des Kampfes der Commune gegen die Versailler unter den Augen der preußischen Truppen hatte denkende Mitglieder des preußischen Hauptquartiers erschüttert; besonders meinen Lehrer und Freund, den Geheimrath Hermann Wagener. Als er von Frankreich zurückgekehrt war, erholte er sich im Sommer 1871 in Potsdam, wo ich ihn oft besuchte. Einst standen wir in Sanssouci auf einer Höhe und überschauten die entzückend schönen Anlagen; da sagte er mir: „Wenn Sie je Paris und St. Cloud sehen sollten und die Trümmer dieses Schlosses, so werden Sie finden, daß es schöner war als das, was sie hier sehen, und dieses Schloß haben französische Arbeiter zerstört, im Angesicht des Feindes. Ich fürchte, wenn unsere innere Politik gegenüber dem vierten Stande nicht besser wird, als sie war und ist, so werden Sie diese schönen Schöpfungen Friedrichs des Großen und des guten, kunstsinnigen Königs Friedrich Wilhelms des Vierten eines Tages eben so verwüstet sehen.“

Wagener war und blieb noch anderthalb Jahre des Fürsten Bismarck vertrauter Rathgeber. Daneben war auch der Geheimrath Aegidi in des Fürsten intimem Dienst. Er war von Hamburg gekommen, wo er Herrn Eckard kennen gelernt hatte, der Chefredakteur des Hamburgischen Korrespondenten war. Früher war Eckard Redakteur in Dorpat gewesen, als der gegenwärtige Herr Geheimrath Adolph Wagner dort Professor war. Im Jahre 1872 ging die Idee, alle halbwegs gemäßigten Parteien für soziale Reformzwecke zu vereinigen, von Herrn Eckard aus, der zudem in Herrn Dannenberg einen über die Verhältnisse der Handwerker vorzüglich unterrichteten Unterredakteur hatte. Ich glaube nicht, daß Wagener eine Konferenz hervorragender Mitglieder gemäßigter Parteien geplant hat, da er immer dafür war, die Regirung solle sich mit den von den Arbeitern erwählten Vertretern direkt in Verbindung setzen. Aber er acceptirte die Lage, als es beschlossen war, im Oktober 1872 eine Konferenz von Sozialökonomen in Eisenach zusammenzuberufen.

Die Berufung ging von Herrn Eckard aus und ich war mit einer Einladung bedacht. Mit den Herren von Blanckenburg und von Wedell-Malchow sollte ich dort die konservative Partei vertreten. Blanckenburg sollte für die Partei reden, ihm sollte von Wedell sekundiren und ich sollte Beide „mit meiner Sachkenntniß unterstützen“. In unserer Partei war man bis zu dem bewährten, alten, trefflichen Konservativen Andrae-Roman, als dem „Extremsten“, zurückgegangen; er lehnte leider ab. Die sogenannten „äußersten Pietisten“, Wichern

und seine Schüler, Pastor Oldenberg, Rathmann, Schulte und Andere, sind, meines Wissens, als „zu extrem“, nicht geladen worden. Auf der anderen Seite war die Fortschrittspartei der äußerste linke Flügel, der geladen war. Mit Absicht war kein Sozialdemokrat geladen und die Sozialdemokratie wurde auch kaum erwähnt, was mich in meiner ersten Rede auf dem Kongreß zu dem Ausspruch empörte: „Beschäftigen wir uns doch mit den Sozialdemokraten, denen wir verdanken, daß wir hier zusammen sind!“

Als der Kongreß begann, war Herr von Blanckenburg nicht erschienen und kam auch nicht, Herr von Wedell kam erst am letzten Tage. So war ich gezwungen, für die Partei als Redner aufzutreten, obgleich ich nur als „Lexikon“ der designirten Redner hingeschickt war. Doch blieb der Kern der Sache dort die prinzipielle Auseinandersetzung zwischen Max Hirsch-Duncker und mir.

Im Jahre 1874 wurde der Geheimrath Hermann Wagener als Vertreter des vom Komitee eingeladenen Fürsten Bismarck zum Eisenacher Kongreß entsendet und lud mich schriftlich ein, ihn zu begleiten, „um ihn bei der Erfüllung dieser Aufgabe durch meine Sachkenntniß zu unterstützen.“ Er arbeitete darauf an den Fürsten Bismarck einen Bericht aus, den er mir sandte und zu dem ich einige Zusätze machte. Das Resultat dieses Berichtes war ein zweifaches. Die Professoren von Scheel, damals in Bern, und Jannasch, damals in Basel, wurden vom Reichskanzler nach Berlin berufen; sie sind natürlich Geheimräthe geworden und vorzügliche Arbeiter, aber unter Chefs, die weniger verstanden als sie. Als höchst begabte und gründlich gelehrte, auch charaktervolle Menschen, die sich im Auslande umgesehen hatten, wären sie vorzügliche Professoren geworden. Als Geheimräthe sind sie als Persönlichkeiten unter der großen Zahl der Kollegen verschwunden. Das zweite Resultat war folgendes. Der Landrath Tiedemann des Kreises Mettmann vertrat den „Unternehmerstandpunkt“. Der Staat habe sich nicht um den Inhalt des Arbeitkontraktes zu kümmern, sondern nur darum, ob er formell richtig zu Stande gekommen sei, er habe dessen Erfüllung zu erzwingen, und da civilrechtlich von den besitzlosen Arbeitern nichts zu erreichen sei, müsse die kriminelle Bestrafung der kontraktbrüchigen Arbeiter durch den Staat erfolgen. Ueberhaupt sei den Arbeitern der Arm des Staates fühlbar zu machen.

Auf dem Kongreß von 1874 befand ich mich in einer schwierigen Doppelstellung, erstens als Mitglied der Kongresses und zweitens als zugezogener Sachverständiger des Vertreters des Reichskanzlers; ich sprach nicht und stimmte nicht ab. Nachdem aber der Landrath Tiedemann diese unerhörte Theorie aufgestellt hatte, die dem deutschen und dem kanonischen Recht (contractum et pretium justum) ins Gesicht schlug, sagte mir Wagener: „Stimmen Sie gegen diese Ungeheuerlichkeit!“ Und ich that es, was allgemeine Sensation erregte. Diese Affaire hatte keinen unmittelbaren Erfolg. Wie Fürst Bismarck darüber damals dachte, weiß ich nicht. Aber ich ging noch 1875 zum Eisenacher Kongreß und vertrat dort die von mir 1872 entwickelten Ideen, während Wagener in Varzin war und mir von da einen Brief in solchen vereinbarten Ausdrücken schrieb, daß ich glauben mußte, der Reichskanzler sei mit Wagener einverstanden. Hätte ich einen solchen Brief nicht erhalten, so — Das war zwischen Wagener und mir verabredet — hätte ich 1875 in Eisenach nicht gesprochen, denn ohne die Initiative der Regirung war ja unser Programm unausführbar. Der Reichs-

kanzler gab unseren Ansichten nicht nach und berief etwa zwei Jahre später den Landrath Tiedemann ins Reichskanzleramt. Wageners Bericht, der bisher nicht veröffentlicht worden ist, wird auch heute noch interessant genug sein.

Dr. Rudolf Meyer.

Für das richtige Verständniß dieses Kongresses ist ein Zurückgehen auf den ersten des Jahres 1872 nothwendig. Schon damals waren nicht nur die selben Parteien wie in diesem Jahre vertreten, sondern es wurden auch deren letzte Ziele, und zwar präziser als jetzt, festgestellt. Es handelt sich seitdem nur um eine ausgesprochenere Parteinahme einzelner Persönlichkeiten für oder gegen schon damals entwickelte Grundsätze.

Der erste Kongreß versammelte erstens eine Anzahl von Männern, welche die volle Staatshoheit auch auf wirthschaftlichem Gebiete durchgeführt wissen wollten, und eine andere Anzahl, welche sich nur den Anschein gab, Dies thun zu wollen, in der That aber dem alten Manchesterprinzip anhing, sich nur aus taktischen Gründen in die Versammlung eindrängte, um auf ihre Beschlüsse einen illegitimen Einfluß zu üben, und schon damals auf eine Verschmelzung mit dem rein manchesterlichen Volkswirthschaftlichen Kongreß hinarbeitete. Außer den bewußten Vertretern dieser ihrer Natur nach unversöhnlichen Parteien fanden sich damals, wie auch jetzt, Professoren und Verwaltungbeamte ohne feste Grundsätze ein, welche die günstige Gelegenheit benutzen wollten, um sich nach außen ein Relief zu geben und durch Gefälligkeit nach oben hin Karriere zu machen.*) Endlich waren damals wie jetzt erstens die Klasse der Arbeitgeber und zweitens derjenige Bruchtheil der Arbeiter vertreten, welcher der Hirsch-Dunckerschen Fahne folgt und der nur dupirt sich den verkappten Sozialdemokraten Hertel, Präsidenten des Buchdruckerverbandes, beigesellt hatte. Auf der letzten Versammlung fehlte dieser Herr. Diese Parteien vertraten selbstverständlich ihre einseitigen Klasseninteressen.

Der entschiedenste Vertreter des Prinzips der unbedingten Staatshoheit auf sozialem Gebiet war auf dem ersten Kongreß der im Einverständniß mit mir dort erschienene Redakteur Rudolf Meyer. Nachdem er versucht hatte, die Untrennbarkeit der Behandlung der Arbeiterfrage von der sozialen Frage überhaupt nachzuweisen, woran ihn der Präsident Gneist verhinderte, stellte er für die Industriearbeiter den Grundsatz auf, daß die durch die moderne Gesetzgebung — Gewerbefreiheit, Auflösung der Zünfte und Innungen und Freizügigkeit — atomisirte industrielle Arbeiterschaft wiederum, mutatis mutandis, analog den alten Innungen durch den Staat organisirt werden müsse,

*) Es versteht sich, daß die Urtheile, die der Begründer der Kreuzzeitung hier über Gruppen und später über allgemein anerkannte Gelehrte fällt, heute, als seine sehr subjektiven Ansichten, nur noch historischen Werth haben. M. H.

und zwar so, daß in den neuen Organismen Arbeitgeber und Arbeiter Platz fänden, daß es aber nicht zu dulden sei, wenn der Staat gestatte, daß die, weil nothwendige, auch unvermeidliche gewerkschaftliche Organisation der Arbeiter sich im Gegensatz zu solchen der Arbeitgeber, und zwar unter der Führung und Mithilfe so extremer politischen Parteien wie der Fortschrittspartei und der sozialdemokratischen, also im grundsätzlichen Gegensatze zum heutigen Staat, vollziehe, um so mehr, als es ein Irrthum sei, wenn die Fortschrittspartei glaube, die Gewerkschaftbewegung dauernd beherrschen zu können. Diese werde vielmehr sehr bald einen sozialdemokratischen Charakter annehmen.

Diese präzise Formulirung der industriellen Arbeiterfrage ist auch heute noch nicht wieder erreicht worden. Man hat sich vielmehr an Detailfragen gehalten. Bezüglich dieser ist indessen ein erfreulicher Fortschritt zu konstatiren.

Auf der diesjährigen Versammlung hat der Professor Adolph Wagner bei der Debatte über Altersversorgungskassen, indem er für Zwangskassen eintrat, es ausdrücklich anerkannt, daß man nicht vor dem Wort „sozialistisch“ zurückschrecken dürfe, sondern daß der Staat unbedingt dort organisirend und reglementirend einzutreten habe, wo die individuelle und Partei-Thätigkeit auf wirthschaftlichem Gebiete sich ohnmächtig zur Beseitigung von Uebelständen erwiesen habe, die das Staatswohl zu fährden geeignet seien. Auf die Art der Organisation der industriellen Arbeiter durch den Staat ging der Baron von Oertzen aus Hamburg in diesem Jahre näher ein, in dem Sinne, wie sie Rudolf Meyer im Schlußkapitel seines Werkes „Der Emanzipationkampf des vierten Standes“ entwickelt hat. Doch drückte er die Befürchtung aus, daß die Staatsgewalt in Deutschland heutzutage nicht mehr im Stande sein werde, eine, freilich nothwendige, Ordnung des wirthschaftlichen Lebens herzustellen. Der Gutsbesitzer Knauer-Gröbers theilt die Ansicht des Herrn von Oertzen über die Nothwendigkeit solcher Staatsthätigkeit, ist aber im Gegensatz zu ihm der Meinung, daß der Staat hierzu auch noch mächtig genug sei, wenn er nur wolle. Verklausulirt hatte sich der in seinen Grundsätzen schwankende Professor Nasse (Bonn) bereits 1872 für die staatliche Organisirung der Gewerke erklärt.

Zu unbedingten Anhängern dieser Partei sind unter den Professoren die bisher als charakterfeste Männer bewährten Adolph Wagner (Berlin), von Scheel (Bern), Jannasch (Dresden), Hildebrand (Jena) zu rechnen. Alle diese Herren gehören zur Schule Lorenzens von Stein in Wien, haben von Rodbertus-Jagetzow gelernt und stehen politisch ungefähr auf dem Standpunkt, den Herr von Blanckenburg und ich in den Jahren 1865 bis 1869 vertreten haben. Der alte Professor Roscher aus Leipzig und sein Sohn Dr. Roscher aus Zittau, sowie Professor Rößler (Rostock) dürften ähnlich stehen (obschon sie nicht mit den Kathedersozialisten als solchen harmoniren). Die Partei

hat ferner, wovon ich mich durch Privatunterhaltung in Eisenach überzeugt habe, bereits eine sehr große Anhängerschaft unter jüngeren Gelehrten und Verwaltungbeamten, namentlich vom Rhein und aus Sachsen, wozu die dortige sozialdemokratische Bewegung den Anstoß gegeben hat.

Diejenige Partei, welche durchaus im Manchesterthum wurzelt und schon 1872 nur erschienen war, um Wasser in den Wein zu gießen und die Bewegung wieder allmählich in das Fahrwasser des Volkswirthschaftlichen Kongresses hinüberzuleiten, stand bis 1873 unter Gneists und Engels Führung. Obschon Gneist 1872 diesem Kongreß präsidirte, der gerade im Gegensatz zum Volkswirthschaftlichen ins Leben getreten war, so hatte er schon damals die Kühnheit, in seiner Schlußrede die Behauptung aufzustellen, daß auch diese nationalökonomische Schule durchaus auf dem Boden der Lehren von Adam Smith stehe. Noch unverhüllter trat seine Tendenz 1873 hervor; er kam direkt vom Volkswirthschaftlichen Kongreß in Wien, an dem er sich betheiligt hatte. Unter ziemlich allgemeinem Beifall machte Adolph Wagner in einer Tischrede ihn als den Mann lächerlich, der es fertig bringe, gleichzeitig in zwei Betten zu schlafen. Die unverhohlene Feindseligkeit der Wagnerschen Partei gegen Gneist kam auch in späteren Ausschußsitzungen zu Tage und veranlaßte Gneist, sein Präsidium niederzulegen, das nun auf Nasse aus Bonn überging, der zwar ein schwankender und unentschlossener Mann ist, indessen doch im Ganzen auf dem Standpunkt Wagners steht. Gneist erschien 1874 nicht auf dem Kongreß, die Führung dieser Partei hatte hier der Geheime Rath Dr. Engel übernommen. Von Professoren gehören, und auch nur bedingungweise, Brentano in Breslau und Knapp in Straßburg zu dieser Partei. Zu ihrer Unterstützung hatten diese Herren sich die Führer der Gewerkvereine, Duncker und Hirsch, damals und jetzt mitgebracht, die wiederum ein Gefolge von Gewerkvereinlern, wie Andreak, Janson und Andere um sich sammelten, an die sich einige Arbeitgeber und Verwaltungbeamte, wie Borchert (Berlin) und Ludwig Wolff (Meerane) anlehnten.

Diese Partei will die soziale Frage von unten, auf demokratischem Wege, mittels der Gewerkvereine gelöst wissen, verlangt für diese die staatliche Anerkennung und verwirft jede andere Intervention des Staates in wirthschaftlichen Dingen, so namentlich die Organisirung der Gewerke durch den Staat und die Zwangskassen. Sie stützen sich dabei auf das ganz unreife und einseitige Werk von Brentano über den englischen Gewerkverein. Bis zu dem letzten Kongreß wurden sie von den meisten Arbeitgebern unterstützt; 1874 aber sagten sich diese von ihnen los, weil sie, in allerdings unverstandenem Klasseninteresse, die kriminelle Bestrafung des Kontraktbruches forderten und auf dem Kongreß auch gegen die Gewerkvereinler durchbrachten. Diese Niederlage veranlaßte die Gewerkvereinler, den am Schluß der letzten Sitzung von Engel gestellten

Antrag zu unterstützen, der auf ein gemeinsames Vorgehen mit dem Volkswirthschaftlichen Kongreß, allerdings zunächst nur in einer Spezialfrage, hinauslief. Auch Nasse unterstützte diesen Antrag, der indessen nach einer heftigen Rede von Wagner fiel. Der Bruch zwischen beiden Parteien scheint indessen ein unheilbarer zu sein und die Wagnersche Partei würde zweifellos aus dem Kongreß austreten, wenn sie irgendwo einen Rückhalt fände.

Die Arbeitgeber und auch einige Verwaltungbeamte, wie der Landrath Tiedemann, nahmen auf dem letzten Kongreß eine entschieden arbeiterfeindliche Stellung ein. Der krasse Klassenhaß kam namentlich in den fanatischen Reden des Handelskammersekretärs Schulze aus Mainz zum Durchbruch.

Auf diesem Kongreß war eine Anzahl von Persönlichkeiten nicht anwesend, welche auf den beiden ersten eine hervorragende Rolle gespielt hatten. So Schmoller und Schönberg. Andere, namentlich Professoren, traten sehr zaghaft auf, wie Held, Nasse und Brentano. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß der allerdings ganz unwissenschaftliche Aufsatz von Treitschke in den Preußischen Jahrbüchern über die Beförderer des Sozialismus, dem ein mit bodenloser Unwissenheit geschriebener Aufsatz in der Provinzial-Korrespondenz und zwei offiziöse Leitartikel der Kölnischen Zeitung ein nachdrückliches Relief gaben, ihre einschüchternde Wirkung auf diese Herren nicht verfehlt hatten, wie denn die Angst, nach oben anzustoßen, bei den meisten Professoren der Nationalökonomie eine sehr große ist.

Nach dieser kurzen Charakteristik der Parteien und ihres bisherigen Verhaltens komme ich auf die Verhandlungen von 1874 im Speziellen.

Die erste 1874 debattirte Frage war die nach der kriminellen Bestrafung des Kontraktbruches. Die Debatte zeigte, wie uns in Deutschland jede genügende zuverlässige Kenntniß selbst der wichtigsten Vorgänge in unserem wirthschaftlichen Leben fehlt. Daher kommt es denn, daß bei diesen Debatten die Anhänger der Bestrafung des Kontraktbruches behaupteten und mit einem Schein von Glaubwürdigkeit nachwiesen, daß der Kontraktbruch seitens der Arbeiter sich in erschreckender Weise mehre, während die Gegner der kriminellen Bestrafung des Kontraktbruches den Beweis des Gegentheiles unternahmen. Man kann sich nur der Idee des Referenten, Professors Held, anschließen, daß eine von Reichs wegen zu veranstaltende Enquete der Arbeiterverhältnisse nachgerade unabweislich nöthig geworden sei. Es sei ein offenbarer Skandal, daß wir von den englischen sozialen Verhältnissen mehr wüßten als von unseren eigenen, und wenn man Geld hätte, um den Venusdurchgang beobachten zu lassen und das Innere von Afrika zu erforschen, so müsse auch welches dafür vorhanden sein, die Lage der deutschen Arbeiter festzustellen. Eine solche Enquete könne nur von der Reichsbehörde durchgeführt werden, und es käme weit mehr auf den Mann an, der sie zu

leiten habe, als etwa auf den Fragebogen. Die bisher von den einzelnen Behörden veranstalteten Enqueten wären schon deshalb so gut wie unbrauchbar, weil man niemals alle Betheiligten, namentlich nicht die Arbeiter, gefragt habe. Der Referent hob hervor, daß eine soziale Gesetzgebung vor genauer Kenntniß der Zustände der Arbeiterwelt unmöglich mit der genügenden Sachkenntniß in Angriff genommen werden könne. Es empfehle sich deshalb nicht, schon jetzt ein Gesetz über den Arbeiter-Kontraktbruch zu geben, das nothwendig zu einer Reihe von anderen sozialen Gesetzen führen müsse. Noch weniger aber sei es gerathen, die soziale Gesetzgebung gerade mit einem Gesetz anfangen zu lassen, das den gesammten Arbeiterstand gegen die Richtung dieser Gesetzgebung überhaupt einnähme und in ihm die Hochachtung vor der Gewalt des Gesetzes und vor seiner Unparteilichkeit vollständig vernichte. Alle Stimmen aus der Arbeiterwelt, selbst aus den allerzahmsten Gewerkvereinen, sprächen sich auf das Entschiedenste dahin aus, daß der Erlaß eines solchen Klassengesetzes von der ganzen deutschen Arbeiterschaft als eine offene Kriegserklärung der besitzenden Klassen und der mit ihnen verbündeten Staatsregirung angesehen werden würde. Es sei aber gewiß nicht opportun, die ohnehin schon aufgeregte Arbeiterschaft noch mehr in Aufregung zu bringen. Der in der vorigen Session vorgelegte Entwurf eines Kontraktbruch-Strafgesetzes charakterisire sich aber in der That als ein ganz einseitiges Gesetz gegen den Arbeiterstand, indem es vollständig unrichtig sei, daß man jemals auf Grund dieses Entwurfes einen Arbeitgeber wegen Kontraktbruches auch nur werde in Anklagezustand versetzen können, indem allemal nur die Nichterfüllung einer Obligation vorliege, die auf dem Wege des Civilprozesses erzwungen werden müsse. Auch würden die Arbeiter in Zeiten des industriellen Aufschwunges, in welchen allein Kontraktbrüche ihrerseits vorkämen, das Gesetz vollständig illusorisch machen, indem sie einfach nur noch Kontrakte auf vierundzwanzig Stunden machten. Ferner seien diejenigen Arbeitgeber, welche kontraktbrüchige Arbeiter in Arbeit nehmen oder Arbeiter sogar zum Kontraktbruch verleiteten, strafbarer als die kontraktbrüchigen Arbeiter selbst; sie würden aber nach dem vorgelegten Entwurf nicht getroffen. Das Faktum des stattgehabten Kontraktbruches sei, allgemein wenigstens, nur zu konstatiren, wenn die Kontrakte schriftlich gemacht wären, und konsequenter Weise dürfe kein Arbeitgeber einen Arbeiter annehmen, der sich nicht darüber ausweise, daß er seinen früheren Arbeitkontrakt getreulich erfüllt habe. Solche Ausweise allgemein verlangen, heißt nichts Anderes, als die Arbeitbücher, das französische livret, wieder einführen. Dies aber durch eine Hinterthür thun, sei im höchsten Grade bedenklich; denn es sei kein Zweifel, daß die Arbeiter sich gegen diese Einführung des Arbeitbuches auf das Allerheftigste sträuben würden. Sie faßten die Einführung der Arbeit-

bücher so auf, als wäre zur Zeit der allgemeinen Paßfreiheit einzig für ihre Klasse der Zwangspaß wieder eingeführt.

Trotz dieser ganz richtigen Ausführung beschloß der Kongreß, auf Antrag des Landrathes Tiedemann, die Einführung eines Kontraktbuches, das nichts weiter ist als das oben genannte livret, gegen das man sich natürlich erst recht sträuben wird, weil es den ausgesprochenen Zweck haben soll und einzig den Zweck hat, für eine kriminelle Bestrafung des Arbeiters die Grundlage zu bilden.

Die Vertreter der Gewerkvereine schlossen sich den Ausführungen des Referenten an. Für die Bestrafung des Kontraktbruches sprach der Redakteur Dannenberg aus Hamburg und auch Professor von Sybel. Sie hoben namentlich hervor, wie schädlich der Kontraktbruch schon der Lehrlinge wirke, und daß die Achtung vor dem Gesetz schwinde, wenn kein wirksames Mittel da sei, das Halten freiwillig eingegangener Verpflichtungen zu erzwingen.

Ueber die Nothwendigkeit einer anderen Organisirung des Lehrlingwesens herrschte nur eine Stimme, ohne daß man sich indessen darüber klar zu sein schien, daß Ordnung des Lehrlingwesens unmöglich ist, wenn nicht die Gewerke selbst eine gesetzliche Ordnung erhalten haben. Wenn die Vertheidiger der Bestrafung des Kontraktbruches auf die Schäden hinwiesen, die aus dem Allgemeinwerden von Kontraktbrüchen für Industrielle und für die Industrie im Allgemeinen erwüchsen, so wurde geltend gemacht, daß die Kontraktbrüche der Industriellen und namentlich der Handwerker weit häufiger und eine von Alters her sehr wohlbekannte Thatsache seien, ohne daß man bisher daran gedacht habe, sie kriminell bestrafen zu wollen. Das einzig durchschlagende Motiv für die ganz exzeptionelle Bestrafung der Arbeiter sei, daß man bei der vollen Freizügigkeit und Gewerbefreiheit den Arbeiter schwer fassen und bei seiner notorischen Armuth ihm auf civilrechtlichem Wege keine Entschädigung für den Kontraktbruch auferlegen könne. Acceptire man die diesen Motiven zu Grunde liegenden Thatsachen, so sei es offenbar richtiger, die Arbeiter wieder zu organisiren und sie solidarisch haftbar zu machen. Die Sozialdemokratie werde übrigens das Zugeständniß dankbar acceptiren, daß die bettelhafte Armuth der Arbeiter jetzt selbst von der Gesetzgebung zugestanden werde. Wenn der Landrath Tiedemann sagte, man müsse dem Arbeiter wieder das Gefühl der Macht des Staates beibringen, so wurde dagegen hervorgehoben, daß man das Gegentheil erreichen werde. Die Arbeiter würden sich vorkommenden Falles massenhaft verurtheilen lassen, es werde zu einer Ehre werden, auf Grund dieses Gesetzes bestraft zu werden. Dies ist ganz richtig, wie die tägliche Erfahrung zeigt, indem die Sozialdemokraten sich rühmen, daß alle von ihnen durchgebrachten Reichtagsmitglieder bereits gesessen hätten. Wohin solle es übrigens führen, wenn bei großen

Strikes und damit verbundenem allgemeinen Kontraktbruch in einer Stadt Tausende von Arbeitern zu Gefängnißstrafe verurtheilt werden? Man habe da gar nicht einmal die genügenden Gefängnisse. Trotzdem drang die Dannenbergsche Ansicht durch, man beschloß die Bestrafung des Kontraktbruches und die Einführung des Tiedemannschen Kontraktbuches. Die so geschlagene Partei der Gewerkvereine setzte indessen auch das Brentanosche Amendement durch, welches den Erlaß eines Gesetzes verlangt, das denjenigen Vereinen, welche für Kontraktbrüche ihrer Mitglieder haften, Korporationrechte verleiht. Der entscheidende Beschluß wurde übrigens mit 33 gegen 30 Stimmen gefaßt.

Der zweite und letzte Gegenstand, der auf dem Kongreß verhandelt wurde, betraf die Alterspension- und Invalidenkassen der Arbeiter. Die Debatte drehte sich wesentlich um die Frage, ob die Arbeiter, bezüglich die Arbeitgeber, gezwungen werden müssen, die Arbeiter gegen Noth und Unglück und Folgen des Alters zu versichern, d. h. ob der Staat Zwangskassen einrichten solle oder ob diese Versicherung der freiwilligen Thätigkeit der Einzelnen oder der Vereine zu überlassen sei. Für freiwillige Kasseneinrichtung sprachen sich nur die unbedingten Gewerkvereinler Duncker, Hirsch, Janson, von den Gelehrten nur Dr. Engel aus. Selbst der größte Schwärmer für die Gewerkvereine, Brentano, schwieg. Männer, die früher notorisch unbedingt zu diesen Leuten gestanden hatten, wie Ludwig Wolff, bedingungweise wie Gras, Schulze (Mainz), trugen den thatsächlichen Zuständen Rechnung und sprachen für Zwangskassen. Merkwürdiger Weise fanden die Herren Duncker und Hirsch bei dem Herrn Regirungrath Müller aus Gotha Unterstützung.

Das Plaidiren der Gewerkvereinler gegen Zwangskassen ist ein sehr natürliches, weil diese Kassen ihnen auch noch die kleine Zahl von Anhängern, die sie noch haben, entziehen werden. Was sie sachlich gegen Zwangskassen anführten, war überaus bedeutunglos. Herr Hirsch verstieg sich zu der Behauptung, daß man sich auf sozialdemokratischen Boden begebe, sobald man den Zwang im Prinzip anerkenne, — eine Argumentation, die von dieser Seite um so auffallender ist, als diese Leute selbst, wie Meyer in seinem „Emanzipationkampf des vierten Standes“ nachgewiesen hat, schon seit dem Jahre 1869 ebenfalls auf sozialdemokratischem Boden stehen, obschon sie Dies bestreiten. Hirschs Warnung, der Verein möge nicht einen Beschluß fassen, der die Unzufriedenheit der Gewerkvereinler errege, wurde später von Adolph Wagner energisch zurückgewiesen, da die Aufgabe des Vereins nicht Popularitäthascherei sei, sondern die Ermittelung des Wahren und Richtigen. Es ist überhaupt praktisch unerheblich, was etwa 18000 Gewerkvereinler, von denen nach Dunckers Angabe circa 13000 freiwillige Kassen gebildet haben, über Zwangskassen denken. Die Gewerkvereinler haben so sehr jeden politischen Einfluß verloren, daß sie bei der letzten Reichstagswahl nicht einen einzigen Kandidaten

durchbrachten und auf ihre sämmtlichen Kandidaten nicht einmal so viele Stimmen vereinigten, wie ihre Vereine thatsächlich Mitglieder zählen. Dennoch ist es beklagenswerth, daß in der vom Minister Delbrück veranstalteten Uebersicht der Wahlergebnisse zur zweiten Legislatur-Periode des Deutschen Reichstages die auf Gewerkvereins-Kandidaten gefallenen Stimmen nicht speziell aufgeführt sind. Sie würden die vollständige Bedeutunglosigkeit dieser Partei zur zweifellosen Evidenz gebracht haben. Das offizielle Verzeichniß ist, beiläufig bemerkt, was die sozialen Parteien anlangt, mit einer höchst bedauerlichen Unkenntniß gearbeitet. So sind die notorischen Gewerkvereinler Dr. Max Hirsch und Andreak als Sozialdemokraten, die Gewerkvereinler Pohlke und Waldow als Fortschrittler bezeichnet worden. Herr Duncker sprach sich für Zwangskassen für Altersversorgung aus, weil die starke Sterblichkeit der Arbeiter Alterspensionen nur selten nöthig mache; ein Zugeständniß, das die Sozialdemokratie bestens acceptiren wird. Sollte die Altersunterstützung allgemein sein, so würde der Betrag der Pensionen sehr gering ausfallen müssen, sie würden sonach ziemlich nutzlos sein. Auch hieße Einführung der Zwangskassen nichts Anderes, als einen Theil der Armenpflegelast von den jetzt dazu verpflichteten Kommunen auf die einzelnen Industriezweige wälzen. Er und seine Freunde ritten selbstverständlich wieder das alte Steckenpferd, daß ein solcher staatlicher Zwang mit der Manneswürde eines freien Arbeiters unverträglich sei. Man müsse, um ihn moralisch zu heben, die Sorge für sein Alter seiner freien Entschließung überlassen. Herr Engel schloß sich diesen Ausführungen an und sprach sich sogar im Prinzip für die Versicherung eines Kapitals aus, das dem Arbeiter nach einer bestimmten Reihe von Jahren anstatt der Pension zu zahlen sei. Die Gegner fanden sich unter den Theoretikern und Praktikern. Von den ersten führte Professor A. Wagner (Berlin) aus: Ohne Zweifel sei an und für sich auch auf dem wirthschaftlichen Gebiet die Freiheit besser als der Zwang, aber, wie die Sachen dermalen lägen, Zwang oftmals nicht zu entbehren und deshalb gerechtfertigt. Kein Vernünftiger werde aus Prinzip für oder gegen Zwang sein, sondern von Fall zu Fall untersuchen, ob ohne Zwang auszukommen und, im Verneinungfalle, wie der Zwang einzurichten sei. Nun sei in der vorliegenden Frage doch schon auf ganz analoge Fälle von Zwang, z. B. auf dem Gebiete des Versicherungwesens und in anderen Verhältnissen des Volkslebens, hinzuweisen. Die Brandversicherung für Immobilien habe sich seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in Deutschland auch nur zwangsweise eingebürgert, die Assekuranz-Prämien seien als Brandsteuer erhoben und erst in unserer Zeit, nach langer Gewöhnung, habe man den Zwang vielfach ohne Schaden beseitigt. Die Staatsbeamten seien früher meist gezwungen worden, den Pensionkassen beizutreten, oder es sei ihnen dafür zwangsweise ein Gehalts-

abzug gemacht. Noch heute stehe es regelmäßig so mit den Wittwen- und Waisen-Pensionkassen der Beamten. Niemand sehe aber in dem so geübten Zwange für diese intelligenteste Arbeiterklasse eine Degradation, eine unerträgliche Beschränkung ihrer Freiheit. Auf anderen Gebieten seien die Fälle des Schulzwanges und Impfzwanges analog. Der Einwand, daß die betreffenden Arbeiterkassen doch nur ein Minimum gewähren könnten, bedeute wenig. Eben dieses Minimum sei wichtig, weil es vor völliger Dürftigkeit schütze, wie z. B. bei den Beamten-Wittwenkassen auch. Allerdings sei es die Konsequenz, am Ende die ganze Bevölkerung in solche Kassen zu bringen, was aber selbst den Reichen für den Fall des Vermögensverlustes nütze (bankerotte Kaufleute), und sicher Niemandem schade. Zwang für gewisse Minimalpensionen ermögliche dann um so mehr die Freigabe von Kassenbildungen zu anderen Zwecken. Die besser situirte Arbeiterklasse und die moralischere habe es ja dann vollständig in ihrer Hand, durch Beiträge zu freiwilligen Kassen sich und den Ihrigen eine reichlichere Versorgung für die Zeit der Noth zu verschaffen. Der Arbeiter, dem von Staats wegen ein Minimum für das Alter garantirt sei, werde vor Verzweiflung, die oft zum Groll gegen das Bestehende führe, bewahrt und finde bei verhältnißmäßig gesicherter Existenz vielmehr Antrieb, seine moralischen Fähigkeiten zu entwickeln. Der radikalen Agitation, die auf das Elend der Massen spekulire, werde durch solche Kassen ein mächtiges Agitationmittel entzogen. Die ganze Frage hänge unverkennbar mit der zusammen, wer die Lasten der Armen-Versorgung tragen solle. Der bestehende Zustand sei gerade der ärgste Kommunismus, denn die Lasten der Armenpflege der Arbeiter würden jetzt Denen zugewälzt, die häufig wenig oder gar keinen Vortheil von den Arbeitern gehabt hätten, zu Gunsten der Arbeitgeber, welche die Kraft der gesunden Jahre jener benutzt und nicht selten zum Schaden für deren Gesundheit ausgenutzt hätten.

Wenn man sage, in der Herbeiziehung der Arbeitgeber zu den Beiträgen für die Pensionkasse liege der Beginn einer staatlichen Lohnregulirung, so solle Das nicht geleugnet werden, sei aber kein irgend durchschlagender Grund dagegen. Engel hatte ausgeführt, die Versicherungprämie gehöre zu den Selbstkosten der Arbeit. Der Arbeiter müsse sie im Lohne empfangen, deshalb brauche der Arbeitgeber nicht zu den Kassen beizutragen. Hiergegen führte Wagner aus, daß die Pension-Versicherungprämie zu den nothwendigen Minimalausgaben gehöre, die der Lohn decken müsse. Würde Dies bei der Lohnregelung durch die ja ganz zufällige Gestaltung von Angebot und Nachfrage nicht erreicht, so solle und müsse von Staats wegen dafür gesorgt werden, daß eventuell durch Zuschüsse des Arbeitgebers zur Pensionkasse das Fehlende beschafft werde. Dies laufe freilich auf eine Einkommensvertheilung unter Einflußnahme des Staates hinaus, habe aber für die gesammte Produktion den Vortheil, daß,

ganz entgegengesetzt den flachen Einwänden der Freihandelsschule, mehr Arbeiter-konsumptibilien und weniger Luxusartikel für Wohlhabende produzirt würden. Eine gesundere Gestaltung der Produktion trete also ebenfalls ein. Wagner unterließ es leider, diesen Rodbertusschen Satz durch dessen Konsequenz zu ergänzen, daß eine solche Aenderung in den Produktionzielen einmal die industriellen und Handelskrisen seltener und ungefährlicher mache und zweitens der Landwirthschaft in der Nachfrage nach besseren Lebensmitteln einen Aufschwung gebe. Die Herren Baron von Oertzen, Schulze, sogar Gras und Ludwig Wolff konstatirten übereinstimmend, daß die Erfahrung lehre, wie die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine gar keine Aussicht hätten, eine irgendwie erhebliche Ausdehnung zu gewinnen, daß das Eindringen der Sozialdemokratie in die Vereine immer häufiger werde und nicht zu verhindern sei und daß man auf dem Wege der Freiwilligkeit niemals zur Lösung dieser Frage kommen werde, die doch die erste Bedingung zu einer Wiederherstellung des sozialen Friedens sei. Außerdem wurde von diesen Männern, die dem praktischen Leben näher stehen, auf zwei große Mängel der Hirsch-Dunckerschen Pensionkassen aufmerksam gemacht. Sie bieten nämlich keine Garantie dafür, daß sie halten können, was sie versprechen — wie Das Rickert (Danzig) ausführlich nachgewiesen hat —, und sie gestatten den demokratischen Führern, Mitglieder, die ihre Beiträge zu den Pensionkassen regelmäßig gezahlt haben, aus anderen, namentlich politischen Gründen auszuschließen, ohne Rückgewähr der gezahlten Beiträge. Hirsch benutzt diese Kassen als eine Schlinge, durch welche er die Arbeiter an sich fesselt, wie Das Meyer in seinem „Emanzipationkampf", durch Thatsachen belegt, nachgewiesen hat.

Sehr interessant war es, daß der Fabrikbesitzer Kalle aus Biebrich vom Standpunkt des vorurtheilsfreien Arbeitgebers sich ebenfalls für Zwangskassen aussprach. Es demoralisire den Arbeiter, wenn er die Ueberzeugung gewinnt, daß der erste beste Unfall, der ihn trifft, geeignet ist, ihn zum Bettler zu machen. Das Leben in der Luft dieser Ueberzeugung schaffe mit Nothwendigkeit sozialdemokratische Ideen. Seine Ansicht, diese Kassen kreis- und nicht gewerkweise zu organisiren, ist allerdings undurchführbar. Held (Bonn) sprach sich, ohne neue Gedanken beizubringen, zwar auch für Zwangskassen aus, schlug aber mit der einer ganzen Anzahl von Professoren eigenen Haltunglosigkeit ein Kompromiß vor, das wieder auf Empfehlung der Gewerkvereine hinauslief. Das Resultat der Abstimmung fiel zwar gegen Zwangskassen aus, ist aber bedeutunglos, da nur noch neunundreißig Personen stimmten, die Gewerkvereins-Arbeiter und die von Engel mitgebrachten Studenten aber gegen Männer wie Kalle, Wagner, von Oertzen den Ausschlag gaben.

Hermann Wagener.



Kriminalanthropologie und Kriminalsoziologie.

Wieder einmal hat lebhafte Phantasie, diesmal eines Italieners, der Wissenschaft eine mächtige Anregung gegeben und sie zugleich in ein Labyrinth von Irrgängen verlockt. Und wieder einmal hat Nüchternheit und Gründlichkeit, diesmal eines norddeutschen Gelehrten, den Ariadnefaden gefunden, um die verirrte Wissenschaft aus diesem Labyrinth herauszuretten. Eine entscheidende Schlacht ist geschlagen worden, der Wälsche ist unterlegen, der Deutsche hat gesiegt und die Kriminalwissenschaft steht vor der Aufgabe, diesen Sieg auszunützen. Unter Lombrosos glänzender Führung gründeten sie in Italien eine Kriminalanthropologie. Der Plan war kühn entworfen, in hellen Farben einer südlichen Landschaft schillerte der Bau; der nüchterne Norddeutsche aber erspähte mit kalt prüfendem Blick den Mangel der gehörigen Fundamente und angesichts seines streng rechnungmäßigen Nachweises der Unzulänglichkeit dieser Fundamente wird wohl nichts Anderes übrig bleiben, als dieses schöne Luftgebäude eiligst zu verlassen und auf solideren Grundlagen einen festeren Bau aufzuführen, an Stelle einer Kriminalanthropologie eine Kriminalsoziologie zu gründen.

Was bedeuten diese beiden Wörter, die in den letzten Dezennien so häufig gehört wurden, deren Unterschied man sich aber noch nicht recht klar machte?

Lombroso will in der nicht weiter erklärbaren oder doch nur durch das Schibboleth des „Atavismus" scheinbar erklärten physischen Organisation eines Menschen den Grund und die Ursache seines verbrecherischen Handelns gefunden haben und ruft eine Schaar von Forschern, eine ganze „positive Schule", ans Werk, diese „abnorme" Organisation zu untersuchen, ihre Abweichungen vom Normaltypus des ehrsamen Menschen an den Tag zu bringen und den „geborenen Verbrecher" ausfindig zu machen. Quod non! ruft ihm der deutsche Forscher entgegen, der Geheime Sanitätrath Baer*), und beweist es ihm mit dem statistischen Rechenstift in der Hand, daß die „abnorme Organisation" ganz eben so zahlreich vertreten ist unter den Massen ehrsamster Menschen, die nie mit Polizei und Gericht in Konflikt kamen, wie angeblich unter den Verbrechern, daß also diese nichts Anderes sind als die treuen Repräsentanten ihrer sozialen Milieus; ja, noch mehr, es wird der Beweis erbracht, daß viele pathologischen Merkmale, die man hier und da (keineswegs in größerer Anzahl als bei „ehrsamen" Menschen) bei vielen Verbrechern findet, zumeist ebenfalls sozialen Einwirkungen und Einflüssen, wie Erziehung, Ernährung, Beruf und Beschäftigung, zuzuschreiben sind, daß also auch in solchen Fällen die Gesellschaft es ist, die die physische Abnormität erzeugt.

---

*) A. Baer: Der Verbrecher in anthropologischer Beziehung. Leipzig 1893.

Damit ist die Kriminalanthropologie gefallen und der Plan einer Kriminalsoziologie entworfen. Auf welchem Fundament wird nun diese Wissenschaft aufgebaut werden müssen? Den Satz, auf dem die Kriminalsoziologie beruhen muß, hat die Soziologie bereits vor einem Dezennium ausgesprochen. Er ist sehr einfach, klingt aber sehr parador und gab daher schon Anlaß zu einer sehr heftigen literarischen Reiberei. Er lautet nämlich: „Was ein Individuum denkt und fühlt, Das ist gar nicht es selbst, sondern sein soziales Milieu, seine Gruppe." *) Das auszusprechen, mit einem Federstrich all und jede Individualität zu leugnen, schien mindestens eine unerhörte Keckheit. Sie sollte nicht ungestraft begangen werden. In einem Fachorgan der wiener rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät **) unternahm es ein scharfsinniger Jurist, Professor Bernatzik, der unlängst in einer akademischen Antrittsrede Jesum Christum und die Apostel, die Kirchenväter und Luther obendrein zu Anarchisten machte, ***) jenen unerhörten soziologischen Satz als den baren Unsinn hinzustellen. Die Replik darauf †) fiel in der Hitze des Gefechtes etwas unfein aus. Deutsche Professorenpolemik pflegt manchmal auszuarten. Doch Das ist ja Nebensache; in der vorliegenden Frage war die beiderseitige Erhitzung begreiflich, denn wenn der Soziologe die Individualität leugnet, ist ja ein großer Theil des festen Besitzstandes des Juristen bedroht. Was im Individuum denkt, solle nicht es selbst sein? was in ihm fühlt, solle nicht es selbst sein? Also seine Entschlüsse, seine Vorsätze, seine guten und bösen Triebe und ihr nothwendiges Resultat, seine Thaten und Handlungen, sollen nicht aus seinem ureigensten Ich entspringen, sondern ihre Quelle anderswo haben, außerhalb seines Ich, in seiner Gruppe, in seinem Milieu? „So ist es", sagt der Soziologe; „Unsinn und wieder Unsinn!" sagt der Jurist und der Kriminalist und endlich auch der Kriminalanthropologe. „Ipse fecit", sagen sie Alle, wenn auch die Einen es seinem „freien Willen", die Anderen mit Lombroso es seiner „angeborenen Organisation" zuschreiben. Und doch hat jener so parador scheinende Satz auch einen Vertheidiger gefunden. Im fernen Osten, an der kaiserlichen Universität zu Tokio, hat nicht lange vor dem Ausbruche des japanisch-chinesischen Krieges ein sehr gelehrter Japaner, ein tiefer Denker, der dortige Universitätrektor Hiroyuki Katô, in einer deutschen Schrift die Frage nach der Entstehung des Rechtes aus der Macht untersucht. ††) In dieser Schrift stellt er sich auf die Seite

---

*) Gumplowicz: Grundriß der Soziologie. Wien 1885.

**) Grünhutsche Zeitschrift für Privat- und öffentliches Recht. 1893.

***) Vergl. Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung und Verwaltung, Jahrgang 1895, 1. Heft: „Anarchismus" von Edmund Bernatzik.

†) Gumplowicz: Die soziologische Staatsidee. Graz 1892.

††) Der Kampf ums Recht des Starken und seine Entwickelung. Von Hiroyuki Katô. Berlin 1894.

der Soziologie und citirt den erwähnten, unseren Juristen so paradox klingenden Satz als einen „sehr wahren“, dem er folgende Begründung hinzufügt: „Die soziale Anschauung, Sitte, Tradition, Religion, Moral- und Rechtsidee, der Zeitgeist, das öffentliche Gefühl u. s. w. üben immer auf die Individuen eine despotisch bestimmende Gewalt aus.“ An der kaiserlichen Universität in Tokio ist man also anderer Ansicht als in der Rechtsfakultät der kaiserlichen Universität in Wien. Nun erhält der von Tokio aus so warm befürwortete Satz eine ganz neue Begründung durch Baers Widerlegung der lombrosischen Lehre. Indem Baer nämlich in ausführlichen Detailnachweisen die Lehre widerlegt, daß die That des Verbrechers in dessen individueller Organisation ihre Ursache habe, weist er überall auf das soziale Milieu des Verbrechers als die eigentliche Quelle der verbrecherischen Handlung hin und liefert damit zu dem Satz Hiroyuki Katôs, daß die Denk- und Gemüthsverfassung des sozialen Milieus es ist, die auf das Individuum „despotisch bestimmende Gewalt“ übe, eine sehr treffende Illustration. Allerdings handelte es sich für Baer nicht um den Ausbau einer Kriminalsoziologie, sondern um die Kritik der Kriminalanthropologie; seine Hinweise auf die positiven sozialen Ursachen der Verbrechen sind daher nur gelegentlich und flüchtig. Doch bilden seine Bemerkungen und die von ihm citirten einschlägigen kriminalsoziologischen Aeußerungen moderner Forscher eine mächtige Anregung, diese Gedankenrichtung weiter zu verfolgen. So citirt er, um hier nur Eines anzuführen, eine Aeußerung von Adolphe Prins aus dessen Werk „Criminalité et Repression“: „Der Verbrecher und der ehrliche Mensch hängen von ihr Umgebung ab. Es giebt soziale Verhältnisse, die der sittlichen Gesundheit günstig sind: hier giebt es keine Neigung, keinen Hang zum Verbrechen; es giebt ein soziales Milieu, wo die Atmosphäre verdorben ist, wo ungesunde Elemente sich anhäufen, wo das Verbrechen sich wie der Ruß auf den Rauchfang niederschlägt, wo der Hang zum Verbrechen fruchtbar wird.“ Diese Anregungen genügen. Zu weiteren Forschungen und Untersuchungen ist die Arena frei. Ein neues Gebiet harrt der Strafrechtswissenschaft. Die Soziologie wird hier ihre Führerin sein. Eine Reihe schwerwiegender Fragen wird sie ihr vorlegen und auf deren Lösung dringen.

Wer hat den Kindesmord verübt? Etwa die unglückliche Mutter, die wir in den Kerker stoßen? Die Gesellschaft hat ihn verübt, die das gefallene Mädchen brandmarkt, es hilflos läßt und für ehrlos erklärt, die es der Schande und Verachtung preisgiebt; diese Gesellschaft hat den Kindesmord verübt und ist obendrein noch so heuchlerisch und grausam, in ihrem armen Opfer die eigene Schuld zu strafen.

Wer hat den Diebstahl verübt? Der Unglückliche, der unschuldig Noth leidet und seinen Hunger nicht stillen kann? Nein! Die Gesellschaft, die an

ihrer offenen und üppigen Mahlzeit für ihn den Tisch nicht deckte! Ists denn nur ein Zufall, daß die allergrößte Zahl der Diebstähle sich aus den armen, besitz- und erwerblosen Klassen rekrutirt, denen die Natur einen Magen gab und denen die Menschen die reichlich vorhandenen Nahrungmittel vorenthalten? Ist dieser Umstand etwa gleichgiltig, ist er nicht sehr bezeichnend und vielsagend? Der Millionär giebt sich mit „gemeinem Diebstahl“ nicht ab. Er zieht es vor, Banken zu gründen, Staatsanleihen zu finanziren oder Renten zu konvertiren. Er macht ein Panama oder ein Panamino; Das wird ihm nicht übel genommen. Tanlongo wird freigesprochen, der arme sizilianische Bauer aber, der Feldfrüchte gestohlen hat, um seinen Hunger zu stillen, wird eingesperrt. Wie lange noch wird die Strafrechts-„Wissenschaft“ sich diesen sozialen Erscheinungen gegenüber blind stellen? Sind Das individuelle Handlungen? Ja! sagen die Staatsanwälte und Richter, die ihre Weisheit aus veralteten Lehrbüchern schöpfen und unermüdlich ihre Theorien über Willensfreiheit und individuelle Zurechnung schmieden. Nein! sagt die Soziologie, Das sind soziale Erscheinungen und der beste Beweis dafür ist ja, daß sie in Folge dauernder sozialer Verhältnisse mit einer solchen Regelmäßigkeit wiederkehren, daß uns der Statistiker im Voraus verkünden kann, wie viele Kindesmorde, wie viele Diebstähle im nächsten Jahre und in den folgenden Jahren in dem und jenem Orte sich ereignen werden, — mit der selben Zuverlässigkeit, mit der uns der Astronom die nächsten Mondfinsternisse oder Sternschnuppenfälle voraussagt. Wie könnte er Das, wenn es individuelle Handlungen wären, die vom freien Willen des Einzelnen abhängen?

Wenn nun diese so klar zu Tage tretende Thatsache der sozialen Erzeugung der Verbrechen von der Strafrechtswissenschaft beharrlich ignorirt oder geleugnet wird, so liegt der Grund davon in praktischen Erwägungen. Die Strafrechtsscholasten fürchten, daß mit der Anerkennung dieser Thatsache die „Verantwortlichkeit“ des Einzelnen wegfallen und die Berechtigung des Strafens ferner nicht mehr erwiesen werden könnte. Das ist die alte Methode, wissenschaftliche Wahrheiten durch angeblich opportunistische Rücksichten bekämpfen zu wollen. Wenn man die Frage nach der persönlichen Fortdauer im Jenseits untersuchen will, darf man das Resultat dieser Untersuchung nicht von vorn herein dadurch beeinflussen, daß man sagt: wenn wir diese Fortdauer leugnen, dann entfällt ja die Lehre von Lohn und Strafe nach dem Tode, die wir nicht entbehren können. Das sind kindische Argumentationen, an die sich die Wissenschaft nicht zu kehren braucht. Eben so darf die Frage nach der sozialen Beeinflussung und Erzeugung der Verbrechen nicht von vorn herein auf Irrwege gelenkt und von ihrer richtigen Bahn abgedrängt werden, durch die Angst der prahlerischen Juristen, daß ihre ingeniösen Straftheorien in sich zusammenfallen. Diese Befürchtungen brauchen

die wissenschaftliche Untersuchung nach dem sozialen Ursprung der Verbrechen nicht im Mindesten zu beirren, denn diese Untersuchung berührt zunächst gar nicht die Praxis. Wird doch in der Praxis immer gestraft, trotzdem die Strafrechtstheorien immer wechseln, trotzdem die Straftheorie von gestern heute verworfen und durch eine andere ersetzt wird, ja, trotzdem es immer gleichzeitig verschiedene Straftheorien giebt, von denen die eine die andere ausschließt. Denn die Strafen sind älter als die Straftheorien und die Praxis des Strafens hat schon manche Straftheorie überlebt. Die Strafe ist einfach eine natürliche Reaktion der Menschen gegen ihnen mißliebige Handlungen; als solche stammt sie aus den primitivsten Zeiten der Menschheit, wo es noch keine Strafrechtslehren und keine Straftheorien gab. Uebrigens kann ja eine richtigere Erkenntniß der Natur und des Wesens der Verbrechen und des Verbrechers zu einer anderen Eintheilung der Verbrechen und der Verbrecher und zu anderen Methoden der Strafen führen; vielleicht dahin, gewisse Kategorien von Verbrechen strenger, gewisse milder oder gar nicht zu bestrafen, in anderen Fällen den Strafen ihren unvernünftigen puren Rachecharakter, da, wo sie ihn tragen, ganz zu nehmen. Zum Glück hat die Kriminalsoziologie die neue Bahn schon vielfach betreten. Sie wird weder die Befürchtungen der praktischen noch der scholastischen Kriminalisten beachten, sondern unbefangen die Frage untersuchen: Wie entstehen die Verbrechen? wer trägt an ihnen die Schuld? Vielleicht wird es sich zeigen, daß der größte Theil der Verbrechen nicht von den Verbrechern, sondern von menschlicher Justiz verübt wird. Doch solche traurigen Entdeckungen hat man ja im Laufe der Entwickelung der Kultur schon oft gemacht; warum sollte denn jede weitere ähnliche Entdeckung ausgeschlossen sein? Die Geschichte der Menschheit kennt zahllose Beispiele, wo es nur eines gewissen Zeitablaufes bedurfte, um die Richter zu Gerichteten und die Gerichteten zu Märtyrern und Heroen zu machen. In neuerer Zeit und in politischen und sozialen Angelegenheiten war der Zeitablauf, der zu einem solchen Umsturz der Meinungen nöthig war, oft sehr kurz. In Oesterreich brauchte es z. B. vom Galgen, an den man wegen rechtzeitiger Absentirung nur in effigie gehenkt werden konnte, bis zu einem Ministerfauteuil kaum zwei Jahrzehnte (Andrassy); in anderen Fällen dauerte es etwas länger. So z. B. dauerte es vom Kerkerloch bis zum Wirklichen Geheimen Rath vier Dezennien (Smolka), wobei der Weg über eine Parlamentslaufbahn und einen Parlamentspräsidentenstuhl ging; in noch anderen Fällen brauchte es vom schweren Kerker zum Kardinalssitz (Dunajewski) drei Dezennien und zu einem Ministerportefeuille nur zwei Dezennien (Ziemialkowski). Um so weniger dürfen uns opportunistische Rücksichten auf ein bestehendes Strafrecht abhalten, die Strafrechtswissenschaft vom soziologischen Standpunkte aus zu behandeln.

Graz. Professor Dr. Ludwig Gumplowicz.

Beamteneinkommen in England und Amerika.

Wenn man über das Einkommen der Beamten in England und Amerika schreiben will, so muß man zunächst durch die Bemerkung, daß das Geld in England eine größere Kaufkraft besitzt als in den Vereinigten Staaten Amerikas, die Bahn frei machen. Praktisch kosten die Nothwendigkeiten und die Bequemlichkeiten des Lebens in England weniger als drüben. Bei den Dienstboten z. B. sind die Löhne um die Hälfte niedriger; und die häuslichen Angestellten sind so viel besser ausgebildet, die Dienste, die sie leisten, sind so überlegen, daß man schwerlich einen Vergleich ziehen kann. Diese Angabe über Leistungfähigkeit bezieht sich nicht so sehr auf die Dienstboten in einem großen londoner Hotel im Vergleich zu denen in einem eben so theueren new-yorker Hotel wie auf die häuslichen Angestellten in ganz England im Vergleich zu denen im ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten. Außerhalb der Großstädte — wo die Dienstbotenlöhne merklich höher sind — kann man sich vier Dienstmädchen und einen Diener für weniger als 2000 Mark jährlich halten, während in den Vereinigten Staaten die Löhne der selben Dienstbotenzahl jährlich über 4800 Mark betragen würden. In England sind die Dienstboten ferner eine von Befriedigung und Selbstachtung erfüllte Klasse, während sie in Amerika eine ehrgeizige Masse sind, die in ihren eigenen Augen ein zeitweiliges soziales Unglück leidet. Es würde schwer halten, einen Amerikaner zu finden, dessen Ehrgeiz sich auf das Erreichen einer Tafeldienerstelle in einem Privathause beschränkte; aber so mancher Engländer betrachtet eine solche Stelle als genügenden Lohn für dieses Leben, während in jenem, wo es ja kein Freien und Sich-freien-lassen giebt, wahrscheinlich auch keine Familien vorhanden sind, die um ihren Eßtisch Männer in Plüsch und Kniehosen aufgestellt haben müssen. Ein Mann mit einem Einkommen von 20000 Mark kann sich in England in seinem Haushalt mehr Dienstboten leisten und leistet sie sich thatsächlich als Jemand mit dem doppelten Einkommen in den Vereinigten Staaten. Alle häusliche Arbeit vom Scheuern und dem Stalle bis zur Schulstube und dem Pulte des Privatsekretärs, mag sie von Mann oder Weib besorgt werden, wird in England besser und billiger gethan und kostet ein Drittel bis die Hälfte weniger. Wo die Nothwendigkeiten, Bequemlichkeiten und der Luxus des Lebens theuer sind, da bedeutet das Geld weniger, als wo sie bequemer zu erreichen und weniger kostspielig sind. Deshalb hält man sich am Besten gegenwärtig, daß im Allgemeinen 20000 Mark in den Vereinigten Staaten etwa 24000 Mark in England entsprechen oder selbst mehr, wenn man außerhalb Londons lebt; und ferner, daß mit dem Einkommen auch seine entsprechende Kaufkraft bis zu einem gewissen Punkte wächst, so daß 20000 Mark 24000, aber 40000 Mark 52000 Mark werth sind.

Große Fähigkeit und Macht, Menschen zum Guten oder zum Bösen zu beeinflussen und zu lenken, lassen sich nicht auf dem Industriewege herstellen. Sie werden durch kein Gesetz von Angebot und Nachfrage betroffen — trotz Buckle — und weder Schutzzoll noch Freihandel vermag ihren Vorrath zu vermehren oder zu vermindern. Die Folge davon ist, daß solche Kräfte reichlich,

glänzend, ja, außer allem Verhältniß bezahlt werden. Das Geld wird in England sorgsamer angesammelt und behutsamer ausgegeben als in Amerika, und für die eigene Familie zu sorgen, ist dort eine Sache größerer Bedachtsamkeit und größeren Stolzes. Die Anzahl der Leute mit kleinen Einkommen aus Vermächtnissen ist im Vergleich zu Amerika in England riesig, und unter Beamten, besonders unter der Geistlichkeit, müssen diese Zuschüsse zu dem wirklichen Einkommen in Betracht gezogen werden. Ein fernerer Faktor, der in das Exempel eintritt, ist der veränderliche Werth des Beamtendienstes. Beamte hängen in allen Ländern für ihr Einkommen von gewissen unmateriellen und feinen Gewalten ab, die sich schwer analysiren lassen. Es ist unmöglich, Fähigkeiten und Nützlichkeit der Beamten für die Gesellschaft auf eine algebraische Formel zu bringen. Wenn die Kohlenarbeiter striken, dann frieren wir Alle und es ist nicht sehr schwierig, die Rolle zu berechnen, die ihre Dienste in der Schaffung unserer Behaglichkeit spielen. Jeder von uns könnte sagen, daß die Kohle einen gewissen Betrag in der Gesammtsumme seines Glückes darstellte, je nach der Anzahl seiner Oefen. Aber den Verlust zu berechnen, den wir erleiden würden, wenn alle Lehrer, alle Priester, alle Aerzte, alle Künstler oder alle Romanschriftstellerinnen in einen Ausstand eintreten würden, ist ein spitzfindigeres Problem. Daher hängt das Einkommen der Beamten in weitem Maße, wenn nicht gänzlich, eben so von den geistigen wie von den materiellen Zuständen der Zeit ab, in der sie leben. Das Einkommen Shakespeares und Miltons war klein; in einer anderen Zeit erhielt aber Macaulay über zwei Millionen Mark für seine „Geschichte Englands“ und Scott eine noch größere Summe für seine Romane. Die Leute verschlangen die Dichtung, — selbst wo der Geschichtschreiber die Dichtung schrieb und der Romanschriftsteller die Geschichte. Vor zweihundert Jahren hätte kein Schauspieler — er müßte denn entweder ein Politiker oder ein Priester gewesen sein — hoffen können, sich achtbare Leute zu Freunden zu machen oder ein achtbares Einkommen zu erwerben. Heute hat der Schauspieler Henry Irving nicht nur einen Ehrengrad von der Universität Oxford bekommen und ist geadelt worden, sondern er hat sich auch ein beträchtliches Vermögen verdient; auch Ellen Terry, Ada Rehan und andere Frauen, die ihre Köpfe weniger und andere Glieder stärker gebrauchen, sollen Gehälter beziehen, die so hoch wie ihre Springleistungen sind.

Der Arzt, der zur Ader ließ und Blutegel setzte, der Arzt des vorigen Jahrhunderts, stand sozial und finanziell mit dem Apothekergehilfen von heute auf einer Stufe. Aber in England ist vor noch nicht ganz zwei Jahren ein Arzt gestorben, Sir William Clark, der in dem Rufe stand, ein Jahreseinkommen von 300 000 bis 400 000 Mark zu haben. Und nicht nur sein Einkommen war groß, sondern auch die Westminster Abbey war bis an die Thore gefüllt, als die letzten Worte an seiner Bahre gesprochen wurden, und Englands Premierminister folgte ihr als Hauptleidtragender.

Einen Unterricht, wie ihn die Vereinigten Staaten in ihren überall vorhandenen öffentlichen Schulen kennen, hat es in England vor den letzten fünfzig Jahren nicht gegeben, und noch jetzt steckt dort der staatlich unterstützte Schulunterricht in den Kinderschuhen. Die Geistlichen der Staatskirche sind von Amtes wegen Staatsbeamte, ihre Einkommen haben sich fast gänzlich aus den Pachterträgen der Pfarrgrundstücke abgeleitet, und Das macht es schwierig, die Sum-

men zu berechnen, die sie in der Vergangenheit bezogen haben. Von ihrer bemitleidenswerthen heutigen Geldlage wird später ein Wort zu sagen sein. Die Beamten der anderen Kirchen werden, wie in Amerika, im Verhältniß zu ihrer „Zugkraft“ bezahlt. Es giebt jedoch ein Element in der englischen Gesellschaft, das alle ihre Verästelungen färbt und gestaltet, und Das ist die Ehrfucht vor dem Erfolg und seine Verehrung. Jeder, sei er Beamter oder nicht, der in England die oberste Sprosse seiner besonderen Leiter ersteigt, wird nicht nur in Geld, sondern auch in Lebensannehmlichkeiten, in Ehrfurcht und Bewunderung ganz außer jedem Verhältniß zu Denen bezahlt, die unter ihm stehen. Die Rektoren der großen Gymnasien, die großen Prälaten der Kirche, der Großkanzler, der Lordoberrichter und der Kronanwalt, die bekannten Aerzte, die großen Rechtsanwälte und Bauingenieure verdienen jährlich Summen, die in einem demokratischen Staate für ein Vermögen gelten würden. Andererseits erwirbt der Beamtenpöbel oder Beamtenschwanz weniger Aufmerksamkeit und weniger Geld und ist in seinen gesellschaftlichen Gelegenheiten weit beschränkter als in Amerika.

In der Kirche erhält der Erzbischof von Canterbury 300 000 Mark, während das Durchschnittseinkommen des Geistlichen unter 4000 Mark liegt. Ein sehr bedeutender Rechtsanwalt, wie Sir Charles Russel, hat ein Einkommen, das verschieden zwischen 300 000 und 400 000 Mark geschätzt wird, während eine Autorität — selbst ein Rechtsanwalt — versichert, daß achtzig Prozent aller Rechtsanwälte überhaupt nichts verdienen. Diejenigen, die Etwas verdienen, machen jährlich 4000 Mark, die auf der nächsten Stufe 20 000 Mark, dann 40 000 Mark, was für die große Mehrheit das höchste Einkommen ist. Eine sehr begrenzte Anzahl verdient dann jährlich 100 000 Mark. Praktisch gelten die selben Zahlen für Mediziner, mit der Ausnahme, daß hier der Prozentsatz Derer, die überhaupt nichts verdienen, kleiner ist, — ein nicht ganz bedeutungsloses Zeichen, da es andeutet, daß der Brite lieber eine Gichtkur bezahlt, als daß er sich in einen Streit einließe, wo Fäuste ausgeschlossen sind. Die Rektoren der höchsten Schulen wie Eton und Harrow erhalten 100 000 bis 140 000 Mark Gehalt außer ihrer Amtswohnung, während nach dem Bericht des londoner Schulrathes für 1893 das Durchschnittseinkommen der 318 Schuldirektoren unter seiner Aufsicht 5600 Mark, und das Durchschnittseinkommen der 1984 Lehrer 2560 Mark war. In den „Nationalschulen“ oder „Britischen Schulen“, von denen es eine weit größere Zahl giebt, sind die Gehälter beträchtlich niedriger und in den Kirchspielschulen sind sie noch niedriger. In dieser Verbindung ist zu bemerken, daß sich die Elementarschulen Englands folgendermaßen vertheilen:

„Nationalschulen“ oder Englische Hochkirchschulen	11 307
„Britische“ oder konfessionlose Schulen	1 221
„Schulrathschulen“ (geschaffen durch das Schulunterrichtsgesetz von 1870)	4 200
Römisch-Katholische Schulen	929
Wesleyanische Schulen	528

Hier sind wiederum, wie bei den Kirchen- und den Staatsdienern, die Preise glänzend und der allgemeine Durchschnitt erbärmlich. So haben die Rektoren von Schulen wie Eton und Harrow Einkommen, die von 140 000 Mark nicht sehr weit entfernt sind, und einfache Lehrer, von denen es in Eton fünfzig und

in Harrow wahrscheinlich vierzig giebt, bekommen 40000 bis 60000 Mark. Etwa ein Dutzend von diesen Lehrern haben überdies Pensionhäuser für die Knaben, die in jedem Falle noch 10000 bis 32000 Mark zu ihren festen Gehältern einbringen, je nach ihrem Umfang, ihrer Leitung und der pädagogischen Anschauung, die sie von den Nothwendigkeiten des kindlichen Appetites haben. Dann kommen zunächst Schulen wie Winchester, Charterhouse, Rugby, Shrewsbury, Wellington, wo die Rektoren von 60000 bis 90000 Mark bekommen und die einfachen Lehrer (die ihr Einkommen eben so noch durch Pensionhäuser vermehren) von 2400 bis 10000 Mark. Aber die Lehrer und Lehrerinnen in der großen Masse erreichen kein höheres Durchschnittseinkommen als 1800 Mark.

In den aus Stiftungen herrührenden Knabenschulen, die auch oft als King Edward's Grammar Schools bezeichnet werden, erhalten die Direktoren zwischen 4000 Mark und 10000 Mark und ein Wohnhaus. Diese Schulen sind heute, wo die Eisenbahnen den Zugang zu den berühmteren Schulen leicht gemacht haben, weniger wichtig; sie lehren nur eine geringe Anzahl von Knaben die alten Sprachen und geben der Mehrheit eine kommerzielle Schulbildung. Die Rektoren und Lehrer der großen Gymnasien sind fast ohne Ausnahme Graduirte von Oxford oder Cambridge, gewöhnlich solche, die ein besonders ausgezeichnetes Examen gemacht haben, und Männer, die, wenn sie Geistliche wären, zu den höchsten Kirchenämtern befördert würden. Früher waren die meisten Lehrer Geistliche, jetzt sind es nicht mehr die Hälfte.

Die Lehrer an den Schulrathschulen und Kirchspielschulen werden als sogenannte pupil-teachers, d. h. Probelehrer, die in einigen Fächern Unterricht ertheilen, in anderen selbst noch Unterricht empfangen, und auf Seminarien erzogen und müssen ein Diplom erhalten, ehe sie lehren dürfen. Sie mögen hier als der allgemeinen Lehrerlaufbahn in den Gymnasien der Vereinigten Staaten entsprechend gelten, wenn auch nicht den auserlesenen Lehrern in den höheren Schulen von Massachusetts. In den Mädchenabtheilungen dieser Schulrathschulen empfangen, nach dem londoner Schulrathsbericht von 1893, 325 Direktorinnen durchschnittlich jährlich 4160 Mark und 1175 Lehrerinnen 2000 Mark. In den Kleinkinderabtheilungen war die durchschnittliche Bezahlung der 330 Direktorinnen 3820 Mark und der 1936 Lehrerinnen 1980 Mark. In Privatmädchenschulen erhalten Lehrerinnen, die Diplome von Girton College oder Newnham College in Cambridge haben, 2400 Mark, während es in kleineren Schulen, wahrscheinlich mehr in solchen für „junge Damen", Lehrerinnen giebt, die außer der Pension 800 Mark erhalten.

Im Lehrwesen, wie auf jedem anderen Gebiete in England, zeigt es sich somit auf den ersten Blick, daß die höchsten Preise weit werthvoller, die Mittelmäßigkeit weit niedriger bezahlt und das Durchschnittsgehalt etwas niedriger ist als z. B. in den Vereinigten Staaten. An der Spitze stehen die Rektoren von Eton und Harrow und am Ende die einfache Lehrerin.

Die Einkommen der höheren und niedrigeren Lehrer an den Universitäten — oder der Professoren, wie wir sie nennen — variiren etwas, obgleich nicht im Verhältniß zu dem Reichthum der Colleges selbst. Die Einkommen der verschiedenen Colleges in Oxford rangiren von 42360 Mark im Worcestercollege bis 639540 im Christ Church College, und in Cambridge von 94130 Mark im Magdalen College bis

703 740 Mark im Kings College. Die Häupter der Colleges erhalten jedoch rund von 20 000 bis 30 000 Mark. Das Haupt von Christ Church College, das zugleich auch Dechant der Kathedrale ist, und eben so gewöhnlich, wenn auch nicht nothwendig, Vicekanzler der Universität, hat ein Einkommen von 45 000 Mark, der Master des Trinity College in Cambridge hat gegen 40 000 Mark. Aber Das sind Ausnahmen. Eine Fellowship ist zwischen 4000 und 6000 Mark werth, und diese sind gewöhnlich mit Dozentenstellen verbunden, die vielleicht noch 3000 Mark werth sind. Diese führen wiederum zu den eigentlichen Lehrstellen, die, wie an den deutschen Universitäten, auf die Unterrichtsgelder angewiesen und rund mit 8000 Mark anzusetzen sind. Professuren variiren enorm, je nach den Stiftungsummen der Lehrstühle und den Kollegiengeldern und rangiren zwischen 5000 Mark und 20 000 Mark. In Cambridge giebt es viel und sehr theueren Privatunterricht, der thatsächlich fast zum Skandal wird, in Oxford giebt es weniger. Ein Mann mit dem Rufe eines Einpaukers ersten Ranges kann jährlich eine große Summe mit einfachem Stundengeben verdienen, weit mehr, als ein Lehrer an einem amerikanischen College verdient.

Die Frage, die heute in den Kreisen der Englischen Hochkirche am Meisten erörtert wird, ist die Frage der stark verminderten Einkommen ihrer Geistlichen. Sie ist eine mehr als ernste Frage geworden und bedroht jetzt sogar das Leben der Kirche. Der Niedergang des Ackerbaues in England hat dem Einkommen dieser Männer, die hinsichtlich ihrer Bezahlung auf die Pachterträge der Pfarrgüter angewiesen sind, stark zugesetzt. So hat es 1880 2587 Pfründen mit Erträgen unter 4000 Mark gegeben; jetzt befinden sich 4173 Pfründen in dieser Klasse. Fast ein Drittel der Gesammtzahl der Pfründen in England und Wales ist jetzt unter 4000 Mark, und unter diesen giebt es 1379 mit einem durchschnittlichen Einkommen von unter 1280 Mark. In 12 142 Pfründen von der Gesammtzahl von 14 108 in den Diözesen von England und Wales ist der Geldertrag der Pfründe unter 8000 Mark und in der großen Mehrzahl davon sehr viel niedriger. Aus diesen Zahlen läßt sich das Durchschnittseinkommen der Geistlichkeit der Englischen Hochkirche von heute leicht berechnen. Die Einkommen der Geistlichen nicht staatlicher englischer Kirchen stehen zwischen 2000 Mark und weniger und 12 000 Mark in den größeren Städten, während vielleicht ein Dutzend Leute von so ungewöhnlichem Schauspielertalent wie Joseph Parker in London 20 000 Mark beziehen. Die Einkommen der Geistlichen in den amerikanischen Großstädten, die sich zwischen 14 000 Mark und 60 000 Mark (einschließlich Gebühren und Nebeneinnahmen) halten, kennt man in England nicht.

In den Reihen der Schriftsteller und Journalisten ist es nicht schwierig, die Einkommensgrenzen zu bestimmen, obgleich die Vertreter dieser Berufe nicht die Bescheidenheit besitzen, mit Boileau zu sagen:

„Qu'on peut sans crime
Tirer de ces écrits un profit légitime."

Das Verfassen von Schulbüchern ist außerordentlich gewinnbringend, und ein Mann, dessen lateinische Grammatik in den Gymnasien eingeführt wird, erwirbt sich ein Vermögen. In England giebt es wahrscheinlich etwa 250 Menschen, die sich durch Romanschreiben einen Lebensunterhalt verdienen. Von diesen verdienen etwa 50 damit und mit anderer Arbeit über 20 000 Mark jährlich, ein

Dutzend 40 000 Mark und vielleicht zwei oder drei 60 000 Mark. Essayisten und Dichter verdienen in der Regel überhaupt nichts, und die große Mehrzahl der Romanschriftsteller verdient auch nichts, was nur sehr nützlich und in der Ordnung ist. Journalisten ersten Ranges verdienen 20 000 Mark jährlich, aber mit Ausnahme von ein paar Herausgebern bringt es keiner bis auf 40 000 Mark. Journalisten, die Berichterstatter sind oder „Vermischtes" schreiben und Arbeit aller Art leisten, verdienen 4000 bis 8000 Mark und haben keine Spur von jener „köstlichen Celebrität", die Zola mit echter gallischer Weibermanier so hoch anschlägt. Der größte Theil der Arbeit an den englischen Zeitschriften wird nach dem Stück bezahlt und nicht von besoldeten Beamten gethan; und die einzelnen Beiträge werden nicht nur schlecht bezahlt, sondern auch die Gehälter sind mit wenigen bemerkenswerthen Ausnahmen klein. Wo der Herausgeber, wie bei den Times oder den Daily News und vielleicht noch ein paar anderen Zeitungen, einen Besitzantheil hat, ist es unmöglich, Schätzungen anzustellen. Die Times zahlen einzelnen führenden Mitarbeitern 20 000 bis 24 000 Mark jährlich und auch der Standard hat in seiner Redaktion ein paar Leute, die so viel bekommen. Eine Zeitschrift wie die St. James Gazette zahlt ihrem Herausgeber wahrscheinlich 20 000 Mark, das Daily Chronicle 16 000 Mark, der Globe, ein kleines konservatives Blatt von geringem Gewicht, nur 10 000 Mark. Die Times bezahlen 100 Mark für eine Spalte von 1800 großgedruckten Worten und 80 Mark für die selbe Menge kleingedruckter Schrift. Der Standard bezahlt 60 bis 80 Mark für 1600 Worte. Die großen Vierteljahrschriften zahlen 20 Mark für die Seite und das Höchsthonorar beträgt 20 Mark für 500 Worte. Die Saturday Review, deren Herausgeber gegen 16 000 Mark bekommt, und der Spectator, dessen Herausgeber einen Besitzantheil hat, zahlten früher 72 Mark für 2000 Worte; jetzt zahlen sie weniger. Jener blauäugige vegetarische Plauderer Bronson Alcott, dessen stolzester Ruhmestitel die Großvaterschaft an Little Women ist, sagte oft, alle Dinge seien spiralförmig. Sicherlich hängen alle Dinge zusammen. Die Vermehrung der Bildungsgelegenheiten hat es mit sich gebracht, daß Commis, Ladenbesitzer und ihre Gehilfen zum guten Theil ihre Abende jetzt damit verbringen, ein Bischen Latein und noch ein Bischen weniger Griechisch und ein steifes, glattes, geziertes Englisch zu lernen. Der erste Gebrauch, den sie von diesen damenhaften Errungenschaften machen, besteht darin, daß sie für die Blätter schreiben, so daß es jetzt einen ungeheuren Ueberschuß an leichter Zeitungmietharbeit giebt und in der großen Menge der Zeitschriften zweiten Ranges die oberflächliche Allwissenheit des literarischen Sudelkoches unumschränkt herrscht.

Wenn man sich die vorgeführten Zahlen ansieht, dann ist sofort klar, daß der Passus am Anfang dieses Aufsatzes nur allzu gut gestützt ist. Wahrscheinlich ist der einzige Spruch aus dem Neuen Testament, der in dem Lande der Religion des Cylinders und schwarzen Gehrockes in die That umgesetzt worden ist, der: Dem, der hat, solle gegeben werden und Dem, der nicht hat, solle auch noch genommen werden, was er hat. Ein großer adeliger Herr wie der Earl of Rosebery, der zu gleicher Zeit der Besitzer eines bewunderten Rennstalles, englischer Premierminister und der anerkannte und geachtete Schiedsmann in dem letzten Kohlenarbeiterstrike war, hat mehr von Dem, was diese Welt zu geben vermag, als ein Sterblicher je auf der Welt gehabt hat, und das ertrinkende Zehntel des

englischen Volkes steckt tiefer im Schlamme als die Wilden des Westens der Vereinigten Staaten mit ihren Mokassin und ihrer Decke. Das soll keineswegs bedeuten, daß die vom Erfolg Gekrönten tyrannische Unterdrücker seien und die Mittelmäßigen betrogene Sklaven; denn in dem heutigen House of Lords sitzen wahrscheinlich mehr Männer, die kein Adelsdiplom nöthig haben, um ihren Anspruch auf eine leitende Stellung zu begründen, als in dem vergoldeten Senat der Vereinigten Staaten. Wenn diese schreckliche Kluft zwischen dem Erfolg und dem verhältnißmäßigen Mißerfolg schlimm ist, so entfällt sie nicht auf Rechnung monarchischer Einrichtungen und feudaler Ueberlieferungen, sondern auf Rechnung eines noch ungelösten ökonomischen Problemes. In Amerika giebt es einen solchen Unterschied zwischen dem Einkommen des Erfolges und dem der Mittelmäßigkeit nicht, und man kann nur sagen, daß in England ein Erfolg schwerer zu erreichen ist und mehr bedeutet — und daß ein Fehlschlag in Amerika weniger schlimme Folgen hat. Die folgende Tabelle zeigt uns deutlich, allzu deutlich fast, worauf der Nachdruck liegt:

Jahreseinkommen der vierzehn Glieder des Königlichen Hauses	12 Millionen Mark.
Einkommen des Kohlenarbeiters nebst Familie (von einem Kohlenarbeiter abgeschätzt)	1 560 Mark.
Der Erzbischof von Canterbury	300 000 "
Durchschnittseinkommen des Geistlichen	2 400 "
Kronanwalt	260 000 "
Durchschnittsrechtsanwalt überhaupt mit Verdienst	4 800 "
Der Arzt Sir Andrew Clark	320 000 bis 400 000 Mark.
Durchschnittsarzt	4 800 Mark.
Rektor eines großen Gymnasiums	120 000 bis 160 000 Mark.
Lehrer an einer kleinen Schule	2 000 Mark.
Herausgeber und Theilbesitzer einer großen Zeitung	100 000 Mark oder mehr.
Berichterstatter	3 200 Mark oder weniger.
Macaulays „Geschichte Englands“	3 Millionen Mark.
Scotts Romane	gegen 4 Millionen Mark.
Essayisten, Dichter, Mehrzahl d. Romanschriftsteller	nichts.
Geistlicher einer nichtstaatlichen Kirche (sehr beliebt)	20 000 Mark.
Geistlicher einer nichtstaatlichen Kirche (mit kleinster Zugkraft)	1 800 "
Juristische Beamte (gut bezahlt):	
Lord Oberrichter	160 000 "
Großkanzler	200 000 "
Richter in Land- und Stadtgerichten	20 000 bis 40 000 Mark.
Minister	100 000 Mark.

Bridgnorth, Shropshire. Price Collier.



Londoner Eindrücke.

Die Parlamentswahlen haben die Blicke der Bewohner des Kontinents einmal auf die innere Politik Englands gelenkt, die sonst durch das Interesse für seine äußere Politik in den Hintergrund geschoben wird. Wer die Erregung dieser Wochen mitgemacht hat, wer im Parlament war, als William Harcourt seiner eigenen Laufbahn eine bewegliche Grabrede hielt, wer den Abend in Albert-Hall erlebte, wo das vorige Ministerium vor zehntausend Menschen mit einer durch echt englischen Humor gewürzten Leidenschaft gegen die neue Regirung agitirte und Lord Rosebery mit merkwürdiger Selbstzufriedenheit erklärte: „Wir haben nichts zu vertheidigen und nichts zu bereuen“, wer die fieberhafte Thätigkeit der englischen Frauen beobachtet hat, die in ihren Distrikten von Haus zu Haus gehen, „canvassing“, d. h. bei den Wählern für ihren Kandidaten agitirend und intriguirend, — Der wird das Interesse für das innere politische Leben Englands, das sich unter freiem Himmel wie hinter den vier Wänden des Familienhauses abspielt, nicht leicht wieder verlieren.

Die großartige Gastfreundschaft der Engländer, ihr liebenswürdiges Entgegenkommen, das die Sage von der englischen Steifheit Lügen straft, ermöglichen es dem Fremden, einen Einblick in innere Verhältnisse zu gewinnen, der ihm oft im eigenen Vaterlande versagt bleibt. Ein Umstand begünstigt seine Studien ganz besonders: keine Parteiströmung, sei sie sozialistisch, atheistisch oder anarchistisch, steht auf dem Index der Gesellschaft. Der Sozialist Burns, der Sozialdemokrat Burrows, der russische Nihilist Stepniak, die Sozialdemokratin Amy Hicks —: sie Alle sind in den Salons eben so gern gesehen wie ihre politischen Antipoden, ja häufig weit lieber noch, denn sie gelten als „so very interesting“. Als ich im County Concil einmal nach der Sitzung meinen Nachmittagsthee trank, sah ich am gleichen Tisch den Konservativen, den Liberalen und den Sozialisten friedlich zusammensitzen; als ich der Versammlung eines Frauenvereins beiwohnte, dessen Mitglieder zum Theil der Hochkirche und der starrkonservativen Primerose League angehören, präsidirte, weil der Vorsitzende ausblieb, ein bekannter Sozialdemokrat; als ich bei der Gründung des Bundes englischer Frauenvereine zugegen war, sprach Amy Hicks mit flammender Begeisterung vor einer Versammlung von eleganten Ladies von der Verbrüderung der Arbeiterschaft der Welt und — wurde in den Vorstand gewählt. Zuerst pflegt der Eindruck dieser Thatsachen den Deutschen zu überwältigen; er denkt an deutsche Verhältnisse und vermag die vollständig andere Situation in England nicht leicht zu fassen. Der oberflächliche Beobachter zieht sie nie in Betracht und wird leicht zu einem blinden Bewunderer der englischen Freiheit und der englischen Zustände. Er sieht die imponirende vierfache Kette eleganter Equipagen nachmittags im Hydepark, er kommt in die englischen Häuser und findet da einen Luxus der Einrichtung und der Toiletten, der ihm daheim nur in vereinzelten Fällen vor Augen tritt; er hört von den großartigen Organisationen der Wohlthätigkeitgesellschaften und denkt dabei seufzend an die heimischen Vereine und Vereinchen, die einander entweder gar nicht kennen oder blutig befehden. Als die deutsche Bourgeoisie noch mit sich allein zu thun hatte und sich später die Nachtmütze tief und tiefer über die Ohren zog, erkannte die Bourgeoisie

Englands das Gespenst des Elends, das in den unteren Volksschichten umging und ihr immer bedrohlicher näher kam, und dachte über die Mittel nach, es zu bannen. Der Ruf: „Ins Volk!" hatte die selbe Kraft wie der Ruf der Kreuzfahrer: „Gott will es!" Von der Thätigkeit der inneren Mission an bis zu der Gründung der auf Selbsthilfe beruhenden Gewerkschaften finden wir ein Netz gemeinnütziger Anstalten, an dem der Geistliche und der Professor, der Lord und der Großkaufmann mitgearbeitet haben. Und das Resultat?

Es war in der Abendstunde eines warmen Julitages, als ich mit einer Schwester von der Heilsarmee durch die Slums von East-London ging. Ein moderner Dante könnte hier die Studien zu seiner Hölle machen. Aus den engen, schmutzigen Straßen stieg dicker Dunst auf, vor den dunklen, niedrigen Häusern trieben sich Schaaren halbnackter Kinder umher, denen Elend, Krankheit und Laster fürchterliche Zeichen aufgeprägt hatten. Mit geschäftsmäßiger, gleichgiltiger Offenheit, der selbst jede Spur cynischen Humors fehlte, boten junge und alte Weiber sich den Vorübergehenden an. Betrunkene Männer, deren Lumpen schon einen Fuselgeruch ausströmten, schwankten durch die Straßen. Und die Wohnungen dieser Unglücklichen! Wohl tritt uns auch anderswo das Elend entgegen, aber so massenhaft, ein Haus neben dem anderen, Straßen und Straßen in endlosen schmutziggrauen Reihen, Kammer an Kammer ohne Luft und Licht, häufig ohne jede Einrichtung, — wo giebt es solche Hölle zum zweiten Male? An anderen Tagen kam ich durch die Slums im Nordwesten, im Norden, im Süden: überall das selbe Bild, und als ich meinem Entsetzen über die Weltstadt Ausdruck gab, sagte man gelassen: „O, in Glasgow, in Manchester und Liverpool ist es noch schlimmer." Und ich sah, wie dieser Grad des Elends die Menschen verthiert, wie sie stumm und stumpf dahin vegetiren, wie selbst die Kraft zur Empörung gegen ihr Geschick in ihnen ertötet ist. Ich sah Frauen, die in rastloser Arbeit Lesen und Schreiben verlernten, wenn sie es je gekonnt haben — denn die Volksschule leistet wenig und kann nichts leisten, da im freien England die armen Kinder die „Freiheit" haben, schon mit elf Jahren ihre Arbeitkraft zu verkaufen —, Frauen, die im Alter halb schwachsinnig im Workhause enden.

Das also ist das Resultat. Die englische Wohlthätigkeit würde der Welt eine Wohlthat erweisen, wenn sie sich öffentlich bankerott erklärte. Für Alle, die sehen wollen, hat sie es in diesem Winter schon gethan, als sie mit Aufwendung aller Kraft Körbe voll Brot und Kohlen und Kleider heranschleppte und doch erlahmen mußte vor den wachsenden, dunklen, drohenden Massen der Arbeitlosen. Das englische Parlament setzte im Februar eine Kommission zur Untersuchung der Arbeitlosigkeit ein, die, so belanglos sie auch sonst war, doch die eine Thatsache festgestellt hat, daß zwei Drittel der Bevölkerung in außergewöhnlichem Nothstand leben. Vom Ministerium Rosebery haben Viele erwartet, es würde sich als der Wunderdoktor entpuppen, der das Kräutchen Allheil mit sich führt. Aber nur der Minister Asquith hat durch seinen Vorschlag zur Umänderung der Fabrikgesetze, der inzwischen, wenn auch vielfach verstümmelt, zum Gesetz geworden ist, einen bemerkenswerthen Schritt auf der Bahn sozialer Reformen gethan, da z. B. die Kinder- und Frauenarbeit beschränkt wurde, die mit Maschinen betriebenen Waschanstalten unter die Gewerbeaufsicht gestellt sind und die Einrichtung von Bäckereien in Kellerräumen verboten worden ist.

Die Sitzungen der parlamentarischen Kommissionen sind Jedem, der durch Abgeordnete eingeführt wird, zugänglich. Man sitzt im selben Raum mit der Kommission, nur durch eine Holzwand in Tischhöhe von ihr getrennt. Bei den Berathungen des Fabrik-Gesetzentwurfes waren stets viele Frauen zugegen; besonders solche, die mit der Organisation der Frauengewerkschaften zu thun haben. Das sind nicht etwa nur Arbeiterinnen, sondern elegante Ladies, die in der Gesellschaft eine um so hervorragendere Rolle spielen, je energischer sie in politischer und sozialer Beziehung thätig sind. Es herrscht dabei der ungezwungenste Verkehr zwischen den verschiedenen Parteien und Niemand wundert sich, wenn der bekannte Arbeiterführer John Burns oder der Führer der Unabhängigen Arbeiterpartei, Keir Hardie, mit dem konservativen Lord oder dem liberalen Großkaufmann an einem Tisch sich unterhält. In den Sitzungen zur Berathung des Fabrikgesetzes, denen ich öfters beiwohnte, machte ich sogar die Beobachtung, daß der Grad der Zuvorkommenheit mir gegenüber erheblich stieg, als Burns mich freundschaftlich begrüßte, und ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, als ich in Gedanken unseren Köller an die Stelle von Asquith und unseren Bebel an die Stelle von Burns setzte. Unser Minister würde schon in der Anwesenheit einer Frau bei einer Kommissionsitzung den Beginn der Revolution gewittert haben.

Wenn ich jetzt in der friedlichen Stille des berliner Sommers die deutschen Zeitungberichte über die englischen Wahlkämpfe las, so freute es mich immer, zu sehen, mit welchem Feingefühl die Reporter ihre Notizen für den deutschen Philister zuschneiden, der nicht aus seiner Ruhe gestört werden darf. Was würde er sagen, wenn er hörte, wie die Frauen den Kandidaten, der eben seine Wahlrede hielt, aufs Korn nehmen und ihm erklären, unter welchen Bedingungen sie für ihn arbeiten werden, und wie seine Hoffnung bis auf den Nullpunkt sinkt, wenn er der Frauen nicht sicher ist. Die Temperenz-Union, die Liberale Föderation, die konservative Primrose League, die Wahlrechtsverbände: alle diese großen Vereine hatten sich zusammengethan, um nur für solche Kandidaten zu arbeiten — einerlei, welcher Partei sie angehören —, die für das Frauenstimmrecht einzutreten sich verpflichteten. Die Frauen selbst sind freilich auch ausgezeichnet organisirt; in jedem Wahldistrikt suchen sie die Wähler und ihre Familien kennen zu lernen und ständig unter Augen zu haben. Sie veranstalten Unterhaltungabende und Landpartien; sie vereinigen die jungen Arbeiterinnen der Nachbarschaft zu Musik-, Turn- und Leseklubs; sie müssen mit den Lebensgewohnheiten der einzelnen Familien so vertraut sein, daß sie, wenn die Zeit der Wahlvorbereitungen naht, wissen, zu welcher Tagesstunde z. B. der Mann zu Hause ist, damit sie mit ihm sprechen können, ob die Frau einen wesentlichen Einfluß auf ihn hat und es daher praktischer ist, sich hinter sie zu stecken, und durch die Erörterung welcher Fragen er am Leichtesten für den betreffenden Kandidaten gewonnen werden kann. Da die Tories viel Geld und noch mehr freie Zeit haben und eine einheitlich organisirte Arbeiterschaft ihnen nicht gegenübersteht, so ist es begreiflich, daß ihre Arbeit noch immer viel Erfolg hat. Dazu kommt, daß die konservative Partei Englands, die mit den deutschen Konservativen nicht zu vergleichen ist, stets die stärkste Sympathie mit den Forderungen der Frauen gehabt hat.

Fünfmal trat Disraeli vor dem Parlament für das Wahlrecht der Frauen ein. Er erklärte es für eine Anomalie, daß Frauen, die doch die selben Pflichten

haben wie die Männer, nicht die selben Rechte genießen. „Die besten Landesinteressen," sagte er, „werden durch diese Anomalie gefährdet und ich hoffe, die Weisheit des Parlaments wird ihr ein Ende bereiten." In noch schärferer Weise sprach sich Lord Salisbury, der jetzige Premierminister, aus: „Ich hoffe ernstlich, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo die Frauen für das Parlament wählen und die Regirung des Landes mitbestimmen werden. Ich sehe keinen Grund, weshalb sie davon ausgeschlossen sein sollen. Es ist offenbar, daß sie durch Kenntnisse, Erziehung und Charakter reichlich eben so dafür geeignet sind wie viele Männer, die heute das Wahlrecht besitzen, und daß ihre Stimme in einer Richtung besonders schwer wiegen wird: in der der Sittlichkeit." Als im Jahre 1884 dem Parlament ein Gesetz vorlag, das einem großen Theil der Landbevölkerung, die bisher nicht wahlberechtigt war, das Wahlrecht verleihen sollte, waren es abermals zwei Konservative, Lord Carnarvon und Lord Iddesleigh, die zu gleicher Zeit die Erweiterung des Wahlrechtes auf die schon für den Grafschaftrath, den Schulaufsichtrath, die städtischen und Kirchenbehörden, die Armenpfleger u. s. w. wahlberechtigten Frauen forderten. Lord Iddesleigh begründete seine Forderung, indem er sagte: „Es ist sicherlich ein bescheidener Wunsch, den wir aussprechen, wenn wir Sie bitten, die Folgen zu erwägen, welche die Zulassung einer so großen Menge von Männern haben wird, von deren Befähigung Sie wenig wissen und von denen Sie kein Recht haben anzunehmen, daß sie auch nur halb so viel von den politischen Tagesfragen verstehen wie die meisten Frauen in England. Und wenn Sie diese Männer als vollberechtigte Bürger anerkennen wollen, — ist es da unvernünftig, zu fordern, daß das selbe Vorrecht 400 000 oder 500 000 Frauen gegeben werde, die Hausbesitzerinnen oder selbständige Verwalterinnen ihres Vermögens sind?" Das englische Wahlrecht, das außerordentlich verwickelt ist, macht die letzte Bemerkung erklärlich. Nur die Hausbesitzer oder solche Miether, die Armensteuern zahlen, und die Miether von Läden oder Wohnungen, die auf zehn Pfund Sterling jährlich abgeschätzt werden, sind wahlberechtigt. Alle Dienstboten und Kellner, sehr viele Handelsgehilfen, die, wie es in England häufig der Fall ist, im Geschäftshaus wohnen, sind demnach nicht im Besitz des Wahlrechtes. Eine große Gruppe der Vorkämpfer für die Rechte der Frau wünscht, daß ihr das Wahlrecht unter den selben Bedingungen wie dem Manne verliehen werde. In diesem Falle würden nach den neuesten Berechnungen 800 000 Frauen wahlberechtigt werden; darunter auch eine Anzahl verheiratheter Frauen, die nach dem Gesetz vom Jahre 1884 ein Geschäft selbständig leiten und ihr eigenes Vermögen selbständig verwalten können. Eine andere Gruppe will nur den unverheiratheten Frauen und den Wittwen das Wahlrecht zugestehen, wie sie es z. B. für viele städtische Körperschaften besitzen. Die dritte Gruppe endlich, zu der die Sozialisten jeder Färbung gehören, hat die Forderung des für beide Geschlechter gleichen allgemeinen Stimmrechtes auf ihre Fahne geschrieben. Zum letzten Male hat die Frage des Frauenwahlrechtes im Jahre 1892 zu langen Debatten im englischen Parlament geführt. Es war auch damals ein Konservativer, Sir Albert Rollit, der in vortrefflicher Rede den Gesetzentwurf zur Annahme empfahl und durch Herrn Balfour, der damals die selbe Stellung wie heute bekleidete, lebhaft unterstützt wurde. Gladstone wandte seinen ganzen Einfluß auf, um die Annahme zu verhindern.

Schließlich stimmten 183 Abgeordnete dafür und 202 dagegen. Von den Liberalen stimmten 65 dafür und 113 dagegen, von den Konservativen 94 dafür und 82 dagegen. Inzwischen haben die liberalen Parteien in dieser Frage entschiedene Fortschritte gemacht und besonders die liberalen Unionisten, die in großer Zahl in das neue Parlament einziehen, dürften in ihrer Mehrheit das Frauenwahlrecht befürworten. Dem letzten Parlament lagen drei das Frauenwahlrecht betreffende Gesetzentwürfe der Liberalen vor, die jedoch nicht mehr zur Verhandlung kamen. Den einen hatte Herr Walter McLaren, der zu der ersten der vorhin genannten Gruppen gehört, ausgearbeitet. Interessant, aber freilich aussichtlos war der Entwurf, den Sir Charles Dilke und John Burns eingereicht hatten, denn er forderte in kurzen Sätzen das allgemeine gleiche Stimmrecht, ohne Rücksicht auf die Besteuerung, den Besitz oder das Geschlecht. Mit Spannung sehen alle Vertreter des Frauenstimmrechtes der nächsten Legislaturperiode entgegen. Die National-Gesellschaft für Frauenstimmrecht, der 77 Stimmrechtsvereine im ganzen Königreiche angeschlossen sind, arbeitet mit Hochdruck und sie kann auf zahlreiche Vertreter ihrer Sache im Parlament rechnen. Die liberale Frauen-Föderation, an deren Spitze Lady Carlyle steht, und die konservativen Gesellschaften, deren bedeutendste Rednerin Gräfin Alice Kearney ist, senden ihre Redner von Ort zu Ort. Sie sprechen unter freiem Himmel auf dem Marktplatz des Dorfes, in den Klublokalen der Arbeiter wie im elegantesten drawing room der Lady und man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll: über die vollständige Rede- und Koalitionfreiheit der englischen Frauen oder über ihre Gewandtheit, ihren Muth und ihre ausdauernde Kraft. Es scheint nach Alledem nur eine Frage der Zeit, wann sie das Wahlrecht erringen werden.

So erfreulich dieser Sieg für uns Alle wäre, so dürfen wir doch nicht so weitgehende Hoffnungen daran knüpfen, wie es in England vielfach geschieht. Denn wie der einseitige Kampf um das Stimmrecht einen bürgerlichen Klassencharakter angenommen hat, so wird der Sieg zunächst ein Sieg der bürgerlichen Klassen sein. Zahllose Frauen, und unter ihnen Die gerade, die am Meisten zu leiden und am Schwersten zu arbeiten haben, werden zunächst, eben so wie zahllose Männer, nicht zur Wahl zugelassen werden. Einstweilen wird die konservative Partei vom Frauenstimmrecht den größten Vortheil haben. Das weiß sie und deshalb kämpft sie dafür. Auch die liberale Partei hat sich von dem Augenblick an, wo ihr der Boden unter den Füßen zu schwanken anfing, den Forderungen der Frauen geneigter gezeigt. Das Stimmrecht der Frauen wird der Rettungball sein, an dem sie sich vielleicht noch lange über Wasser halten kann, denn die Arbeiterparteien, an sich verhältnißmäßig schwach und uneinig, fangen erst an, unter den Frauen energisch zu agitiren.

Auch in dieser Frage lassen sich die englischen Verhältnisse mit den deutschen nicht leicht vergleichen und ich halte es für einen schweren Fehler der Bewunderer Englands, wenn sie dessen Einrichtungen ohne Weiteres auf Deutschland übertragen wollen. Unsere deutschen bürgerlichen Frauen haben es den Arbeiterinnen überlassen, geschlossen für das Frauenstimmrecht einzutreten; und die Vertheidigung und Eroberung freiheitlicher Rechte haben die liberalen Parteien längst der Sozialdemokratie eingeräumt.

Lily von Gizycki.



Balkanbilder.

Wenn vor etwa hundert Jahren auf dem Balkan zwischen den wilden, fanatischen Muselmanen und den armen christlichen „Rajah" eine blutige Schlägerei vorkam, so drang nur allmählich und in vagen Gerüchten die Kunde davon nach dem civilisirten Europa. Die Kämpfe der serbischen „Junaczi" unter den heldenmüthigen Karadjordjewitsch und Nenadowitsch gegen die blutgierigen Dahi, die nicht nur die „Rajah", sondern auch die ruhige türkische Bevölkerung grausam peinigten, machten einst nicht annähernd den Eindruck in Europa wie heutzutage der geringfügigste Vorfall in der europäischen Türkei. Die politische Welt des vorigen Jahrhunderts kannte noch nicht den modernen Nachrichtendienst mit seiner vollkommenen Technik, die es uns ermöglicht, um sechs Uhr nachmittags in Berlin zu wissen, daß um zehn Uhr früh eine pariser Grisette ihren treulosen Liebhaber niedergeschossen hat. Am zweiten Februar 1793 stürmten die guten Berliner, die schon damals eifrige Politiker gewesen zu sein scheinen, die Post, um Nachrichten aus Paris zu erhaschen. Sie wußten bereits, daß der gottlose Konvent über den königlichen Gefangenen im Temple die Todesstrafe ausgesprochen hatte, sie glaubten aber nicht, daß die Jakobiner dieses Urtheil auch vollstrecken lassen würden. Die Neugier unserer ehrsamen Altvordern wurde damals auf eine sehr harte Probe gestellt: die Post vom zweiten Februar brachte noch nichts über das erschütternde Ereigniß, das zwölf Tage vorher sich in Paris abgespielt hatte. Erst der vierte Februar brachte den Berlinern die Nachricht, daß der Abkömmling einer Dynastie, die acht Jahrhunderte über Frankreich geherrscht und diesen mächtigen Bau Stein auf Stein aufgeführt hatte, schmachvoll auf dem Schaffot hingerichtet worden war. Diese Meldung soll damals auf das Publikum einen tiefen Eindruck gemacht habe, einen beinahe so tiefen wie neulich die Nachricht von dem mörderischen Attentat auf den sogenannten bulgarischen Bismarck. Auch die Entrüstung gegen den Konvent soll, wenn die zeitgenössischen Chronisten nicht reportermäßig übertreiben, beinahe den selben Grad erreicht haben wie die Empörung, die in den Spalten so vieler berliner Zeitungen ein paar Wochen lang gegen den undankbaren Koburger tobte. Zu unserer Beschämung können wir aber einen Umstand nicht verschweigen, der so recht den Niedergang der öffentlichen Moral zeigt: noch immer ist keine europäische Koalition gegen den bösen Ferdinand zu Stande gekommen, an dessen Mitschuld an der Ermordung des „größten bulgarischen Patrioten" nur die völlige Ruchlosigkeit zu zweifeln wagt, so dringend dieser Kreuzzug im Namen der Moral, der guten Sitte, der göttlichen Weltordnung und auch des gesunden Menschenverstandes von der großmächtigen Presse gepredigt worden ist.

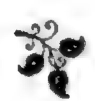
Ich brauche kaum ausdrücklich zu sagen, daß ich die häßliche Mordszene in Sofia durchaus nicht kühl beurtheile. Für mich hat die gewaltsame Zerstörung eines Menschenlebens immer etwas Peinvolles, und selbst wenn ich von der Hinrichtung eines Vatermörders lese, an dessen Schuld ich nicht den mindesten Zweifel hege, werde ich davon aufs Peinlichste berührt. Auch will ich zugeben, daß die geübte Lynchjustiz, selbst wenn sie einen Schuldigen trifft, stets

barbarisch ist und eine gesellschaftfeindliche That bedeutet. Aber deshalb werde ich den von der Lynchjustiz Betroffenen, wenn ich ihn so nahe gesehen habe wie Stambulow, noch immer nicht für ein unschuldiges Lamm, für einen Märtyrer, einen Vater des Vaterlandes erklären. Von einem orientalischen Despoten darf man nicht verlangen, daß er fein säuberlich wie ein Stiftsfräulein verfahren soll. Ich finde es ganz in der Ordnung, wenn ein in orientalischen Sitten und Anschauungen aufgewachsener Gewalthaber seine Macht nach allen Seiten hin benutzt und keine sittliche oder auch formal gesetzliche Grenze kennt; aber eben so begreiflich finde ich es, wenn die Menschen, die an dem früheren Machthaber eine Beleidigung oder eine Vergewaltigung zu rächen haben, in ihrer Wuth dem entamteten Manne an den Kragen gehen. Das ist die ausgleichende Gerechtigkeit unter den Orientalen: Despotie, gemäßigt durch Meuchelmord. Daß Stambulow schon zur Zeit seiner Macht allgemein und mit vollem Recht verhaßt war, weiß ich aus langjähriger Beobachtung. Ueberraschen kann es nur, daß die Privatrache so lange auf sich warten ließ, und man kann Herrn Stoilow, der ein anständiger Mann und nicht ein geiler Despot wie Stambulow ist, vielleicht auch glauben, wenn er behauptet, er hätte den Ermordeten vor den Meuchelmördern nach Möglichkeit geschützt. Der einzige Vorwurf, der gegen den Fürsten mit einem Schein von Berechtigung erhoben wird, ist der, daß er Stambulow nicht zu einem Reisepaß nach dem Auslande verholfen habe. Es ist mir aber genau bekannt, daß der Fürst seinem früheren Minister im vorigen Jahre zu einer Reise nach dem Auslande dringend gerathen hat; als nun aber die parlamentarische Untersuchungskommission Ernst zu machen anfing, da war es für das Entweichen Stambulows zu spät; ein Sturm der Entrüstung hätte die Regirung mitsammt dem Fürsten weggefegt, wenn Stambulow zu einer Flucht verholfen worden wäre, — um so mehr, als auch sonst die Ansicht verbreitet war, der Fürst werde es gar nicht wagen, Stambulow vor Gericht zu stellen, da der Exregent seinen Herrn durch bedenkliche Aussagen blosstellen könne.

Kaum hatten sich die Gemüther über die Ermordung Stambulows einigermaßen beruhigt, als der Sturm von Neuem und vielleicht mit noch größerer Heftigkeit losbrach. Prinz Ferdinand, von dem es allgemein hieß, er hätte sich in irgend einen dunkelen Erdwinkel verkrochen und würde gar nicht wagen, sich in Bulgarien zu zeigen, war nun frisch und gesund in Sofia erschienen und mit Jubel vom Volke empfangen worden. Daß die Volksfreude bezahlt und bestellt gewesen sei, erzählten uns flugs die Zeitungen; im Grunde sei Ferdinand verhaßt. Ich muß wiederum nach eigener Anschauung konstatiren, daß das bulgarische Volk im Ganzen russenfreundlich gesinnt ist; seine Freude über die Annäherung an Rußland ist eine durchaus aufrichtige und ein Abglanz dieser Freude fällt nun auch auf den Fürsten, der das Eis gebrochen und trotz der großen Schwierigkeit beharrlich diese russenfreundliche Politik befolgt hat. Ich habe, als die Annäherungversuche Bulgariens in Rußland nur auf die größte Kälte stießen, in diesen Blättern den, ich möchte sagen: psychologischen Hergang dieser Politik analysirt und die Aeußerungen, die in den letzten Tagen von Stoilow in die Oeffentlichkeit gelangten, bestätigen meine Annahme fast in allen Details. Ich bin nicht im Mindesten stolz darauf, denn Jeder, der ohne Voreingenommenheit die Sache beurtheilen wollte, muß zu diesem Resultat kommen.

Die Annäherung an Rußland kann für Bulgarien sehr vortheilhaft, aber auch sehr schädlich werden, je nach dem Gebrauch, den Rußland von diesem Verhältniß zu machen beabsichtigt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich Rußland damit begnügen wird, Bulgarien nur, wie vor dem Jahre 1885, in seiner Interessensphäre zu haben. Freilich ist seitdem Bulgarien durch die Vereinigung mit Ostrumelien größer geworden; aber ich halte es für unmöglich, daß Rußland wieder die bulgarische Armee unter das Kommando russischer Offiziere und eines russischen Kriegsministers zu stellen beabsichtigt oder daß diese Absicht je erreicht werden könnte. Bulgarien ist im Laufe der Jahre selbständiger geworden und würde sich solche Zumuthungen nicht mehr gefallen lassen. Dagegen ist es nicht zu begreifen, wie dem kleinen Bulgarien, das durch Abstammung, Sprache und Religion mit Rußland verwandt ist und außerdem gegen Rußland Pflichten der Dankbarkeit hat, wie diesem Miniaturstaat ernstlich zu rathen wäre, in seiner Feindseligkeit gegen Rußland zu verharren. Die Schwenkung Bulgariens ins russische Lager ist eine Thatsache und deren Erfolg für die gegenwärtige Regirung läßt sich unter keinen Umständen in Abrede stellen. Die russenfreundliche Stimmung hat auch einen ökonomischen Grund: man ist auf dem Balkan gegen deutsche und namentlich gegen österreichische Bankinstitute gehässig, weil man bei ihnen stark angekreidet ist und auch bezahlen muß. Ich möchte nicht, wie manche Politiker des Balkans, behaupten, die Balkanstaaten seien von diesen Geldinstituten ausgebeutet worden. Aber das Verhältniß zwischen Gläubiger und Schuldner wird selten ein herzliches sein können. Oesterreich und England haben ein Interesse daran, dem Zarenreich jede Sicherung seines Einflusses im Balkan zu verwehren, und England hat insgeheim noch den besonderen Wunsch, Rußland durch europäischen Aerger zu beschäftigen und von einer Aktion in Asien fern zu halten. Deshalb ist mir der gemachte Zornausbruch der britischen und österreichischen Presse sehr begreiflich, ganz unbegreiflich aber die laute Begleitung, die ihm in so vielen deutschen Zeitungen geblasen wird. Deutschland kann ruhig und mit kühler Reserve den Gang der Dinge beobachten. Noch ist die Annäherung Rußlands nicht ratifizirt; tritt Dies ein, so ist deshalb keineswegs die Störung des europäischen Gleichgewichtes unvermeidlich. Oesterreich wird wieder seine guten Beziehungen zu Serbien aufnehmen, das, weil es Bulgarien fürchtet, keine andere Politik befolgen kann und dabei die Gelegenheit benutzen wird, seine Schweine leichter nach Ungarn zu bringen. Die türkische Politik hat ihre Antipathie gegen Griechenland überwunden und angefangen, das griechische Element in Mazedonien zu protegiren, um gegen Bulgarien ein Gegengewicht zu haben. Es ist für Zeitungschreiber einigermaßen unbequem, daß sie jetzt umlernen und ihre Beurtheilung der Balkanstaaten umwerthen sollen; wir werden also nicht mehr von der Verkommenheit Serbiens und der Blüthe Bulgariens lesen, sondern bald hören, Bulgarien sei eine verächtliche russische Satrapie und Serbien der erste Kulturstaat des Balkans. Aber auch diese Wendung wird ungefährlich sein, wenn man sich endlich entschließt, solchen Balkanbildern keinen Glauben zu schenken.

Dr. S. Bernfeld.



Elektrochemische Werke.

Sehr geehrter Herr Pluto,

Neben mancherlei Freundlichkeiten für die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft widmen Sie in Ihrem Aufsatz vom dritten August der Gesellschaft, die ich zu leiten die Ehre habe, die lakonische Bemerkung: „daß die elektrochemische Fabrik der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft in Bitterfeld . . . . nicht recht vorwärts kommt, war zu unbedeutend, um kursmäßig bedrücken zu können."

Ich hätte Ihre Kritik, wo nicht ausführlicher, so doch schärfer präzisirt gewünscht. Denn der Vorwurf, „nicht recht vorwärts zu kommen", ist für ein Unternehmen, das seit knapp einem halben Jahre in Betrieb ist, nicht allein schmerzlich, sondern leider auch durch Worte schwer widerlegbar.

Finanzielle Ergebnisse verlangen Sie von einem Unternehmen, dessen Baujahr kaum abgelaufen ist, gewiß nicht. Sie haben es also auf technische Leistungen abgesehen. Wenn ich Ihnen antworte, daß der Ort, auf dem heute zwölftausend Quadratmeter Fabrikgebäude stehen, nebst einer Kraftanlage, die um ein Geringes hinter der Centralstation der Stadt Frankfurt a. M. zurückbleibt, vor Jahresfrist flaches Ackerfeld war, daß wir seit mehreren Monaten mit vierhundert Pferden Tag und Nacht ununterbrochen arbeiten und unsere Erzeugnisse ohne Schwierigkeit absetzen, daß wir noch im Laufe dieses Jahres die vierfache Kraft vorspannen werden, daß wir neben unserer eigentlichen Produktion — Chlor und Alkalien — noch etliche andere Fabrikationen aufgenommen haben, unter Anderem die des Calciumcarbids, das außer uns in Deutschland Niemand herstellt, wenn ich Dies zu unserer Entschuldigung vorbringe, so werden Sie antworten: „Unter ‚vorwärts kommen' verstehe ich etwas Anderes. Das Alles läßt sich in weit kürzerer Zeit machen." Vielleicht haben Sie Recht: auch ich hätte gewünscht, es wäre schneller gegangen.

So will ich Ihnen lieber in kurzen Worten erzählen, welches ökonomische Prinzip unsere neue Fabrikation enthält und welche Erwägungen uns gerade nach Bitterfeld geführt haben. Wenn Sie hierin wenigstens den ersten Schritt „vowärts" erblicken, so brauchen wir die Hoffnung nicht aufzugeben.

Vor ungefähr drei Jahren waren die Techniker zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Elektrochemie, deren Aussichten sehr verschieden beurtheilt werden, durchaus an das Vorkommen von Wasserkräften gebunden sei. Das leuchtete ein; denn jeder elektrochemische Prozeß bedeutet Umsetzung mechanischer Energie in chemische Energie, und mechanische Energie, Betriebskraft, ist nirgends billiger zu beschaffen, als wo sie, für andere Zwecke unbenutzbar, Tag und Nacht die Bergabhänge hinunterfließt. Deshalb waren die großen elektrochemischen Werkstätten am Rheinfall, in Froges, in Vallorbes entstanden und deshalb wurden ähnliche in Schweden geplant.

Wasserkräfte sind ökonomisch nutzbar nur bei hohem Gefälle; hohes Gefälle findet sich aber nur in stark gebirgigen Landstrichen. So war anzunehmen, daß die neue Industrie, wo nicht aus Deutschland überhaupt, so doch aus Norddeutschland hinweg sich nach den Alpen oder nach Skandinavien hinziehen würde. Und doch besitzen wir gerade im Herzen Norddeutschlands eine Energiequelle,

die in den meisten Fällen den Kampf gegen die Wasserkräfte aufnehmen kann, die aber bisher aus mancherlei Gründen nicht vollständig erschlossen worden ist. Die mächtigen Braunkohlenlager im Gebiet der Elbe, Saale und Mulde liefern ein Material, dessen Heizwerth im Verhältniß zum Gewicht so gering ist, daß es in ökonomischem Sinne nur in engen räumlichen Grenzen als transportfähig gelten kann. In einzelnen Distrikten gelingt es, durch Briquettirung oder durch Destillation diese Kohlen zu leichter transportablen Produkten zu verarbeiten; in anderen Gegenden dient das Brennmaterial nur dem relativ kleinen Bedarf der ansässigen Industrie und der benachbarten Städte. Die Leichtigkeit der Produktion und die Schwierigkeit des Absatzes halten die Preisbildung in Schranken. Nicht alle Industrien mit großem Bedarf an Heizmaterial können die Braunkohlen, die bedeutende Wärmemengen, aber nicht allzu hohe Temperaturen erzeugen, für ihre Betriebe verwenden. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich eine Eisenindustrie auf ihrer Grundlage entwickelt. Aber die Elektrochemie verlangt nichts Besseres. Sie bezieht ihren ganzen Energiebedarf — und Energie ist fast ihr alleiniges Requisit — aus ihren Kesseln und Maschinen; und um, direkt aus der Grube kommend, unter den Kesseln verfeuert zu werden, dazu ist diese Kohle wie geschaffen. Die Elektrochemie ist also berufen, die ungemessenen Mengen kalorischer Energie, die das scheinbar werthlose Material enthält, in der Form chemischer Verbindungen aufzuspeichern und den auf diese Weise transportfähig gemachten wirthschaftlichen Werth in alle Länder zu verschicken.

In Bitterfeld tritt dieses Bild mit großer Schärfe hervor. Hier sind die Kohlenlager in meilenweiter Ausdehnung dem Tagebau zugänglich; trotz guten Verkehrsbedingungen beschränkt sich die örtliche Industrie fast vollständig auf Thonwaaren, und der Werth des Brennmaterials hat sich danach so eingestellt, daß im Vergleich mit Steinkohlen an den Erzeugungstellen im Rheinland und in Schlesien gleicher Betrag aus Heizwerth hier ungefähr die Hälfte kostet.

Obwohl eine noch unberührte Wasserkraft von viertausend Pferdekräften im Besitz unserer Freunde war, glaubte ich, nach einer Studienreise durch das Braunkohlengebiet zu Anfang des Jahres 1893, empfehlen zu sollen, daß die neue Fabrikation in Bitterfeld angelegt werde; wenige Wochen darauf hatten wir Terrain und Kohlen uns gesichert. Noch gegen Ende des selben Jahres begann ein anderes großes elektrochemisches Unternehmen, seine Werke nach Bitterfeld zu verlegen, und jetzt ist eine dritte Fabrik, deren Leitern wir das auf die örtlichen Verhältnisse bezügliche Material zur Verfügung gestellt hatten, in nächster Nachbarschaft im Bau begriffen. Im Laufe zweier Jahre ist eine chemische Industrie hier entstanden, deren Kapital auf sechs bis sieben Millionen Mark geschätzt werden darf.

Der allgemeinere Theil unseres Programms, die Erschließung unserer norddeutschen Braunkohlenfelder für elektrochemische Betriebe, an der wir, wie Sie sehen, thätigen Antheil genommen haben, hat, wie ich hoffe, zu einem Fortschritt geführt. Den Nachweis zu führen, daß wir auf dem spezielleren Gebiet unserer Fabrikation unsere Zeit nicht verloren haben, liegt uns auf anderem Gebiet ob.

Bitterfeld. Direktor W. Rathenau.



Neue Haussehoffnungen.

Man muß es Berlin lassen: die Hausse, die jetzt wiedergekehrt ist und die nicht einfach „gemacht" werden kann, wurde dort längst vorausgesehen. Weder politische Schwierigkeiten, wie etwa die in Bulgarien und Armenien, noch finanzielle Zwischenfälle, wie der serbische Zinsenraub oder unsere Vernachlässigung bei der großen chinesischen Anleihe, haben diese Erwartung beseitigt. Die Herren, die im Verwaltungrathe gewöhnlich die Prophetenrollen spielen und denen es an aufmerksamen Zuhörern trotz manchen Irrthümern nie fehlt, hoben beständig hervor, daß die guten Jahre, die ziemlich regelmäßig den schlechten zu folgen hätten, unmöglich in der Mitte aufhören könnten. So war Alles zum Empfange bereit, als das Publikum wieder auf den Effektenmärkten erschien.

Für diese Erscheinung sind genug sachliche Gründe vorhanden, aber sie gelten nur unter einer Bedingung: daß man noch weit mehr Phantasie hinzuthun darf. Das gehört eben zum Wesen der Spekulation und nur eine solche Strömung wäre unsinnig, wo man sich über den Stoff selbst Illusionen machte. Wenn z. B. jetzt eine bayerische Straßenbahn ihre elektrische Einrichtung verändert und daraufhin die Aktien sofort um 9 Prozent höher gekauft werden, so nehmen die Käufer eben an, daß jede Veränderung auch eine Verbesserung darstelle. Zwischen der Eventualität: Reform oder Versuch? liegt freilich das Spekulative. Wenn die Aktien der Dresdener Bank auf die Nachricht von der Errichtung einer Eisenbahnbedarfsgesellschaft in Rußland steigen, so hängt doch der Gewinn von der Größe der Betheiligung ab. Allein die Rührigkeit dieser Bank tritt einmal wieder hervor und flugs erinnert man sich auch ihrer londoner Filiale, die doch wohl von dem Goldregen des südafrikanischen Marktes befruchtet sein muß. Bei Darmstädter muß der Erfolg der Emission Albert (Kunstdüngerfabrik Biebrich) nachwirken: 3 Millionen Mark waren aufgelegt, weit über 100 Millionen wurden gezeichnet, darunter mehrfach einzelne Posten von mehr als einer Million. Eine besondere Reklame für das Unternehmen kam gar nicht zur Vertheilung, aber das Publikum weiß heutzutage sehr rasch, in welchen Dimensionen ein Geschäft arbeitet und so stürzte es sich auf die Aktien, trotzdem sogar die letzte Bilanz eine Abschwächung aufwies. Da nun die Annahme einer Zeichnung unter dem Gesichtspunkte des vorderhand unausbleiblichen Agios ein sofortiges Geschenk von 20 oder 30 Prozent bedeutet, so dürfen die Emissionhäuser natürlich auch ihre Bedingungen stellen. Beispielsweise hat man in Berlin eine Verpflichtung verlangt, die Aktien mindestens zwei Monate lang unverkauft zu lassen. Auch die Handelsgesellschaft wird mit verschiedenen Geschäften in Verbindung gebracht, in erster Linie wohl mit elektrischen, denen sie immer nahe gestanden hat. Was die Deutsche Bank betrifft, so braucht diese nur ihre Trümpfe in Südafrika etwas mehr aufzudecken und jede Kapitalserhöhung wird mit Vergnügen acceptirt.

Was nützen aber die Glieder ohne das Haupt? Sobald Diskontokommandit nicht als steigerungwürdig befunden werden, kann jede Aufwärtsbewegung wieder zum Stillstand kommen. Deshalb hieß es plötzlich: Krupp werde gegründet. Auf den ersten Blick sieht dieses Gerücht thöricht aus, denn man kennt die Abneigung der großen Eisenindustriellen (auch Stumms), ihre Herrschaft Anderen zu überlassen. Immerhin hat es seinen Grund, daß die Börse in ihren

Gedanken gerade Krupp gern gründet, denn Dies wäre ein Geschäft, das von keiner noch so mächtigen Bank allein unternommen werden könnte. Alle maßgebenden Institute müßten sich zu einer solchen Aufgabe zusammenthun, es gäbe ein großes Konsortium und — die Phantasie hätte Raum. Warum sollen sich aber alte Industriekönige, gegen die so mancher neugebackene politische König ein blasser Schatten ist, entthronen lassen? Da, wo sie mit ihren Mitteln nicht recht auskommen konnten, beim Eintreten in neue Unternehmungen, haben ihnen befreundete Banken die Aktienform stets bereitwillig zur Verfügung gestellt, sie selbst blieben aber immer, was sie waren. Falls übrigens Herr Krupp alle Briefe gesammelt herausgeben wollte, in denen ihm nun schon seit Jahrzehnten alle möglichen Gründunganerbieten gemacht werden, so erhielten wir gewiß ein interessantes Autographenalbum. Uebrigens fehlt es jetzt der Diskontogesellschaft nicht an einem „star“! Die angeblich von ihr begründete südafrikanische Gesellschaft lenkt Aller Augen auf sich; freilich läßt sie erklären, daß sie mit dem Unternehmen gar nichts zu thun hat. Daß die Bemessung des Kapitals schon wiederholt die unheilvolle Stärke der Diskontogesellschaft gebildet hat, weiß Jeder; es wäre daher keineswegs unwichtig, zu erfahren, ob die Techniker oder nur die Bankmänner ein Kapital bis zu fünfzig Millionen Mark als nothwendig ansehen. Sollten die Techniker von der Höhe der Summe erstaunt gewesen sein, so wäre es vielleicht besser, sich einem höheren Rathschlusse nicht einfach zu beugen. Damit könnte das Unternehmen an sich nur wenig an Lob einbüßen, denn Deutschland darf in der That nicht Gewehr bei Fuß stehen, wo jetzt in Südafrika so wichtige Dinge sich vorbereiten. Was wir anfangs dort leisten konnten, verdanken wir der stets bereiten Initiative der Deutschen Bank, der man ein allzu lässiges Abwarten gewiß nicht vorwerfen kann.

Vielleicht steigen Diskonto, für die sich Berlin jetzt auch anderer Börsen zu bedienen weiß, noch auf ostasiatische Geschäfte. Sehen wir doch, wie sowohl China als Japan sogleich mit großen Eisenbahnprojekten kommen, so daß sogar Herr Witte unruhig zu werden beginnt und von Vichy aus darüber verhandelt. Indessen hängen doch chinesische Geschäfte zunächst von der Macht ab, die China den Mördern der Europäer gegenüber zu zeigen vermag. Die Spekulation achtet natürlich auf solche Kleinigkeiten nicht, wie sie ja auch zu Kohlenwerthen die stürmischste Neigung hervorbrechen ließ, als eine ganze Reihe von Elementarunfällen die Gefährlichkeit des Grubenhandwerks wieder einmal erwies. Harpener, Gelsenkirchener und Hibernia sind jetzt so stark gestiegen, daß Eisenaktien, wenn sie nachkommen wollen, sich sehr beeilen müssen. Vieles, was zu Gunsten des neuerstarkten Kohlenmarktes behauptet wird, läßt sich nur schwer kontroliren. So z. B. die ganz bestimmt in Aussicht gestellte plötzliche Brüderschaft der fiskalischen Gruben an der Saar mit den Ruhrzechen. Das sind doch Dinge, die sich innerhalb einer preußischen Verwaltung abspielen und wo weder etwa vorhandene Wünsche des Finanzministers noch des Eisenbahnministers so ohne Weiteres bei unseren leitenden Bergmännern Erhörung zu finden brauchen. Die Saarkohle tritt gerade jetzt als erfolgreiche Konkurrentin auf; wozu also nachgeben? so wird der Fiskus fragen. Die Kurse von Bochumer, Laura und Dortmunder werden eine Zeit lang auf die Aussichten des Walzwerkverbandes dressirt werden.

Pluto.



Cohn & Rosenberg.

Ein frommer Mann, der sich mit dem Räumen von Abtritten schlecht und gerecht ernährt, sperrt den Mund und die gar nicht verwöhnte Nase auf, da ihm, in Tolstois Tragoedie von der Macht der Finsterniß, erzählt wird, was das geheimnißvoll furchtbare Ding, das man höchst harmlos ein Bankinstitut nennt, eigentlich ist; der schlaue Zauber scheint dem alten Akim, der bei seinem Geschäft doch manchen Stank einathmen muß, der schwerste, ruchloseste Frevel. Wäre er rechtzeitig in die große Welt gekommen, zu den Erben des edlen John Law und des unvergeßlichen Sigmund Sommerfeld, dann hätte er das Wundern sehr rasch verlernt und bald eingesehen, daß es auch eine Macht der Helligkeit giebt, eine voll und ganz legitime, die behaglich über das weniger pfiffige Gehudel triumphirt und, wie der Trank aus der Hexenflasche, schon längst nicht mehr im Geringsten stinkt; er hätte sich allgemach in die Bank- und Börsenmoral geschickt und wäre am Ende vielleicht als Kassenbote friedlich gestorben. Eine allerliebste Geschichte aber, die in Berlin jetzt eifrig vertuscht oder verschwiegen wird, hätte ihn auch dann wohl noch aus der Ruhe gescheucht; denn der fromme Mann war ein Bauernsohn und der Handel mit Getreide war ihm gewiß viel interessanter als der Handel mit Aktien und Werthpapieren. Um den ganzen Reiz der Geschichte würdigen zu können, mußte er vorher freilich erfahren, was ein Baissefährer ist, was eine Terminspekulation, ein Reportgeschäft, ein Decouvert, eine Börsenusance und andere schöne und nützliche Dinge; dann aber hätte er den Spaß leicht begriffen. Die sonst unbekannte und, wie es scheint, auch unbescholtene Firma Cohn & Rosenberg importirt große Posten ausländischen Brotgetreides, — nicht etwa, weil sie diese Mengen braucht, weil sie Käufer dafür hat oder das Korn in Deutschland rar geworden ist; durchaus nicht: Deutschland kann seinen Bedarf für die nächste Zeit mit heimischen Feldfrüchten decken, Deutschlands Wohl und Weh beunruhigt Cohn & Rosenberg überhaupt nicht allzu sehr, ein Käufer wird für die eingeführten Getreidemengen gar nicht gesucht und wäre auch kaum zu finden. Es handelt sich um Terminwaare, die der Erfahrene nicht gern nimmt, weil von ihrer Beschaffenheit allerlei dunkle Gerüchte im Kreis der Eingeweihten umgehen; diese Waare hat nur die eine Bestimmung: da zu sein, zu lagern, den Preis aller angebotenen Waare zu drücken und ihrem Besitzer durch eine Baisseoperation einen Millionengewinn, bei bescheidenerem Anspruch auch weniger, einzubringen. An diesem Punkt der Erzählung hätte der alte Akim schon sehr bedenklich den Kopf geschüttelt. Wie? Da bekommt also der Bauer für sein Korn weniger Geld, als ihm gebührt, und der ganze Gewinn fließt in die Kasse des Händlers, der auf seine Art dann ja auch ein Räumer ist, aber keiner, der die Unreinlichkeit wegkehrt? Sein Staunen wäre gewachsen, wenn ein Kenner, vielleicht der Graf von Arnim-Muskau, ihm den netten Fall bis ins Einzelne auseinandergesetzt hätte: wie die Dresdener Bank und der Schaafhausensche Bankverein mit ihrem Millionenkapital der Firma Cohn & Rosenberg beispringen; wie eine freundwillige Regirung ihr einen Zollkredit gewährt; wie die besten Kornspeicher gemiethet werden und wie es wirklich gelingt, in Berlin einen jähen Preissturz herbeizuführen, der in den Verhältnissen des sogenannten Weltmarktes nicht die allergeringste Begründung hat. Die Geschichte ist sehr verwickelt, sehr schlau erdacht, sehr vorsichtig durchgeführt und

gesetzlich ganz unanfechtbar. Tolstois Finsterling aber, der für das freie Spiel der Kräfte, das Evangelium des wirthschaftlich Starken und den Cobdenklub noch nicht reif genug ist, würde sie doch nicht gefallen; mit fremdem Geld wird schlechte Waare, wo sie gerade am Billigsten ist, aufgekauft, hereingeschleppt und benutzt, um durch ihr bloßes Dasein und den Schein eines starken Angebotes den Preis des guten, in schwerer und theuerer Arbeit gewonnenen Kornes herabzudrücken; der Getreidehandel Josephs, des Jakobssohnes, ist dagegen ja ein einfältiges Knabenspiel und Gregor von Nyssa und Sankt Augustin, denen die egyptische Spekulation kein Aergerniß giebt, würden an der Gattung Cohn & Rosenberg vielleicht doch Anstoß nehmen. Der alte Akim aber würde, wenn er von dem ersten Staunen sich langsam erholt hätte, wohl fragen, wie es denn erlaubt sein könne, das Korn aus Gegenden zu holen, wo es leichter und billiger zu ernten ist, und so den Erwerb der eigenen Landeskinder zu schmälern. Darauf könnte der deutsche Bauer ihm antworten: um Das zu ermöglichen, haben wir ja unseren Kornzoll herabgesetzt und Handelsverträge geschlossen; denn billiges Brot, meinte der große Graf von Caprivi, sei eine Glückseligkeit und eine Wohlthat für Stadt und Land, und von theuerem Brot, meinte der große Graf von Caprivi, hätten nur ein paar Latifundienbesitzer den Vortheil, die besser thäten, frühzeitig Abschreibungen zu machen; und deshalb schloß der große Graf von Caprivi seine erste Rede über die Tarifverträge mit den wundervoll klingenden Worten: „Ich hoffe, Sie werden mit den Verbündeten Regirungen der Ansicht sein, daß die vorliegenden Verträge geeignet sind, das innere Gedeihen Deutschlands und seine Weltstellung zu erhalten und zu fördern.“ Seit diese herrliche Rede gehalten wurde, haben wir ein wildes und wüstes Geschrei der schlimmen Agrarier erlebt, deren Begehrlichkeit längst gerichtsnotorisch ist, und einen neuen alten Kanzler begrüßt, der, in etwas mehr diplomatisch geschultem Schritt, einstweilen ganz die selben Wege wie sein Vorgänger wandelt. Das Brot ist seit einem Vierteljahr zwar nicht billiger geworden; aber das Brotgetreide hat einen Tiefstand erreicht, auf dem es nicht mehr annähernd die Produktionkosten deckt. Und diese erfreuliche Erscheinung verdanken wir der Handelsvertragspolitik und ihrer geschickten Benutzung durch das schwärzliche Gewimmel der Cohne und Rosenberge. Wenn der Zoll nicht ermäßigt worden wäre, könnten Cohn & Rosenberg ihre Terminwaare nicht so billig einführen, wie sie es jetzt vermögen; und wenn Cohn & Rosenberg nicht so billig einführen könnten, hätten wir in Berlin nicht so beglückend niedrige Preise. Es geht Alles in Ehren zu, von Ungesetzlichkeit oder gar Unsauberkeit darf man gar nicht reden und die vereinigten Zwischenhändler brauchen in ihrer Annoncenpresse nicht mehr den Gespensterkampf zwischen Hausse und Baisse und das mystisch verborgene Walten einer Weltmarktmacht zur Hilfe zu rufen. Die Sache spielt sich viel einfacher ab, so einfach, daß selbst der schlichte Unterthanenverstand sie begreifen kann; Cohn & Rosenberg bestimmen den Preis, Cohn & Rosenberg sind die würdigen Häuptlinge des Spekulantenhaufens, Cohn & Rosenberg streichen den durchaus legitimen Handelsgewinn ein. Darüber möchte Mancher sich ärgern und die Tragikomoedie von der Macht der Helligkeit könnte unbefriedigend schließen, wenn man zur rechten Stunde nicht noch des arlosen Weisheitwortes gedächte, daß der Bauer bekanntlich kein Geld münzt und daß die ganze Welt bald Geld haben muß, wenn lustig bei Cohn & Rosenberg das Geschäftchen blüht.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 7. September 1895.

Die Garde des Kaisers.

Ein schöner Abend: sternenklar und eine helle, feine und frische Luft, wie sie in den dunstenden Straßen der Reichshauptstadt uns selten zu athmen vergönnt ist; ein Spätsommerabend von festlich funkelnder Pracht. Und ein Fest wird wirklich gefeiert, das Fest von Sedan, das erste Jubiläum des neuen Reiches. Vergessen ist der bazarphrasenhafte Aufruf des Herrn Zelle, der sich mit einer Schimpfrede gegen Bismarck vor drei Jahren als Kandidaten für das Amt des Oberbürgermeisters empfahl und der nun das Gedächtniß an die Heroenzeit der deutschen Geschichte aufrütteln will, vergessen ist Zwietracht und Hader der Alltäglichkeit; die Fülle des Lichtes umgoldet selbst das Gewinkel und wirkt einen freudigen Glanz, eine Feierstimmung, die nur einen Gedanken in der geschwellten Brust leben läßt: wir haben es dennoch erreicht, durch ein großes, einmüthiges Vollbringen erreicht und dürfen die uns wiederkehrende Erinnerung an solches Vollbringen getrost deshalb mit Weihefesten begrüßen. Der Gedanke hatte flink nach dem gebräuchlichsten Symbol gehascht und eine Illumination möglich gemacht, bei der nicht nur die Hoflieferanten und die Reklamekrämer mitthaten, sondern auch die Stillen, die auf Kommando ihre Fenster nicht schmücken. Die Nebenstraße, in der ich wohne, bleibt an Nationalfesttagen sonst fast ganz dunkel. Heute hat drüben sogar die Familie, die in einem dumpfigen Keller mit Holz, Kohlen und Grünkram handelt, schlanke Kerzen in Kartoffelstücke gesteckt und ein spottschlechtes Oeldruckbild des Kaisers Friedrich in den bescheidenen Licht-

schein gerückt. Die Sache sieht wunderhübsch aus, viel feierlicher als etwa die Protzenstandarte des Herrn Wertheim, deren Kosten in die Geschäftsspesen verrechnet werden; den armen Leuten da drüben ist die Ausgabe für die sechs Kerzen ein Opfer, und daß sie es bringen, ohne Zwang, gern und mit frohem Behagen, Das beweist an einem winzigen Symptom die Unwahrheit der Behauptung, nur den Großen und Reichen habe die Begründung des Reiches Vortheil verschafft. An der geschäftigen Bewegung, die seit der Morgenfrühe alle Straßen und Gassen erfüllt, ist auch das Gewimmel der Kleinen betheiligt und nicht die Schaulust nur hat sie auf die Beine gebracht. Während ich hier sitze — mein Hausmädchen ist gegangen, um mit dem Bräutigam die Illumination anzusehen, und ich muß auf die Kerzen achten —, ziehen, Arm in Arm, drei Arbeiter vorbei, in rußigen Kitteln, und johlen aus vollem Halse die Wacht am Rhein; ihre Begeisterung stammt wohl zum großen Theil aus der Destillation; aber die schwarzen Männer, die in den Versammlungen der Zielbewußten sicher beim Beifallklatschen nicht lässig sind, fühlen doch, daß heute ein besonderer Tag ist, und deshalb singen sie statt der Arbeitermarseillaise die Wacht am Rhein. Und da an ruhiges Arbeiten nicht zu denken ist — die Droschken rasseln, Gesang und zerrissene Schlachtmusik dringt flatternd ans Ohr und die Kinder treiben mit Knallerbsen und Schwärmern festlichen Unfug —, versuche ich, der merkwürdigen Stimmung solcher Tage einen Augenblick nachzusinnen.

Manches erklärt ja die Suggestion: man hat von dem nahenden Festtage so viel gelesen, von dem Schmuck der Häuser, den Aufzügen und Feierlichkeiten; nun ist der große Tag da, die Arbeit wird früher als sonst beendet, Fahnen und lustige Wimpel wehen in leisem Wind, geputzte Menschen wälzen sich durch die Straßen, stramm und stattlich zieht, mit klingendem Spiel und in der besten Montur, die Soldatenschaar auf und überall giebt es Ungewöhnliches zu schauen; ein Gaffer, der sich vorgenommen hat, fröhlich zu sein, wird es bald werden, wenn ringsum aus blanken Augen und Fenstern die Freude lacht. Die Heuchelei kommt hinzu: Mancher, der Rücksichten zu nehmen und wichtige Verbindungen zu pflegen hat, möchte recht sichtbar die gute Gesinnung zeigen und prunkt mit einem Uebereifer, der den geschmackvollen Betrachter abstößt, auf die Menge aber ansteckend wirkt. Und endlich regt sich der Widerspruch: immer findet sich irgendwo eine Gruppe, die mit Schmähreden die Feiertagsstimmung beschmutzt, und immer schafft

solches Bemühen dem Jubelchor erst den höchsten, den hell und scharf schwingenden Ton. Das Alles aber genügt noch nicht, um die besondere Weihe wirklicher Festtage zu erklären, die der Einzelne, ohne lange dem Ursprung nachzugrübeln, doch deutlich empfindet. Die beiden größten Schlachtenschilderer unter den Dichtern, Tolstoi und Stendhal, weisen vielleicht uns den richtigen Weg: wie ihre Soldaten, ohne zu ahnen, wohin sie geführt werden und was ihrer harrt, ohne zu wissen, wo sie sind, warum sie kämpfen und wie die Schlacht vorwärts schreitet, doch von einem Wirbelsturm gepackt werden, der sie strafft und spornt und treibt, und gings ins Verderben, so ergreift mitunter auch eine friedliche Menge ein begeisterndes Gefühl, — das Gefühl einer Gemeinsamkeit mit Millionen verwandter Menschen. Der Einzelne, der in der Alltäglichkeit einsam dahinlebte und nur an den eigenen Vortheil dachte, fühlt sich plötzlich als den Theil eines großen, lebendigen Organismus und in jubelnden Lauten quillt das Echo des beglückenden Bewußtseins hervor, daß für die werthvollsten Güter eine Gesammtheit zu Schutz und Trutz treu zusammensteht. Das Dasein ganzer Reiche und Dynastien hängt davon ab, daß dieses stärkende Gefühl nicht verloren geht. Und wenn man jetzt beim Kerzenschein die Bilanz von Sedan zieht, muß man bekennen: noch brauchen wir nicht zu zittern; Vieles ist verdorben und Vieles verschüttet worden, aber die Lebenskraft der Nation ist noch frisch und die Männer und Frauen, die unten lärmen und gaffen, wissen, daß sie ein Gemeinsames zu schützen und zu erhalten haben, das ihnen nicht alle Wünsche erfüllt und manche zärtliche Empfindung gekränkt, ihrem Leben aber die feste, gemeinsame Basis geschaffen hat. So lange dem Gefühl dieser Zusammengehörigkeit die Wurzeln noch nicht verdorrt sind, hat das Deutsche Reich um seine Lebensmöglichkeit nicht zu bangen, so lange bedarf der Kaiser, der uns das Reich verkörpert, keiner reisigen Wehr. Das ist eine triviale Betrachtung, — aber von differenzirten Gefühlen werden die Völker nicht satt und dem Lichtwart fegt der Straßenlärm die feineren Unterscheidungen hastig hinweg.

Da, ganz spät, mählich verhallte der Lärm schon und die Kerzen schmolzen herab, kam die erste Kunde von der Rede, die der Kaiser bei der Paradetafel gehalten hat; sie ist kurz und von schöner Wärme belebt, sie rühmt nachdrücklich die Tapferkeit der Franzosen und feiert den König von Sachsen als den Führer der Maasarmee. Aber sie

lüftet auch den Schleier der nächsten Zukunft und läßt kommende Kämpfe ahnen, deren Ausgang ungewiß und bedrohlich ist. Der Kaiser ist empört über die rüde Gemeinheit, die in einzelnen sozialdemokratischen Blättern gegen seinen Großvater und gegen die nationalen Feste seit Wochen tobt. Diese Empörung theilt er mit der Mehrheit des deutschen Volkes, auch mit Denen, die dem proletarischen Anspruch nicht mit Haß und Wuth im Herzen gegenüberstehen; kein ruhiger Beurtheiler hätte es den Sozialdemokraten verdacht, wenn sie kühle Zurückhaltung geübt und rund herausgesagt hätten, daß sie des Reiches Geburtstunde an dem Tage erst feiern werden, wo ihren Forderungen die Aussicht auf Gewährung winkt; die Art, wie ein gewissenhafter Greis, der sich nie hochmüthig überhob, der inmitten strahlenden Glanzes stets bescheiden, demüthig und fleißig blieb, verhöhnt und beschimpft wurde, war infam und der Versuch, alle Grundlagen unserer politischen Gemeinschaft unter dem spähenden Blick des Auslandes als das Werk der Fälschung, des Betruges und der Erobergier darzustellen, ist sittlich sicher ein Landesverrath. Jedes Volk kann fordern, daß Erinnerungen, die das Blut von Hunderttausenden seiner Söhne röthet, Jedem heilig sind, der sich der Vortheile der Volksgemeinschaft erfreuen darf; wäre an diesen Erinnerungen ein garstiger Fleck — heute brennen die Kerzen uns rein und kein Stäubchen lastet auf dem gehäuften Ruhm —, so ziemte es sich, ihn wie ein arges Familiengeheimniß sorglich zu verbergen, nicht aber, ihn der Menge, der feindlichen, draußen zu zeigen und ihr zuzurufen: Seht her, auf Koth und Hinterlist ruht unsere Herrlichkeit! Der Kaiser, der dieser Empfindung Worte gab, wird keinen Widerspruch finden; ein einziger Satz nur aus seiner Rede wird bange Sorgen, die kaum beschwichtigt waren, wieder erwecken: der Aufruf an die Garde. Wenn das Volk nicht die Kraft hat, die unerhörten Angriffe zurückzuweisen, so soll die Garde uns von der hochverrätherischen Schaar befreien. Das wird morgen früh der gemeine Mann sich so in sein Deutsch übersetzen: ein Umsturzgesetz oder Staatsstreich und Straßenkampf. Ueber den festlich funkelnden Spätsommerabend scheint dräuend ein Ungewitter heraufzuziehen.

Aber der Himmel bleibt hell und ein stärkeres Wehen kündet das Frühroth an. Jetzt, in dieser Scheidestunde des einzigen Festes, sollte ein unerschrockener Mann vor den gekrönten Repräsentanten der Nation hintreten und zu ihm sprechen: Herr Kaiser, dulden Sie nicht, daß von diesem Tage ein unseliges Mißverständniß datirt, das sich hemmend leicht

zwischen den Fürsten und die Volkheit drängen kann. Vielleicht war früher das Vertrauen Eurer Majestät allzu groß und im Wagemuth allzu kühn, — vielleicht; nur, darum bitte ich in Ehrerbietung, hegen Sie jetzt nicht zu wenig Vertrauen. Es ist begreiflich, daß ein starkes Familiengefühl das Aergerniß, das uns Alle beleidigt, noch erhöhen muß; aber der gekränkte Sinn ist ein schlechter Berather. Die revolutionäre Nuance fehlt nirgends im Leben moderner Völker, sie gehört zum Gesammtbilde der Physiognomie, und wenn die Sozialdemokratie nicht erwachsen wäre, würden wir die selben Heulchöre aus den Reihen der Fortschrittspartei vernehmen. Daß sie heute besonders schrill klingen, beweist nur, welcher Anstrengungen die Demagogen bedürfen, um aus ihren Gliedern die Fahnenflucht zu verhindern; die Genossen, die gestern in rauchigen Kneipen die revolutionäre Phrase beklatschten, schmücken sich heute mit der Kriegsdenkmünze, ziehen zum Veteranenappell und rufen der Fahnencompagnie Hurrah auf den Weg. Solche Desertion fürchten die Führer und deshalb thürmen sie die Kothklümpchen; sie zittern vor der Möglichkeit, in den Massen, die nur die Parteigemeinsamkeit kennen sollen, könne wieder das Gefühl der Volksgemeinsamkeit erwachen, und deshalb möchten sie die Basis dieser Gemeinschaft in Schmutzgewässern ertränken. Der Kreis, in dem ihre Schmähung Glauben findet, ist eng; die Menge ist nachgerade abgehärtet und weiß, was sie von der wüsten Rede zu halten hat. Auch Das empfinden die Führer und sie hoffen deshalb auf einen neuen Versuch, durch gewaltsamen Druck die Gemüther zu zwingen. Von Eurer Majestät Einsicht erwarten die besten Deutschen, daß dieser Versuch nicht erneuert wird; er wäre jetzt unendlich ernster und folgenschwerer als früher, denn er würde das Band der Gemeinsamkeit für immer zerreißen und die Kluft zwischen den Klassen verhängnißvoll vertiefen. Diese Kluft aber füllt auch ein Corps von der bewährten Tapferkeit der preußischen Garde nicht aus. Die Garde wird kämpfen, wird schießen und siegen, aber des Sieges über die Landeskinder ist noch kein Fürst und kein Volk jemals froh geworden. Eure Majestät sprachen vorhin von einem ganzen, in Begeisterung aufflammenden Volk, das den heutigen Tag verherrlicht habe. Dieses Volk, dessen Jubelrufe kaum noch verhallt sind, ist die beste und sicherste Garde des Herrschers, der es unternimmt, ihm große Aufgaben und einen reichen Lebensinhalt zu schaffen.



Die deutschrechtliche Begründung des Anerbenrechtes.

Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist die Landwirthschaft der vornehmste Erwerbszweig des deutschen Volkes gewesen. Seitdem die wirthschaftliche Revolution, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zuerst in England Gesellschaft und Staat umgestaltet hat, auch in Deutschland sich fühlbar macht, ist die deutsche Landwirthschaft in ihrer herrschenden Stellung bedroht. Als Mittel, um ihr diese Stellung zu sichern, ist der Erlaß eines besonderen Agrarrechtes von vielen Seiten in Aussicht genommen und allbekannt sind die Aussprüche, in denen namentlich der dermalige preußische Finanzminister Dr. Miquel sich als Apostel dieses Agrarrechtes bekannt hat. Obenan unter den in Aussicht genommenen Maßregeln steht die Einführung einer besonderen Erbfolge in den landwirthschaftlichen Grundbesitz, eines Anerbenrechtes. Man versteht darunter die Bestimmung, wonach, wenn immer der bisherige Besitzer eines Gutes weder unter Lebenden noch von Todeswegen über seinen Rechtsnachfolger bestimmt hat, nur ein Erbe das Gut erhalten soll, und zwar — und Das ist die Hauptsache — zu einem Anschlage, der seine etwa vorhandenen Miterben in ihrem Erbtheil zu seinen Gunsten bedeutend verkürzt.

Seit Jahren wird für diesen Gedanken in Wort und Schrift eifrig Propaganda gemacht. Um ihn zu fördern, wurde im Mai vorigen Jahres die sogenannte Agrarkonferenz in Berlin zusammengerufen; da kein Gegner des Anerbenrechtes zur Theilnahme berufen war, war die Einstimmigkeit, mit der das Anerbenrecht dort gefordert wurde, selbstverständlich. Um so überraschender mag es für Viele gewesen sein, als wenige Monate darauf auf der Versammlung des Vereins für Sozialpolitik, die auf Grund von keinerlei Auslese zusammengesetzt war, das Anerbenrecht den heftigsten Widerstand fand. Nachdem die Kommission für die zweite Lesung des Entwurfes eines bürgerlichen Gesetzbuches es abgelehnt hat, das Erbrecht im Sinne der Anerbenrechtstheoretiker zu regeln, werden diese auf dem kommenden Juristentage ihr Postulat aufs Neue zum Siege zu führen versuchen.

Unterdessen ist das Buch*) erschienen, in dem Dr. Fick die Ergebnisse

---

*) Die bäuerliche Erbfolge im rechtsrheinischen Bayern. Nach amtlichen Quellen dargestellt von Dr. Ludwig Fick, Rechtspraktikant. Mit einem Vorwort von Lujo Brentano. (Achtes Stück der Münchener Volkswirthschaftlichen Studien, herausgegeben von Brentano und Lotz.) Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1895.

der von der bayerischen Regirung im Mai vorigen Jahres angeordneten Enquete über die bäuerliche Erbfolge im rechtsrheinischen Bayern verarbeitet hat. Ich habe das Buch meines Schülers mit einer Vorrede versehen, in der ich in einer historischen Skizze den Nachweis führe, daß in Altbayern seit der lex Bajuvariorum ununterbrochen bis zum heutigen Tage in bäuerlichen Kreisen stets das gleiche Erbrecht der Geschwister geltendes Recht gewesen sei. Das ungünstige Ergebniß dieser Untersuchungen für die Forderung eines Anerbenrechtes hat einen der eifrigsten Vertreter dieses Rechtes, Otto Gierke, zu drei Artikeln in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung*) veranlaßt, in der er unseren Ausführungen energisch entgegentritt, um aufs Neue das dem Geiste des deutschen Volkes allein entsprechende Anerbenrecht zu fordern.

Wenn ein Mann von dem Wissen und der unantastbaren Lauterkeit des Charakters wie Gierke als Tadler auftritt, dürfte Dies für Jeden, der seine Mißbilligung findet, der Anlaß sein, seine Meinung einer erneuten Prüfung zu unterwerfen. Ganz besonders aber gilt Das für mich, der ich meinem Kritiker seit fünfundzwanzig Jahren in innigster Freundschaft verbunden bin. So habe ich mir denn die Frage vorgelegt, worin wohl die Ursache zu erblicken sei, warum ich mich nicht der Zustimmung des Freundes, dem ich so weitgehendes Vertrauen entgegenbringe, erfreue. Da es sich nicht um persönliche, sondern um sachliche Differenzen, die das öffentliche Wohl betreffen, handelt, dürfte gerade bei dem rückhaltlosen Streben, den letzten Kern der Meinungverschiedenheit zu ergründen, meine Beantwortung der Frage vielleicht allgemeinerem Interesse begegnen.

Fürs Erste möchte ich die rechtshistorische Begründung, die Gierke seinem Postulat giebt, ins Auge fassen. Daran soll sich eine Darlegung meiner Auffassung von der Entwickelung des Erbrechtes, eine Untersuchung über die besondere wirthschaftliche Natur des Grundeigenthumes, endlich eine Würdigung des Anerbenrechtes mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gegenwart knüpfen.

* * *

„Die Freunde des Anerbenrechtes pflegen sich auf das deutsche Recht zu berufen. Sie bezeichnen das Anerbenrecht als ein deutsch-rechtliches Institut, das gegenüber dem nivellirenden römischen Erbrecht zu erhalten oder wiederherzustellen sei.“ Darin hat Gierke eines der Hauptargumente der „Freunde des Anerbenrechtes“ treffend wiedergegeben. Nach dieser Ausführung sollte man meinen, das Anerbenrecht sei urgermanisches Recht, das erst durch das Eindringen des römischen Rechtes durch die gleiche Erbtheilung ersetzt worden sei. Dies ist es auch, was durch agrarische Agitatoren in dem letzten Jahrzehnt in unzähligen Reden und Schriften gepredigt worden ist. Nun sind

*) Vom 12., 13. und 14. August 1895.

aber die deutschen Rechtshistoriker ohne Ausnahme darin einstimmig, daß das älteste germanische Recht, gleichviel welchen Stammes, die Einzelerbfolge ausdrücklich ablehnt, und in umfassender Weise hat namentlich Hermann Schulze*) dargelegt, daß die Gleichberechtigung gleich naher Erben, besonders der Söhne, tief in der deutschen Rechtsanschauung ruht. Alle deutschen Volksrechte ohne Ausnahme schreiben ausdrücklich die gleiche Theilung unter die Erben vor. Fick und ich haben Das nachdrücklich hervorgehoben. Aber damit ist keineswegs, wie man erwarten sollte, die Behauptung von dem urgermanischen Charakter des Anerbenrechtes beseitigt. Gierke hält sie nur mit um so größerer Bestimmtheit aufrecht. In welcher Weise? Etwa, indem er den Nachweis führt, daß wir und eben so alle Rechtshistoriker vor uns in unseren Angaben über den Inhalt der Volksrechte irrten? Angesichts der unzweideutigen Sprache der Quellen wäre eine solche Behauptung unmöglich. Allein, wie läßt sich der urgermanische Charakter des Anerbenrechtes anders beweisen?

„Es läßt sich doch im Ernste nicht bestreiten", schreibt Gierke, „daß im Allgemeinen die Unterwerfung des unbeweglichen und beweglichen Vermögens unter den selben Erbgang ein römischer Rechtsgedanke und die Ausbildung einer besonderen Erbfolge in Grundstücke ein deutscher Rechtsgedanke ist." Ich bin durchaus nicht bereit, Das zuzugeben. Aber nehmen wir einmal an, es sei richtig, so ist doch diese Art der Beweisführung einigermaßen verblüffend. Wäre eine besondere Erbfolge in Grundstücke ein spezifisch deutscher Rechtsgedanke, so würde Dies doch nur dann für den urgermanischen Charakter des Anerbenrechtes angezogen werden können, wenn nicht das deutsche Recht von Anfang an die gleiche Theilung unter die Erben ausdrücklich angeordnet hätte. So aber heißt es dem deutschen Rechte denn doch Gewalt anthun, wenn man die Bestimmungen, die es wirklich getroffen hat, an der Hand allgemeiner Prinzipien, die man hineingeheimnißt, korrigirt; und eben so gut ließen sich beliebige andere, den wirklich getroffenen Bestimmungen widersprechende Abnormitäten, wie z. B. daß bei Vorhandensein von Enkeln immer nur diese, nicht aber ihre Väter succedirten, mit der Behauptung begründen, daß sie Postulate des deutschen Rechtsgedankens seien, da das germanische Recht von der Urzeit an eine von der Erbfolge in Fahrniß verschiedene Erbfolge in Liegenschaften verlange.

Aber hören wir weiter! Worin denn soll seit der Urzeit die grundsätzliche Scheidung der Erbfolge in Liegenschaften von der in Fahrniß nach germanischem Rechte bestehen?

Gierke hat es in den Aufsätzen in der Allgemeinen Zeitung nur so

---

*) Hermann Schulze, Das Recht der Erstgeburt in den deutschen Fürstenhäusern und seine Bedeutung für die deutsche Staatsentwickelung. Leipzig 1851.

versteckt ausgesprochen, daß man nicht mit Sicherheit seine Antwort finden würde, käme uns nicht die von ihm herausgegebene Abhandlung von Frommhold,*) auf die er sich gelegentlich auch beruft, zu Hilfe. Erst da, wo er von der Veränderung spricht, die in der Rechtsanschauung des deutschen Volkes gegen Ende des Mittelalters eingetreten sei, schreibt Gierke: „Da die Vorstellung, daß der Grundbesitz ein öffentliches Amt verleiht, verblaßt ist, werden die Töchter im Landrechte bei der Erbfolge in Grundbesitz den Söhnen gleichgestellt." Hier könnte man noch zweifelhaft sein, ob der Ausschluß der Töchter nicht blos eine nebensächliche Aeußerung der spezifisch germanischen Rechtsauffassung des Grundeigenthumes sei. Allein über diesen Zweifel hilft uns Frommhold hinaus. Er bezeichnet es geradezu als das Charakteristische der deutschen Erbfolge, daß die deutschen Volksrechte, wenn sie auch die gleiche Theilung der Liegenschaften unter die Erben anordneten, doch nur eine gleiche Erbtheilung unter den Söhnen kennten, dagegen die Töchter von der Erbfolge in Grundstücke ausschlössen. Darin soll nicht nur der tiefe Unterschied des deutschen Rechtsgedankens vom römischen hinsichtlich der Erbfolge in Liegenschaften, sondern auch der so oft behauptete Grundunterschied in der deutschrechtlichen und römischrechtlichen Auffassung vom Grundeigenthum überhaupt sich äußern. Nach römischem Rechte sei das Grundstück nur ein gleichwerthiges Stück der gesammten Vermögensmasse, nach germanischem Rechte sei es dasjenige Gut, in welchem die mühevollste Arbeit der Menschen vergraben liegt, schreibt Frommhold, — und dabei fällt ihm gar nicht ein, daß es nach Tacitus die Weiber waren, denen hauptsächlich die Bestellung des altgermanischen Ackers zufiel. Gierke aber schreibt nicht minder weihevoll: „Nach germanischer Auffassung ist das Grundeigenthum eine soziale Position. Das Grundeigenthum ist ein Vermögensrecht. Allein es ist kein bloßes Vermögensrecht. Es umschließt zugleich öffentliche Rechte und Pflichten, es gewährt eine Herrschaft und verleiht ein Amt; es weist der Person ihren Beruf in der Gemeinschaft an. Schroff widerspricht daher dem Geiste des deutschen Rechtes die Gleichstellung der Grundstücke mit Waaren" — (Frage: Welches Recht hätte sie „Waaren" gleichgestellt?) —, „die Auffassung der zu selbstständigen Sachindividuen ausgeprägten Güter als in Grund und Boden angelegter Kapitalien, die Verlegung des Werthes der Liegenschaften in ihren Tauschwerth".

Ich werde diese Grundanschauung der heutigen agrarischen Theorie von dem eigenthümlichen Charakter des Grundeigenthumes als einer „sozialen Position", wie schon bemerkt, demnächst einer besonderen Betrachtung unter-

*) Beiträge zur Geschichte der Einzelerbfolge im deutschen Privatrecht. Von Dr. jur. G. Frommhold, Gerichtsassessor, 33. Heft der von Gierke herausgegebenen Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte. Breslau, 1889.

ziehen. Für heute aber gilt es zuvor, jene Bevorzugung der Söhne in den Volksrechten ins Auge zu fassen, aus der so weittragende Folgerungen abgeleitet werden.

Es ist richtig, daß die deutschen Volksrechte, indem sie die gleiche Erbtheilung der Liegenschaften aussprechen, nur von den Söhnen reden. Aber erstens thun Das nicht alle deutschen Volksrechte. Das Recht der Westgothen, die sich in vorgeschritteneren Verhältnissen niedergelassen hatten, schreibt die gleiche Erbtheilung auch der Liegenschaften unter Söhne und Töchter vor; das Recht der Langobarden umgekehrt, das die gleiche Theilung auf die Söhne beschränkt, beschränkt diese Bevorzugung nicht auf die Liegenschaften, sondern ischließt die Töchter von der Erbfolge in die gesammte Habe aus, von der n die beweglich e wie von der in die unbewegliche. Sodann: die Bevorzugung der Söhne vor den Töchtern ist nichts, was den germanischen Volksrechten, wo und wie sie sich findet, eigenthümlich wäre. Sie findet sich bei allen Völkern, bei den Kelten, bei den Slaven des Westens und Südens, wie den Russen, bei den Chinesen u. s. w. Allein, sie findet sich bei allen Völkern nur vorübergehend, nur so lange sie sich auf einer bestimmten Stufe wirthschaftlicher Entwickelung befinden. So haben sie selbst die Römer einmal gekannt, wie aus der Einleitung zu Nov. 118 bekannt ist. Erst Justinian hat die letzten Reste dieser Bevorzugung im römischen Rechte beseitigt. Endlich ist diese Bevorzugung auch aus dem deutschen Rechte schon lange vor dem Eindringen des römischen Rechtes verschwunden. Schon lange vorher hat auch das deutsche Recht die Töchter den Söhnen in der Erbfolge vollkommen gleichgestellt, wenn man von der besonderen Erbfolge in das Heergeräthe und die Gerade absieht. Fick hat Dies für Bayern, Andere haben es für andere Theile Deutschlands ausdrücklich dargethan.*) Bei den Angelsachsen war die Gleichstellung der Töchter mit den Söhnen schon vor der normannischen Eroberung erfolgt.**) Auch in Schweden fand sie um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts statt.***) Ja, selbst Gierke spricht in seinen Aufsätzen davon als von einer vor dem Eindringen des römischen Rechtes in Deutschland eingetretenen Veränderung, wenn seine Ausdrucksweise auch den Glauben erwecken muß, sie sei erst im vierzehnten oder gar erst im fünfzehnten Jahrhundert eingetreten, während sie in Bayern schon im elften Jahrhundert vorkommt und zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts allgemein ist.

Mit diesen Thatsachen schwindet aber das Einzige, was für die grundsätzlich verschiedene Auffassung des Grundeigenthumes seitens des ältesten

*) Vergl. Wippermann, Das Recht der Meier-Aemter. Göttingen 1859. S. 8.

**) Vergl. Hale, History of the Common law of England. 6th ed. London 1820. S. 307—308.

***) Vergl. Wippermann a. a. O.

germanischen Rechtes vorgebracht worden ist und vorgebracht werden kann. Es zeigt sich aus ihnen, daß es sich bei der Bevorzugung der Söhne vor den Töchtern, so lange sie im deutschen Recht sich findet, nicht um eine charakteristische Aeußerung der spezifisch deutschen „Volksseele", sondern um den rechtlichen Niederschlag der Verhältnisse und Bedürfnisse einer bestimmten wirthschaftlichen Entwickelungstufe handelt, daß wir diesen Niederschlag bei allen Völkern auf der gleichen Entwickelungstufe finden und daß, eben so wie das Recht anderer Völker, auch das deutsche Recht mit der Weiterentwickelung der Verhältnisse von selbst sich geändert hat.

Wenn es nun als das Charakteristische des deutschen Rechtes angegeben wird, daß es von der Urzeit an im Grundeigenthum nicht blos ein Vermögensrecht, sondern eine „soziale Position" erblickt habe, und Dies für die frühe Zeit mit der Bevorzugung der Söhne vor den Töchtern beim Erbgang von Liegenschaften belegt wird, so müßten eigentlich die Anhänger dieser Doktrin einräumen, daß das deutsche Recht schon vor dem Eindringen des römischen Rechtes diese seine Grundauffassung aufgegeben habe. Und Gierke hat Dies in seinem vorhin wiedergegebenen Satze — „die Vorstellung, daß der Grundbesitz ein öffentliches Amt ist, verblaßt" — auch wirklich gethan.

Aber nehmen wir einmal an, die vorstehende Beweisführung sei nicht geglückt: die Grundlage, auf der die ganze Lehre von der besonderen Behandlung der Liegenschaften im germanischen Recht aufgebaut ist, habe sich nicht als unhaltbar erwiesen. Selbst wenn sie haltbar wäre, ist noch nicht einzusehen, wie man von dem gleichen Erbrecht der Söhne in den Grundbesitz zum Anerbenrecht, d. h. zur ausgesprochenen Bevorzugung e i n e s Erben, als einem spezifisch deutsch-rechtlichen Institut, gelangen kann. Frommhold, den Gierke citirt, hat wohl empfunden, daß hier eine Lücke in der Beweisführung vorhanden ist. Er sagt, da das germanische Recht von der Auffassung des Grundeigenthumes als eines Amtes oder einer „sozialen Position" ausging, hätte es folgerichtig dessen Untheilbarkeit und die Einzelerbfolge aussprechen müssen. Ganz richtig! Das deutsche Recht hätte zu dieser Folgerung kommen müssen, wenn die Bevorzugung des Mannesstammes vor den Töchtern wirklich in der behaupteten Grundauffassung wurzelte. Statt Dessen ist es zu der entgegengesetzten Entwickelung geschritten. Es hat die Theilbarkeit und später sogar die Erbfolge der Töchter ausgesprochen. Warum es diese entgegengesetzten Früchte gezeitigt hat, sagt Frommhold nicht, kommt aber trotzdem nicht zu Zweifeln an der Richtigkeit der Prämissen, aus der sich seine ganz richtig abgeleiteten Folgerungen ergeben. Gierke dagegen hilft sich in einfachster Weise. Er schreibt: „Jede Erbordnung, die für Grundstücke überhaupt oder für Grundstücke einer bestimmten Gattung einen besonderen Erbgang vorschreibt, bei dem die Eigenart der sozialen Funktionen des Objekts

Beachtung findet, arbeitet mit Gedanken, die mit der germanischen Grundauffassung in Einklang stehen. So ist denn auch alle Sondererbfolge in Liegenschaften bei den romanischen wie germanischen Völkern aus germanischen Volkskeimen erwachsen." Und mit einem salto mortale geht es dann plötzlich in das bäuerliche Anerbenrecht, indem Gierke fortfährt: „Hiervon macht die Sondererbfolge in Bauerngüter keine Ausnahme." Auch sie sei „ein Sproß des germanischen Rechtes". Also, da Gierke für das germanische Recht eine verschiedene Behandlung des Erbganges in Liegenschaften von dem in Fahrniß behauptet — eine Behauptung, die sich, wie gezeigt, für das germanische Recht in seiner Weiterentwickelung nicht halten läßt —, die Einzelerbfolge in Grundstücke aber eine Sondererbfolge in den Grundbesitz darstellt, ist die Einzelerbfolge in Grundstücke ein Sproß des germanischen Rechtes!

Ich kann es wohl den Lesern selbst überlassen, ob sie die kühnen Sprünge dieser Beweisführung mitmachen wollen; was mich mehr reizt als der Versuch, ihre Unzulässigkeit darzuthun, ist die Frage, wie es sich denn in concreto mit dem germanischen Ursprung der Einzelerbfolge und insbesondere des bäuerlichen Hofrechtes verhält.

Die Volksrechte, Das ist unbestritten, kannten die Einzelerbfolge nicht. In welcher Weise nun kam sie zur Aufnahme? Um die Frage zu beantworten, müssen wir vor Allem fragen: wo kam sie zuerst in Aufnahme? Es herrscht wohl kein Streit darüber, daß Dies in Frankreich geschah. Zur Zeit, da in Deutschland und anderwärts noch lange die gleiche Erbtheilung herrschte, war die Einzelerbfolge bereits in Frankreich im Brauch.*) Allein dort hatte sowohl in römischer Zeit als nach dem Eindringen der Franken die gleiche Erbtheilung gegolten. Woher dort die Aenderung? Die Antwort, das Erstgeburtrecht in privatrechtlicher Beziehung sei ein nothwendiges Produkt des konsequent durchgeführten Feudalismus, reicht zur Erklärung nicht aus, denn nicht nur, daß in Deutschland alle kleinen Privatlehen theilbar waren**), in Spanien verlangte das Gesetz sogar, daß alle Söhne die Lehen gleichmäßig unter sich theilen***). Also das frühe Aufkommen der Feudalität in Frankreich allein kann nicht als ausreichende Ursache gelten. Er giebt vielmehr zwei mögliche Ursachen; wahrscheinlich haben sie zusammengewirkt. Die Juden hatten, wie das Alte Testament zeigt, ein scharf ausgebildetes Erstgeburtrecht; sie legten dem Titel „Erstgeborener" eine heilige Bedeutung bei; und wenn dessen Vorzug auch nicht bis zur Einzel-

---

*) Vergl. Monumenta Germaniae historica, XX, 412, 413. Schulze a. a. O. 213.

**) Schulze a. a. O. 214.

***) Rosseeuw St. Hilaire, Histoire d'Espagne, V. 493.

erbfolge des Aeltesten ging, so entsprach die jüdische Ordnung der Erbfolge doch nahezu dem Ideal unserer heutigen Anerbenrechtstheoretiker. Der Erstgeborene erhielt nämlich den von diesen für den Anerben verlangten Voraus in einem doppelten Erbtheil. Als die germanischen Völker das Christenthum annahmen, mußten diese Vorstellungen von der besonderen Stellung des Erstgeborenen auch bei ihnen Eingang finden, auch da, wo nicht gleich, wie bei den Angelsachsen, die Bibel zu einem Theil des Gesetzes des Landes erklärt wurde. Und in der That berichtet Schulze,*) „daß diese Bestimmung des mosaischen Rechts vielfach als Vorwand und Beschönigung des einzuführenden droit d'ainesse gebraucht worden ist", wenn er auch diesem Moment nicht allzu viel Wichtigkeit beizulegen geneigt ist. Die andere Möglichkeit hat Maine**) sehr wahrscheinlich gemacht. Der älteste Sondereigenthümer am Grund und Boden war bei den germanischen wie bei allen Völkern nicht das einzelne Individuum, sondern die Hausgemeinschaft, die unter der Leitung eines Hausvaters stand. Dieser wurde erwählt, und zwar wurde als Regel der Aelteste dazu erwählt, sei es das älteste Mitglied der Hausgemeinschaft, sei es der älteste Sohn des letzten Hausvaters. Der Hausvater verfügte über die Güter der Hausgemeinschaft als ihr Verwalter. In Frankreich, namentlich im Süden, war aber das römische Recht nie ganz erdrückt worden und mit der weiteren Konsolidation und fortschreitenden Entwickelung der Verhältnisse gelangte es wieder zu steigender Geltung. Das römische Recht, das da galt, war das der Kaiserzeit. In ihm war kaum mehr eine Erinnerung an die Zeit, da auch in Rom die Hausgemeinschaft die Wirthschafteinheit und der Eigenthümer war. Jedenfalls wußte es nichts von der absoluten Verfügung über das Vermögen einer Hausgemeinschaft durch deren Verwalter. Es kannte nur eine Person, der ein absolutes Verfügungrecht über das Vermögen zustand: den Eigenthümer. Wo die Juristen eine Person mit solchem Verfügungrecht vorfanden, erblickten sie in ihr einen Eigenthümer. Und so betrachteten sie das Recht des Aeltesten auf Uebernahme der Verwaltung der Hausgemeinschaft, das die weitere germanische Rechtsentwickelung ausbildete, als ein Recht auf die alleinige Erbfolge. Somit erklärt sich, warum gerade in Frankreich die Primogenitur zuerst zur Entwickelung kam. In Spanien hatte, wie früher erwähnt worden ist, bereits in der Westgothenzeit die volle Gleichheit aller Kinder im Erbrecht Anerkennung gefunden. Dort war man also bereits zu sehr romanisirt für eine solche Entwickelung und deren späterer Verlauf wurde durch die arabische Herrschaft gestört. In Deutschland war man zu wenig romanisirt. In Frankreich da-

*) Recht der Erstgeburt, 214.

**) Maine, Ancient Law, 10th. ed. London 1885, S. 238.

gegen fanden sich die meisten römischen Ueberreste neben einer starken germanischen Einwanderung. Hier mußten römisches Wesen und germanische Einrichtungen am Intensivsten einander beeinflussen. Und nachdem als Folge der römisch-rechtlichen Auffassung vom Eigenthum die Primogenitur hier zuerst entstanden war, ist sie von da erst allmählich nach den germanischen Ländern vorgedrungen. In diesen, wo das durch keinerlei römische Reminiszenzen getrübte germanische Recht vorherrschte, stieß — abgesehen von den Angelsachsen*), welche die Bibel als Landesrecht rezipirt hatten — diese Sondererbfolge in den Grundbesitz auf den heftigsten Widerspruch. Die Primogenitur erschien als eine Usurpation. Otto von Freising, der Zeitgenosse Barbarossas, nennt sie fraus suorum, und so sehr beherrschte die gleiche Theilung das deutsche Privatrecht, daß, so lange man sich nicht davon losmachen konnte, das Territorium wie ein Privatgut zu betrachten, selbst in den deutschen Staaten das Recht der Untheilbarkeit und der Primogenitur nicht durchdringen konnte. Ja, selbst da, wo vor Einreißung des Theilungsystems in den zur Landeshoheit gelangten Territorien der Altersvorzug den Regenten bestimmte, bezog sich das Recht der Erstgeburt stets nur auf das untheilbare Reichsamt; die Familiengüter dagegen wurden unter alle Söhne gleich vertheilt**). Somit ist jedenfalls diese „Sondererbfolge in den Grundbesitz" nicht germanischen Ursprunges. Während manche agrarische Agitatoren gegen das gleiche Erbrecht des Kindes als gegen einen französischen Importartikel eifern, ist es umgekehrt die Einzelerbfolge, die aus Frankreich gekommen ist. Ob das semitische Recht der Bibel oder das Mißverständniß der Befugnisse des Aeltesten als Vormundes der Hausgemeinschaft seitens römisch-rechtlich geschulter Juristen einen größeren Antheil an der Entstehung haben, wage ich nicht zu entscheiden. Auch möchte ich Denen, die den urgermanischen Ursprung behauptet haben, in der Wahl, welchem Moment sie den Vorzug geben, nicht vorgreifen. Wahrscheinlich haben semitische Reminiszenzen und römisch-rechtlich geschulte Juristen zusammengewirkt, um dieses angeblich urgermanische Rechtsprodukt zu Stand zu bringen.

Nicht besser steht es mit dem germanischen Ursprung des bäuerlichen Hofrechtes, auf den sich Gierke als letzten Beweis für das Erwachsen des bäuerlichen Anerbenrechtes aus „germanischen Rechtskeimen" beruft. Zwar möchte ich ihm keinen Augenblick zustimmen, wenn er schreibt, daß es für den rechtlichen Ursprung dieser „Sondererbfolge" gleichgiltig sei, ob sie im

---

*) Nach Beda kam es schon in den Generationen unmittelbar vor der normännischen Eroberung bei den Angelsachsen vor, daß die ältesten Söhne bei der Erbtheilung bevorzugt wurden.

**) Vergl. Schulze a. a. O. 369.

Landrecht oder im Hofrecht wurzele. Das Landrecht ist der Ausdruck des Rechtsbewußtseins der Freien, das Hofrecht der Ausdruck des den Anhängigen auferlegten Willens eines Herrn. Beides ist doch nicht gleichwerthig, auch wenn weder Fick noch ich der Meinung sind, daß das Hofrecht ein Gewächs sei, dessen sich unsere Rechtsgeschichte zu schämen hätte. Welche Aeußerung Gierke diesen Anschein nur erweckt haben mag! Kein Zweifel, daß das Hofrecht jene Entwickelung ermöglichte, die bei uns zur Ueberwindung der Unfreiheit des Landvolkes und zur Wiederauftheilung des in den Händen Weniger zusammengeflossenen Grundeigenthumes in bürgerliches Eigenthum geführt hat. Aber wenn Gierke nach dieser richtigen Betonung seiner Mission die römische Rechtsgeschichte zum Vergleich hineinzieht und behauptet, sie habe kein Hofrecht gekannt, dafür aber das Sklavenrecht festgehalten und mit den Latifundien geendet, so kann Dies nicht ohne Widerspruch hingehen. Gehören der Kodex Theodosianus und der Kodex Justinians etwa nicht zur römischen Rechtsgeschichte?! Angesichts des ausgebildeten Kolonenrechtes, das darin in unzähligen Edikten der römischen Kaiserzeit niedergelegt ist, geht es doch nicht an, zu sagen, die römische Rechtsgeschichte habe am Sklavenrecht festgehalten! Dazu zeigt uns das plastische Bild, das Fustel de Coulanges von der Verwaltung des römischen Latifundiums vorgeführt hat, daß die Grundherrschaft des Mittelalters sammt ihrem Hofrecht sich aus dem römischen Latifundium und seinem Kolonenrechte entwickelt hat, und die ganze Wirthschaftgeschichte des Mittelalters auf dem Lande ist nichts Anderes als die Geschichte des allmählichen Vordringens dieses weiterentwickelten römischen Latifundiums vom Westen nach dem Osten und der Unterwerfung der alten germanischen Markgenossenschaft unter sein Hofrecht. Auch das von Gierke so gepriesene Hofrecht ist somit nicht aus germanischen, sondern aus römischen Rechtskeimen herausgewachsen. Wer auf diesen seinen Ausgangspunkt Gewicht legt, müßte also sein Gegner sein; für Denjenigen, der den Werth eines Rechtes in seiner Uebereinstimmung mit den wechselnden Bedürfnissen sieht, ist dieser Ursprung dagegen gleichgiltig.

Wie war es aber mit dem Erbrecht der Bauern unter dem Hofrecht? Zur römischen Kaiserzeit finden wir alle Kinder des Kolonen gleichmäßig an die väterliche Scholle gebunden. Allein das Erbrecht erscheint damals, wie vielfach im germanischen Mittelalter, mehr als eine Pflicht denn als ein Recht, und gleich deutschen Hörigen suchen sich schon die römischen Kolonen dieser Pflicht durch die Flucht zu entziehen. In dieser Pflicht aber standen alle Kinder einander gleich. Und wie steht es denn mit dieser Gleichstellung unter dem Hofrecht zur Zeit, da die Empfindung des Rechtes über die der Pflicht das überwiegende sein mochte? Daß die Grundherren mit der Unterwerfung der Bauern unter das Hofrecht den ungetheilten Uebergang des

Bauerngutes auf einen Erben herbeiführten, hat vor Fick schon Schulze*) hervorgehoben. Allein bedeutet der ungetheilte Uebergang des Hofes auf einen Erben etwa eine Beseitigung des gleichen Erbrechtes der weichenden Erben? Hier kann ich ein gewisses Befremden über die Gierkesche Darstellung nicht unterdrücken. Er beschuldigt Fick und mich einer „einseitigen Geschichtbetrachtung" hinsichtlich des Hofrechtes. Aber während er es unterlassen hat, anzugeben, worin unsere Einseitigkeit bestehen soll, hat er unseres eingehenden Nachweises, daß auch unter dem Hofrecht, das den ungetheilten Uebergang der Bauerngüter auf einen Erben einführte, das gleiche Erbrecht aller Kinder des Bauern in Bayern unentwegt festgehalten wurde, mit keinem Worte gedacht. Seitdem bin ich auf eine Stelle gestoßen, die mir zeigt, daß dieses gleiche Erbrecht, auch wenn es aus der Erinnerung der Rechtshistoriker geschwunden sein sollte, doch anderen modernen Forschern über die bäuerlichen Verhältnisse in Bayern keineswegs unbekannt war. Der verdienstvolle Hartwig Peetz, der Erforscher der bayerischen Grundherrschaft vom Mittelalter bis zur Neuzeit, schreibt ausdrücklich,**) daß „von jeher in Bayern im Erbgang die Theilung unter den Kindern und die Betheiligung der Töchter volksthümlich blieb." Nun weiß ich wohl, daß es in anderen Theilen Deutschlands, namentlich im ostelbischen Deutschland, anders gewesen ist. Aber ich habe mich wohl gehütet, meine Ergebnisse zu verallgemeinern. Ausdrücklich habe ich mich in meiner Vorrede zum Fickschen Buch nur auf Altbayern, Fick hat sich auf das rechtsrheinische Bayern beschränkt. Nun mag es dahin gestellt bleiben, welche Gebiete einen besseren Einblick in Das, was dem germanischen Rechtsgedanken entspricht, bieten, die bayerischen oder die ostelbischen; eine Geschichtbetrachtung, welche den Vorwurf der Einseitigkeit gegen Andere erhebt, dürfte doch an unserem Nachweis des ungeänderten gleichen Erbrechtes der Bauernkinder auch bei ungetheiltem Uebergang des Hofes auf einen Erben nicht stillschweigend vorübergehen, — selbst wenn dadurch der liebste Gedanke des Anerbenrechtspostulats, die Begründung des Rechtes des Anerben durch germanische Rechtsgedanken, über den Haufen geworfen werden sollte.

Ich glaube, nach dem Vorgeführten die weiteren Ausführungen Gierkes über die zerstörende Wirkung des römischen Rechtes auf das germanische Erbrecht in Liegenschaften übergehen zu können, so sehr auch sie im Einzelnen zum Widerspruch reizen. Allein mit der Beseitigung ihrer Grundlage fallen sie von selbst zusammen. Dagegen möchte ich in einem weiteren Aufsatze das Prinzip untersuchen, das sich in der Entwickelung des Erbrechtes offenbart.

München. Professor Dr. Lujo Brentano.

*) Das Recht der Erstgeburt. S. 208—210.

**) Hartwig Peetz, Volkswissenschaftliche Studien. München 1880. S. 260.



Getreidepreis und Börse.

Bei unserem bald unübersehbaren Agrarstreit kommt man gewiß nur dann zu einem gedeihlichen Ergebniß, wenn man alle irrationellen Größen ausscheidet, namentlich was die Diagnose der Nothlage betrifft, die ja von Niemandem geleugnet wird. Alle Parteien müssen durch derartige Eliminationen gewinnen. Eine solche, und eine von nicht geringer Bedeutung, verdankt man einer neuesten Arbeit des Professors Conrad in Halle. Dieser hervorragende Gelehrte unterzog die weit verbreitete und weithin geglaubte Annahme, daß die Börse die Getreidepreise der Sommer- und Herbstmonate zum Schaden der Landwirthe willkürlich beeinflusse, einer genauen Untersuchung an der Hand des vom K. Pr. Stat. Bureau seit 1865 bezw. 1816 gesammelten Materials. Die Ergebnisse der unbefangenen Untersuchungen dieses Mannes, der zu den wärmsten Freunden des Standes der deutschen Landwirthe gehört, haben nur dazu geführt, die Ansichten von Cohn und Kantorowicz zu bestätigen, die schon früher zu der statistisch begründeten Annahme gelangt sind, daß unter dem Einfluß der Termingeschäfte die Getreidepreise geringere Schwankungen innerhalb größerer Perioden erfahren haben als in früheren Zeiten ohne den Terminhandel und daß die Berechnungen der Preise für spätere Lieferungtermine sich in der neueren Zeit innerhalb geringerer Fehlergrenzen halten, als es früher der Fall war, daß also die Termingeschäfte die Preisbildung günstig beeinflussen, indem sie diese im großen Ganzen dem wirklichen Verhältniß zwischen Vorrath und Bedarf anpassen.

Conrad bemerkt in seinen „Jahrbüchern“ (III. Folge, Band IX): „Man hört öfters von Landwirthen die Behauptung, daß die Getreidepreise von der Spekulation gerade in den Jahreszeiten herabgedrückt werden, wo der Landwirth genöthigt ist, seinen Erdrusch zu veräußern, d. h. in den Monaten bald nach der Ernte, insbesondere September, Oktober, November, während sie eine Steigerung der Preise herbeizuführen weiß in den letzten Monaten des Erntejahres, wo der Landwirth über keinen Vorrath mehr verfügt. Der Gedanke ist außerordentlich naheliegend, und wenn die Behauptung auf Thatsachen beruhte, würde die schädigende Einwirkung der Börse auf die Verhältnisse der Produktion nicht zu leugnen sein. Auf der anderen Seite kann man wohl annehmen, daß eine derartige Ausnutzung der Verhältnisse von dem Handel in der That angestrebt wird, weil ihm auf solche Weise sehr erhebliche Gewinne in Aussicht stehen. Wenn nun die statistischen Zahlen ergeben, daß die Monatspreise einen solchen Gewinn nicht gewährt haben, ja eventuell das Entgegengesetzte vorliegt, so wird man darin wohl einen Nachweis sehen können, daß die Spekulation nicht in der Lage ist, ihren Einfluß auf die Getreidepreise, der für die einzelnen Börsentage gar nicht geleugnet werden kann, derartig auszudehnen, daß sie das Preisniveau monatweise zu bestimmten Jahreszeiten künstlich zu ihrem Vortheile zu senken oder zu heben vermag.“ Für den Durchschnitt der ganzen Periode von 1865 bis 1893 und die Durchschnittsziffern für den ganzen preußischen Staat ergiebt sich für Weizen folgendes Verhältniß. Der Durchschnittspreis der Erntejahre beträgt 204 Mark pro Tonne, der niedrigste Preis ist im Februar 200 Mark, also vier Mark unter dem Durchschnitt. Die höchsten Preise finden sich im Juni und Juli: 210 Mark, die äußerste Differenz bilden also 10 Mark oder 5 Prozent.

Wird der Jahresdurchschnitt gleich 100 gesetzt, so sind die am Tiefsten stehenden Monate Dezember, Januar, Februar und März zwischen 98 und 98,5. Dann folgen die Monate September, Oktober, November zwischen 99 und 99,5. April entspricht dem Durchschnitt, dann folgt erst August mit 101, Mai, Juni und Juli stehen mit 102,5 und 102,9 über dem Durchschnitt. Das beste Geschäft hat im Durchschnitt der 28 Jahre, die in Betracht kommen, der Landwirth gemacht, der regelmäßig im August den größten Theil seines Getreides absetzte. Aber auch, wer in den folgenden drei Monaten verkaufte, that gut daran, denn erst vom Mai ab konnte er wieder einen entsprechenden Preis erlangen, der um circa 3 Prozent höher war, die indessen wohl durch Zins- und Lagerverlust wie Lagerkosten reichlich absorbirt waren. „Sicherlich geht daraus hervor, daß die Spekulation die Preise nicht zum Nachtheil des Landwirthes verschoben hat, wenn auch die letzten Monate vor der Ernte durchschnittlich höhere Preise zeigten als diejenigen, in welchen der Landwirth am Meisten Getreide verkaufte. In einzelnen Jahren ist allerdings das Verhältniß ein anderes. Im August und Dezember 1890 kostete die Tonne Weizen 186 bis 191 Mark; vom Mai bis Juli 1891 dagegen 231 bis 235 Mark, d. i. eine Differenz von über 40 Mark. Solche Beispiele bleiben dem Praktiker in Erinnerung, er ist geneigt, das Ergebniß zu generalisiren und es zu überschätzen. Er übersieht leicht, daß in anderen Jahren das Entgegengesetzte vorliegt und ausgleichend wirkt. So waren die Preise im August und September 1891 231 bis 235, dagegen am Schlusse des Erntejahres, im April und Mai 1892 nur 202, im Juli sogar nur 186 Mark."

Ein ähnliches Ergebniß wie für den ganzen Staat liefern die bezüglichen Zahlen für die Provinz Preußen. Auch dort sind die Preise vom Dezember bis zum Februar am Niedrigsten gewesen, $1^1/_2$ Prozent unter dem Durchschnitt. Die Monate Mai bis Juli stehen dagegen 3,6 Prozent darüber, die Differenz zwischen dem billigsten und theuersten Monat steigt deshalb auf 5 Prozent, was nur dem dortigen höheren Zinsfuß entsprechen dürfte.

Bedeutsam ist es, zu sehen, ob Berlin, also der Brennpunkt des Börsenhandels, größere oder geringere Differenzen aufweist als die Provinzen. Auch hier ist es das erste Vierteljahr des Kalenderjahres, das mit 2 und $1^1/_2$ Prozent unter dem Durchschnitt bleibt, während das letzte Vierteljahr des Erntejahres 1 bis $1^1/_2$ Prozent über dem Durchschnitt aufweist. Auch der August hat den höchsten Preis wie der Juni. Die größte Differenz beträgt $3^1/_2$ Prozent, d. h. erheblich weniger als in den Provinzen. Die vier Monate September bis Dezember entsprechen völlig dem Durchschnitt oder stehen sogar noch etwas darüber. Wenn hier ein Einfluß der Börse überhaupt zum Ausdruck gekommen ist, so hat er ausgleichend gewirkt, also günstig, nicht schädlich. Auch in der Höhe der Preise steht naturgemäß Berlin in der Mitte, aber noch etwas unter dem Durchschnitt des ganzen Staates. Zwischen der Provinz Preußen und Rheinland ist eine Differenz von 23 Mark pro Tonne, immerhin über 10 Prozent.

Conrad stellt weiter die Frage, ob in den einzelnen Perioden der Jahre von 1865 bis 1893 Veränderungen zu konstatiren sind. In den letzten zehn Jahren ist die Differenz zwischen dem niedrigsten und dem höchsten Monatspreise im Durchschnitt des ganzen Staates gleichfalls 5,1 Prozent gegen 4,9 im Durchschnitt der ganzen Periode, und wenn wir nur die letzten fünf Jahre her-

anziehen, nur 4,7. Von 1873 bis 1883 ist sie etwas größer, 6,6 Prozent, von 1865 bis 1873 7,5 Prozent. Sie hat sich also im Laufe der Zeit etwas vermindert, aber zu unbedeutend, als daß man darauf ein wesentliches Gewicht legen könnte. Von 1883 bis 1893, also in dem letzten Dezennium, bleiben die Preise um über 1 Prozent unter dem Durchschnitt vom September bis März; April ist wieder wie durchgängig dem Durchschnitt entsprechend; Mai bis Juli und auch der August erheben sich bis 3,4 Prozent über den Durchschnitt. Hiernach könnte man vermuthen, daß in der neuesten Zeit in einem stärkeren Maße als früher ein Druck auf den ersten Monaten des Erntejahres gelastet habe, doch zeigt es sich, daß dieser Druck besonders durch die fünf Jahre von 1883 bis 1888 herbeigeführt ist, während gerade die letzten fünf Jahre diese Erscheinung in geringerem Maße aufweisen als der Durchschnitt der ganzen Periode. „Man gewinnt daher keinen Anhalt dafür, zu sagen, daß in der neueren Zeit die Preisvertheilung sich für die Landwirthe ungünstiger gestaltet hat als früher: und eine Vergleichung der Preisgestaltung in den einzelnen Provinzen, wie in Berlin, führt uns zu keinem anderen Ergebniß."

Die Zahlen für den bedeutendsten Getreidemarkt des deutschen Westens, Mannheim, „ergeben eine große, auffallende Gleichmäßigkeit. Die Differenz zwischen den einzelnen Monaten beläuft sich auf noch nicht zwei Prozent, und auffallender Weise bleibt dort gerade der Juli am Meisten unter der Jahresziffer, der sonst allgemein die höchsten Preise aufzuweisen hat. Dagegen stehen die vier Monate von November bis Februar, die sonst allgemein die niedrigsten Preise haben, hier noch etwas über dem Durchschnitt. Man könnte geneigt sein, Dieses darauf zurückzuführen, daß in Mannheim keine Differenzgeschäfte gemacht werden, doch wäre Dies voreilig. Auch in England werden keine Termingeschäfte gemacht, gleichwohl war auch in den letzten Jahren von 1888 bis 1893 die Preisdifferenz zwischen März 5,8 unter dem Jahresdurchschnitt und August 5,8 über dem Jahresdurchschnitt: 11,6 Prozent, also hier auf dem Centralpunkt des Weltmarktes eine weit stärkere Schwankung, als wir sie bisher überhaupt beobachteten. Man wäre hiernach versucht, anzunehmen, daß an den Centralpunkten der Spekulation die Schwankungen am Größten wären und sich abschwächen bei dem Effektivhandel und in dem Detailverkehr des Landes. Das ist indessen nicht der Fall." Für den Roggen liegt ein größeres und weiter zurückgehendes Material vor als für die anderen Getreidearten. Hier muß daher der Einfluß der Börse am Schärfsten hervortreten. Das Ergebniß ist: „Jedenfalls ist durch die wachsende Spekulation in der neueren Zeit keine Verschärfung der Preisschwankung herbeigeführt. Nach der Reichsstatistik bewegen sich die Schwankungen im Durchschnitt des letzten Dezenniums zwischen 98,2 im April und 101,2 im November und Dezember. Die Differenz beträgt mithin 3 Prozent, die höchsten Preise sind in den Monaten Oktober bis Januar gezahlt und auch August und September entsprechen fast genau dem Jahresdurchschnitt mit 99,9 Prozent. In den 5 Jahren von 1888 bis 1893 sind die Preise von Oktober bis Dezember mit 102 bis 102,6 bei Weitem die höchsten des ganzen Erntejahres. Der Terminhandel scheint also hier sogar erheblich zu Gunsten der Produzenten gewirkt zu haben. Ganz ähnlich stellen sich auch die Zahlen für Mannheim, doch steigt die Jahresdifferenz auf 3,4 Prozent. Sehr viel größer sind die Schwankungen in der

Provinz. Es dürfte demnach die Aufgabe sein, durch Assoziation den Lokalhandel mehr zu Gunsten der Produzenten zu beeinflußen."

Für den Roggen wird man daher sagen müssen, daß die Börse unbedingt nicht nachtheilig auf die Preisbildung eingewirkt hat. Dies führt zu der Vermuthung, daß sich die berliner Börse bei dem Weizen mehr unter dem Druck der überseeischen Konkurrenz befindet und durch diese zu Schwankungen gebracht ist, die sie bei dem Roggen zu vermeiden vermochte. Es ergiebt sich ferner schlagend, daß der Landwirth die beste Ausnutzung der Preise erzielt, der bald nach der Ernte den Roggen ausdrischt und verkauft.

Die Gerste ist bekanntlich nicht Gegenstand des Terminhandels und überhaupt weniger der Börsenspekulation ausgesetzt, sondern in der Hauptsache Gegenstand des Effektivhandels. Bei ihr kommt es weit mehr auf die Qualität an, die außerordentlich verschieden ist und wo jede eine besondere Verwendung findet.

Der Hafer ist zwar nicht vom Terminhandel ausgeschlossen, aber er ist naturgemäß doch nicht in dem Maße Gegenstand großartigerer Börsenspekulation wie Roggen und Weizen. Gleichwohl ist es gerade der Hafer, bei dem die Monatspreise außerordentlich stark schwanken, weit stärker als bei allen anderen Getreidearten, die wir zur Untersuchung zogen. Hier sind allerdings in prägnantester Weise die Preise nach der Ernte außerordentlich gedrückt und erst im März und April beginnen sie zu steigen, um dann bis zum Juli eine sehr bedeutende Höhe zu erreichen, die noch im August erheblich über dem Jahresdurchschnitt bleibt. Hier ist man in der Lage, zu sagen: der Landwirth thut gut, mit seiner Ernte möglichst zurückzuhalten und sie erst gegen Ende des Erntejahres zum Verkauf zu bringen. Hier ist die Preisgestaltung derartig, daß sie dem Händler regelmäßig erheblichen Gewinn in Aussicht stellt, wenn er die Abschlüsse so früh wie möglich macht und den Verkauf möglichst bis an das Ende des Erntejahres hinausschiebt. Niemand wird aber nach den bisherigen Erörterungen annehmen können, daß diese Preisgestaltung einseitig durch die Börse zu Gunsten des Händlers künstlich so gestaltet ist, sie ist vielmehr der Ausdruck des natürlichen Verhältnisses von Angebot und Nachfrage. „Der Landwirth selbst ist hier der hauptsächlich Nachfragende, denn sehr viele Landwirthe bauen nicht so viel Hafer, wie sie gebrauchen. Es tritt der Futterbedarf der Städte hinzu, der das ganze Jahr hindurch gleichmäßig ist, während der Landwirth mit seiner Nachfrage erst hervortritt, wenn er seine eigene Produktion verbraucht hat, Das ist gegen Ende des Erntejahres, wo zu gleicher Zeit seine reichlicher Hafer bauenden Nachbarn längst verkauft haben. Hier tritt der Händler ein, um auszuhelfen, und ist in der Lage, sich seinen Dienst hoch bezahlen zu lassen. Für England ergeben die Zahlen fast genau das Selbe, nur daß nicht der September, sondern der Oktober der billigste Monat ist, mit 92,5 gegen 108,8 im Juli, Das ist eine Differenz von 16,3 Prozent, also weit größer als bei uns selbst in Ostpreußen. Auch in älterer Zeit waren die Preisgegensätze bei dem Hafer am Größten."

Zusammenfassend kommt schließlich Conrad zu dem Ergebniß: die zusammengestellten Monatspreise ergeben im Ganzen unzweifelhaft keinen Anhalt zur Unterstützung der Meinung, daß die Börse die Preise künstlich beeinflußt.

Stuttgart. Albert Schaeffle.

Schröder und Genossen.

In einer Bergarbeiterversammlung, wie sie in unserem Industriebezirk allsonntäglich dutzendweise tagen, wurden am dritten Februar 1895 die nach Zahlung des üblichen „Entrees" von zehn Pfennigen zur „freien Diskussion" erschienenen Sozialdemokraten von den Einberufern der Versammlung, den „Christlich-Sozialen" (d. h. den neuerdings unter dem Protektorat der Herren Licentiaten Weber und Kaplan Oberdörfer im Gegensatz zu dem „alten" Bergarbeiterverband zu einem christlichen Gewerkverein zusammengeschlossenen Bergleuten) hinausgewiesen. Der sozialdemokratische Bergarbeiterführer Ludwig Schröder — der im Jahre 1889 als Sprecher einer Arbeiterdeputation dem Kaiser die Beschwerden der strikenden Bergleute vortrug — fordert am Kassentisch die als Zulassungsgebühr gezahlten zehn Pfennige zurück; ein baumlanger Gendarm, Gustav Münter, dem Schröder etwa bis zur Schulter reicht, tritt, wie Münter sich selbst ausdrückt, „energisch und scharf" an Schröder heran, mit den Worten: „Wollen Sie machen, daß Sie herauskommen!" In dem selben Moment stürzt Schröder, wie er behauptet, in Folge eines Stoßes, den ihm Münter in den Nacken gegeben habe, zu Boden; als er sich zur Hälfte erhoben hat, stürzt er zum zweiten Male, nach seiner Behauptung in Folge eines zweiten Stoßes von Münter.

In einem Bericht des Preßorganes des „alten Bergarbeiterverbandes" über die Versammlung war auch diese Episode mit der Behauptung eines zweimaligen Stoßes des Münter geschildert. Der Redakteur Margraf wurde wegen Beleidigung Münters angeklagt. In diesem Preßprozeß, der dem wegen anderer Preßvergehen kurz vorher zu sieben Monaten Gefängniß verurtheilten Redakteur allerschlimmsten Falles eine geringfügige Zusatzstrafe einbringen konnte und dem der Angeklagte deshalb nicht die geringste Bedeutung beilegte, bestätigte Schröder nebst einer Anzahl anderer Zeugen — meist Sozialdemokraten — die Wahrheit des Berichtes hinsichtlich des zweimaligen Stoßes, während Münter ein Stoßen mit der Hand bestritt und andere Zeugen beschworen, sie hätten das Stoßen nicht gesehen, — mit dem auf Befragen gemachten Zusatz, „sie hätten das Stoßen sehen müssen, wenn es erfolgt wäre". Margraf wird wegen Beleidigung zu einer Woche Gefängniß verurtheilt und seine Entlastungzeugen — sieben an der Zahl — werden gleich darauf wegen Meineides unter Anklage gestellt.

Sieben Personen vor den Geschworenen wegen der Frage, ob der Gendarm Münter — wozu er sich nach seiner eigenen, in der Verhandlung zum Ausdruck gebrachten Meinung für durchaus berechtigt gehalten hätte — einem Manne einen Stoß versetzt hat oder nicht! Die Anklage wird mit der ungewöhnlichen Mittheilung an den Untersuchungrichter eingeleitet, daß „der Sozialdemokrat" Schröder nach Ansicht der Anklagebehörde einen Meineid geleistet habe; Angeklagte und deren Zeugen werden hinsichtlich ihres „Rufes" stets als „Sozialdemokraten" oder „verbissene Sozialdemokraten" geführt; eine gewisse Presse triumphirt in allen Tonarten über den Schlag, den die Sozialdemokratie durch die Meineidsanklage gegen ihre Bergarbeiterführer erlitten habe; vierzehn Tage vor der Verhandlung steht zu lesen, die Voruntersuchung habe ein so ungünstiges Ergebniß für die Angeklagten gehabt, daß der Rechtsanwalt Dr. Niemeyer die Vertheidigung niedergelegt habe. (Thatsächlich bin ich erst am ersten Verhandlungtage als Vertheidiger ausgeschieden, weil meine Mitvertheidiger trotz meiner und sämmtlicher Angeklagter gegentheiliger Ansicht glaubten, auf meine Zeugenschaft nicht verzichten zu können.) Die nöthige Stimmung war also für das Drama vorbereitet; sie wurde erhalten durch die Feststellung des „politischen Glaubensbekenntnisses" jedes sogenannten „Entlastungzeugen". Es war ein bedenkliches und folgenschweres Unternehmen, als die Staatsanwaltschaft diese Stimmung im Gerichtssaal, wo die Göttin mit verbundenen Augen thronen soll, nährte durch die Werthmessung der Zeugen nach ihrem politischen und religiösen Bekenntniß. Das war um so bedenklicher einem Laiengerichtshof gegenüber, dessen Mitglieder in denkbar schärfstem Klassengegensatz zu den angeblich wegen ihrer politischen und religiösen Ueberzeugung minder glaubwürdigen Zeugen und Angeklagten standen. Sicherlich haben die essener Geschworenen nach bester Ueberzeugung den Schuldspruch gefällt, — aber eben so sicher sind sie unbewußt in ihrer Ueberzeugung durch politische Gedanken in dem Sinne beeinflußt worden, in dem der Reichsgerichtsrath Mittelstädt jüngst seine gewichtige Stimme warnend gegen die Mitwirkung politischer Erwägungen in der Rechtsprechung erhoben hat.

Nach dem Ergebniß der Beweisaufnahme mußte — mindestens aus dem Gesichtspunkt des non liquet — das Nichtschuldig erwartet werden. Die eine Gruppe von Zeugen bestätigt die beiden von den Angeklagten eidlich bekundeten Stöße Münters, die andere Gruppe hat diese Stöße nicht gesehen. Münter selbst giebt in Uebereinstimmung mit anderen Zeugen zu, so nahe „hart und energisch" an Schröder herangetreten zu sein, daß er ihn möglicher Weise mit dem Körper berührt habe, während er die eine Hand am Säbelgriff, die andere Hand geballt gehabt haben will. Im Gegensatz hierzu müssen andere Zeugen der christlich-sozialen Gruppe zugeben, daß Münter „mit den Armen gestikulirt" habe. Dem gegenüber konnten meines Erachtens die nicht

eine Wahrnehmung, sondern ein — wer weiß durch wie vielerlei Umstände vielleicht suggerirtes — Urtheil enthaltenden Bekundungen: „Wir hätten die Stöße sehen müssen", nur einen sehr zweifelhaften Werth für den Richter in Anspruch nehmen.

Psychologisch und kriminalistisch ist die von der Staatsanwaltschaft den Geschworenen gegenüber vertretene Auffassung unhaltbar, daß zahlreiche neue Meineide auf der einen oder der anderen Seite „zweifellos" geschworen seien. Schon der häufige Gebrauch des Wortes „zweifellos" in einer Beweisführung läßt die Annahme zu, daß die Sache sehr zweifelhaft ist. Die Kriminalpraxis lehrt, daß eine völlig gleichmäßige Darstellung von Vorgängen, die auf der Straße oder im Wirthshaus, noch dazu beim Lampenlicht, von mehreren Personen beobachtet worden sind, geradezu zu den Seltenheiten gehört. Im Kriminalgerichtssaal ist es nicht die Ausnahme, sondern die Regel, daß trotz gleicher Beobachtungnähe der eine Zeuge Dies, der andere nur Jenes gesehen hat, daß der eine Zeuge einen Vorgang so, der andere ihn wesentlich anders schildert. Das menschliche Auge ist eben kein photographischer Apparat; das dem Geist eingeprägte Bild ist von unzähligen, individuell verschiedenen Zufälligkeiten, von Seelenstimmungen, von gleichzeitigen oder von unmittelbar vorhergehenden oder nachfolgenden anderen Eindrücken beeinflußt; das gewonnene Bild verändert sich durch spätere Erzählungen und Besprechungen, wobei die Suggestion eine unglaublich große Rolle spielt; Gehörtes und Wiedererzähltes mischt sich mit dem Thatbestand des wirklich Beobachteten, — und so kommen Schilderungen zu Stande, die scheinbar unvereinbar sind und von deren Wahrheit die Schildernden doch fest überzeugt sind. Wer will es zu entscheiden wagen, ob der mit den Armen gestikulirende Gendarm, der so nahe an Schröder herangetreten ist, daß er ihn mit dem Körper berührte, nun die körperliche Berührung mit der Hand vollzogen hat oder nicht, — und wenn Dies nicht geschehen ist, ob nicht ein Theil der Beobachtenden den Eindruck gehabt hat und die Ueberzeugung noch hat, es sei geschehen? Angenommen, die Stöße seien erfolgt — was ich nicht zu entscheiden wage —, so würde nicht einmal ohne Weiteres anzunehmen sein, Münter, dem in einem eine Woche nach der essener Schwurgerichtsverhandlung in Bochum verhandelten Prozeß vom Richter das Urtheil ausgestellt ist, er sei „ein nervös aufgeregter Mensch," habe einen wissentlichen Meineid geleistet. Auch dieser nervös erregte Mann, der täglich in ähnliche Konflikte einzugreifen hat und der sich in dem bochumer Prozeß viel bedeutungvollerer Dinge „nicht zu entsinnen" vermochte, braucht sich der Einzelnheiten seines Vorgehens nicht mehr bewußt zu sein. Er war sich ja auch des selbst von einem anderen Polizeibeamten bekundeten „Gestikulirens mit den Armen" nicht mehr bewußt.

Nicht nur die Angeklagten erbleichten, als in später Abendstunde unter

lautloser Stille der Obmann den Schuldspruch verkündete. Als die Richter dieses Spruches durch die draußen in banger Erwartung harrende Menge schritten, da trat mir unwillkürlich das jetzt in München ausgestellte Zumbuschsche Bild der „Hochnothpeynlichen“ vor die Seele, das Bild der Männer, die in Allongeperücken, befriedigt im Bewußtsein wohlgethanen Rechtes, von dem sich im Hintergrunde in der Abendsonnengluth schaurig abhebenden Richtplatz heimkehren, — auf den Fersen gefolgt von der dürren Gestalt des Alles gleichmachenden Todes.

Mit wahrhaft kindlichem Optimismus begrüßte am folgenden Tage die „großbürgerliche“ Presse, wie sie Herr Harden in seiner Betrachtung der Sache nannte, den Spruch der Geschworenen als einen „vernichtenden Schlag gegen die Sozialdemokratie“. Die Kölnische Zeitung triumphirte über „den Tag, an dem ein Schwurgericht durch seinen Spruch festgestellt hat, daß Sozialdemokraten geneigt sind, für in bedrängter Lage sich befindende Genossen mit einem Meineide einzutreten,“ und der Artikelschreiber merkte gar nicht, welche bewußte politische Tendenz er damit den Richtern vorwarf. Andere Leute dagegen staunten, mit welcher Virtuosität in unserer bürgerlichen Gesellschaft die Geschäfte der Sozialdemokratie besorgt werden. Wie sagte doch der Abgeordnete Gröber: „Die Sozialdemokraten haben ein Schweineglück.“ Der Partei sind wiederum Märtyrer geschaffen, „Opfer der Klassenjustiz“, die der bürgerlichen Gesellschaft noch lange im Magen liegen werden. Die erste Antwort auf das Urtheil war die Aufstellung des zu zweieinhalb Jahren Zuchthaus und Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von fünf Jahren verurtheilten Schröder als Reichstagskandidaten für den Wahlkreis Essen. Und ich fürchte daß sich an dieser geschmacklosen Demonstration nicht nur die bisherigen sozialdemokratischen Wähler betheiligen werden, sondern daß ihnen Tausende neu Geworbener hinzutreten werden. In einem „Mahn- und Weckruf an alle Bergleute von Rheinland und Westfalen“ heißt es wörtlich: „Kameraden, zeigt der Welt, zeigt unseren Mitbürgern, daß jene Unglücklichen, zu schweren Strafen Verurtheilten, in unseren Augen an Achtung und Ansehen gestiegen sind, gestiegen sind trotz aller Verurtheilung, denn wir sind der Ueberzeugung, daß sie unschuldig sind“. In der Generalversammlung des „Verbandes deutscher Berg- und Hüttenarbeiter“ wurden die Verurtheilten Schröder und Meyer einstimmig zu Vorsitzenden wiedergewählt, mit einer Resolution, „daß die Verurtheilten als Ehrenmänner zu betrachten“ seien. Das sind die vorläufigen äußeren Wirkungen des Urtheiles.

Schröder steht in der Bergarbeiterbewegung seit Anfang der siebenziger Jahre; seine Agitation ist immer mehr eine spezifisch bergmännisch-gewerkschaftliche als allgemein politische gewesen, obwohl während seiner Leitung der alte Bergarbeiterverband ein wesentlich sozialdemokratisches Gepräge angenommen

hat. Weder nach seinem Temperament noch nach seinen politischen Ansichten ist er ein „Fanatiker"; es war ihm denn auch die für einen seit länger als zwanzig Jahren im heißesten Kampfe gegen die politische und soziale Herrschaft stehenden Arbeiterführer sehr geringe Zahl von nur drei Vorstrafen vorzuhalten: die eine wegen Beleidigung durch die Presse, die beiden anderen wegen Aufforderung zum Strike auf Grund der berühmten Auslegung des § 110 Str.-G.-B. durch das Reichsgericht. Auf sozialdemokratischen Fanatismus läßt auch die Thatsache nicht schließen, daß Schröder — der, nebenbei bemerkt, Inhaber der Kriegsdenkmünze von 1870 und der Landwehrdienstauszeichnung ist, — obgleich er selbst aus der Landeskirche ausgetreten ist, seine Kinder zum Besuch der Kirche und Sonntagsschule anhält. Ob es wahr ist, was mir mitgetheilt wird, daß Schröder von den „Zielbewußtesten" überhaupt nicht als „Zielbewußter" angesehen wird, vermag ich nicht zu beurtheilen. Seinen weitgehenden Einfluß unter der Bergarbeiterbevölkerung hat er jedenfalls weniger einer besonders hervorragenden Intelligenz als der allgemeinen Ueberzeugung seiner Anhänger von einer besonderen Geradheit und Ehrlichkeit seines Charakters zu danken. Zur Kennzeichnung der Stimmung, mit welcher die Verurtheilten den Spruch der Geschworenen entgegengenommen haben, mag hier ein Brief Platz finden, den Schröder am Tage nach der Urtheilsfällung an mich richtete:

Essen, den 18. August 1895.

Geehrter Herr Rechtsanwalt!

Da durch die gestrige zu Ende gegangene Verhandlung Sie doch nach meiner Ansicht nichts hindern dürfte, mich nach Erhaltung dieses Schreibens sofort hier im Gefängniß zu besuchen, so bitte ich freundlichst darum. Ich muß Sie unbedingt in meiner jetzt so traurigen Lage um Rath fragen. Seien Sie versichert, ich werde meine mir auferlegte Strafe, wenn es nicht anders sein kann, mit männlicher Geradheit zu tragen wissen; die absolute Schuldlosigkeit giebt mir den Muth und die Kraft, auch in unglücklichen Tagen mit der innerlichsten Beruhigung der so traurigen Zukunft getrost entgegen zu sehen. Also ich bitte nochmals recht baldigst um Ihren Besuch. Schieben Sie es aber nicht auf.

Mit aller Hochachtung

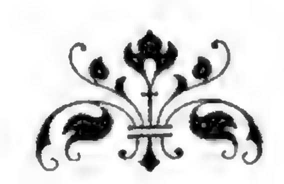
Ludwig Schröder,

zu 2½ Jahren Zuchthaus, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf 5 Jahre und niemals wieder als Zeuge oder Sachverständiger zugelassen zu werden Verurtheilter wegen wissentlichen Meineides.

Es ist ja Mode — und vielleicht eine der allergefährlichsten Moden —, bei jeder unangenehmen Erscheinung im öffentlichen Leben nach „Maßnahmen" zu schreien. Regelmäßig sind es die beati possidentes, die aus „sensationellen" Gerichtsverhandlungen das Bedürfniß nach „sittlicher Entrüstung" ableiten und auch jetzt mit allerhand Vorschlägen kirchenpolitischer

oder strafprozessualer Natur zur „Verhütung von Meineiden“ bei der Hand sind. Auf der anderen Seite begegnet man dem Verlangen nach „Popularisirung“ der Schwurgerichte, nach „wahren“ Volksgerichten und ähnlichen Dingen mehr. Es lohnt nicht, auf diese modemäßigen Gesetzesvorschläge propter und ad hoc näher einzugehen. Eine Bemerkung möchte ich aber zu der gerade jetzt wieder aufgeworfenen Frage der Zweckmäßigkeit der Schwurgerichte machen. In der vorletzten Nummer der „Zukunft“ ist auf die politische Entstehungsgeschichte der Schwurgerichte hingewiesen worden. Für mich liegt der Werth des Laienelementes in der Strafrechtspflege auf einem anderen als auf dem politischen Gebiete. Selbst der gewissenhafteste und tüchtigste Berufsstrafrichter verliert, wenn er jahraus, jahrein an mehreren Tagen in der Woche zehn bis fünfzehn Strafsachen „abzumachen“ hat, die Fähigkeit der Individualisirung des Falles; die überbürdende Fülle von täglich wiederkehrenden gleichmäßigen Fällen führt den Berufsstrafrichter dazu, die Eigenart des einzelnen Falles oberflächlich zu behandeln; er verfällt unfehlbar dem Schematismus, an dem unsere Strafrechtspflege, so weit sie in dem Machtbereich der Strafkammern liegt, krankt und gegen den man — nach meiner Ansicht durch Kurzsichtigkeit verleitet — ein Heilmittel in der Wiedereinführung der Berufung gegen die Urtheile der Strafkammer gefunden zu haben glaubt, ein „Heilmittel“, für das man sogar eine Abschwächung der für den Angeklagten unendlich werthvolleren „Prozeßgarantien“ zu bewilligen sich anschickt. Der Laie, an den die Pflicht zur Rechtsprechung nur in Ausnahmefällen herantritt, der die Sache nicht „mit Routine erledigen“ kann, verlangt eine gründlichere Untersuchung, wobei die Ignorirung der individuellen Seiten des einzelnen Falles nicht zu befürchten ist. Die Mitwirkung des Laienelementes ist deshalb nach meiner Ueberzeugung in der Strafrechtspflege nicht zu entbehren. Am Allerwenigsten bietet der Spruch gegen Schröder und Genossen Anlaß zu entgegengesetzter Auffassung. Die Gefahr, daß die politischen und sozialen Ansichten des Richters sein Urtheil ungebührlich beeinflussen, liegt eben so nahe beim gelehrten Richter wie beim Laienrichter. Die tägliche Praxis unserer Strafkammern und sehr wunderbare opportunistische Entscheidungen des höchsten Gerichtshofes lassen erkennen, daß wir dieser Gefahr leider bedenklich nahe sind.

Essen. Rechtsanwalt Dr. Victor Niemeyer.



Deutsche Literaturgeschichte.

Der Rückzug der Sprachen und Literaturen des südeuropäischen Alterthumes von dem Felde der höheren Bildung hat bis jetzt erst eine einzige bedeutsame Folge gehabt: er hat die deutsche Sprache und Literatur in den Mittelpunkt des Gymnasialunterrichtes gestellt und damit eine eigentlich selbstverständliche Voraussetzung für weitere Reformen geschaffen. Es wäre ungerecht, der Beschäftigung mit dem griechischen Alterthum nicht die höchste Bedeutung zuzuerkennen, so lange — bis an den Anfang unseres Jahrhunderts — die Weltanschauung der modernen Zeit ganz und gar auf dem Boden der christlichen Mythologie mit ihrem Dualismus und ihrer Dämonologie wurzelte. Bis dahin war das griechisch-römische Alterthum das einzige außerhalb der christlichen Welt gelegene Gebiet, mit dem die gelehrte Jugend bekannt wurde, es schuf so mindestens die Möglichkeit eines Standpunktes außerhalb dieser Welt in ihren Köpfen und wurde eine der Vorbedingungen für die Ueberwindung dieser Weltanschauung. Heute ist die Zeit der griechisch-römischen Bildung jedoch unwiderbringlich vorüber, denn sie hat ihre geschichtliche Sendung erfüllt. Daß ein formales Wissen, wie die Kenntniß von Sprachen, niemals der Kern einer vernünftigen Jugenderziehung sein kann, bestreitet heute wohl Niemand mehr, und auch darüber herrscht Einigkeit, daß es in der höheren Schule gelte, der Jugend eine selbständige Weltanschauung zu geben, einen Standpunkt, von dem aus, wie er sich auch im späteren Leben verschieben möge, sie doch Welt und Leben einheitlich beurtheilen könne. Worin nun diese Weltanschauung bestehen solle, Das ist naturgemäß eine große Streitfrage. Daß sie in dem System des mittelalterlichen Christenthumes nicht zu suchen sei, verhehlen sich selbst die leitenden Kreise Preußens nicht, trotz ihrer starken Neigung zum Pietismus. Andererseits aber hat die monistische Weltanschauung der Naturwissenschaft, der auf die Dauer der Sieg im Leben wie in der Schule natürlich zufallen muß, doch noch nicht so tiefe Wurzel in den Gebildeten geschlagen, daß sie schon die ihr gebührende Stellung als Mittelpunkt des gesammten höheren Unterrichts sich zu erzwingen vermocht hätte, und die Nächstenmoral hat der Gattungmoral noch nicht das Feld geräumt. In Großbritannien sind allerdings unter Führung Huxleys auch auf diesem Gebiete gewaltige Fortschritte gemacht worden, nicht nur durch Ausschließung des Religionunterrichtes von den staatlich unterstützten Schulen, sondern auch positiv durch Anbau der naturwissenschaftlichen Weltanschauung in ihnen, vor Allem in Gestalt der Entwickelunglehre. Wann Deutschland hierin folgen wird, ist noch nicht abzusehen. In einem anderen Punkte

aber scheint Deutschland leitend vorangehen zu wollen. Die Antworten auf die Fragen nach den Gesetzen, die das Weltall bewegen, nach der Entstehung unseres Planetensystems, unserer Erde und des Lebens auf ihr, nach dem Aufstieg der Wesen auf der Bahn allmählicher Entwickelung, nach den psychologischen und physiologischen Eigenschaften des Menschen werden der modernen Naturwissenschaft überlassen bleiben müssen; denn sie allein vermag ein gesichertes Bild des Weltalls zu zeichnen. Aber mit diesem Bilde ist eine wahrhafte Geistesbildung nicht erschöpft. Zu ihr gehört vielmehr unwiderruflich, eben so wie ein Einblick in die soziale Entwickelung, ein Einblick in die Geistesgeschichte der Menschheit, in die Entwickelungsgeschichte der verschiedenen Weltanschauungen, sowie des menschlichen Gefühlslebens mit der bunten Karte seiner ästhetischen Werthe und jener Unterabtheilung davon, die für das praktische Leben von höchster Bedeutung ist, des sittlichen Lebens. Der herrschenden Kirchen- und Religiongeschichte mit ihren eng dogmatischen Tendenzen kann die Vertretung dieses Feldes freilich nicht überlassen bleiben, sondern dafür ist die Begründung einer Weltanschauungsgeschichte als selbstständiger Wissenschaft unbedingt erforderlich. Einstweilen aber ist die Literaturgeschichte, (abgesehen etwa von den Abrissen der Geschichte der einzelnen Wissenschaften, wie sie neuerdings vielfach zur Einleitung in ein neu eintretendes Fach in den höheren Schulen gegeben werden) das einzige Feld, das eine allgemeinere Geschichte des gesammten Geisteslebens einigermaßen zu ersetzen vermag, und darum ist ihre stärkere Betonung in den höheren Lehranstalten freudig zu begrüßen. Für die Literaturgeschichte selbst aber erwachsen aus dieser neu betonten Aufgabe als Miterzieherin der Gebildeten des Volkes mancherlei neue Pflichten, vor Allem die Pflicht zur Erweiterung ihres Gesichtskreises; denn man kann nicht sagen, daß die Literaturgeschichtschreibung von heute dieser praktischen Aufgabe schon völlig gewachsen sei, noch daß sie ihre wissenschaftliche Aufgabe, nämlich die Darstellung des geschichtlichen Werdens der Literatur als eines Ganzen, besonders tief aufgefaßt habe.

Die Literaturgeschichte ist von Aufzeichnungen ausgegangen, die fast rein bibliographischer Natur waren. Dann ist das biographische Element in den Vordergrund getreten und hat lange ungebührlich überwogen. Darauf ist die ästhetisirende Betrachtung aufgekommen, wie sie in Scherer ihren Höhepunkt erreicht hat, um der deskriptiven oder charakterisirenden Darstellung zu weichen, wie ihr Hermann Paul in seinem „Grundriß der germanischen Philologie" das Wort redet. Die evolutionistische Geschichtschreibung, in der die Höhe zu sehen ist und die Lamprecht und Gothein mit so großem Erfolg auf das Gebiet der Wirthschaftentwickelung angewendet haben, ist auf dem Gebiete der Literaturgeschichte kaum noch versucht worden, wenigstens noch nicht für größere Felder. Von einer Eintheilung nach Weltanschauungperioden, von der Dar-

stellung des Werdens der Gruppen von Vorstellungen und Gefühlen, die sich nachmals in Literaturwerken äußern, von der ununterbrochenen Umbildung der Problemstellungen, den Verschiebungen des Interessencentrums und der Veränderung der jeder Zeit selbstverständlichen und darum stillschweigend hingenommenen Voraussetzungen weiß man noch wenig.

Allerdings haben z. B. Menzel und Vilmar versucht, die Literaturgeschichte mit einer Art Weltanschauungsgeschichte in Beziehung zu setzen, wenn auch nicht auf sie zu gründen. Aber ihre Vorstellungen von dieser Entwickelung waren so falsche und mehr durch ihre Wünsche als durch den wirklichen geschichtlichen Verlauf bestimmte, daß sie nur eine grob tendenziöse Entstellung der Thatsachen statt geschichtlicher Darstellung geliefert haben. Das Selbe gilt von fast allen populären Büchern, wie dem Pamphlet Roberts König. Hermann Hettner hat es wenigstens versucht, die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts mit der Entwickelung der Hauptwissenschaften dieser Zeit in Verbindung zu bringen, aber einmal war er zu flüchtig, um hier eine grundlegende Arbeit zu leisten, und dann ließen ihn seine humanen Ideale die geschichtliche Bedeutung der Geistesbewegungen jener Zeit zum Theil arg verkennen. Neuerdings ist, nachdem die einseitig sprachgeschichtliche Richtung, die in den achtziger Jahren in der germanistischen Wissenschaft herrschte, abgeschlagen ist, die Literaturgeschichte wieder zu Ehren gekommen und in erfreulichem Aufschwung begriffen. Das Jahr 1893 hat uns die großen Gesammtdarstellungen der älteren Zeit der germanischen Literaturen in der ersten Abtheilung des zweiten Bandes von Pauls „Grundriß der germanischen Philologie“ gebracht, und außerdem Max Kochs seine „Geschichte der deutschen Literatur“. 1894 hat Ernst Martin Wackernagel seine „Geschichte der deutschen Literatur“ zu Ende geführt und Rudolf Koegel uns den ersten Band seiner „Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters“ geschenkt, Gödekes „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ ist gleichzeitig bis zum Schlusse des fünften Bandes fortgeführt worden und eben hat das Erscheinen des sechsten Bandes begonnen. Immer noch ist die Anzahl der Zeitschriften im Wachsen begriffen, die sich mit deutscher Literatur beschäftigen und unausgesetzt Bausteine zu ihrer Geschichte zusammentragen. Voran marschiren, seitdem leider Seufferts „Vierteljahrschrift für Literaturgeschichte“ eingegangen ist, Sauers „Euphorion“ und Kochs „Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte“; diese vertritt sogar ausdrücklich das Ziel, „die Entwickelung der Ideen und Formen, die stets sich erneuernde Umgestaltung der gleichen oder verwandten Stoffe in den verschiedenen Literaturen älterer wie neuerer Zeit“ zu verfolgen. Daran schließt sich die stattliche Anzahl allgemeiner germanistischer Fachzeitschriften und die fast unübersehbare Reihe der periodischen Veröffentlichungen, die häufig Gegenstände

aus der Literaturgeschichte behandeln. Gerade die neuere deutsche Literaturgeschichte, für deren Handhabung eine germanistische Fachbildung keineswegs unbedingt erforderlich ist, hat eine Ausdehnung erhalten, die fast wunderbar erscheint. Der einzelne Arbeiter steht diesem Strom von Beiträgen zu seiner Wissenschaft fast hilflos gegenüber, und der Laie, der sich über den neueren Stand einer bestimmten Frage unterrichten will, weiß nicht einmal, wo er zu suchen hat, wenn ihm, was nur allzu häufig ist, der einzige Fachmann, den er kennt, keine Auskunft zu geben vermag.

Seit dem Jahre 1892 besitzen wir jedoch ein Werk, das auch diesem Uebelstande abhilft, so weit Menschenwerk Das vermag, eine jährliche Veröffentlichung, die „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte" von Julius Elias und Max Osborn. Es sind bereits drei stattliche Bände in Lexikonformat und eben erscheint der vierte Band. Wenn ich es durchzusetzen vermöchte, daß sie für jede deutsche Gymnasial-, Realgymnasial- und Realschulbibliothek angeschafft und von jedem Oberlehrer, der in diesen Anstalten unsere Muttersprache und Mutterliteratur lehrte, ausgezogen würden, dann würde ich mir ein besonderes Verdienst um die höhere deutsche Bildung zuschreiben. Wie Jemand ohne Benutzung der Jahresberichte eine deutsche Literaturstunde zu geben vermögen soll, ohne beständig zu stolpern, ist mir unverständlich. Die Redaktion einer Zeitung, deren Literaturaufsätze nicht gerade auf der allerniedrigsten Stufe stehen, kann sie gar nicht entbehren, und Jeder, dem es Freude macht, der Entwickelung eines so wichtigen Kenntnißgebietes zu folgen, kann nichts Besseres thun, als sie zu Rathe zu ziehen. Auch das beste Konversationlexikon oder Literaturlexikon vermag nicht einen Schatten von Dem zu bieten, was hier geboten wird. Was bisher an tausend Stellen zerstreut lag und zerstreut geleistet wurde, was dem Einzelnen, der nicht gerade Spezialist war, unübersehbar bleiben mußte, was, wie man annehmen durfte, der Konkurrent „auch nicht wußte" und was man darum nicht zu beachten brauchte —: Das ist hier übersichtlich zusammengestellt, zusammengezogen und auf eine kurze Formel gebracht, in den weitaus meisten Fällen auf eine treffende. Ein Einzelner wäre außer Stande gewesen, Das zu leisten, aber drei Dutzend deutsche Spezialisten, — was wäre denen unmöglich, zumal, wenn sie sich mit einander vertragen?

Die „Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte" sind, mit mancherlei von der Sache geforderten Aenderungen natürlich, nach Jastrows „Jahresbericht für Geschichtwissenschaft" als Vorbild eingerichtet worden, gehen aber in wesentlichen Punkten über diesen hinaus. Der dritte Band zeigt dem zweiten und noch mehr dem ersten gegenüber beträchtliche Fortschritte, für den vierten sind bereits weitere angekündigt und mit dem fünften dürfte der ideale Rahmen für das Jahresgefüge an Leistungen so ungefähr feststehen.

An der Spitze steht in der Regel ein Bericht über die Fortschritte der Literaturgeschichtschreibung von einem der Herausgeber, im nächsten Bande von Otto Harnack, und dann folgten die einzelnen Gebiete. An der Hand der Jahresberichte ist es leicht, ein knappes Bild von Dem zu zeichnen, was die moderne literaturgeschichtliche Forschung eigentlich umfaßt, und Das ist nicht bedeutunglos; denn wenige Gebiete sind weiteren Kreisen in dieser Hinsicht schlechter bekannt. Von Sozial= und Wirthschaftgeschichte, von Rechts= und Verfassungsgeschichte hört man weit häufiger sprechen als von Stoff=Geschichte, der Geschichte des Buch= und Zeitschriftenwesens und der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. Da sind zunächst einige formale Gebiete, die in Betracht zu ziehen sind; so die Geschichte der deutschen Philologie, über die Wolfgang Golther in Rostock berichtet; die Geschichte der Metrik, die Andreas Häusler in Berlin vertritt; die Geschichte der Poetik, von der Richard Maria Werner erzählt. Sodann kommen die Hilfswissenschaften, wie die Kulturgeschichte, die bisher in Steinhausen einen unermüdlichen Darsteller hatte; seitdem er seine Zeitschrift für Kulturgeschichte aus dem Grabe geweckt hat, bleibt ihm keine Zeit mehr dazu und so wird vom nächsten Bande an Georg Liebe die eigentliche Kulturgeschichte übernehmen, während von ihr die Volkskunde als selbständiges Gebiet unter Friedrich Vogt in Breslau losgelöst werden wird. Die Vereinigung dieser beiden Gebiete war immer ein Mißstand, und trotz seinen Anstrengungen ist Steinhausen dem ihm ferner liegenden Gebiete der Volkskunde nie ganz gerecht geworden. „Historische Volkskunde“ ist heute der Ausdruck, mit dem man die Wissenschaft zum Unterschiede davon belegt, was in populären Blättern als Volkskunde geboten wird. „Volksthumsentwickelung“ wäre noch besser. Es stellt den Gesichtspunkt, der der eigentlich wichtige ist, deutlicher in den Vordergrund. Nicht, zu ermitteln, ob irgend ein Brauch oder Glaube von heute aus vorchristlich germanischer Zeit stammt, ist ja die Aufgabe der Wissenschaft, sondern, zu zeigen, wie sich jener vorchristliche Brauch unter allerhand Einflüssen bis heute umgebildet oder wie er ihnen hartnäckig widerstanden hat. Dieser Gesichtspunkt fehlte der Forschung häufig. Die „Musikgeschichte“, die mit zwei Gebieten der Dichtung untrennbar verwachsen ist, wird durch den berliner Bibliothekar Reimann vertreten, und vom nächsten Bande an wird Cornelius Gurlitt die „Kunstgeschichte“ behandeln. Dazu kommen als weitere Hilfswissenschaften die Geschichte des Schrift= und Buchwesens (Kochendörffer), der neuhochdeutschen Schriftsprache (Hermann Wunderlich), des Unterrichts= und Erziehungwesens (Karl Kehrbach) und endlich ein Abschnitt über die Literatur in der Schule (Paul Goldschneider), in dem leider die literargeschichtlichen Anforderungen der verschiedenen Prüfungen nicht berücksichtigt werden.

Unter diesen formalen Disziplinen und Hilfswissenschaften steht in dem

letzten Bande ein neues Kapitel, „Stoffgeschichte“, aus der Feder Johannes Boltes, und die Vorrede verspricht uns eine noch reichlichere Bestellung dieses Feldes im nächsten Bande. Damit betreten die Jahresberichte eine bedeutsame Bahn. Der Laie, der die Literatur als ein Abbild des Lebens jeder Zeit auffaßt, hat selten eine rechte Vorstellung von der Rolle, welche die Entlehnung, Fortbildung, Verschmelzung, Neuerweckung von Stoffen in der Literaturentwickelung spielen, wie mündliche und literarische Ueberlieferung und die verschiedenen literarischen und mündlichen Ueberlieferungen der einzelnen Völker unter einander in ununterbrochenem Austausch stehen. Bis jetzt ist dieses Feld recht mangelhaft angebaut worden und nur Einzelne, wie Altmeister Reinhold Köhler, haben darauf wirklich Großes geleistet. Und auch dann hat man vielfach gesündigt, da man von einem einseitig modernen Geschmacksstandpunkt aus den einzelnen Stoffen Blüthe- und Verfallzeiten dekretirte, statt ihre Anpassung an verschiedene geistige Umwelten und ihre Entwickelungen unbefangen zu untersuchen.

Das führt auf ein weiteres Gebiet, das in den Jahresberichten leider noch fehlt, die Problemgeschichte, die sich an die Stoffgeschichte unmittelbar anzureihen hätte. Es ist von der modernen Literaturforschung allerdings sehr stark vernachlässigt oder doch nur gelegentlich berührt worden, aber eben deshalb sollte es als mahnendes Zeichen hier nicht fehlen, wenn sein Umfang fürs Erste auch noch so bescheiden wäre. Für die Entwickelungsgeschichte des Faustproblemes liegen bereits leidlich umfassende Arbeiten vor. Die Entwickelung des Eheproblems in den Dichtungen der zweiten schlesischen Schule, oder von Gellerts Schwedischer Gräfin bis zu den Wahlverwandtschaften: Das wären z. B. problemgeschichtliche Untersuchungen und durch sie würden die Beziehungen der Literatur zu der sittengeschichtlichen Entwickelung der Zeit wesentlich in ein helleres Licht treten.

Stoffgeschichte und Problemgeschichte aber sind in weitem Maße abhängig von einer anderen Geschichte, die man nicht blos in den Jahresberichten, sondern auch in der modernen Literaturgeschichtschreibung vergeblich suchen würde, obgleich verstreut — allerdings sehr verstreut — eine Masse Material vorliegt, das eine so umsichtige Redaktion wie die der „Jahresberichte“ schon zu sammeln vermöchte: von der Weltanschauungsgeschichte. Eine zusammenhängende Geschichte der allgemeinen Weltanschauung ist noch nicht versucht worden, weder für das theoretische Gebiet, das Antwort auf die Frage giebt: wie schaut die Welt aus und wie ist sie geworden? noch für das ethische Gebiet, das Bescheid zu geben hat auf die andere Frage: wie sollen wir handeln? Für das zuletzt bezeichnete Feld hat neuerdings Leckie mit seiner History of European Morals einen beachtenswerthen Versuch unternommen, der aber durchaus nicht als geglückt zu betrachten ist. Aber unsere Zeit, in die eben

die Entdeckung des Gegensatzes zwischen Herrenmoral und Sklavenmoral durch Friedrich Nietzsche gefallen ist, die auf die sittliche Entwickelung der germanischen Stämme unter dem Einflusse des Christenthumes zum ersten Male helles Licht wirft, ist sicher berufen für derartige Forschungen wie keine andere. So seltsam es dem Nichtfachmann scheinen mag, so steht doch die wissenschaftliche Ethik der Entwickelungsgeschichte der sittlichen Volksanschauungen eben so verständnißlos wie theilnahmlos gegenüber und von dieser Seite ist nichts für dieses Gebiet zu erwarten. So wird denn die Literaturgeschichtschreibung diese Studien wohl oder übel selbst vorzunehmen haben.

Nach der Auffassung des Mittelalters und zahlreicher moderner Philosophen bildet die ethische Weltanschauung einen Theil der theoretischen, d. h. werden die sittlichen Gesetze als ein Theil der vom Menschen unabhängigen Welt betrachtet und durch einen Gott, eine sittliche Weltordnung oder ähnliche Begriffe verkörpert gedacht, und in der That ist sie von der theoretischen Weltanschauung in ziemlichem Maße abhängig. Zwischen ethischer und theoretischer Weltanschauung liegt gewissermaßen die soziale Anschauungwelt. Sie gehört zu jener, insoweit in ihr (und Das ist das Aeltere) Forderungen das wesentlich Bestimmende sind, und zu dieser, insoweit (und Das ist ganz neu) ein Studium des sozialen Körpers ihre Grundlage bildet. In ähnlicher Weise unmittelbar an die ethische Weltanschauung schließen sich die Rechtsbegriffe der Massen an, die mit der Rechtsgelehrsamkeit noch weniger zu thun haben als jene mit der wissenschaftlichen Ethik, obgleich beide durch die entsprechenden Wissenschaften mindestens in den letzten Jahrhunderten eine gewisse Einwirkung erfahren haben. Es ist gar nicht abzusehen, wie man ohne eine genaue geschichtliche Kenntniß von der Entwickelung dieser Vorstellungwelten Literaturgeschichte schreiben und namentlich zu einem Verständniß der epischen und dramatischen Dichtung gelangen will. Ohne sie ist es in vielen Fällen völlig unmöglich, zu sehen, worin eigentlich das Problem der einzelnen Dichtung liegt, was eigentlich ihre Fragestellung ist und worin somit das Spannende für die Zeitgenossen bestanden hat. Erst durch einen Einblick in diese Dinge wird die Stellung des Publikums zu den Erzeugnissen literarischer Kunst verständlich. Die Dichtung ist weder ohne Beziehung zur Moral — über sie erhaben —, wie die romantische Theorie lehrt, noch hat sie die herrschende Moral einzupauken, wie man bis auf Elias Schlegel und Lessing meinte, sondern sie ist einer der Faktoren, die die sittlichen Anschauungen der Massen unausgesetzt fortbilden, wenn auch nicht derjenige, welcher der vorderste Führer der Zeit ist; denn Das ist die Wissenschaft. Tritt diese Umbildung der sittlichen Ueberzeugungen in allen Dichtungsgattungen zugleich ein? Die Jahresberichte führen die „Didaktik“ als eigenes Gebiet, und in ihr zeigt sie sich immer zuerst. Dann in der nahe mit ihr verwandten sogenannten „Gedankenlyrik“, ein gut

Theil später im Roman und unter allen Umständen zuletzt im Drama. Die Moral des Dramas ist zu allen Seiten ein Menschenalter und mehr hinter der des Romans zurück gewesen. In der Gegenwart, wo häufig gut gehende Romane für die Bühne bearbeitet und Dramen in Romanform umgegossen werden, lassen sich darüber die interessantesten Studien machen. Eine Lösung, die uns im Roman voll befriedigt, ist auf der Bühne noch allzu gewagt und erregt Murren im Publikum, und die Lösung des Dramas, die uns im Zuschauerraum Thränen entlockt, scheint uns bei der Romanlecture veraltet, abgeschmackt, matt. Um die Stellung einer Dichtung zu einer Zeit zu bestimmen und um verstehen zu lernen, was in ihr den Zeitgenossen bereits vertraut und was ihnen noch gewagt erschien, während es die nächste Generation bereits als ausgemachte Sache hinnahm, ist eine genaue Kenntniß dieser Entwickelungen gar nicht zu entbehren.

Das Alles betrifft erst die eine Seite, die ethische. Auf dem Gebiete der theoretischen Weltanschauung sind die Umschwünge, die sich in den letzten vierzig Menschenaltern vollzogen haben, noch weit beträchtlicher, und all die einzelnen Anschauungen auf diesem Felde sind so gut Gefühlswerthe wie jene, und, als ästhetische Werthe, Bausteine der Dichtung. Aus ihnen setzt sich die Dichtung zusammen, auf sie gründet sich ihre Wirkung, — und nicht auf ihre äußeren oder inneren Formverhältnisse. Diese spielen überhaupt in der Wirkung eine durchaus sekundäre Rolle.

Wie auf dem Gebiete der Ethik die Herrenmoral, so stürzte das Christenthum auf dem Gebiete der theoretischen Weltanschauung die Anschauung von der Ewigkeit des Stoffes und den Monismus der germanischen Auffassung und führte dafür den Dualismus ein, den einst das Judenthum den Persern entlehnt hatte. Mit der Genesis erhalten die Völker Westeuropas eine neue Kosmogonie und mit der Dämonologie des Alten und Neuen Testamentes einen Geisterglauben, der dem heimischen vielfach zuwider lief. Das langsame Vorrücken der christlichen Anschauungen bis ins elfte Jahrhundert und das darauf hervorbrechende Vorwiegen des germanischen Elementes, das die lebenverneinende Todesreligion der Kirche zu der Lebensfülle der katholischen Volksreligion im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert umbildete und eben auf dem Wege war, die letzten asketischen Reste aufzusaugen, als die Reformation wieder auf Augustin zurückgriff und in dem in seiner Instinktsicherheit erschütterten, dafür aber stärker zum Denken veranlagten Norddeutschland jenem Aufsaugeprozeß auf einmal einen Damm vorzog; der Kampf der protestantischen Kirche, die von dem Volksthum bereits aufgenommenen kirchlichen Züge wieder zu entvolksthümlichen und die von der Kirche bereits aufgenommenen volksthümlichen Züge wieder zu entkirchlichen; die langsame Entstehung einer außerhalb der kirchlichen Anschauungwelt

wurzelnden Weltanschauung, die mit dem siebenzehnten Jahrhundert aufzusteigen beginnt und sich erst die Philosophie, dann die Gebildeten erobert und schließlich ins Volk dringt, die um 1700 in den Köpfen der Gebildeten den bösen Gott Teufel entthront und somit den Theodiceenstoff schafft, die den Dualismus der Kirche: Gott gegen Teufel, durch den Dualismus Platos: Geist gegen Stoff ersetzt, und die Krönung dieser Weltanschauung durch die Kant-Laplacesche Weltentstehunghypothese und Darwins Entwickelunglehre; die gleichzeitige Entvolksthümlichung der christlichen Religion und ihr Abdorren zur Priesterreligion und Kirchentheologie —: das Alles stellt eine zusammenhängende Geistesbewegung dar und ist von fundamentalerer Wichtigkeit für die Literaturentwickelung als irgend etwas Anderes, das Alles reicht in seiner zeitlichen Ausdehnung weit hinaus über einzelne „Blütheperioden" und „Verfallzeiten" und ist, verglichen mit Nominalismus, Humanismus, Deismus und Darwinismus von ungleich größerer Bedeutung für die geistige Gesammtentwickelung. Für die niederen Volkskreise ist die unaufhörliche Umbildung des eigentlichen Volksglaubens, der immer noch unter dem thörichten, ihm von der Kirche aufgehängten Namen Aberglauben geht, mag er sich nun auf eine Geisterwelt, Wetterglauben, Amuletwesen, Heilkunde, Weissagung, Jahresbrauch beziehen, die wichtigste Quelle, und insofern berührt sich die Weltanschauungsgeschichte mit der Volkskunde. Von ihr giebt uns namentlich seit dem sechzehnten Jahrhundert eine populäre Literatur reichliche Nachricht. Die volksthümlichen Geschichtchen, die zur Unterhaltung dienen, sind einmal ihren Stoffen nach und dann den unbewußten Voraussetzungen nach, auf denen sie ruhen, hochbedeutsam. Dazu kommen dann die meist entrüsteten Erwähnungen populärer Anschauungen in der Gebildetenliteratur. Gerade aus dem Vergleich der Anschauungwelt dieser volksthümlichen Literatur mit der Literatur im engeren Sinne kann der Literarhistoriker lernen, wie wenig seine „Literatur" eigentlich die Durchschnittsanschauungen der Massen zum Ausdruck bringt, — wenn er Das noch nicht aus der Literaturentwickelung der Gegenwart gelernt hat. Diese Seite der Weltanschauungsgeschichte ist keineswegs unangebaut. Allerdings faßt Heinrich von Eicken in seinem Werke „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung" dieses Wort in wesentlich politisch-hierarchischem Sinne, aber in den Schriften Lamprechts z. B. liegen viele Bausteine vor. Die Geschichten der Einzelnwissenschaften haben namentlich für das ausgehende Mittelalter eine Fülle einschlägigen Materials gesammelt, die Books of Secrets and Inventions, auf deren bibliographische Erforschung neuerdings in England so viel Fleiß verwendet worden ist, eröffnen oft ganz unerwartete Ausblicke, für das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert hat uns die moderne deutsche Theologie eine Reihe feiner Studien geschenkt, und einzelne Philosophen, wie Dilthey,

berühren dieses Gebiet fortgesetzt von der Seite ihrer Fachwissenschaft her. Für das achtzehnte und neunzehnte Jahrhundert hat uns Huxley in England eine Anzahl trefflicher Leistungen beschert, und wer die Technik dieser Beeinflussung einer ganzen Weltanschauung durch eine einzelne Entdeckung studiren will, Der braucht sich nur die Wirkung der Entwickelunglehre Darwins auf die gesammte Anschauungwelt der Gebildeten unserer Zeit zum Studium vorzunehmen. Für die ältere Zeit haben wir die ausführlichen Angaben der christlichen Priesterschaft über die von ihr bekämpften Anschauungen, die Heiligenleben und dann nach dem Ausgang des Mittelalters hin jene lateinischen Encyklopädien des Wissens, deren letzte bedeutende Vertreterin die Margarita philosophica ist. Ferner das populärkirchliche Drama und eine ganze Dichtergruppe.

Erst die Betonung dieses Gesichtspunktes würde überhaupt die Möglichkeit bieten, festzustellen, was an einem Dichter das Persönliche, Individuelle ist. Namentlich die Literaturgeschichte des siebenzehnten Jahrhunderts würde dadurch vollständig reformirt werden. Kein Jahrhundert ist in moderner Zeit so gröblich mißverstanden worden wie dieser Brodelkessel von entgegengesetzten Tendenzen. Hat man aber erst daran, welche Gebiete ein Dichter seiner Zeit für die Literatur erobert, seien es nun stoffliche oder gedankliche, daran, was er ihr dauernd hinterläßt, einen neuen Maßstab für Dichtergröße bekommen, dann werden die sogenannten Verfallperioden der Literatur plötzlich ganz anders aussehen. Otfried wird über den Dichter des Heliand und der Genesis rücken. Sebastian Brant und Wilhelm Jordan werden als Bahnbrecher des Humanismus und der Entwickelunglehre in der Dichtungsgeschichte aus den gedanklichen Nachzüglern unter ihren Zeitgenossen sich abheben und mancher Dichterkraft, die im Umdenken, Umwirken, Umschaffen Erstaunliches geleistet hat, ohne es zu künstlerisch vollendeten Werken zu bringen, wird dann erst ihr Recht werden. Wenn die deutsche Literaturgeschichte in gleichem Schritte mit der Vermehrung ihrer Masse in die Tiefe wächst, dann wird sich Deutschland bald einer Literaturgeschichte rühmen können, wie sie kein anderes Volk der Erde besitzt, und es wird seiner Jugend außer dem künstlerischen Genusse der Literaturwerke ein modernes Bildungmittel zu bieten vermögen, mit dem sich auf dem Felde der Geisteswissenschaften kein anderes zu messen vermag.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.



Die Naturwissenschaft einst und jetzt.

Wie lieb und scheinbar unentbehrlich ist uns Allen unser Bischen formaler Bildung, ob wir sie nun vom Gymnasium oder von der höheren Töchterschule mitgebracht haben. Ich meine jene Grundlage unseres Wissens und Empfindens, die sich im Wesentlichen auf klassisch-antikem Boden, auf einer gewissen Summe sprach- oder kunstliterarischer Schätze aufbaut. Es ist also eine wesentlich ideale Richtung, die seit Menschengedenken die Vorbildung der sogenannten besseren Stände beherrscht, gleichgiltig, ob auch Tausende der ihr Unterworfenen sich später in fern davon abliegenden Berufsarten, wie etwa der Medizin, der Naturforschung, der Technik, zu bethätigen haben.

Trotzdem weist gerade unser Zeitalter mit zwingender Konsequenz darauf hin, daß zwischen Himmel und Erde noch ganz andere Dinge sich drängen, deren Kenntniß und vorurtheilslose Erkenntniß den gebildeten Generationen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts mindestens eben so unentbehrlich sind: die Erscheinungen der uns umgebenden Natur. Die enormen Errungenschaften und Fortschritte der Naturwissenschaften innerhalb der letzten fünfzig Jahre fordern gebieterisch, daß diese Dinge nicht mehr stiefmütterlich behandelt oder, wie von gewissen Pädagogen, als lästiger Ballast für die Allgemeinbildung über Bord geworfen werden. Die Zeit ist vorüber, wo der „grundgelehrte" Philologe oder „feingebildete" Laie mit seiner gänzlichen Unwissenheit, seinen Vorurtheilen oder gar seinem Aberglauben auf naturhistorischem Gebiete geradezu renommiren konnte. Welchen Eindruck des Unharmonischen macht Jemand, der seinen Cicero glatt zu übersetzen und Hunderte von Homerstellen auswendig weiß, aber vom Verlaufe der Adern in seinem eigenen Körper oder von den einfachen Grundstoffen, aus denen sich seine Nahrung zusammensetzt, keine Ahnung hat. Welches Mißverhältniß des Wissens spricht sich in folgenden kleinen Episoden aus, die ich als verbürgte Thatsachen aus meiner eigenen Erfahrung mittheile.

Ich stehe mit einer interessanten, feingebildeten Dame (Malerin, Sängerin, Klavierspielerin) am Strande der Ostsee. Es wird selbstverständlich viel von den mancherlei poetischen Reizen des Meeres geschwärmt, auch von den bekannten zarten Geschöpfen, den Medusen oder Quallen, die der frische Seewind zu Tausenden auf den Strand treibt, wo sie festsitzen und binnen kurzer Zeit fast völlig verdunsten, so daß nur ein kleiner Rest, annähernd von der Gestalt eines viereckigen Sternchens, übrig bleibt. „Nicht wahr" — sagt angesichts dieser merkwürdigen Erscheinung jene Dame zu mir —, „wenn solch eine Qualle vertrocknet, so wird der Seestern daraus?" Ein Kommentar ist überflüssig. Ich beobachtete einmal bei anderer Gelegenheit das Publikum im berliner Aquarium. Da stehen z. B. vor einem der Schlangenbehälter einige zarte, in den gewähltesten Ausdrücken sich ergehende Wesen, die es empörend und zum Ohnmächtigwerden finden, daß man hier das giftige Gewürm mit niedlichen Kaninchen füttert, dabei aber keinen Blick von dem aufregenden Schauspiele abwenden, das sich seinem tragischen Ende zu nähern scheint. Eben hat sich eine gleißnerisch schillernde Boa ihrem Opfer, einem allerliebsten schneeweißen, völlig arglosen Kaninchen, genähert, um es zunächst prüfend zu bezüngeln. Beim Anblick der gespaltenen Zunge fahren die Schönen entsetzt zusammen mit den Worten: „Ach Gott,

jetzt hat sie das arme Thierchen totgestochen!“ Das arme totgestochene Thierchen hüpft aber dabei vorläufig noch ganz vergnügt in seiner Behausung umher, als ob nichts geschehen wäre, — und es ist auch noch nichts geschehen. Die guten Damen haben eben keine Ahnung davon, daß erstens die Schlangenzunge an sich ein höchst unschuldiges, weiches Tastwerkzeug ist, daß zweitens eine Schlange überhaupt nicht sticht, sondern höchstens beißt und daß drittens eine Riesenschlange gar nicht giftig ist. An einer anderen Stelle, vor einem der Seebecken, worin sich die blumenhaften Seeanemonen oder Polypen (bekanntlich korallenartige, nur äußerlich pflanzenähnliche Thiere, deren räuberische Fangarme wie Blätter und andere Blütentheile erscheinen) in großer Zahl befinden, steht eine feine Familie, deren Oberhaupt seinen Angehörigen eben in gelehrtem Tone erklärt, daß Dies die Blumenbeete des Meeresgrundes, nahe Verwandte unserer Rosen und Nelken, seien. Plötzlich fällt es einem der Polypen ein, seine Hunderte von Fangarmen mit mächtigem Rucke einzuziehen; ein anderer setzt diese Arme eben so plötzlich in wilde, wirbelnde Bewegung, um irgend ein kleines Thier als Beute damit zu packen. „Um Gotteswillen,“ höre ich die Familie erschreckt ausrufen, „die Pflanzen zappeln ja, Das thun sie doch sonst nicht!“ Großes Staunen und verblüfftes Kopfschütteln, besonders des Cicerone.

Gelegentlich einer Vorlesung über Bacillen betrachteten sich meine verehrten Zuhörerinnen und Zuhörer eine Anzahl wichtiger Reinkulturen, u. A. auch der cholera asiatica (natürlich völlig gesichert und abgeschlossen), unter dem Mikroskope. Da erging von einer offenbar etwas ängstlichen Dame, bevor sie ihren Blick ins Okular zu werfen wagte, an mich die Frage: „Können Sie auch wirklich garantiren, daß mir beim Hineinsehen nicht etwa ein Bacillus ankriecht?“ Eine Andere, Herzhaftere, fragte, nachdem sie sich die kleinen niedlichen Krummstäbchen genau betrachtet hatte: „Nun möchte ich nur wissen, wo eigentlich der Bacillus seinen Kopf, Schwanz und vor Allem seine Beine hat?“

In der alten Musenstadt Halle trug sich einst in einer vielbesuchten Studentenkneipe folgender Vorfall zu. Beim Mittagstische saßen zwei Bekannte, ein Theologe und ein Zoologe, friedlich bei einander, und besonders der Theologe verspeiste ansehnliche Quantitäten seines Lieblingsgerichtes Gänseschwarzsauer. „Sagen Sie mal, verehrter Freund“, begann er zu dem Thierkundigen, „wo sitzt eigentlich bei der Gans das Schwarzsauer?“

Solche und ähnliche Dinge klingen zunächst grenzenlos albern und wirken komisch, in Wahrheit aber sind sie höchst betrübend, denn sie legen ein Zeugniß ab nicht nur von der Unwissenheit, sondern auch von der Indolenz Vieler gegenüber den nächstliegenden Erscheinungen aus Natur und Leben.

Unsere ganze moderne Kultur, die Höhe unseres auch sittlichen und geistigen Standpunktes, baut sich auf der mehr und mehr vervollkommneten Ergründung und Begründung von Naturgesetzen auf und wächst aus diesem sicheren Fundamente weiter empor. Unser Zeitalter beruht auf der, wenn auch ursprünglich nur rein empirisch angeeigneten Kenntniß von der Natur chemischer Grundstoffe, der Metalle, speziell des Eisens und seiner Potenz, des Stahles. Unser allerjüngster Zeitabschnitt, der der Elektrizität, mit seinem noch unberechenbaren Einflusse auf das kommende Jahrhundert, verdankt sein Emporblühen doch nichts Anderem als dem immer tieferen Eindringen in die früher so geheimnißvoll,

ja, unheimlich erscheinenden Gesetze von den magnetischen, galvanischen und elektrischen Kraftleistungen. Aber selbst auf den ideellsten Gebieten, denen der Kunst, handelt es sich schließlich immer um Naturgesetze. Was wäre ein Maler, der nicht Natur studirte und nicht Naturanschauung besäße? Ja, sogar die phantastischste der Künste, die fast lediglich an das Gefühl appellirende Musik, ist gleichzeitig und in erster Linie Naturwissenschaft. Seit Helmholtz vollends müßte doch jeder Gebildete wissen, daß es sich bei dem Genusse des harmonischen Akkordes, der harmonischen Tonfolge, dem Mißbehagen der Dissonanz, um nichts Anderes handelt als um eine bestimmte Anzahl von Wellenlängen, Luftschwingungen, die zunächst rein empirisch und sinnlich empfunden werden, — also um einen physisch-mathematischen Vorgang. Damit soll natürlich nicht die philiströse Forderung verbunden sein, daß man sich beim Anhören einer Beethovenschen Sinfonie oder eines Schubertschen Liedes jedesmal gelegentlich besonders hervortretender Reizwirkungen diese physikalischen Gesetze im Einzelnen klar zu machen habe; aber man soll sich doch ihrer Existenz bewußt sein.

Woher nun jene entschieden vorhandene allgemeine Voreingenommenheit oder wenigstens Gleichgiltigkeit gegen die Naturwissenschaften innerhalb der gebildeten Welt, besonders der Frauenwelt? Die geschichtliche Entwickelung der Naturwissenschaften selbst giebt uns die nächstliegende Antwort auf diese Frage.

Das Alterthum wußte kaum Etwas von wissenschaftlicher Naturbetrachtung. Eben jene auf uns gekommene sogenannte klassische Bildungmaterie aus dem reichen Besitz der Griechen und Römer erzählt uns wenig von den Gesetzen des Naturlebens, nur von den herrlichen Blüthen der schon hochveredelten und ins Innerliche gekehrten Menschenseele, dem Kunstsinn, der vollendeten Entwickelung von Sprache und Rede. Dabei ist es aber um so bezeichnender, wenn eines der größten Genies aus dem gesammten Alterthume überhaupt, der gewaltige Polyhistor Aristoteles, eine rühmliche Ausnahme macht. Mit seinem offenen Blicke und scharfen Beobachtungvermögen war er den Erscheinungen der ihn umgebenden Natur zugewandt und seine naturphilosophischen Werke enthalten so Manches, das auch heute noch voll gewürdigt und als richtig anerkannt werden muß. Wenn sich daneben noch manches Irrige und Naive findet, so ist Das in Anbetracht einer damals noch völlig im Argen liegenden Untersuchungmethodik begreiflich und verzeihlich; wenn z. B. alle wirbellosen Thiere noch als blutlos, oder die Fische als „aphya“, als die Ungeborenen, die von selbst aus dem Wasser Entstandenen, bezeichnet werden. Noch eigenartiger aber wird die Erscheinung des Aristoteles beleuchtet, wenn wir sehen, wie zwei der hervorragendsten Geister auch der neueren Zeit, und zwar unseres Volkes, sich gleichfalls mit besonderer Liebe und glänzendem Erfolge dem Studium der Natur hingaben, Immanuel Kant und Wolfgang Goethe. Kants Kosmologie, seine Darstellung von der Genesis unseres Sonnensystemes und unserer Erde auf physisch-mechanischer Grundlage, gilt noch heute als maßgebend und in den Hauptpunkten unanfechtbar. Goethe hat nicht nur auf dem Boden exakter Forschung Dinge geleistet, die erst von der modernen Wissenschaft in ihrem vollen Werthe anerkannt worden sind; seine ganze Kunst, wie sie uns in ihrer scharfen Lebenszeichnung und der ergreifenden Realität der Situationen entgegentritt, wäre ohne diese Basis kaum denkbar gewesen.

Im dunklen Mittelalter, aber leider auch bis weit in die neuere Geschichtepoche hinein, lag wahre Naturwissenschaft vollends begraben. Nur mehr im Verborgenen, in den alchemistischen Teufelsküchen und den vielfach verketzerten Dunkelkammern der Astrologen und Astronomen, führte sie ein geheimnißvolles, ungesundes Leben. Aberglaube und überspannte Phantasie waren ihre Leitmotive; Paracelsus selbst, der Bedeutendste der Alchemisten, glaubte noch, den leibhaftigen Homunkulus in der Retorte über dem Glühfeuer fabriziren zu können. Die Auffindung des Steines der Weisen oder der menschheitbeglückenden Panacee, des Allheilmittels, war das verschwommene Ideal damaliger Forschung. Der Begriff Forschung aber galt als ungefähr identisch mit schwarzer Kunst oder Nekromantik, wie auch die Aerzte für eine Art Zauberer angesehen wurden, etwa analog der indianischen Vorstellung von den „Medizinmännern." Daß das Leben, wie es uns überall warm pulsirend und sprudelnd umgiebt, der vornehmste und nächstliegende Gegenstand aller Naturbetrachtung sei, daß Körper und Dasein des Menschen selbst in erster Linie als Ziel unseres Studiums und Wissens dastehen müsse, kam nur Wenigen bei.

Eine gewisse Wendung der Dinge brachte die Entdeckung des Mikroskopes, besonders seine Konzentration auf die Wunder des kleinsten Lebens im Wassertropfen. Nachdem Leeuwenhoek, vor nunmehr zweihundert Jahren, die Infusorien und auch schon die ersten Bacillen entdeckt hatte, glaubte man in diesem Millionengewimmel, in dieser scheinbaren Immerneubildung winziger Keime und Organismen allen Ernstes die Erstentstehung des Lebens, die Urzeugung, vor sich zu haben. Aber eben dieser tief eingewurzelte Irrthum hinderte eine wirklich wissenschaftliche Nutzbarmachung jener Beobachtungen; ja, meist arteten sie, fast nur von Laien und Unberufenen betrieben, zu Spielerei, Charlatanerie und Unfug aus. So berichtet uns ein gewisser Griendel von Ach, Seiner Kaiserlichen Majestät Ingenieur, in aller Ehrbarkeit, wie er die künstliche Erzeugung eines Frosches aus einem Tröpfchen Maienthau unter dem Kleinsehglase beobachtet habe!

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts brachte Linné, indem er die ihm bekannten Formen aus der Thier- und Pflanzenwelt mit festbegründeten wissenschaftlichen Namen belegte und nach ihrer Verwandtschaft gruppirte, zuerst Ordnung in die scheinbar regellose Mannichfaltigkeit und fixirte den Begriff Art, Spezies, natürlich im Sinne der alten Anschauung, daß die einmal geschaffene Form durch alle Zeiten unveränderlich sei. Hauptsächlich aber ist es sein Verdienst, dadurch überhaupt zuerst die Aufmerksamkeit auf die Lebenserscheinungen um uns als die wichtigsten, uns am Meisten angehenden Naturprodukte gelenkt zu haben. Er lehrte uns, um mit Faust zu reden, „unsere Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser" erst wahrhaft kennen. Aber in dem Linnéschen Bestreben des Systematisirens und Schematisirens der Natur verbarg sich auch gleichzeitig eine Klippe, ein bedenklicher Stein des Anstoßes. Die biologische Naturwissenschaft, also die eigentliche Lehre vom Leben, artete seitdem, besonders nach methodischer Richtung hin, unter dem Namen „Naturbeschreibung" aus zu einer trockenen Zergliederung und Eintheilung der lebendigen Natur gleichsam in ein Fachwerk von numerirten, etikettirten Kästen und Schubläden, die, wie in einer Krämerbude, je nach Wunsch herausgezogen werden könnten. Diese zunftmäßig deskriptive Art, Naturwissenschaft zu treiben, ist nun leider noch bis in unsere Zeit hinein,

besonders auf pädagogischem Boden, für Zwecke der Schulbildung und Jugendunterweisung als sehr bequem festgehalten worden. Wieder und wieder muß man hören, daß auf dieser oder jener höheren Lehranstalt mit dem Eintrichtern des Linnéschen Pflanzenklassensystemes der alte Unfug getrieben wird. Freilich ist es sehr bequem, nach genau vorgedruckter Schablone Thier- und Pflanzenkörper zu verarbeiten, gleichzeitig auch für Manche, die zoologischen oder botanischen Unterricht ertheilen sollen, ein sehr willkommenes Mittel, ihre Unwissenheit zu verbergen. Aber gerade dieses Prinzip eintönigen, schablonenmäßigen Beschreibens und mechanisch geistlosen Zerzupfens, das als alleiniges Resultat nur langweiligen Gedächtnißkram zeitigen kann, ist zweifellos in den Augen vieler gebildeten Laien zum Hauptschreckmittel geworden. Mit Entsetzen gedenke auch ich noch meiner einstmaligen Einführung in die Naturkunde durch Leute, die selbst erst Alles mühsam auswendig lernen mußten und von der wahren Herrlichkeit der Natur, von der Erhabenheit ihrer Gesetze keine Ahnung hatten.

Von einem ganz anderen Standpunkte aus wird in neuerer Zeit, zunächst in den wissenschaftlichen und Fachkreisen, die Natur angeschaut und Naturforschung getrieben. Seit den sechziger Jahren ungefähr hat sich eine neubelebte und neubelebende Strömung geltend gemacht, die, entgegengesetzt der bisherigen, große, allgemeine Gesichtspunkte in die Mitte aller wissenschaftlichen Bestrebungen und Errungenschaften stellt. Zumal auf den Gebieten der Biologie (Pflanzen-, Thier- und Menschenkunde) ist das Bestreben zur Geltung gekommen, nicht bei der einseitigen Klassifikation und Beschreibung der ungezählten Einzelnerscheinungen und Einzelnthatsachen stehen zu bleiben, sondern diese Details der bisherigen und weiteren Forschung zu wichtigen Endschlüssen, zu Gesetzen, die für das Wissen eines Jeden werthvoll sind, zusammenzufassen. Vieles, das bis dahin als transszendentes Geheimniß, als übernatürliches Wunder erschienen war, woran zu tasten oder gar zu rütteln der einfache Menschenverstand kein Recht habe, suchte man durch geist- und phantasiereiche Spekulationen aus der Natur selbst, also auf natürlichem Wege, zu erklären. Zu diesen Problemen gehörte vor Allem: die Erstentstehung unserer Erde, ein Räthsel, dessen Lösung übrigens schon durch Kants auf mechanischer Grundlage aufgebautes kosmologisches System in glücklicher Weise angebahnt worden war; ferner der Ursprung des Lebens auf Erden; endlich der Ursprung unseres eigenen Geschlechtes, der Menschheit. Auf Grund gewisser unzweifelhaften wissenschaftlichen Thatsachen fragte man sich: sind wir noch berechtigt, in Bezug auf jene Dinge an naive Fabeln und Märchen, die uns aus dem Alterthum überliefert wurden, zu glauben, ohne Gewissensbisse zu empfinden? und weiter: läßt es sich wirklich mit der Natur der Dinge und allen natürlichen Vorgängen auf Erden noch in Einklang bringen, was die alten Schöpfungmythen und der alte Linné lehren, daß die ganze lebendige Schöpfung, die Thier- und Pflanzenwelt, immer so gewesen und geblieben sei, wie sie sich heute darstellt, daß sie also das Prinzip eines absoluten Stillstandes in der Natur seit altersher verkörpere, — mit einem Worte, daß die Art (die Spezies) unveränderlich, konstant sei? — oder auch, daß, wie Cuvier und seine Schule wollte, zahlreiche Thier- und Pflanzenschöpfungen durch überirdische Gewaltakte von Zeit zu Zeit mit Stumpf und Stiel ausgerottet und durch noch dunklere Wunderthaten immer wieder neue auf die Erde gesetzt worden seien? Sprächen

nicht vielmehr zahlreiche unumstößliche Thatsachen dafür, daß es sich auch hier, in der organischen Lebenswelt, um eine allmähliche, langsame Veränderung, ein Anderswerden, also eine stete Genesis handele, wie auch unsere Erde und ihre Oberfläche als physisches Ganzes eine Reihe von natürlichen Werdeprozessen durchlaufen haben müsse und nicht gleich mit einem Rucke so geschaffen sein könne? Und entspräche eine solche Entwickelung der Dinge nicht viel mehr der Würde und Folgerichtigkeit des schöpferischen Prinzips? Dieses allerdings mehr auf dem Boden der Theorie sich bewegende Stürmen und Drängen vorzüglich der jungdeutschen naturwissenschaftlichen Schule, aus deren Vertretern der geniale Haeckel hervorragt, war wesentlich angeregt und gefördert worden durch eine Reihe bedeutsamer Eroberungen auf verschiedenen verwandten Gebieten, so besonders: die durch Schleiden und Schwann erwiesene Thatsache von dem Zellaufbau aller organischen Wesen, also der wichtige Nachweis, daß beispielsweise jeder Mensch so gut wie jeder Baum sich aus den selben Elementarbausteinen, den Zellen, zusammensetze; die organo-chemischen Ermittelungen eines Liebig und Wöhler, die zeigten, daß auch die lebendigen Körper auf die selben Grundstoffe, wie die übrige Natur, angewiesen seien; die Entdeckung der Spektralanalyse; Dubois-Reymonds Untersuchungen über die Nerven- und Muskelelektrizität; die Begründung der mechanischen Wärmetheorie durch Robert Mayer; die neueren geologischen und paläontologischen Erkenntnisse besonders von den in Wahrheit Jahrmillionen umfassenden geologischen Zeiträumen, von der allmählichen, meist unter friedlichen Bedingungen erfolgten Umwandlung der Erdoberfläche, sowie von den merkwürdigen Uebergangsformen aus der vorzeitlichen Organismenwelt, wie der berühmte Archaeopteryx, der Eidechsenvogel der Jurazeit, eine solche vermittelnde Form vorstellt; die neueren anthropologischen Funde, die über die Existenz und den Kulturzustand des Urmenschen zur Eiszeit Licht verbreiteten, während gleichzeitig an die Stelle der mythischen Sintfluth eben diese Eisperiode gesetzt werden mußte; endlich die neueren astronomischen Entdeckungen von der Natur der Urnebel, zweifellose Belegstücke für einen steten, nach mechanischen Gesetzen verlaufenden Wandel im Weltall. Die Begriffe Raum und Zeit, Stoff und Kraft erschienen, durch alles Dies erst in wahrhaft wissenschaftliches Licht gesetzt, als ganz andersartige. Ferne Sternwelten wurden uns nahe gerückt, die Zeitphasen der Erdgeschichte ins Unendliche ausgedehnt; das unbegrenzt Große sowohl wie das Kleine wurde durch die gleichzeitige Arbeit von Streu- und Sammellinse zu meß- und greifbaren Größen.

Der direkte Hauptanstoß aber zu jenem Aufblühen der biologischen Forschung, zu einer lebensvolleren und lebensfrischeren Behandlung der organischen Natur, war aus England gekommen, und zwar in Gestalt des Darwinismus. Darwins im Jahre 1859 erschienenes grundlegendes Werk von der „Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl und im Kampfe ums Dasein" entfesselte in aller Welt einen wahren Wirbelsturm, theils der Bewunderung und Begeisterung, theils der Entrüstung. Mag nun über die speziellen Lehren Darwins, über den ausschließlichen Einfluß der Zuchtwahl auf die allmähliche Umwandelung der Pflanzen- und Thierformen, gedacht werden, wie da wolle, zumal auch über die letzten Konsequenzen der natürlichen Abstammunglehre, nämlich die ursprüngliche Entwickelung des Menschengeschlechtes aus niedrigeren animalischen

Formen, — das Eine zunächst steht fest: es wird hier eine Fülle von nicht wegzuleugnendem wissenschaftlichen Beweismaterial erbracht für die beständige Veränderung- und Abartungfähigkeit der Organismen, d. h. dafür, daß die sogenannte „Art“ im Linnéschen Sinne nicht absolut dauerhaft, vielmehr einer steten, wenn auch äußerst langsamen Anders- und Weiterentwickelung unterworfen sei. Mag man auch die von Darwin selbst als Argument vorgeführten Kulturformen, d. h. Hausthiere und Nutzpflanzen, die doch unter dem züchtenden Einflusse des Menschen innerhalb historischer Perioden vielfach zu ganz anderen wurden, als ihre wilden Urahnen einst waren, nicht als vollgiltig ansehen: jene hochbedeutsamen, dem Dunkel der Gesteine abgerungenen Vorwesenreste beweisen unwiderleglich die Abstammung z. B. der Schlangen wie der Vögel von eidechsenartigen Geschöpfen, des edlen, schlanken Pferdes von plumpen Tapirgestalten, und damit ist auch die allgemeine Richtigkeit der Deszendenz bewiesen. Das Prinzip des Werdens, das genetische Prinzip, ist dadurch zu Ehren und Recht gekommen, nicht nur für die Schöpfung selbst, sondern auch, nach formaler Richtung hin, für die Forschung- und Lehrmethode. Die Naturerscheinungen werden nicht mehr als einfaches Dogma hingenommen und beschrieben, weil sie so und wie sie nun einmal sind, sondern den Ursachen, dem Ursprunge, der Entwickelung, den nothwendigen kausalen Zusammenhängen zwischen ihnen auf den Grund zu gehen, gilt als vornehmste Aufgabe der modernen Forschung, als ihr Endziel, die zusammenhanglos erscheinende Vielheit zu Einheiten zu sammeln, die allgemeinen Gesetze, Formen und Ideen zu ergründen und zu überschauen.

Damit Hand in Hand geht das nicht hoch genug anzuschlagende Bestreben, die wirkliche Natur, das Freileben der Thiere und Pflanzen, an den Quellen selbst zu beobachten und zu belauschen. Diesen Studien verdanken wir die völlige Aufklärung über das intime und tiefgreifende Bestäubungverhältniß zwischen Blumen und Insekten, „das entdeckte Geheimniß der Natur“, wie es Konrad Sprengel schon nannte; ferner die interessanten Einblicke in die Seele, die Sprache der Thiere, in die großartigen Züge des Kampfes ums Dasein in der Natur; die Nachweise von dem Schutzanpassung- und Nachahmungvermögen der Organismen, von den fleischfressenden Pflanzen; endlich eine erst wahrhaft gründliche Kenntniß vom Leben im Meere oder in den Grotten und Tiefen der Unterwelt. Dabei konnten aber auch vielfach Erfahrungen gesammelt werden, die wichtigen praktischen Gebieten, wie der Landwirthschaft, der Forstkultur, der Fischerei zu Gute kamen; also auch von dem Gesichtspunkte direkten Nutzens aus betrachtet, dürfen diese Zweige der Naturwissenschaft nicht unterschätzt werden.

Gegen den überidealen Standpunkt gewisser allzu zart besaiteten Individuen freilich, — daß der Mensch über der anderweitigen belebten Natur völlig erhaben und von ihr himmelweit verschieden dastehe, besonders auf Grund seiner geistigen oder ethischen Eigenart, bilden gerade jene modernen Anschauungen von dem mechanischen, aber eben deshalb so großartigen Zusammenwirken aller Naturkräfte einen schroffen Gegensatz. Wir wissen jetzt ganz genau, daß der Mensch in der Urzeit von ästhetischen Gesichtspunkten und wahrhaft sittlichen Momenten so gut wie nichts besessen haben kann; daß unser Körper sich aus den selben Elementen aufbaut wie die Mineralnatur; daß er den selben physischen und physiologischen Gesetzen unterworfen ist wie der Körper der höheren

Thiere, daß er aus den selben Zellen wie jene besteht; ja, daß sogar unser Nervensystem, der Sitz aller Verstandesthätigkeit und Intelligenz, sich aus den selben „Seelenzellen" zusammensetzt und den selben elektrischen Strömen gehorcht wie dort. Wir wissen, daß die winzigen, so tief unter uns stehenden Ameisen z. B. auch eine für ihre Bedürfnisse völlig ausreichende Tastsprache besitzen, daß sie ihre fest begründeten staatlichen Einrichtungen haben, an denen sich manche menschlichen ein Muster nehmen könnten; daß unser gleichgiltiger Fußtritt dort eben solche, mit allen Zeichen des Schreckens und der Aufregung empfundene Revolution hervorbringt, wie etwa ein Erdbeben in unseren blühenden Gemeinwesen. Wir wissen, daß die alte Redensart „Instinkt" als Schlagwort absoluter thierischer Inferiorität allmählich ad acta zu legen ist. Gerade aus diesen Erwägungen heraus erklärt sich wiederum ein Theil jener oft förmlich andressirten Scheu vor den wahren Offenbarungen der Natur zumal bei einer gewissen Kategorie ethisch verzärtelter Frauen. Es ist die Angst, durch klare Einblicke in die schlichte Wahrheit des Thatsächlichen, in die engen Beziehungen der uns umgebenden Naturkörper zu uns selbst, möchte am Ende der Zweckbegriff, die Gottähnlichkeit, ins Schwanken gerathen oder, wie es gewöhnlich heißt, die sogenannte Gemüthsbildung möchte durch dergleichen kühle Verstandesarbeit geschädigt werden. Es ist aber um ein ethisches Selbstbewußtsein schlecht bestellt, das durch die Erkenntniß von Naturwahrheiten sein inneres Gleichgewicht zu verlieren fürchtet. Wir halten es für eine moderne Forderung an den gebildeten Verstand, besonders der logisch denkenden Frau von heute, auch in dieser Beziehung Ursache und Wirkung genau auseinanderhalten zu können: die erste Ursächlichkeit Dessen, was wir Gemüthsveredelung, ästhetisches Bewußtsein nennen, liegt in der Natur selbst und wird nicht erst mühsam von uns hineingelesen und untergeschoben. Woher stammt die Kunstform der Säule bei Egyptern, Indern und Griechen? Von den natürlichen Vorbildern der Lotos oder Palme. Woher die himmelanstrebende gothische Bogenführung? Von den herrlichen Wölbungen des Buchenwaldes, dem freien Dom der Natur. Die Schönheiten des Frühlingsgrünes, der Blume, des Vogelgesanges sind um ihrer selbst willen da, und zwar zunächst lediglich zu bestimmten, dem betreffenden Individuum Nutzen gewährenden Zwecken. Unsere höhere Aufgabe, und besonders auch die des gebildeten weiblichen Wesens, ist es, die Erscheinungen der Natur subjektiv zu veredeln, die trotz Alledem erhabenen Gesetze des Schönen und Göttlichen aus ihnen abzulesen und in gereinigter Form zu abstrahiren, ohne darüber aber die wahren objektiven Zusammenhänge zu übersehen.

Aus den neueren Anschauungen über Streben und Ziel der Naturwissenschaft ergiebt sich leicht, welche ganz andere und höhere Bedeutung dieses Gebiet, so behandelt und aufgefaßt, für das Gesammtwissen, für die allgemeine Bildung erhalten muß-und welche anregenden und belebenden Momente sich auch für die Methodik des Unterrichtes an den höheren Bildunganstalten darbieten. Und so dürfen wir hoffen, daß die nachfolgenden Generationen einen immer freieren, weiteren und verständnißvolleren Blick für den Werth der wahren, geläuterten Naturwissenschaft in der Gesammtbildung gewinnen werden, daß jene Harmonie des Wissens, wie sie nur aus einem richtigen Ebenmaße realer und idealer Kenntnisse entspringen kann, sich immer mehr verwirklichen werde.

Dr. Robert Schneider.



Argentinische Finanzdiplomatie.

Die Argentinier gehen jetzt mit dem Klingelbeutel umher, aber das ganze mildthätige Werk wird, nach ihrer Angabe, nicht für sie selbst, sondern für Andere vollbracht. Die La-Plata-Republik versichert, daß sie den Jammer der vielen unbezahlten Provinzial- und Kommunalanleihen nicht mehr mit ansehen könne und diese daher in ihren eigenen Couponsdienst mit aufnähme. Leider dürfe sie Das nicht ohne jeden Entgelt thun und so verlange sie nur eine einheitliche Zinsherabsetzung auf vier Prozent für die neu hinzutretenden Anleihen und für ihre eigene Staatsschuld. Die Regirung von Argentinien erkennt, daß sie ihren Vertrag vom dritten Juli 1893 nur bis zum zwölften Juli 1898 zu halten vermag, wo nämlich wieder die Vollzahlung ihrer Verpflichtungen zu beginnen hat. Innerhalb dieser fünf Jahre braucht sie an die Bank von England für Rechnung des Rothschild-Komitees statt der alljährlich nöthigen 2 198 766 Pfund Sterling nur 1 565 000 Pfund Sterling zu senden, während die Amortisation sogar bis 1901 eingestellt ist.

Dreierlei muß man zu Gunsten Argentiniens anführen. Es herrscht dort nicht so viel Böswilligkeit wie etwa in Serbien; zu seinen ungeheuren Schulden ist der Staat zum Theil überhaupt nur durch das Entgegenkommen der Europäer gelangt; und die Erneuerung der alten Lasten ab 1898 kann unmöglich getragen werden. Haben die klugen englischen Kontrahenten Das bereits im Jahre 1893 gewußt und ihren Bondsinhabern den Kopf nicht mit einem Hieb, sondern allmählich abschneiden wollen? Schwerlich; jedenfalls hat sich Argentinien weit langsamer erholt, als erfahrene Kaufleute bei den reichen Hilfsquellen dieses Landes annehmen mußten, und auch der jetzige anhaltende Rückgang des Goldkurses bedeutet nicht genug, um für später eine Zinsdifferenz von 663000 Pfund Sterling jährlich auszugleichen. An sich ist also gegen die Offerte Argentiniens — oder, wie es heute noch heißt, gegen den Vorschlag des Herrn Ernesto Tornquist — wenig einzuwenden. Herr Tornquist ist in Buenos-Ayres der alte Vertrauensmann unserer Banken, und da seine Gesundheit ihm nun schon seit zwei Jahren den Aufenthalt in Europa vorschreibt, so kann er auch seinen persönlichen Einfluß zu Gunsten des angedeuteten Arrangements verwerthen. Die Schwierigkeit dieser Verhandlungen wird klar, wenn man die drei Interessengruppen übersieht, mit denen hier Argentinien sich einigen müßte: mit der Diskontogesellschaft, die die Staatsgläubiger aus Deutschland vertritt; mit den londoner Herren aus dem ehemaligen Baring-Syndikat, die die englischen Bondsinhaber vertreten, von denen auch ein Theil Vorrechtsanleihen besitzt; mit der Deutschen Bank und einigen süddeutschen Bankiers wegen der Provinzialanleihen. Die deutschen Besitzer von argentinischen Fonds werden von ihren englischen Leidgenossen zu hören bekommen, daß man Sonderrechte nicht so einfach aufgiebt, obgleich doch eigentlich solche Privilegien nur in einem völlig gesetzessicheren Lande von größerem Werthe sind. Endlich werden Beide, Engländer wie Deutsche, zusammen einen Chorus anstimmen, wenn es gegen die neu einzubeziehenden Provinzialanleihen geht. Beide können mit einem Scheine von Recht sagen: was schiert uns die Leichtgläubigkeit der Anderen; wir hier haben die Verpflichtung des Staates. In Wirklichkeit aber hat es Zeiten gegeben, wo z. B. Buenos-Ayres für ungleich besser als Argen-

tinien selbst galt und wo gerade die londoner Bankiers nur mit dieser Provinz zu thun haben wollten. Andererseits haben bei den Staatsfonds auch die genau überdachten Sicherheiten nichts genützt. Denn im Vertrage der ersten Goldanleihe von 1887 hieß es u. A. ausdrücklich: Unbeschadet der selbständigen Forderungrechte des Inhabers der Obligationen gegen die argentinische Republik hat sich die Nationalbank in Buenos-Ayres selbstschuldnerisch verpflichtet, die halbjährlichen Zinsen sowie Kapitalsbeträge frei von allen argentinischen Steuern und Abgaben zum festen Umrechnungskurse von 4 Mark für 1 Peso Gold einzulösen und die erforderlichen Beträge zu den in den Obligationen festgestellten Terminen bei den Zahlstellen zahlbar zu machen. Sollte die Anleihe mit irgend einer argentinischen Steuer oder Abgabe belegt werden, so ist die Nationalbank verpflichtet, diese aus ihren eigenen Mitteln zu bestreiten. Die selbe Verpflichtung wurde im Jahre 1888 bei der $4\frac{1}{2}$ prozentigen Goldanleihe vereinbart, nur daß hier die Provinzbank von Buenos-Ayres die Stelle der Nationalbank einnahm. Was haben diese Kautelen genützt? Keinen Pfifferling! Denn in dem Augenblicke, wo der Staat nicht mehr zahlen konnte, hatte er jene Banken bereits so völlig ausgepreßt, daß ihre Garantien den Gütern im Monde glichen.

Es fragt sich nun, welche neuen Sicherheiten Argentinien zu bieten gedenkt. Die zu unifizirende — notabene: äußere — Staatsschuld wird 75 Millionen Pfund Sterling betragen, deren Couponsdienst 3 Millionen Pfund Sterling per anno, also nur ca. 400 000 Pfund Sterling mehr, als jetzt für die alte Staatsschuld bezahlt und zu diesem Behufe an Gold angekauft wird. Ist aber einmal die Operation ganz durchgeführt, so dürfte natürlich auch das Agio weiter zurückgehen und die Goldanschaffungen würden weniger kostspielig ausfallen. Die Sicherheiten sollen in Rückstellungen und gesonderten Verwaltungen gewisser Einnahmen, vor Allem von Zöllen, bestehen; wer aber geglaubt hat, daß auch die fremden Gläubiger ihre Vertrauensmänner in die betreffenden Verwaltungen entsenden dürfen, Der hat sich gründlich geirrt. Trotzdem über diesen Punkt sorgfältig geschwiegen wird, ist die Unnachgiebigkeit Argentiniens darin ganz sicher. Wahrscheinlich glauben nun vertrauensselige Leute wenigstens an eine Art internationalen Abkommens. Auch Das ist Chimäre. Zunächst müßte doch einem solchen Abkommen eine streng geregelte Kontrole vorangehen. Denn ohne eine solche läge ja beständig die Gefahr einer gewaltsamen Einmischung vor, welche die Mächte gern zu vermeiden pflegen. Es ist zwar unsicher, wie man in der Wilhelmstraße über einen staatlichen Schutz eines argentinischen Schuldenvertrages denkt, aber es ist ganz sicher, daß man in Downing Street nicht im Geringsten daran denkt. Die Engländer haben das Prinzip, ihre kapitalistischen Unterthanen nur da zu schützen, wo ein besonderer Nutzen zu hoffen ist, und am Rio de la Plata sind politische Vortheile nicht einzuheimsen.

Es werden vielleicht noch Quartale oder Semester vergehen, bis diese Verhandlung perfekt geworden ist; unwahrscheinlich ist nur, daß sie überhaupt scheitert. Und die Ursache des Zustandekommens wird etwa nicht nur unsere Erkenntniß der Grenze bilden, an der Argentiniens Zahlungfähigkeit definitiv angekommen scheint, sondern vor Allem die Thatsache, daß die europäischen Besitzer von Staatspapieren durch die vielen Repudirungen und Zinsherabsetzungen endlich mürbe geworden sind.

Pluto.

Mendelssohn und Warschauer.

Ein Jahr ist es jetzt gerade her, da wüthete in Berlin der Bierkrieg, Herr Richard Roesicke, der sich seitdem als einen Mann von ungewöhnlicher sozialpolitischer Einsicht entpuppt hat, wurde in der Proletarierpresse als ein protziger Potentat von des Gambrinus Gnaden verhöhnt und beschimpft und in den angeblich führenden Kapitalistenblättern konnte man wundervolle Betrachtungen über die verruchte Unsittlichkeit des Boykotts im Allgemeinen und des Bierkrieges im Besonderen lesen. Die sozialdemokratischen Arbeiter der Reichshauptstadt, immerhin also die wirthschaftlich Schwachen, hatten sich zusammengethan, um von dem sogenannten Bierring, also den wirthschaftlich Stärkeren, die Bewilligung gewisser Forderungen zu erzwingen. Der Versuch, der ja nicht ans Ziel geführt hat, schien manchem ruhigen Beobachter nicht gar so fürchterlich; in den Kreisen der zahlungsfähigen Moral aber tobte darob ein grimmer Zorn, und wer sich erdreistete, Recht und Unrecht der streitenden Parteien kühl abzuwägen, Der mußte darauf gefaßt sein, als ein Söldling der Ringdespoten und als ein Sozialist der gebildeten Stände auf beiden Seiten zugleich sacht angebraten zu werden. Jetzt, ein Jahr später, soll in Berlin wieder ein Boykott unternommen werden; ganz in der Stille, während die Jubelfeste der Erinnerung an den großen Krieg begangen wurden, sind die Vorbereitungen getroffen worden und jeder Tag kann den Ausbruch bringen. Noch aber spürt man im Holzpapierwalde keinen Hauch, noch ist die schöne Entrüstung vom vorigen Jahre nicht wieder erwacht, obwohl die Zahl der Wissenden nicht ganz gering ist. Die Sache muß geheim gehalten werden, damit der dunklen Verschwörung stattliche Häupter erwachsen können. Denn diesmal handelt es sich nicht um eine Verabredung der Kleinen, sondern um einen Beutezug der Großen, nicht um einen proletarischen Angriff, sondern um einen Krieg der finanziell stärksten gegen die schwächeren Kapitalisten. Der Ort der Handlung ist, wie es sich bei einem Kapitalistendrama von selbst versteht, die Börse. Sie hat uns in diesem Jahre mit der Modernisirung der Sage vom Goldregen erfreut, sie hat uns eben erst das prachtvolle klinische Bild einer sorgsam ersonnenen Getreidespekulation vorgeführt, sie beglückt uns jetzt mit dem ersten Versuch, den Boykott für die stilvoll ausgestattete kapitalistische Welt nutzbar zu machen.

Es ist einstweilen noch nicht nöthig, ins Detail einzugehen. Von je her gab es in Berlin Firmen, die den An- und Verkauf von Effekten — wenn es sich um höhere Spekulationen und größere Summen handelte — für eine einmal zu zahlende Provision besorgten und daneben hier das Vermittlergeschäft betrieben. Das ist an den Börsen von Paris, London und New-York üblich und hat auch in Berlin, nach der Ansicht der meisten Börsenleute, nur nützlich gewirkt. Diese Firmen, deren Inhaber auch außerhalb der Börse ihrem Maklergeschäft nachgehen, haben sich nun den Zorn der Haute Banque zugezogen. Warum? Die Frage kann, wenn es nothwendig wird, nächstens beantwortet werden. Vorläufig genügt die Feststellung, daß reiche Leute sich zusammengethan haben, um weniger reichen den Lebensfaden abzuschneiden. Sie erklären munter und nett: wir bilden einen Verein, der den Zweck hat, uns die kleine Konkurrenz da unten aus dem Wege zu räumen; wir lehnen jeden ferneren Geschäftsverkehr mit diesen zwar viel schwächeren, aber unbequemen Konkurrenten ab, wir verkünden öffentlich, daß wir mit ihnen nichts zu thun

haben wollen, und weigern uns, ihnen auf dem gewohnten Wege irgend Etwas zu liefern; und wir werden unserer Vereinigung leicht Mitglieder werben, denn wir sind in der angenehmen Lage, Denen, die ihren Beitritt verweigern, im Nothfalle den Kredit versagen zu können. Der allerliebste Plan, der natürlich mit einer zärtlichen Sorge für die mittleren Bankiers motivirt wurde, — diese sollen von den sogenannten Coulissenfirmen furchtbar geschädigt sein, wissen aber von dieser Schädigung nichts — ist der Verwirklichung schon recht nahe gerückt und er wird ausgeführt werden, wenn es gelingt, die Firmen Mendelssohn und Warschauer für die Sache zu gewinnen. Die Chefs dieser Firmen werden also zu überlegen haben, ob sie der staunenden Welt das Schauspiel eines Börsenboykotts bieten wollen, an dessen Spitze die stärksten Kapitalisten stehen.

Keine Ausrede kann helfen: es handelt sich um einen wirklichen Boykott; und der wäre nach der bourgeoisen Anschauung auch dann zu verdammen, wenn er besser begründet wäre, als ers in diesem besonderen Falle thatsächlich ist. Damit ungefähr zwanzig Firmen Vortheile haben, soll eine wimmelnde Konkurrenz beseitigt werden, — beseitigt durch Drohung, Verruf und Geschäftsstörung. Die Sache ist doppelt interessant, weil sie sich in einem Kreis abspielt, wo man sonst für die Freiheit des Handels und Wandels nicht laut genug das Becken rühren kann. Ist der Geschäftsbetrieb der Bedrohten schädlich, so wird er im freien Spiel der Kräfte, sollte man meinen, am Besten bekämpft oder geläutert werden. Die frei Handelnden und Wandelnden aber sollten sich ängstlich vor einem Beispiel hüten, dessen Nachahmung ihnen selbst recht empfindlich werden könnte. Es ist schon bedenklich genug, daß solche Pläne überhaupt aufkommen konnten, und wir werden uns diese Erfahrung recht sorgfältig merken und sie verwerthen, falls wieder einmal gegen einen Eingriff in die Geschäftsfreiheit gewettert wird.

Noch kann der Plan, für den in den geheiligten Hallen der Burgstraße mit Schmeicheln und Drohen geworben wird, scheitern, wenn die Firmen Mendelssohn und Warschauer ihre Mitwirkung versagen. Ohne das gefestete und überall geachtete Ansehen dieser Firmen geht die Sache nicht und die Kommerzienräthe Ernst Mendelssohn und Hugo Oppenheim werden sich besinnen müssen, ob sie die seltsame Ladung mit ihrer Flagge decken wollen. Daß sie es nicht thun werden, wenn sie genau wissen, um was es sich handelt, gilt als ausgemacht. Aber diese Geldpotentaten erfahren gewöhnlich von der Wahrheit nicht viel mehr als die gekrönten Beherrscher der Erde und so ist es immerhin möglich, daß es gelingt, sie auch diesmal zu täuschen. Vielleicht aber denkt Herr Ernst Mendelssohn noch rechtzeitig des Wortes, das Moses Mendelssohn, sein berühmter Ahn, einst sprach: „Die moralische Güte einer Handlung hängt nicht nur von den sie begleitenden und verursachenden Umständen, sondern auch von der Wirkung dieser Handlung ab, die unmöglich ganz sicher vorhergesehen werden kann." Für uns, die wir draußen stehen und keine Lust zu Spekulationen verspüren, ist diese Wirkung ganz gleichgiltig. Aber die Kritik der Börse würde erst recht interessant, wenn es auch dem blödesten Blick sich zeigte, mit welchem brutalen Appetit die Großen da die Kleinen verschlingen, und wenn wir wirklich einen Boykott der starken gegen die schwachen Kapitalisten erlebten, — unter der Führung der sozialdemokratischer Gesinnung nicht verdächtigen Firmen Mendelssohn und Warschauer.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 14. September 1895.

Der Sohn der Jungfrau.

Ein frommer Pfarrer hat manches Jahr, der Gelöbnißformel getreu, seiner Gemeinde das Wort Gottes verkündet, die Kleinen gelehrt, die Heranwachsenden im Glauben gefestigt, den Siechen auf ihrem letzten Lager lindernden Trost gespendet; in der ruhigen Sicherheit seines Glaubens fand er die Kraft und die Liebe zu solchem wohlthätigen Wirken. Plötzlich, kein Barometer zeigte ihn an, weht aus der ungläubigen Welt ein Windstoß daher und wirbelt die Wogen des Zweifels hoch auf, daß sie wild die leise schon schwankende Ueberzeugung umbranden und in die ruhige Gewißheit des Glaubens bald ein Leck reißen. Dem Pfarrer entsteht die quälende Frage: ist Alles, was Du bis heute gelehrt und mit dem ganzen Einsatz Deiner Persönlichkeit vertreten hast, wirklich auch Gottes Wort oder hat eine Menschenhand auf die uralte Verkündigung Lappen und Flitter geflickt? Er sinnt, er grübelt und findet endlich, daß die Forschung, die Wissen schafft, einen Theil Dessen, was ihm bis dahin eine sichere Heilswahrheit war, als unhaltbar erwiesen hat, als ein Menschenwerk, das Werk klug, mit dem Wunsch auf weite Wirkung, rechnender Menschen. Drei Möglichkeiten öffnen sich ihm nun: er kann, wenn sein Glaube stark genug ist, das Leck stopfen und den Zweifel niederzwingen; er kann mit Anzengrubers Steinklopfer, dem frohen Pantheisten der staubigen Dorfstraße, denken, daß ein paar Loth für Den nicht ins Gewicht fallen, der bisher gläubig und ohne Prüfung das ganze Pfund hingenommen hat; und es kann ihm gehen wie Ibsens Frau Alving, die, da sie mit flinkem Finger

von dem alten Gewand neugierig ein paar Stiche aufgetrennt hatte, das Ganze rasch als Maschinennähterei erkannte. Der Glaube kann siegen, der im Glauben Erschütterte kann ein bequemes Kompromiß schließen, der Ungläubige kann aus der Kirche scheiden, die ihm entgöttert ist. Eine vierte Möglichkeit bietet sich den Halben, die ihre Gedanken nicht gern bis ans Ende denken: sie halten sich an den einen Punkt, der ihnen ins Schwanken gerathen ist, und merken nicht, daß es gefährlich ist, an Schwankendes sich zu klammern; sie möchten treue Diener am Wort bleiben, wenn von diesem Wort nur die Buchstaben ausgelöscht werden könnten, denen ihr Glaube sich spröde versagt; sie wollen fortlehren, aber die Lehre soll sich ihrer neuen Erkenntniß anpassen. Das weigert die Kirchenbehörde, sie heischt der festen Satzung blinden Gehorsam und stößt den Pfarrer, der sein Gelöbniß nicht zu halten vermag, aus der Genossenschaft. So oft Das geschieht, entsteht ein großes Getöse, ein Zetern über finstere Orthodoxie und wüthendes Muckerthum; die spärlich überlebenden Liberalen sammeln sich zum gespenstischen Kriegerreigen und der ausgestoßene Pfarrer wird feierlich mit der Märtyrerkrone geschmückt. Selten ist der Gefeierte dann so verständig wie Herr Schrempf, der in Stuttgart offen gestand: „Ich sehe jetzt darin, daß mir die Kanzel in Württemberg versagt ist, den richtigen Ausdruck meines wirklichen religiösen Verhältnisses zu unserer evangelischen Landeskirche, so lange sie ist, wie sie ist, und ich bin, wie ich bin. Als Pfarrer war ich verpflichtet, mich an die Heilige Schrift zu halten, als an die offizielle Quelle der Wahrheit, und bei meiner amtlichen Erklärung der Heiligen Schrift von einem offiziell fixirten evangelischen Lehrbegriff nicht abzuweichen." Fast immer regt in dem Ausgestoßenen sich ein Märtyrergefühl: das Bewußtsein, daß ihm das Gewissen den guten Weg des Gerechten wies und daß am Ende des Weges dennoch nun ein wehes Scheiden vom redlich betreuten Trösteramt nöthig wird, bohrt in das sonst so stille Gemüth des Pfarrers, der nicht mehr Pfarrer sein soll, einen spitzigen Stachel und scheucht die Demuth selbst in empörte Wallungen. Dann entstehen harte Konflikte und aus dem sorgsam verriegelten Kirchenfrieden, dem von mildem Licht erhellten, den bunte Fenster und schwere Thüren mit dämpfendem Polster gegen das Getöse des Marktes abschließen, schlägt flackernd eine Flamme hervor, hinaus in die profane, dem Frieden feindliche Welt.

Die alte Geschichte, die hinter dicken Klostermauern und hinter

dem raschelnden Epheugeranke lutherischer Pfarrhäuser so oft erlebt und erlitten wurde, füllt ein blaues Büchlein*), das der frühere Prediger Heinrich Lisco ins deutsche Land hinausgesandt hat, wie ein Belagerter wohl ein Botentäubchen aufflattern läßt, um von draußen Entsatz und Hilfe zu heischen. Herrn Lisco, der in Rummelsburg Pfarrer war, ist von dem Konsistorium der Provinz Brandenburg das Amt eines Predigers der Landeskirche genommen worden; er erzählt nun, schlicht und in friedlichem Sinn, sein Zweifeln und Zagen und Leiden und er hofft, die ruhige Darstellung werde auf das sonderbare Ding, das man die öffentliche Meinung nennt, und mittelbar so auch auf den Oberkirchenrath wirken, der über seine Berufung zu entscheiden hat. Diese Hoffnung wird schwerlich erfüllt werden. In den protestantischen Ländern steht die Menge den Vorgängen des religiösen Lebens gleichgiltig gegenüber und die Ansicht, daß Religion Privatsache sei, ist da längst nicht mehr eine Besonderheit der sozialdemokratischen Partei. Die Zahl der wirklich, im Kirchensinn, Frommen ist viel geringer, als man annehmen möchte, wenn man Regirungräthe und Landgerichtsdirektoren an Sonn- und Feiertagen mit dem Gebetbuch in die Kirche ziehen sieht, weil die Mode und das von der Spitze der bürgerlichen Gesellschaft ertönende Losungwort es so verlangt. Wäre diese Zahl größer, dann müßten die unchristlichen und widerchristlichen Erscheinungen, die unser Alltagsleben auf Schritt und Tritt bietet, unter der Wucht der ausbrechenden Entrüstung versinken, dann dürfte man sich nicht dazu erniedern, mit schmählichen Tributen an die Eitelkeit die Kosten neuer Kirchen zu decken und, ganz offiziell, mit den verrufensten Reklamemitteln dafür zu wirken, dann könnten evangelische Gotteshäuser nicht mit dem strotzenden Pomp katholischer Prälatenpracht ausgeschmückt, mit Füsiliermusik eingeweiht und mit läppisch beschimpfenden Inschriften versehen werden, die der Bummelwitz bezechter Farbenstudenten ersonnen zu haben scheint. Das Christenthum Christi ist nicht prächtig, nicht aggressiv, nicht witzig und nicht kriegerisch; wo es diese Formen annimmt, da sogar schon, wo es den Schimpf mit Schimpf und nicht mit mitleidiger Liebe vergilt, bewegt es sich auf der abschüssigen Bahn einer Kompromißpolitik, die den höchsten und heiligsten Fragen stets fern bleiben sollte und deren schwächlicher Pflästerchenklebermoral jede

*) Akten zu meiner Amtsentsetzung. G. W. F. Müller, Berlin.

fortreißend propagandistische Kraft fehlt. Dem feinen Gefühl Renans erschien, der Klerisei zum Entsetzen, der Protestantismus als die reinste und reifste Gestaltung des Jesusglaubens, wie er durch die höchsten Gipfel der Heilandslehre begrenzt ist; aber ein Protestantismus, der nicht mehr protestirt, der sich den glänzenderen und üppigeren Lebensformen des Katholizismus gefällig anpaßt und den wahrhaftigen Geist hinter die bunte Fülle der Ceremonien zurücktreten läßt, entfernt sich sehr weit von dem derben und doch lieblich leuchtenden Ideal, das den Bruder Martin einst aus der Augustinergemeinschaft scheuchte. Kluge Protestanten täuschen sich nicht darüber, daß die werbende Macht ihres Glaubens im Weichen ist, — vielleicht, weil der Protestantismus unter der staatlichen Bevormundung leidet, vielleicht auch, weil zwischen dem gelehrten und dem gelebten Christenthum die Kluft sich täglich erweitert. Die Zeit des stolzen Banausenatheismus ist vorüber und in brünstig gestammelten Bitten um himmlischen Trost, in dem Ausdruck irrer Verzückung, der da oder dort sich auf lange verfinsterte Züge legt, erkennt der Betrachter, daß in der besonderen Thiergattung homo sapiens noch eine höhere Sehnsucht lebt, ein Bedürfniß, das die übrige Thierheit nicht kennt. Aber an diesem Decadencegefühl, das ein Franzose la piété sans la foi getauft hat, haben die Kirchenfrommen nur recht geringe Freude, weil es ihre Dogmengebäude nicht füllt und von dem thatkräftigen Christenthum durch den Wall einer Weltanschauung geschieden ist; die neue Regung ist, nach Twestens gutem Wort, mehr Sehnsucht nach Glauben als wirklicher Glaube. In dichtem Gewimmel dehnt sich die Masse der Lauen und Gleichgiltigen, an deren Rändern die Kirchenfeinde hitzig zum Kampfe rufen, und ganz vorn lagert die Schaar der Naturalisten und Selektionisten, die an die Stelle der milden Moral von Nazareth die grausamere Sittlichkeit der Natur setzen möchten, denen die Gattung wichtiger als der Nächste ist und die, jenseits von Gut und Böse, nur noch den Maßstab der Tauglichkeit oder Untauglichkeit anlegen wollen. Das ist für das werdende Martyrium der Halben ein schlechtes Klima. Große und zärtlich tröstende Wahrheiten finden leicht Aufnahme: für Krischna entbrannten alle Hirtinnen in Liebe, und als Buddha zur Welt kam, boten die zehntausend schönsten Frauen Indiens ihm die stillende Brust und er mußte sich in zehntausend kleine Buddhas wandeln, um jeder Amme das Hochgefühl zu gönnen, sie habe, sie ganz allein, mit ihrer Milch den Glaubensstifter genährt. Für eine

Weile kann die Inbrunst sogar kleine Leute umtoben, wenn sie sich auf Messiasalluren verstehen und wenn in den Weihedunst der Heilandskrippe etwas Kavalleristenparfum hineinströmt. Ob aber ein Diener am Wort von diesem Wort einen Buchstaben ausgelöscht sehen möchte: darum kommt die Masse nicht in Bewegung, solcher Buchstabenstreit verhallt in der gährenden Welt. Und die Kirchenbehörden wären sehr unklug, wenn sie dem Wunsche nachgäben. Nietzsche, der dem Christenthum mit dem selben heißen Herzenshaß gegenübersteht wie der Bismarck von heute dem Sozialismus, sagt einmal, das Vertragen des Widerspruches sei ein Zeichen hoher Kultur, und die Fähigkeit, mit gutem Gewissen dem Gewohnten, Ueberlieferten, Geheiligten widersprechen zu können, sei der Schritt aller Schritte des befreiten Geistes. Das mag für den Idealanarchismus des lyrisch schwärmenden Sehers richtig sein; aber auf die befreiten Geister läßt sich kein fest gefügtes Gewölbe bauen und das im tiefsten Kern demokratische Christenthum hat für den herrenlaunischen Anspruch des Einzelnen keinen Raum. Eine Kirchenbehörde, die solchem Anspruch sich willig beugte, würde der Sektirerei die Thore öffnen und schließlich als Seelenhirten Jeden hinnehmen müssen, der an einen Gottvater innig glaubt. Dieser ins Allgemeine schweifende Glaube konnte Renans Altem vom Libanon genügen; aber der Gast des Patriarchen vermaß sich auch nicht, als das Glied einer organisirten Gemeinschaft von der Kanzel herab die Geister zu leiten.

Herr Lisco ist aus dem Amt entfernt worden, weil sein Gewissen ihn hinderte, das Apostolische Glaubensbekenntniß ferner zu verlesen. Er gehört zu den liberalen Theologen, die zwar die geschichtliche Kontinuität mit der Kirche der Reformation nicht preisgeben, aber den Gewinn des mächtig erstarkten historischen Sinnes und das Ergebniß der vergangenen Literaturepoche in die ehrwürdige Kirche einführen möchten. Diese Richtung ist nicht neu; seit auf dem köthener Bahnhof die Lichtfreunde tagten und bei Bier und Tabak über die Zukunft des Christenthumes verhandelten, seit Wislicenus die Frage stellte, ob die Schrift, ob der Geist herrschen sollte, und seit Guericke, Tholuck und Hengstenberg sich gegen solchen Unglauben erhoben, haben ähnliche Bemühungen niemals aufgehört: immer hat das deutsche Gewissen den Versuch erneut, die moderne wissenschaftliche Weltanschauung mit der alten Wahrheit des Christenthumes zu versöhnen. Vor fünfzig Jahren führte der Streit zu der Abkanzlung der Stadtväter von Berlin durch Friedrich Wilhelm

den Vierten, weil diese Nicolaiten sich erdreistet hatten, Hengstenbergs Kirchenzeitung feierlich bei dem Monarchen zu verklagen; zu einer Dominschrift im Stil der Fliegenden Blätter kam es damals nicht, aber die Stadtbehörden mußten von dem König so böse Dinge hören, daß Bodelschwingh ängstlich an den General Thile schrieb: „Lieber wäre es mir freilich, Seine Majestät überließe in ähnlichen Fällen den Ministern die Bescheidung." Es folgte die Evangelische Konferenz und die erste Generalsynode vom Pfingstfest 1846, die den frühesten Anstoß zu dem modernen Bekenntnißstreit gab. Nitzsch, der die Ordinationformel so weit wie möglich fassen und dem Empfinden der Wissenschaft näher bringen wollte, wagte sich damals auch an eine Vereinfachung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses; Das war das Wagniß eines gelehrten Theologen, der die Kraft der Ueberlieferung verkannte, und man darf, ohne ein Finsterling und ein Mucker zu sein, dem Wort Treitschkes zustimmen: „Wagte man, das Apostolicum zu vereinfachen, das älteste und ehrwürdigste Bekenntniß der gesammten Christenheit auch nur in der Form zu verändern, so wurden vielleicht einige hundert gebildete Männer befriedigt, die Radikalen aber nicht entwaffnet und Millionen schlicht gläubiger Menschen, die doch für die Kirche genau so viel bedeuten wie die Gelehrten, in ihren frommen Gewissen beirrt. Nur ein glaubensstarker, durch die freudige Zustimmung des gesammten evangelischen Volkes getragener und gehobener Reformator, doch wahrlich nicht dies zweifelnde und suchende Geschlecht durfte zu solchem Wagniß sich erkühnen." Das Geschlecht ist im Glauben nicht stärker, der schleichenden Skepsis nicht unzugänglicher geworden und der ragende Reformator ist, trotz allem lauten Husarengetümmel auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten, uns nicht erstanden; aber noch immer wüthet und wogt der liberale Ansturm gegen die Verschanzung des alten Symbols.

Adolf Harnack hat uns vor zwei Jahren in einer kleinen Schrift einen geschichtlichen Bericht über das Werden und die Wanderungen des Symbols gegeben: wie es von Südgallien ins Frankenreich zog, durch die Beziehungen der Karolinger zu Rom in die Welthauptstadt und von dort in alle Staaten des Abendlandes kam und, als eine gemeinsame Verkündigung der Apostel, überall gläubig hingenommen wurde, bis Laurentius Valla und Erasmus die ersten Zweifel zu äußern wagten. Der gelehrte Verfasser der Dogmengeschichte kommt zu dem Schluß, die Legende des apostolischen Ursprunges sei etwa

zwischen den Jahren 250 und 330, nachdem das Symbol schon in die Provinzen verbreitet war, in Rom aus der älteren Annahme entstanden, daß die Lehrtraditionen und die Grundeinrichtungen der Kirche auf die Apostel zurückzuführen seien. Er beweist, daß der Satz des Bekenntnisses, der so viele Gewissenskonflikte geschaffen und nun auch Herrn Lisco aus der Pfarre getrieben hat, daß der Satz: „Der geboren ist aus Heiligem Geist und Maria der Jungfrau" nicht dem ursprünglichen Evangelium angehört, da er in allen Briefen des Neuen Testamentes fehle, weder in dem Evangelium des Markus noch sicher in dem des Johannes zu finden sei, auch in der Vorlage und gemeinsamen Quelle des Matthaeus- und des Lukas-Evangeliums nicht stehe und es in allen vier Evangelien bezeugt sei, daß die ursprüngliche Verkündigung von Jesus Christus mit seiner Taufe begonnen hat. Auf die Behauptung, dieser Satz sei das Fundament und der Eckstein des Christenthumes, giebt Harnack die Antwort: „Wenn Das der Fall wäre, stände es schlimm um Markus, schlimm um Paulus, schlimm um Johannes, schlimm um das Christenthum. Diese Behauptung, wenn sie wörtlich so genommen wird, wie sie lautet, widerspricht dem Urchristenthum und verwirrt den Glauben. Daß Jesus Christus der Sohn Gottes ist oder — der Ausdruck stammt erst aus der griechischen Theologie, der Gedanke ist evangelisch — der Gottmensch, in dem Gott erkannt und ergriffen wird: Das ist Fundament und Eckstein des Christenthumes. Aber dieser Glaube ist unabhängig von den beiden widerspruchsvollen Erzählungen über die wunderbare Entstehung Jesu, sonst hätten ihn alle die Vielen nicht besitzen können, die von dieser Entstehung nichts gewußt haben." Und er citirt schließlich noch den Oberkonsistorialrath H. A. W. Meyer, der gesagt hat: „Es ist ein gefährliches, aber unrichtiges Dilemma, daß die Idee des Gottmenschen mit der jungfräulichen Geburt stehe und falle." Seitdem sind zwei Broschüren erschienen*), in denen die Lehre von der übernatürlichen Geburt Jesu mit Scharfsinn und Eifer bekämpft und die Behauptung aufgestellt wird, diese Lehre danke ihr Dasein nur einem Uebersetzungfehler, da in der Septuaginta, in der Vulgata und in der deutschen Bibel das hebräische Wort, das ein junges, mannbares Weib bedeute, mit παρθενος, virgo und Jungfrau übersetzt worden sei, — mit Wörtern

*) Geboren von der Jungfrau. — Das Bekenntniß zum geschichtlichen Christenthum. Hermann Walther, Berlin.

also, die im physischen Sinne eine Jungfräulichkeit, eine Unberührtheit, bedeuten. Diese Hypothese nimmt sich neben der tiefen Menschenkenntniß der alten Dogmatiker recht kindlich aus. Aber aus den Schriften Harnacks und seiner Schüler gewinnt auch der Laie die Gewißheit, daß die Lehre von der jungfräulichen Geburt dem Urchristenthum völlig fremd war; nur ist ihm diese Gewißheit nicht neu, wenn er im Verkehr mit Renan und Strauß den kritischen Sinn geschärft hat.

Im ersten Buch seines Lebens Jesu sagt Strauß: „Alles, was sich in den Evangelien von einer übernatürlichen Abkunft Jesu findet, ist für uns hier, wo wir nur mit geschichtlichen Größen rechnen, nicht vorhanden." Im zweiten Buch, das von der mythischen Geschichte Jesu handelt, kehrt er, in fast wörtlicher Uebereinstimmung mit Renan, zu diesem Punkt zurück und zeigt, wie mit dem Aufkommen des Messianismus auch die Vorgeschichte des Zimmermannssohnes sich wandeln mußte. Nach der altjüdischen Ueberlieferung war der Antheil der natürlichen Eltern an der Erzeugung besonders wichtiger Menschen häufig zu Gunsten der göttlichen Mitwirkung eingeschränkt worden: Männer, die nach dem Plan der Vorsehung im Leben des auserwählten Volkes Großes bewirken sollten, wurden oft als Spätgeborene, als Kinder greiser Eltern oder lange unfruchtbar gebliebener Mütter vorgeführt; Isaak, Joseph, Simson und Samuel zeigen diese Neigung der hebräischen Sage. Bei dem Einen nun, der das Größte vollenden sollte, konnte der männliche Antheil völlig durch den göttlichen ersetzt, dieser Eine konnte auch körperlich als ganz von der Gottheit Gezeugter dargestellt werden. Der strenge Spiritualismus Israels versagte sich dieser Anschauung, die den Judengott in die sinnliche Sphäre der Heidengötter hinabzuziehen schien; aber im Gebiet der griechisch-römischen Mythologie waren die Göttersöhne vertraute Erscheinungen und auch in der Geschichte dieses Gebietes war von der göttlichen Abkunft starker Herrscher und weiser Lehrer, wie Pythagoras, Plato und Alexander, oft geraunt und geflüstert worden und den Christen konnte leicht der Wunsch entstehen, unter diesen Geweihten ihrem Messias eine ebenbürtige Stellung zu schaffen. Dabei wurde alles Grobsinnliche, das an männlichen Beischlaf erinnern konnte, ausgeschieden: der Heilige Geist, Gottes übersinnliche Schöpferkraft, hatte im Leibe der reinen Jungfrau das Zeugungwunder gewirkt. Ist dieses Wunder schwerer zu glauben als das Sechstagewerk der Genesis? In seinem

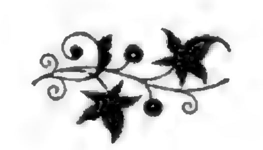
Bekenntniß vom alten und neuen Glauben hat Strauß auf die astronomischen und geologischen Bedenken hingewiesen, die dem tastenden Schritt hier begegnen: wie erst am vierten Tage, nachdem dreimal doch schon Tag und Nacht gewechselt haben sollen, die Sonne geschaffen wird, wie das Rangverhältniß unter den Weltkörpern verkehrt ist und wie für Meer und Land, für Pflanzen und Thiere, vom kriechenden Landgethier bis auf den Menschen, die von der Wissenschaft endgiltig festgestellten unermeßlichen Entwickelungperioden kühn übersprungen werden. Der auf seine besondere Art fromme Lagarde sagt: „Was an Kopernikus und Galilei hängt, weiß jeder nachdenkende Mensch. Die ganze kirchliche Mythologie ist hinfällig, wenn die Erde aus einem im Mittelpunkte des Weltalls stehenden Körper zu einem um eine Nebensonne kreisenden, höchstens mittelgroßen Planeten wird. Um das gesammte orthodoxe System, nicht um die alberne Judenmär von Josues Sonne handelte es sich, als die Kirche das e pur si muove zu hören bekam." Das Alles ist, leise bald und bald lauter, unendlich oft wiederholt worden; und doch hat gegen die Wunder des Sechstagewerkes und gegen die Thaumaturgie des Nazareners der Widerspruch sich niemals so eifrig gewaffnet wie gegen den Gedanken der jungfräulichen Geburt.

Wenn man immer wieder auf diesen Widerspruch stößt, entsteht das Gefühl, daß über den sonnigen Süden des Galiläerlandes vereiste Hyperboräer den Gerichtstag halten. Die dumpfigen Dünste der Schleiermacherei steigen uns in die Nase und wir verstehen, warum der Verfasser der Lucindenbriefe in der Dogmatik und in seinem Leben Jesu gerade um diesen Punkt sich drehte und wand, bis er auf den Spuren des Rationalismus und der berühmten „natürlichen" Wundererklärung die Möglichkeit einer Rettung erwittert hatte. Es ist nicht der Widerspruch froher Renaissancenaturen gegen die Verchristlichung des alten Amphitryonmotives. Die Renaissance war der Versuch einer Umwerthung der christlichen Werthe; ein strotzender Renaissancemensch hätte sich einen Joseph gewünscht, der, wie Kleistens Amphitryon, von dem göttlichen Brecher der Eh					erechte einen neuen Tyndariden erflehte; ein verfeinerter Renaissancemensch von der differenzirenden Bewußtheit des Modernen hätte die unorganische Verbindung antiker und christlicher Vorstellungen ärgerlich empfunden und mit Goethe gesagt: „Wenn man die beiden entgegengesetzten Enden eines lebendigen Wesens durch Kontorsion zusammenbringt, so giebt Das noch keine neue Art von Organisation;

es ist allenfalls nur ein wunderliches Symbol, wie die Schlange, die sich in den Schwanz beißt.“ Von solchem gesunden und freien Fühlen spürt man nichts in dem Gezeter der Liberalen; der Liberalismus ist die unpoetischste Auffassung der Welt und der Menschheitentwickelung, das Merkantilsystem in der Moral, und so, ohne ein aufdämmerndes Verständniß für einen tieferen Sinn und für historische Zusammenhänge, tritt er auch vor die Nothwendigkeit, mit Mysterien sich abzufinden. Nicht um ein verwirrtes oder beleidigtes Gefühl handelt es sich, auch nicht um einen ernstlichen, das Gewissen quälenden Zweifel: die jungfräuliche Geburt steht in der Bibel, die Bibel ist dem Frommen Gottes Wort, das nicht von dem lecken Gedächtniß schwacher Menschen, sondern unter dem treibenden Hauch der Inspiration aufgezeichnet wurde und das, als untrügliche Wahrheit, Glauben fordert und findet, mögen die überlieferten Berichte auch zweideutig und von einander abweichend sein. Die Halben merken nicht, wie ihr Buchstabengewissen sie narrt, da sie alle Wunder des Alten und Neuen Testamentes gläubig hinnehmen und vor der einen Stelle nur scheu stutzen, als vermöge der Gott, dem so Unermeßliches sonst gelang, in der reinen Jungfrau nicht das Wunder der Empfängniß zu wirken; sie haben die Grimasse des ernsten Zweiflers und Wahrheitsuchers und sind doch, unbewußt, nur von dem Wunsch betrogen, das alte Symbol, das sie symbolisch nicht fassen können, in das Streckbett ihrer bürgersittlichen Wohlanständigkeit zu zwingen. Die Zeit für so fruchtlose Bemühungen ist in den protestantischen Ländern vorbei: die Schaar der Wortgläubigen lichtet sich mehr und mehr, die Enthüllung, daß ein Prediger des Herrn zugleich ein politischer Coulissengeschäftchenmacher von der Art des Herrn Stoecker sein kann, muß die mählich schon Wankenden rasch zersplittern und der Tag rückt heran, wo nur das symbolisch verstandene Christenthum die verlöschenden Funken des Protestantengeistes zu gläubiger Gluth noch entfachen kann und wo man, nach Renans Mahnung, die Gemeinde lehren wird, auch dann im Sinn der christlichen Verkündigung zu leben, wenn sie den geschichtlichen Ursprung der holden Legenden längst klar und sicher erkannt hat.

Auch die Frage nach dem Ursprung des Apostolischen Glaubensbekenntnisses braucht den Laien nicht zu bekümmern. An dem Entstehen des Gedankens der jungfräulichen Geburt mögen mancherlei Motive mitgewirkt haben: heidnische und altjüdische Erinnerungen, das Verlangen, den Heiland nicht im Judenthum wurzeln zu lassen, und

die Sinnenfeindschaft der Essener, die den rabbinischen Geist des Paulus erfüllte und später bei den meisten Kirchenvätern noch fühlbar ist. Die Vorstellung, daß der geschlechtliche Verkehr unrein und sündig ist, beherrschte viele Völker der alten Welt, sie führte früh, bei Buddhisten, Lamas und Sanyâsis, zu der Forderung des Coelibates für die Geweihten des Herrn und schuf den Jungfrauen, den persischen Sonnenpriesterinnen wie den Vestalinnen, einen besonderen Kultus, die ehrfürchtig galante Huldigung vor dem schwachen Geschöpf, das, in einer Zeit roh schaltender Männerherrschaft, von dem weckenden Kuß des Mannes nicht befleckt worden war. Diese Stimmung, die auch Buddhas Mutter mit dem Wunder der unbefleckten Empfängniß beglückte, ist dahin, — und der rüde Hohn, der heute die alten Jungfern umheult, zeigt, daß sie ins Gegentheil umzuschlagen droht. Ein leises Ahnen aber hat aus den fernen Tagen sich erhalten und in der lieblichen Gestalt der Hirtin von Orleans hat sich die mystische Empfindung verkörpert, daß im Umfangen des lechzenden Mannes der feinste und stärkste Reiz des jungen Weibes vernichtet wird: ihr Eigenstes, das nicht der Gattung, das der Persönlichkeit angehört, nicht dem Werkzeug der Fortpflanzung, sondern der Krone der Schöpfung. Die Frau, die im biblischen Sinne erkannte, lebt kein eigenes Leben mehr, ihr Leben gehört dem Manne, den sie liebt, und dem keimenden Kinde, das sie einst lieben wird. Und weil nur aus der frei waltenden Persönlichkeit der persönlichste Führer der Menschheit erwachsen konnte, weil nur im reinen Gefäß der köstlichste Trank sich erhält und veredelt, deshalb ist Denen sogar, die vom Wortglauben längst schmerzlich scheiden mußten, der Gedanke der Jungfrauengeburt ein wundervoll durch die Jahrtausende leuchtendes Symbol, das sie um keine Wissenschaft missen möchten. Den Heiland der Armen und Elenden empfinden wir als den im engen Ehebett geringer Leute gezeugten Zimmermannssohn; auf das Haupt des milden und doch unerbittlichen Menschenläuterers aber lächelt in keuscher Reine die jungfräuliche Mutter herab und die glückselige Ruhe dieses Madonnenlächelns wirkt einen Zauber, der auch hinter das raschelnde Epheugeranke lutherischer Pfarrhäuser den Frieden zurückführen kann.



Die Entwickelung des Erbrechtes.

Neulich habe ich die deutschrechtliche Begründung der Forderung eines Anerbenrechtes auf ihre Stichhaltigkeit hier geprüft. Als letzte Ursache meiner Meinungverschiedenheit mit Gierke ergiebt sich daraus eine verschiedene Auffassung von der Bedeutung des historischen Rechtes. Gierke sieht in Dem, was er das germanische Erbrecht nennt, eine Aeußerung des dem deutschen Volke eigenthümlichen Rechtsgeistes, der spezifisch deutschen Volksseele; ich sehe darin nichts Anderes als den Niederschlag einer bestimmten wirthschaftlichen Entwickelungstufe im Recht, der sich auf gleicher Entwickelungstufe bei allen Völkern findet. Der Unterschied ist nicht blos von einer theoretisch-wissenschaftlichen, sondern auch von praktischer Bedeutung. Wenn Gierke Recht hat, so muß das deutsche Volk Das, was seinem spezifischen Rechtsbewußtsein eigenthümlich ist, festhalten, einerlei, was die wirthschaftlichen Verhältnisse sind, wenn es nicht anders einen Theil seiner selbst, sein nationales Rechtsbewußtsein, einbüßen will. Umgekehrt, falls ich Recht habe, äußert sich das Prinzip des deutschen Rechtes darin, daß es seine Bestimmungen mit den Bedürfnissen der sich wandelnden Verhältnisse ändert und sie diesen anpaßt. Um festzustellen, welche Auffassung die richtige sei, bedarf es einer Betrachtung der Entwickelung des Erbrechtes. Zugleich soll uns diese Betrachtung das Prinzip offenbaren, auf der das Erbrecht in seinen Wandelungen beruht. Haben wir dieses erkannt, so wird es uns auch weit leichter werden, in der strittigen Frage der heutigen Einführung des Anerbenrechtes zu einem sachlich befriedigenden Ergebniß zu kommen.

Indem ich die folgenden Zeilen hier veröffentliche, weiß ich allerdings, daß ich mich zu schädigen Gefahr laufe. Sie sind aus vieljährigen Studien hervorgegangen und hätten eigentlich nur nach der Veröffentlichung der zahlreichen Vorarbeiten, auf denen sie beruhen, vor den Leser treten sollen. Der Streit des Tages nöthigt mich, zur Begründung meiner Auffassung die Ordnung in der Veröffentlichung umzukehren.

Um die Entwickelung des Erbrechtes zu verstehen, ist es nöthig, von der Hausgemeinschaft auszugehen. So nennen wir heute die Wirthschafteinheit, die den Ausgangspunkt aller wirthschaftlichen Entwickelung bildet.*) Freilich ist diese Bezeichnung, streng genommen, nicht ganz zutreffend; denn in einer Zeit, da die Menschen noch keine Häuser hatten, wäre vielleicht die antike Bezeichnung Troggenossenschaft mehr am Platz. Der Ausdruck soll aber nur andeuten, daß es sich um eine Gesammtheit in einer Wirthschaft

---

*) Diejenigen, welche diesen Ausgangspunkt in der Horde erblicken, verweise ich auf die Zeitschrift für Sozial- und Wirthschaftgeschichte I 101 ff., wo ich die Gründe dargelegt habe, warum ich diese Meinung für irrig erachte.

vereinter Personen handelt, die etwas von der heutigen Familie, bestehend aus Mann und Frau und den aus ihrer Geschlechtsverbindung entsprossenen Kindern, Verschiedenes ist. Es handelt sich um die Einheit Aller, gleichviel ob wirklich verwandter oder nicht verwandter Personen, Männer wie Weiber, Freier wie Unfreier, die der selben Gewalt eines Familienhauptes unterworfen sind und Antheil haben am Schutz durch diese Gewalt. Aus dieser Hausgemeinschaft haben sich die modernen Einzelnen mit ihren selbständigen Sonderrechten und Sonderpflichten nicht unmittelbar herausgebildet. Vielmehr sonderten sich daraus selbständige Hausgemeinschaften ab, deren Angehörige alle zusammen eine größere Wirthschafteinheit — das Volk — bildeten, und dieses Volk war seinerseits nach dem Vorbild der Hausgemeinschaft organisirt. Indem dann die einzelnen das Volk bildenden Hausgemeinschaften sich zu Stämmen erweiterten, entstanden in diesen neue Wirthschafteinheiten innerhalb des Volkes. Aus der Stammesgemeinschaft entwickelten sich als Unterabtheilungen weitere Hausgemeinschaften, die sich zu Geschlechtsgenossenschaften erweiterten und als solche abermals neue Wirthschafteinheiten bildeten. Daraus entwickelten sich die einzelnen Familien als selbständige Wirthschafteinheiten, bis wir in vielhundertjähriger Entwickelung zur wirthschaftlichen Individualität der ihnen zugehörigen Einzelnen gelangen. So ging die Entwickelung der Wirthschafteinheit vom Ganzen zum Einzelnen, nicht umgekehrt. Dabei macht sich auf allen Entwickelungstufen — namentlich im Erbrecht — die Wirkung der größeren und früheren Einheiten auf die daraus hervorgegangenen individuellen kleineren geltend.

So lange das Volk, der Stamm, die auf einer bestimmten Mark angesiedelte Geschlechtsgenossenschaft die Wirthschafteinheit waren und so weit sie Das blieben, gab es kein Erbrecht. Die Gesammtheit, die allein Eigenthümer war, starb nicht. Daher gab es keinen Anlaß zum Erben. Das Erbrecht hat die Entstehung rechtlich selbständiger Personen und des Sondereigenthumes zur Voraussetzung. Und in der That erscheint das Erbrecht logisch und historisch als der Ausfluß sowohl der persönlichen Freiheit als auch des Eigenthumsrechtes. Es entwickelt sich naturgemäß mit der Entwickelung von Beiden — mit der allmählichen Emanzipation der Geschlechter aus der Gebundenheit durch die Stammesgemeinschaft, der Familien aus der Gebundenheit durch die Geschlechter, der Einzelnen aus der Gebundenheit durch die Familie, wie mit dem allmählichen Fortschreiten Unfreier von der Gebundenheit durch einen Herrn bis zur völligen Freiheit —, eben so mit der allmählichen Ausbildung des Sondereigenthumes an den einzelnen Gütern, von dem Eigenthum am Menschen an bis zu dem am Grund und Boden und zu dessen allmählicher Emanzipation aus der Gebundenheit durch das Gesammteigenthum von Stamm, Geschlecht und Familie.

Beginnen wir mit dem Einfluß der Entwickelung des Eigenthums auf das Erbrecht.

Am Anfang denken wir uns eine rein okkupatorische Wirthschaft der Menschen. Blicken wir nach einem Land, in dem sich diese noch heute vorfindet. Nach Lumholtz*) finden wir in den Theilen Australiens, die noch heute im ausschließlichen Besitz der Eingeborenen sind, das Land im Besitz von Stämmen, welche die Grenzen ihrer Territorien gegenseitig achten. Innerhalb dieser Territorien ziehen die einzelnen Familienhäupter mit ihrer Frau oder ihren Frauen sowie mit deren Kindern umher, schlagen heute da, morgen dort ihr Lager auf und leben, so weit nicht Jagd oder Fischfang Beute bieten, von der Arbeit der Frau. Die Frau ist die Hauptarbeitkraft in der Wirthschaft. Auf dieser Entwickelungstufe entsteht das erste Eigenthum: es ist das des Mannes an der Frau. Sie wird geraubt, gekauft, verkauft.**) Die Ehe ist eine Raubehe und Kaufehe. Da die Frau das erste Eigenthum ist, dient sie, wie die Brehon laws zeigen,***) auch als Tauschmittel und Werthmesser, als Geld, sobald andere begehrenswerthe Besitzstücke aufkommen. Die Frau, die gekauft oder geraubt wird, tritt ein in die Hausgemeinschaft, wird Unterthan des Hauptes dieser Gemeinschaft, wie alle Mitglieder der Hausgemeinschaft, — und zwar gilt Das nicht blos für die Frau oder Frauen des Hausvaters, sondern eben so für die Frauen aller seiner Gewalt Unterworfenen. Wo die Hausgemeinschaft arm ist, entsteht häufig Weibergemeinschaft unter den†) zur Hausgemeinschaft gehörigen Brüdern, Polyandrie. Bei einzelnen Stämmen, wie z. B. den Ladakhs in Cashmere, geht beim Tode des Hausvaters dessen Wittwe auf den ältesten Bruder, der ihm als Haupt der Gemeinschaft nachfolgt, als Eigenthum über.††)

Mit dem Auftreten der Viehzucht tritt eine Veränderung ein. Es entsteht ein Sondereigenthum der Hausgemeinschaft am Vieh, das gezüchtet wird. Dazu braucht man eine andere Arbeitkraft als die der Frau, eine männliche Arbeitkraft. Sie bietet sich im Sklaven. Die Frau ist nun nicht mehr die vornehmste Arbeitkraft; allmählich wird sie aus einer bloßen Arbeitkraft zu einer Lebensgefährtin. Aber es bleiben noch Ueberbleibsel aus dem früheren Wirthschaftstadium. So finden wir in den Brehon laws die Frau noch als nominelles Rechnungsgeld, auch nachdem Vieh Geld geworden ist, — eine Frau (Cumal) gleich drei Kühe. Als weiteres Ueberlebsel können wir

---

*) Karl Lumholtz, Unter Menschenfressern. Hamburg 1892, S. 204 ff.

**) Für die Deutschen vergl. Tacitus Annal. lib. IV. 72.

***) Vergl. Maine, Early History of Institution 149; Skene, Celtic Scotland III 152.

†) Vergl. Brentano in der Zeitschr. f. Sozial- und Wirthschaftgesch. I 146.

††) McLennan, Primitive Marriage, 198 bis 199.

die eben erwähnte Vererbung der Frau in einigen Stämmen, auch nachdem bereits anderes Eigenthum entstanden ist, betrachten. Aber wirthschaftlich noch bedeutsamer ist es, als die ein Volk bildenden Hausgemeinschaften sich zu Stämmen erweitern. Nomadisirend ziehen sie in dem vom Volke okkupirten Lande umher, indem sie von den Produkten des im Gesammteigenthum des Stammes befindlichen Viehes leben. Sobald aber die Stämme dauernd sich niederlassen, tritt eine Wandelung ein. Neben die bloße Viehzucht tritt der Ackerbau. Damit wird das Vieh aus einem bloßen Genußmittel das Hauptproduktioninstrument. Damit es als solches geeignet sei, bedarf es besonderer Pflege, und aus dem Gesammteigenthum des Stammes, das in der durch das Stammeshaupt geregelten Nutzung aller Stammesgenossen war, wird es Sondereigenthum des Stammeshauptes. Als in Indien diese Wandelung eintrat, wurde das Vieh heilig und sein Genuß verboten; in Rom wurde es unter die res mancipi versetzt; die Brehon laws zeigen*) uns, wie bei den Kelten daraus die ganze gesellschaftliche Gliederung in Adel, Gemeinfreie, und Halbfreie erwuchs. Das Stammeshaupt nämlich vertheilte das Vieh an die einzelnen Hausgemeinschaften innerhalb des Stammes — in erster Linie an die ihm zunächst verwandten, dann an die entfernteren — gegen Abgaben und Uebernehmen von Pflichten. Wer bei den Iren Vieh empfing, mußte sieben Jahre hindurch dem Geber alljährlich ein Drittel der Zahl der empfangenen Kühe zurückgeben, ferner Milch und Dünger liefern; er mußte das Stammeshaupt mit seinem Gefolge jährlich zweimal beherbergen und verpflegen; und er mußte ihm Dienste leisten beim Burgbau, in der Erntezeit und bei Kriegszügen. Nach sieben Jahren hörten die aus dem Empfang der Kühe entsprungenen Verpflichtungen auf und das Vieh wurde das Eigenthum derjenigen Hausgemeinschaften innerhalb des Stammes, die es empfangen hatten, und wurde von deren Mitgliedern, so lange sie beisammen blieben, gemeinsam besessen. Indessen gab es in diesem Entwickelungstadium bereits ein Sondereigenthum innerhalb der Hausgemeinschaft: an den Waffen und an der Gerade; sie wurden vom Eigenthümer an seine eigenen Deszendenten, und zwar, da es sich um untheilbare Güter handelt, an einen von diesen, das Heergeräthe an den ältesten Sohn, die Gerade an die älteste Tochter vererbt.

Auf dieser Entwickelungstufe besteht noch kein Sondereigenthum der einzelnen zum Stamme gehörigen Hausgemeinschaften am Grund und Boden, — nich deshalb, weil es noch Grund und Boden im Ueberfluß giebt. Daran war auch noch später Ueberfluß, als trotzdem schon der Boden ins Sondereigenthum überzugehen begann. Es bestand noch kein Sondereigenthum, weil der Boden bei der damaligen primitivsten Benutzungweise noch keiner besonderen

*) Vergl. Ancient laws of Ireland, namentlich Band II und IV.

Pflege bedurfte. Die Mark, auf der sich eine Geschlechtsgenossenschaft bei der Ansiedelung der Stämme niedergelassen hatte, war noch in deren Gesammteigenthum. Alljährlich wurde das Land unter die einzelnen die Markgenossenschaft bildenden Hausgemeinschaften — nach Tacitus secundum dignationem — zur Nutzung vertheilt. Einen Theil des Landes erhielten Diejenigen, die ein Amt bekleideten, als Lohn für ihre Dienste. Die Brehon laws zeigen uns diesen Zustand für Irland noch in einer späten Zeit; sie nennen als solche Aemter das des Stammeshauptes, das seines erwählten Nachfolgers, das des Barden, des Richters und des Geschichtschreibers; dazu kommt das Land zum Unterhalt der Kirche und ihrer Diener. An das übrige Land haben die Freien Anspruch. Die Brehon laws zeigen uns, daß die Vertheilung stattfand nach Maßgabe des von jeder Hausgemeinschaft besessenen Viehes, — eine Angabe, die materiell mit der Vertheilung secundum dignationem übereinstimmt, denn das Vieh wurde vom Stammeshaupt den einzelnen Hausgemeinschaften nach der Nähe der Verwandtschaft zu ihm, d. h. nach Maßgabe ihrer Vornehmheit, zugewiesen.

Nunmehr entwickelt sich ein Sondereigenthum der einzelnen Hausgemeinschaften an den ihnen zugewiesenen Landstücken, und zwar in folgender Weise. Einmal am Amtsland. In dem Maße, in dem die Aemter erblich wurden, wurde auch das zur Besoldung ihrer Inhaber angewiesene Land erblich. So melden uns die Brehon laws, daß Jemand, dessen Urgroßvater, Großvater und Vater bereits im Besitz eines Stückes Land gewesen war, dessen Sondereigenthümer wurde. Solches Land wurde vererbt. Ferner konnte vermöge dieser Bestimmung das Stammeshaupt, das die jährliche Landvertheilung vornahm, seine nächstverwandten Stammesgenossen durch jährliche Zuertheilung des selben Landes zu Sondereigenthümern von Erbland machen, und es entstand so bei den Iren ein dem Stammeshaupt näher verwandter landbesitzender Adel (Flath) über dem nur durch Viehbesitz ausgezeichneten Adel, der noch kein Erbland besaß, den Kuhherrn, und den nur wenig Vieh besitzenden Gemeinfreien, sowie den gar kein Vieh besitzenden Halbfreien.

Es ist begreiflich, daß das während vier Generationen von einer Hausgemeinschaft besessene Land deren Sondereigenthum wurde. Die Arbeit von vier Generationen war auf die Veredelung dieses Landes verwendet, und wollte man diese Umwandelung der rohen Naturkraft in ein verbessertes Produktioninstrument nicht verhindern, so war die Voraussetzung, daß die Früchte der Arbeit Denen zu Gut kamen, welche die Arbeit geleistet hatten. Daß diese Erwägung der bei der Entstehung von Erbland maßgebende Faktor war, zeigt uns noch deutlicher der Vorgang bei Verwandelung des unter die übrigen Stammesgenossen vertheilten Landes in Erbland. An die Stelle der jährlichen Neuvertheilung zur Sondernutzung trat nicht sofort das dauernde

Sondereigenthum, sondern die Zutheilung für die Lebenszeit der einzelnen Häupter der Hausgemeinschaften. Starb eines dieser Häupter, so wurden alle vertheilten Antheile wieder zusammengeworfen und alle der Markgenossenschaft gehörigen Ländereien wurden aufs Neue vertheilt. Das ist der Zustand, den Sir John Davies noch 1603 in Irland vorfand.*) Und die Folge? Er schildert uns, daß vermöge der Ungewißheit des Besitzes, die dieses System mit sich brachte, keine festen Wohnungen errichtet wurden und jederlei Bodenmeliorationen unterblieben. Dabei ist ein Moment wohl zu beachten. Der kommunistische Besitz des Grundes und Bodens bewirkte nicht etwa eine größere Gleichheit in den Lebensbedingungen der Stammesgenossen und die aus der Ungleichheit fließenden Abhängigkeitverhältnisse sind nicht etwa erst mit dem Sondereigenthum und Erbrecht am Land entstanden. Gewiß hatte jeder freie Stammesgenosse Anspruch auf seinen Antheil bei den zuerst periodischen, später irregulären Landvertheilungen. Allein, wenn auch Landbesitz damals zum Leben eben so nöthig war, wie heute die Luft, so konnte doch damals Jemand eben so wenig vom Land wie heute von der Luft allein leben. Die nöthige Voraussetzung für die Nutzbarmachung dieses Landes war der Besitz von Kapital — von Vieh. Und da das Sondereigenthum am Vieh allenthalben früher als das am Grund und Boden entstand und große Verschuldungen**) schon vor Entstehung des Sondereigenthums am Grund

*) Vergl. Ireland under Elizabeth and James the first, described by Spenser, Davies and Moryson. Edit. by Henry Morley S. 291, 292.

**) Vergl. Caesar de bello gallico I 4; VI 13. Dabei noch kein Sondereigenthum am gallischen Grund und Boden, sondern nur erst prekärer Besitz des Volklandes seitens der Grundbesitzer. Erst in Folge der Steuerreform des Augustus wurde aus diesem prekären Besitz ein Sondereigenthum der Inhaber. Vergl. D'Arbois de Jubainville, Recherches sur l'origine de la propriété foncière S. XXIV ff., 6 ff., 61, 67, 99 bis 121. Die Brehon laws haben uns ein deutliches Bild der auf Kapitalverschuldung beruhenden Abhängigkeitverhältnisse vor Entstehung des Grundeigenthumes ermöglicht. Das Stammesvermögen bestand in Land und Vieh. An Land war ursprünglich Ueberfluß, nicht so an Vieh, das dazu diente, es nutzbar zu machen. Das Stammeshaupt wies dieses Vieh den einzelnen Stammesgenossen zu, die ihm dafür zu Renten, Diensten und Gefolgschaft verpflichtet wurden. Dabei berücksichtigte es in erster Linie die ihm zunächst Stehenden, seine engere Familie, und schaffte so die Grundlage für deren Reichthum und damit für deren Rang. So entstand zunächst ein Adel, ausgezeichnet durch Viehbesitz. Die entfernter verwandten Stammesgenossen empfingen Vieh, sei es vom Stammeshaupt, sei es von den „Kuhherren“ zur Leihe. So entstand eine Klasse persönlich freier Stammesgenossen, die sich gegenüber dem Stammeshaupte und den ihm nahestehenden vornehmen Familien in einem Klientelverhältniß befand, das, abgesehen von allen Banden wirklicher oder angenommener Blutsverwandtschaft, auf einer wirthschaftlichen Abhängig-

und Boden vorkamen, mußte mit der Verleihung des Viehes bei gleichzeitigem Fortbestand von Gemeineigenthum an dem im Ueberflusse vorhandenen Land auch der Zins vor der Grundrente und die aus der Zinspflichtigkeit fließenden Abhängigkeitverhältnisse vor den aus der Rentenpflichtigkeit sich ergebenden entstehen. Ja, wie Maine*) an der Hand der irischen Quellen gezeigt hat, hat sich die Grundrente erst aus dem Kapitalzins entwickelt.

Auf die Vertheilung des Landes auf Lebenszeit der einzelnen Häupter der Hausgemeinschaften folgt die Vertheilung zu bleibendem Sondereigenthum, und erst nach Aussterben der Hausgemeinschaft fiel das Land an die Markgenossenschaft zurück, welcher sie angehörten. Die wirthschaftlichen Momente, die zu diesem Fortschreiten der Eigenthumsentwickelung führen mußten, traten uns in den soeben erwähnten, von Sir John Davies geschilderten Folgen des vorherigen Entwickelungstadiums deutlich entgegen.

Um nun die Weiterentwickelung des Erbrechtes zu verstehen, ist es nöthig, die Stellung der einzelnen Mitglieder der Hausgemeinschaft ins Auge zu fassen. Die Hausgemeinschaft stand unter der Leitung und Verwaltung eines Hausvaters. Als Regel wurde der Aelteste dazu gewählt, mitunter der älteste Bruder, mitunter der älteste Sohn des bisherigen. Wurde der bisherige Hausvater zur Wirthschaftleitung unfähig, so trat schon bei Lebzeiten ein neuer Aeltester an seine Stelle, — eine Uebergabe der Wirthschaftleitung, aus der dann später die Uebergabeverträge bei bäuerlichen Gütern hervorgingen. Allein, wer immer der Hausvater war, er hatte nur das Mundium, nicht das Eigenthum am Vermögen der Hausgemeinschaft. Das Eigenthum stand allen freien Mitgliedern der Genossenschaften zu gesammter Hand zu. Nur die unfreien Mitglieder waren davon ausgeschlossen, und die Töchter waren so lange in ihrem Antheil beeinträchtigt, wie noch die Reste der alten Unfreiheit des Weibes nicht ganz überwunden waren. So lange sie unverheirathet blieben, gehörten sie zur Hausgemeinschaft, in die sie geboren waren; mit ihrer Verheirathung traten sie aus dieser aus, um in eine andere einzutreten. Ihr Zustand als halbfreie Mitglieder der Hausgemeinschaft zeigte sich unter Anderem eben darin, daß sie keinen vollen

---

keit beruhte. Der Viehbesitz wurde dann maßgebend für den Antheil eines Jeden am Land. Indem das Stammeshaupt das Vieh vertheilte, beeinflußte es somit auch den Jedem zukommenden Antheil am Land. Die Kuhherren, die während vier Generationen das selbe Land besessen hatten, erlangten dessen Sondereigenthum und wurden zu einem über dem Vieh besitzenden Adel stehenden Landadel. Somit zerfielen die freien Stammesgenossen, vom Stammeshaupt abgesehen, fortan in Landadel, Vieh besitzenden Adel und gemeinfreie und halbfreie Klienten; darunter noch die Unfreien.

*) Maine, „Early History of Institutions“ S. 160. Vergl. auch Richey in „Ancient laws of Ireland IV“ S. CXXXVIII.

Antheil an dem dieser Wirthschafteinheit gehörigen Besitze erhielten, sondern nur eine Aussteuer. Das äußerte sich denn auch, wenn es theilweise oder ganz zur Auflösung der Hausgemeinschaft kam. Die männlichen Mitglieder erhielten dann gleiche Antheile an dem Vermögen der Hausgemeinschaft; die Töchter gingen ganz folgerichtig leer aus. Dagegen herrschte trotz des Mundiums des Aeltesten bei den Kelten, Germanen und Slaven kein Vorzugsrecht des Erstgeborenen bei dieser Theilung, wenn man vom Heergeräthe, das ihm zufiel, absieht; es wurde zu gleichen Theilen getheilt, zuerst nach Köpfen, dann nach Stämmen. Fand die Theilung unter Lebenden statt — wohl die Regel —, so wurde der zuerst Heirathende zuerst mit seinem Antheil abgeschichtet, dann der nächstfolgende u. s. w.; es verblieb dem Jüngsten, weil er am Längsten im Haushalte des Hausvaters blieb, der diesem bei der Theilung verbliebene Antheil mit dem väterlichen Hause. Doch blieb auch nach Auftheilung des Gemeinschaftvermögens ein Rest der Bedeutung der aufgelösten Hausgemeinschaft als Wirthschafteinheit in dem Näherrechte der Verwandten, falls Einer seinen Antheil veräußern wollte, bestehen; ganz eben so äußerte sich noch ein Rest des früheren Gesammteigenthumes der Markgenossen darin, daß beim Aussterben des engeren Agnatenkreises das der einzelnen Hausgemeinschaft früher einmal zugetheilte Land an die Markgenossenschaft zurückfiel.

Es zeigt dann einen weiteren Fortschritt, als dieses Heimfallsrecht an die Markgenossenschaft aufhört und das Land, wo Söhne fehlen, auf die Töchter übergeht. Wir finden diese Wandelung bei allen Völkern,*) und zwar tritt sie zu einer Zeit ein, da noch Land im Ueberfluß ist; deshalb kann der steigende Seltenheitwerth des Bodens zur Erklärung nicht herangezogen werden. Dies ist vielmehr ein Zeichen, einerseits, daß die Veredelung durch Arbeit gegenüber den blos natürlichen Eigenschaften des Bodens eine solche Bedeutung erlangt hat, daß es nicht mehr erträglich ist, die durch individuelle Arbeit herbeigeführte Vermehrung des Bodenwerthes den kommunistischen Ansprüchen der Markgenossenschaft zu opfern, andererseits, daß das Weib zu einer freieren und selbständigeren Stellung gelangt ist. Die Bestimmung bedeutet gleichzeitig den vollen Sieg des Sondereigenthumes über das Gesammteigenthum der Markgenossenschaft, indem nun möglicher Weise ein Gut durch Heirath an Angehörige einer fremden Markgenossenschaft übergeht.

Weit länger bestehen auch nach Auftheilung des Vermögens der Hausgemeinschaft die Reste des früheren kommunistischen Besitzes der Blutsverwandten in der Beschränkung des Verfügungrechtes der Inhaber der einzelnen Theile fort. Weder unter Lebenden noch von Todeswegen kann der Inhaber zu

*) Für die Franken vgl. Gierke, Erbrecht und Vicinenrecht im Edikt Chilperichs, Zeitschrift für Rechtsgeschichte XII.

Ungunsten seiner Erben und Verwandten darüber verfügen. Die Erben haben ein Einspruchsrecht, die nächsten Agnaten ein Vorkaufsrecht. Zuerst wird dann anerkannt, daß Jemand über das Vermögen, das er selbst erworben hat, unbeschränkt sowohl unter Lebenden als auch von Todeswegen verfügen kann. Die Wandelung tritt ein, sobald die menschliche Thätigkeit von wachsender Bedeutung wird im Vergleich zu Dem, was die Naturkräfte bieten. Daher tritt sie bezeichnender Weise zuerst ein in den Städten.*) Es äußert sich darin das selbe Prinzip, wie wenn im römischen Recht der Haussohn ein vom Hausvater unabhängiges Verfügungrecht unter Lebenden und von Todeswegen an dem selbst Erworbenen erhält, zuerst an dem als Soldat, dann an dem in öffentlicher Stellung, endlich an dem überhaupt selbständig Erworbenen. In allen diesen Fällen will man die Tüchtigkeit der betreffenden Leistungen steigern, zuerst die als Soldat, dann die als Beamter, zuletzt die wirthschaftliche Thätigkeit. Diese Steigerung ist nur zu erwarten, wenn der Leistende an dem Erfolge der Leistung ein stärkeres Interesse erhält. Daher wird sein ausschließliches Verfügungrecht unter Lebenden und von Todeswegen über das gelegentlich dieser Leistung Erworbene anerkannt und damit einerseits das Sondereigenthum von der Gebundenheit durch das Gesammteigenthum, andererseits das Individuum von der Gebundenheit durch den Mark-, Geschlechts- oder Familienverband mehr und mehr emanzipirt. So zeigt sich auch hier die Entwickelung des Erbrechtes als getragen von der durch die steigende Intensität der Wirthschaft nothwendig geforderte schärfere Ausbildung des Sondereigenthumes und der persönlichen Freiheit. Nachdem das freie Verfügungrecht über das selbst Erworbene in den Städten entstanden, wird es dann auch auf das Land ausgedehnt.**) Je mehr aber der Boden in Folge der steigenden Kulturentwickelung den Kapitalcharakter annahm, desto unerträglicher wurden die Beschränkungen im Verfügungrecht auch beim ererbten Gute; sie mußten dessen Verbesserung durch Kapitalverwendung verhindern; es ist daher ihr Verschwinden auch beim ererbten Gute begreiflich. Wie aber der gemeinsame Besitz der Hausgemeinschaften in manchen Fällen erhalten blieb, nicht blos im Auslande, sondern auch in den deutschen Ganerbschaften, so auch jene Beschränkung im adeligen Stammgut. Und eben so wie da, wo neben dem von den Hausgemeinschaften besessenem Lande einzelne Mitglieder eigenes Land haben, dieses durch gute Bestellung, jenes durch schlechte sich auszeichnet,***) hören wir, daß, wo das Stammgutsystem

*) Vgl. Zimmerle, Das deutsche Stammgutsystem, S. 183.

**) In England bereits in den Leges Henrici primi LXX. Glanvilla, Tractatus de legibus et consuetudinibus regni Anglici tempore Henrici II., lib. VII. 1. In Schottland unter Wilhelm dem Löwen, Regiam Majestatem Scotiae veteres leges etc. lib. II 20, 1.

***) Vgl. Utiesenovic, Hauskommunionen der Südslaven, Wien, 1859.

vorkam, vielfach manche Besitzer erbeigener Güter es vorzogen, diese vom Fürsten zum Lehen zu nehmen und sich den lehnsrechtlichen Beschränkungen zu unterwerfen, als durch die genannten Rechte der Verwandtschaft gebunden zu sein.*)

Und die selbe Ursache, der zunehmende Kapitalcharakter des Bodens und die steigende Verwendung von Arbeit und Kapital, mußte eben so wie die steigende Anerkennung der Gleichberechtigung des Weibes in der Hausgemeinschaft schließlich auch zur Anerkennung des Erbrechtes der Töchter in den Grundbesitz neben dem der Söhne führen. Denn je mehr beide Entwickelungen fortschritten, desto mehr mußte es sich als Hemmniß jeder wünschenswerthen Bodenverbesserung fühlbar machen, wenn jedweder dem Boden zugewandte Aufwand von Werthen immer nur unter Verkürzung der Vermögensantheile der Töchter stattfinden konnte. Wo nicht besondere historische Ursachen — wie z. B. in England die Feudalisirung des ganzen Grundes und Bodens — der Anerkennung des gleichen Erbrechtes entgegentraten, ja, die stattgefundene Anerkennung sogar wieder rückgängig machten, kam es daher zur Anerkennung des gleichen Erbrechtes der Töchter auch in den Grund und Boden. Wo jene Hemmnisse sich geltend machten, wurden die nachtheiligen Folgen durch eine solche Zunahme der testamentarischen Verfügung abgewehrt, daß die Intestaterbfolge nur als Ausnahme eintritt.

So weit haben wir verfolgt, wie das Erbrecht sich im Zusammenhang mit der Ausbildung des Sondereigenthumes ausbildete. Dabei mußte nothwendig auch sein Zusammenhang mit der allmählichen Entwickelung der Freiheit, namentlich mit der allmählichen Emanzipation von der Gebundenheit durch den Mark-, Geschlechts- und Familienverband, schon berührt werden. Nun muß auch noch sein Zusammenhang mit der allmählichen Befreiung von der Gebundenheit durch einen Herrn ins Licht gestellt werden.

Wir kennen im Mittelalter zweierlei Arten von Unfreiheit: die des Lehnsträgers und die des Hörigen. Auch durch die Uebernahme eines Lehens wurde der Belehnte der Mann des Lehnsherrn. Er unterschied sich von dem Hörigen nur durch die Natur der zu leistenden Dienste; wo dieser knechtische, leistete jener ritterliche Dienste.

Die Entwickelung des Lehnswesens ist bekannt. Zuerst ist das Lehen ein Amt, dessen Besoldung in Land besteht. So lange der reine Amtscharakter überwiegt, kann von Vererbung keine Rede sein. Das Recht des Königs, seine Reichsbeamten zu ernennen, ist ein unbeschränktes. Dann stellt Chlotachar II. den Grundsatz auf, daß der Graf ein Grundeigenthümer der Provinz sein müsse, der er vorgesetzt sei, damit er eigenen Grundbesitz habe,

*) Vgl. Christian d'Elvert, Die Verfassung und Verwaltung von Oesterreichisch-Schlesien. Brünn 1854, S. 13.

womit er für etwaige Verschuldung haftete. Indem Dies die Auswahl der Beamten beschränkte, arbeitete es der Erblichkeit in die Hände. Mehr und mehr wurde es üblich, daß ein Sohn zum Nachfolger des Vaters ernannt wurde, dann wurde Das Recht. Endlich wurde das Land, das dem Amt als Besoldung diente, die Hauptsache und das Amt die Pertinenz des Landes. So lange der reine Amtscharakter überwog, war die Einzelerbfolge selbstverständlich. Anders, als die Erblichkeit durchdrang. Da die Hausgemeinschaft die Wirthschafteinheit auf jener Entwickelungstufe war, war der eigentliche Inhaber des Lehens das Haus. In Frankreich entwickelte sich nun aus dem Mundium des Aeltesten über die Hausgemeinschaft die Primogenitur und wurde mit der Feudalität von den Normannen nach England gebracht, wo sie auf einen durch die angelsächsische Entwickelung in den unmittelbar vorhergehenden Generationen günstig vorbereiteten Boden kam, aber sofort allgemein nur in den Ritterlehen und nur erst allmählich bei den Beutellehen, in welche der alte Allodialbesitz verwandelt worden war, durchdrang. In Deutschland stieß sie auf den heftigsten Widerstand seitens der germanischen Rechtsanschauung der Gleichberechtigung gleich naher Erben;*) sie vermochte sich nur theilweise Geltung zu schaffen. Allein, auch wo sie durchdrang, ist für die germanische Auffassung vom Grundeigenthum und vom Erbrechte Freier Eines bezeichnend: in dem Maße, in dem die großen Reichslehen sich in selbständige Landesherrschaften verwandelten, in dem Maße, in dem also die Herrschaft aus einem Amte ein Eigenthum und ihr Inhaber aus dem Manne eines Oberherrn ein Freier wurde, verschwand die Primogenitur wieder; auch die Landesherrschaften wurden nun zu gleichen Theilen unter die Söhne vertheilt; es bedurfte bitterer Erfahrungen, bis die Auffassung durchdrang, daß die Herrschaft kein Eigenthum, wie Aecker und Wiesen, sondern, wenn auch nicht ein Amt im Dienste eines Oberherren, so doch im Dienste des Ganzen sei, und bis damit auch in den deutschen Staaten die Primogeniturordnung sich bleibende Geltung verschaffte. Und nicht minder wichtig für die Frage nach dem Prinzip, das die Entwickelung des Erbrechtes beherrscht, ist die Entwickelung des Erbrechtes in Lehnsbesitz in Ländern, in denen, wie in England, der Lehnsträger nicht zur Freiheit von einem Oberherrn gelangte. Dort giebt es rechtlich noch heute kein freies Grundeigenthum, sondern nur Lehnsbesitz. Abgesehen von der Grafschaft Kent herrscht dort noch heute die Primogeniturordnung als Intestaterbfolge in Liegenschaften und ihre wirthschaftlichen Unzuträglichkeiten haben dort, abgesehen von der großen Ausbildung der testamentarischen Verfügung, zu wiederholten Versuchen, das gleiche Intestaterbrecht aller Kinder einzuführen, den

*) Vgl. Hermann Schulze, Das Recht der Erstgeburt, S. 204.

Anlaß gegeben. Im Uebrigen aber ist das englische fee simple eben so frei wie unser Grundeigenthum; es kann darüber unter Lebenden wie von Todeswegen verfügt werden; und zwar hat sich diese Freiheit von der Gebundenheit durch Mark-, Geschlechts- und Familienverband dort in den selben Entwickelungstadien und unter den selben Einflüssen, wie wir sie für das Grundeigenthum kennen gelernt haben, entwickelt.

In einem Punkte ging die Entwickelung der Verfügungfreiheit des Lehensinhabers sogar so weit, daß sie diese Freiheit bei dem Nachfolger aufhob. Weit entfernt, sich wirthschaftlich begründen zu lassen, trat diese Erweiterung mit den wirthschaftlichen Interessen der Allgemeinheit vielmehr in Widerspruch. Ihr Ursprung läßt sich nur aus politischen und sozialen Gründen begreifen. Die Verfügungfreiheit des Lehnsträgers führte nämlich in Spanien eben so wie etwas später in Schottland und England zur Stiftung von Familienfideikommissen. Diese sind nicht aus dem deutschen Stammgutsystem hervorgegangen; dieses ist eine Intestaterbfolge, und zwar in freies Eigenthum, und kennt keine Primogenitur; das Fideikommiß entstand aus einer Erweiterung des testamentarischen Verfügungrechtes über Lehnsbesitz und kennt nur die Einzelerbfolge. Es entstand in Spanien; als die Krone die von ihren Vorgängern vergabten Krongüter wieder einzuziehen begann, erregte Dies Unzufriedenheit beim Adel, und um diesen zu besänftigen, gestatteten Ferdinand und Isabella die Errichtung von Fideikommissen, welche die Güter des Adels diesem erhalten sollten. Aehnlich war es in Schottland und England zur Zeit der Bürgerkriege die Furcht, eine über den Inhaber eines Gutes wegen Hochverrathes verhängte Güterkonfiskation möge dessen Deszendenten dieser Güter berauben, die zur Fideikommißeinrichtung den Anlaß gab. Das Fideikommiß entstand also aus einer Erweiterung des Verfügungrechtes des Lehnsträgers, der seine Familie gegen die Willkür der Krone zu schützen bestrebt war. Daraus entwickelte sich die Tendenz, für die Aufrechterhaltung des Familienglanzes zu sorgen, und dieses Streben führte dann zur Errichtung von Fideikommissen, auch nachdem der politische Anlaß, der zu ihrer Entstehung geführt hatte, hinweggefallen war. Diese Fideikommisse wurden unter spanischem Einfluß in Deutschland nachgeahmt. Alte Ganerbschaften und Stammgüter wurden in Fideikommisse verwandelt, und damit trat an die Stelle des alten, der Hausgemeinschaft entsprossenen Familiensinnes ein neuer. Der alte hatte sich in der gleichen Fürsorge für alle Familienangehörigen geäußert; der neue zeigte sich in der Aufopferung aller Familienangehörigen mit Ausnahme des Aeltesten zu Gunsten des splendor familiae. Aber weit entfernt, daß diese Verlegung des Familiensinnes ins Aeußerliche etwas dem spezifisch germanischen Rechtsbewußtsein Entsprechendes wäre, ist sie trotz der wiederholten, aber unbewiesenen Gegenbehauptung Gierkes „eine fremde

Erfindung und welscher Importartikel".*) Auch als solcher blieb er indessen ausschließlich auf adlige Güter beschränkt. Die wirthschaftlichen Nachtheile, welche die aus der erweiterten Verfügungfreiheit des Fideikommißstifters erwachsene Gebundenheit seines Nachfolgers mit sich brachte, führten dann wiederum zur Milderung der Strenge der Fideikommißstiftungen, während ihre Tendenz, das Volk seines Grundbesitzes zu Gunsten Weniger zu enteignen, in allen Ländern Bestrebungen zu ihrer völligen Beseitigung hervorrief.

Nicht minder deutlich zeigt sich das Erbrecht als Ausfluß der Freiheit in seiner Entwickelung im Zusammenhang mit der Entwickelung des Sklaven zum Hörigen und dieses zum vollfreien Mann. Der Sklave hat, wie er kein Eigenthum hat, auch kein Erbrecht. In dem Maaße, in dem sich aus dem Sklaven der freie Mann entwickelt, entwickelt sich auch sein Eigenthum und Erbrecht. Auch diese Entwickelung ist getragen von dem steigenden Bedürfniß nach größerer Intensität in der Wirthschaft.

Diese Entwickelung tritt uns schon bei den Römern entgegen. Schon Varro hat den Grundeigenthümern den Rath gegeben, tüchtige Sklaven mit einem peculium auszustatten. „Gewährt Dies den Sklaven, mit denen Ihr zufrieden seid; sie werden dafür Eurer Domäne um so mehr anhangen." Bestand das gewährte peculium in einem Grundstücke, so war damit, wie Fustel de Coulanges gezeigt hat, der erste Schritt zum unfreien Kolonate geschehen. Allein auch der mit einem peculium ausgestattete Sklave hatte noch kein Erbrecht; Alles, was er erwarb; gehörte seinem Herrn, der ihn beerbte. Das Bedürfniß nach intensiverer Bewirthschaftung führte dann häufig zur Freilassung unter der Bedingung der Bestellung eines Feldes, von dem der Freigelassene Abgaben an den Patron zu entrichten hatte. Mitunter kam es auch vor, daß der Freizulassende sich zur Leistung von Diensten statt von Abgaben verpflichten mußte. Nunmehr hatte der Bodenbesteller ein Recht, das ihm zur Bestellung gegen Abgaben oder Dienste übertragene Feld auf seine Kinder zu vererben, also ein Recht, das ihn zu besserer Bewirthschaftung antrieb. Damit wurde es dem Patron möglich, bei der Freilassung größere Abgaben und Dienste, als er früher von dem Sklaven erpreßt hatte, zu stipuliren während ihm die lex Papia Poppaea ein Erbrecht neben den Kindern des Freigelassenen gab. So entstand thatsächlich der unfreie Kolonat. Welche weitere Entwickelung diese Verhältnisse nahmen, zeigt, wenn später Kaiser Anastasius schreibt: „Von den Landbauern sind einige an die Scholle gebunden und deren Vermögen gehört den Herren, Andere werden nach Verlauf von dreißig Jahren Kolonen und bleiben frei mit ihrem Vermögen; doch werden auch sie zur Bestellung des Landes und Entrichtung von Abgaben gezwungen. Dies ist sowohl für den Herrn als auch für den Landbauer das Beste."

*) Vgl. Pfaff und Hofmann, Exkurse über österreichisches allgemeines bürgerliches Recht II. 277—315.

Die germanische Entwickelung erscheint dann nur als Fortsetzung und Vollendung der hiermit gegebenen Anfänge. Wie sich im Einzelnen das Erbrecht im Zusammenhang mit der Entwickelung der Freiheit und umgekehrt ausgebildet hat, ist zu bekannt, als daß mehr nöthig wäre, als daran kurz zu erinnern. Anfangs gehört aller Besitz des Unfreien dem Herrn. Die Folge davon ist schlechte Wirthschaft; keine Melioration, kein leistungfähiges Inventar. Daher ist auch keine Erhöhung der Abgaben und Dienste möglich. Damit sie gesteigert werden können, muß die Wirthschaft aufblühen. Dazu ist besseres Betriebsmaterial nöthig. Dies setzt ein Erbrecht der Kinder des Bauern an seinem Mobiliarvermögen voraus; es bleibt nur das Mortuarium. Dann muß, um eine pfleglichere Behandlung des Bodens zu veranlassen, dem Unfreien ein Erbrecht an seinem Hofe eingeräumt werden; es bleibt nur das Laudemium, die Abgabe des Erben bei der Besitzübernahme an den Herrn. Wie sehr man sich dieser den herrschaftlichen Finanzen günstigen Wirkungen der Verleihung des Erbrechts auf Seiten der Herren bewußt war, zeigt abermals das vor Kurzem von Riezler*) veröffentlichte Gutachten der Kammerräthe Albrechts des Fünften von Bayern von der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, in dem sie ihrem Herrn die Verleihung von Erbrecht an seine Bauern empfehlen. Mit der Freiheit der Person fallen dann Mortuarium, mit der völligen Befreiung des Bodens das Laudemium, der Freigewordene erhält seinen Besitz zu unbeschränktem Eigenthum und freiem Erbrecht, und zwar ist auch der letzte Akt der Befreiung von dem Gedanken getragen, daß nur bei freiem Eigenthum und freiem Vererbungrecht die im Interesse der Landeskultur so dringliche Steigerung in der Intensität der Bewirthschaftung zu erwarten ist.

Mit dieser Befreiung fallen denn auch die Schranken, die der Grundherr da, wo er ehemals freie Bauern zur Zins- und Dienstpflichtigkeit herabgedrückt hat, der Vererbung ihrer Güter auferlegt hatte. So lange der Bauer frei war, war im bäuerlichen Besitz, wie bei allem freien Eigenthum, die Wirthschafteinheit die Hausgemeinschaft unter Leitung eines Hausvaters. Dies hörte mit der Zins- und Dienstpflichtigkeit des Hofes keineswegs auf. Allerdings pflegte der Grundherr sich auszubedingen, daß er den Zins aus einer Hand empfange, d. h. bei Vererbung des Hofes hielt sich der Grundherr an den ältesten Sohn als an den Vorstand der Hausgemeinschaft für die Erfüllung der dieser obliegenden Pflichten. Verschiedene von Frommhold abgedruckte Urkunden**) zeigen aber, daß damit das gleiche Erb-

*) Abhandlungen d. k. bayer. Akademie d. Wiss. III. Kl. XXI. Bd. I. Abth., Seite 75 ff.

**) Frommhold, Beiträge zur Geschichte der Einzelerbfolge im deutschen Privatrecht, S. 28 ff., bes. S. 30.

recht der übrigen Kinder in keiner Weise beeinträchtigt wurde, und wie Fick und ich nachgewiesen haben, hat es in Bayern unentwegt bis auf den heutigen Tag fortbestanden. In den ostelbischen Gegenden Deutschlands dagegen setzte der Grundherr dem weit weniger freien Bauern den Erben; die weichenden Geschwister hatten hier gar kein Erbrecht; auch hier hat, wie die Ausführungen in dem preußischen Edikte vom vierzehnten September 1811 zeigen, die Rücksicht auf die Steigerung der Intensität der Bestellung und auf die Herbeiführung der wünschenswerthen Bodenmeliorationen zur Einführung des gleichen Erbrechtes der Kinder geführt.

Somit zieht sich durch die ganze Entwickelung der Gedanke, daß das Erbrecht das nothwendige Komplement der Freiheit ist. Von der ersten Entstehung des Sondereigenthums an galt es als das Zeichen der Vollfreiheit. Eben so zeigt sich Dies in seiner weiteren Entwickelung. Als Wilhelm der Eroberer 1066 nach England kommt, verleiht er von allen Städten einzig und allein der Stadt London einen Freibrief; alle anderen Städte galten als Königsdomänen, nur London ist vollfrei. Und wie lauten die Worte, in denen Wilhelm diese Vollfreiheit anerkennt? Sie bestehen in dem Satze: „Und ich will, daß jedes Kind seines Vaters Erbe sei nach seinem Tode." Dies hieß so viel wie: auch nicht der König kann beim Tode eines londoner Bürgers dessen Eigenthum an sich nehmen. Und die Anerkennung dieses Korrelatverhältnisses zwischen persönlicher Freiheit und freier Verfügung über den Besitz zieht sich durch die ganze weitere Geschichte aller Länder bis zu der Rede, in der James Fox am ersten Dezember 1784 die merkwürdige Definition von der Freiheit gab: „Die Freiheit besteht in dem sicheren und unantastbaren Besitz des — Eigenthums."

Somit zeigt sich, wie ich zu Anfang sagte, das Erbrecht als der Ausfluß des Sondereigenthums und der persönlichen Freiheit. Und welches ist nun das Prinzip, auf dem das Erbrecht beruht? Dieses Prinzip offenbart sich in seiner Entwickelung, und naturgemäß kann es kein anderes sein als das, welches die Entwickelung des Sondereigenthums und der persönlichen Freiheit beherrscht. Wie die Entstehung und Entwickelung Beider getragen ist von dem Bedürfniß nach einer intensiveren Widmung der Produktionmittel, der Sachgüter und der Arbeitkraft, an den Produktionzweck, so erscheint die Verfügungfreiheit des Besitzers von Produktionmitteln über seinen Besitz auch von Todeswegen und dessen Uebergang bei fehlender Verfügung auf seine Kinder als die unerläßliche Vorbedingung des Fortschreitens zu größerer Intensität der Wirthschaft.

München. Professor Dr. Lujo Brentano.



Soziale Hygiene.

Der moderne Sozialismus, wie er sich in den parlamentarischen Verhandlungen darstellt, hat wenig Verständniß für die Aufgaben der sozialen Hygiene gezeigt. Bei einer fast ausschließlichen Berücksichtigung der formalen und organisatorischen Seite der Frage tritt bis jetzt fast überall das Verständniß für den Inhalt zurück. Gerade die riesigen Leistungen der Hygiene sind aber vorzüglich geeignet, der leeren Form auch Inhalt zuzuführen. Daß große soziale Arbeiten erfolgreich durchgeführt werden können, zeigt vielleicht nichts so deutlich wie der Erfolg der sozialhygienischen Einrichtungen. Unter diesen Umständen müßte eine Darstellung der Sozialhygiene gewiß Vielen willkommen sein, die in der staatlichen oder autonomen Verwaltung oder im öffentlichen Leben sich mit sozialen Fragen befassen müssen. Das Bestehende begreift man aber am Besten durch sein Werden, und so hat Nossig*) die geschichtliche Entwickelung und Bedeutung der öffentlichen Gesundheitpflege als Sozialhygiene darzustellen versucht. Daß der Verfasser kein Arzt ist und daß er deshalb vielfach kritiklos vorgeht, will ich als unbedeutenden Umstand nur vorwegstellen. Sonderbarer berührt die Vertheilung des Stoffes. Während den Egyptern z. B. 9, den Römern 18, der ganzen modernen Hygiene 71 Seiten gewidmet sind, nimmt von den 259 Seiten des Buches die Sozialhygiene der Juden 113 Seiten ein. Während bei allen anderen Völkern der Begriff der Sozialhygiene im modernen Sinne beschränkt ist, wird bei den Juden Alles mit herangezogen, was in Kultus und Moralphilosophie irgend welchen Anklang an Hygiene hat. Das Werkchen ist trotz einigen schon vorhandenen Darstellungen der Hygiene der Juden so gut, daß man es besser als Hygiene der Juden mit kurzem Hinweis auf Bestrebungen anderer Völker bezeichnen würde.

Daß die Hygiene der jüdischen Mischrasse, an deren Bildung semitische, alarodische und arische Elemente betheiligt waren und der die hamitische Rasse ihren kultustragenden Stamm lieferte, gerade wegen der letzten Beziehungen ganz auf der egyptischen Hygiene fußt, tritt nirgends klar hervor und doch kann nur dieser Ursprung die Gestaltung bei den Juden verständlich machen. In der Form verkennt Nossig, daß die Darstellung der Bibel gerade diese älteren Abschnitte in jüngerer, ad hoc zurechtgestutzter Bearbeitung bietet, um eine vollständige Einheitlichkeit zu erzielen, die bei der heterogenen Herkunft der Bildungelemente nicht gegeben war. Neben Egypten hat die chaldäische Weisheit, die sicher nicht rein semitisch war, viel Material geliefert. In ähnlicher Weise begeht Nossig nochmals einen großen Fehler, wenn er den Kompilator Maimonides, der ganz in der arabischen Tradition steht, als großen

*) Einführung in das Studium der sozialen Hygiene. 1894.

originellen Arzt und Hygieniker darstellt. Durch derartige Mängel wird es aber dem Verfasser möglich, die ältere und spätere Hygiene der Juden, deren Entlehnung von den Egyptern und Arabern feststeht, als etwas Originales hinzustellen, an das die Leistungen der anderen Völker nicht heranreichen. Darauf läuft aber auch das Bestreben des Verfassers direkt hinaus, da er den „biotischen Vorzügen der heutigen Juden" ein besonderes Kapitel widmet. Hätte ein Gegner der Juden für den Antisemitismus schreiben wollen, er hätte es nicht besser thun können als Nossig, wenn er für seine Glaubensgenossen eintritt.

Die Hygiene der Juden gipfelt für ihn nämlich in der Kultusvorschrift der starren Abschließung gegen andere Völker, um die Dauer und Reinheit des eigenen Volkes zu erhalten. Das Gesetz verbietet ihm, in anderen Völkern aufzugehen, und hierzu dienen ihm auch die Bewahrung der Keuschheit bis zur Verehelichung, ängstlicher Schutz gegen Seuchen, die Nahrungsgesetze, das Verbot der Heirath außerhalb der Rasse. Die Vernachlässigung der physischen Arbeit, vor Allem des Ackerbaues, hat aber die physische Erscheinung der Juden nicht im Sinne eines „biotischen Vorzuges" entwickelt und darin liegt ein von Nossig gar nicht geahntes Moment, weshalb die Juden vielfach weniger von Seuchen heimgesucht werden und weshalb sie akklimatisationfähiger als die Europäer erscheinen. Diese setzen sich überall ohne Schonung den Unbilden des männermordenden Klimas aus, dem sie leider oft durch Uebermaß in alkoholischen Getränken zu trotzen suchen, während der Jude als Kaufmann und Handwerker sich vor dem Klima zu retten weiß und deshalb auch weniger Bedürfniß nach Reizmitteln hat. Nossig scheint gar nicht zu wissen, daß in Folge der Reinerhaltung der Rasse durch Inzucht die Juden bedeutend mehr Geisteskranke aufweisen als die Gastvölker, in deren Mitte sie wohnen. Die „biotischen Vorzüge" der Juden werden durch diese Umstände bedeutend herabgesetzt. Was Nossig als „biotische" Vorzüge auffaßt, sind thatsächlich soziale Eigenthümlichkeiten, von denen der strenge Rassen- und Familiensinn, die zum Theil hygienisch begründete, aber in Kultusformen gekleidete Mäßigkeit in Essen und Trinken auch Vorzüge im sozialen Kampfe der Rassen sind, trotzdem sie den „biotischen" Niedergang der jüdischen Rasse nicht haben aufhalten können. Die Juden sind sich stets und überall gleich geblieben, unter welchen Völkern und Rassen sie auch sein mochten, während die anderen Völker, besonders in Europa und um das Mittelmeer, sich in Kriegen, in religiösen und sozialen Klassenkämpfen veränderten, weiterbildeten und den verändernden Verhältnissen auch „biotisch" anpaßten. Die „biotischen Vorzüge" der Juden erscheinen deshalb auch allen Völkern als eben so viele Nachtheile. Immerhin können sie zeigen, daß man durch hygienische und moralische Maßnahmen auf die physische Erscheinung und Leistungfähigkeit eines Volkes dauernd einwirken kann und in diesem Sinne lehrt uns die

Hygiene der Juden einiges Nachahmenswerthe. Daß Nossig die öffentlichen sanitären Werke der Römer anerkennt, die der Griechen und Kleinasiaten aber unterschätzt, theilt er mit den meisten Schriftstellern.

Wunderbar muß es nach der Verherrlichung der Juden berühren, daß Nossig für die gewaltigen humanitären Anlagen des Christenthumes, die zum modernen Krankenhauswesen geführt haben, auch nicht die Spur eines Verständnisses hat. Im Gegensatz zu dem Egoismus des Judenthumes hat der Altruismus des Christenthums durch die Nächstenliebe gewaltige umfassende Wohlfahrteinrichtungen getroffen, deren sozialhygienische Bedeutung in unserer, nach neuen sozialen Gestaltungen ringenden Zeit geschichtlich nicht verkannt werden darf. In einer Geschichte der Sozialhygiene darf eine ausgiebige Würdigung der christlichen Hospitäler und Krankenpflege nicht fehlen.

Die moderne Hygiene datirt man wohl am Richtigsten von Johann Peter Frank, der sie zum ersten Male umfassend darlegte. Für die Leistungsfähigkeit der sozialen Hygiene führt Nossig einige Beispiele über Herabsetzung der Mortalität durch Assanirung an und giebt einige Arten der Berechnung des Werthes des Menschen im gesundheitwirthschaftlichen Sinne. Nach Paget beträgt z. B. in England der Verlust an Arbeitstagen im Jahre etwa neun Tage für die Person; auf die landwirthschaftlichen Kreise, Gewerbetreibenden und Domestiken kommen etwa elf Millionen Wochen im Jahre oder bei einem Wochenlohn von einem Pfund ein Verlust von elf Millionen Pfund durch Krankheit.

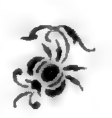
Nach Rochard wurden 1880 in französischen Spitälern 462 357 Kranke behandelt, welche 15 904 373 Behandlungtage à 2 Francs forderten oder 31 808 756 Francs kosteten; die Kosten der verlorenen Arbeitstage betrugen 22 087 419 Frans, so daß die Krankheiten in den Hospitälern in toto 53 896 175 Francs kosteten. Außerhalb des Spitals verursachten die Kranken an Verpflegung- und Behandlungkosten 306 190 638 Francs, an verlorenen Arbeitstagen 348 333 770 Francs, im Ganzen 654 524 408 Francs. Spitalpatienten und Privatpatienten zusammen haben Frankreich in dem einen Jahre durch Krankheit einen Verlust von 708 420 583 Francs gebracht.

Solche Zahlen sollten von den Budgetgelehrten eben so gut beachtet werden wie die Militärlasten. Die Krankheitlast ist für die Kulturvölker die größte und kostspieligste und diese Last kann durch vorbeugende Gesundung-Werke ganz beträchlich herabgesetzt werden. Die Beseitigung der überflüssigen Sterblichkeit ist ein gutes Geschäft, was vielen Sozialisten und Verwaltungleuten noch unklar ist. Rechnet man, um ein besseres Beispiel, als die von Nossig sind, zu geben, auf 1 Sterbefall 35 Krankheitfälle und auf jeden Krankheitfall 20 Verpflegungtage nur à 1 Mark, so wird Dies bei einer Sterblichkeit von 30 pro Mille in einer Stadt von 10 000 Einwohnern 300 Todesfälle, 10 500 Krankheitfälle, 210 000 Verpflegungtage betragen,

die 210 000 Mark kosten. Bei Herabsetzung der Sterblichkeit um nur 2 pro Mille, also auf 28 pro Mille, werden jetzt nur 280 Todesfälle, 9800 Krankheitfälle mit 19600 Verpflegungtagen kommen, was einer Ersparniß von 14000 Mark entspricht. Bei Herabsetzung der Sterblichkeit um 10, also auf 20 pro Mille, was viele Städte durch die Assanirungarbeiten erreicht haben, kommen nur noch 200 Todesfälle der 7000 Krankheitfälle mit 140 000 Verpflegungtagen, was eine Ersparniß von 70 000 Mark bedeutet.

Nachdem sich im preußischen Abgeordnetenhause ein konservativer Freiherr und ein ultramontaner Graf um die Priorität von Wohlfahrteinrichtungen der Arbeiter gestritten haben, die etwa 1864 getroffen worden sein sollen, dürfte es den einen oder anderen Sozialisten oder Antisozialisten vielleicht interessiren, zu erfahren, daß derartige Bestrebungen doch etwas älter sind. Einige Kenntniß darüber kann ihnen das Werk von Nossig vermitteln.

Prag. Professor Dr. Ferdinand Hueppe.



Wenn ich Kaiser wäre.

Mein Haus liegt ganz im Grünen. Bin ich frühmorgens in meiner Lindenlaube, die mir der Vordergarten bietet, dann blicke ich der aufgehenden Sonne ins Gesicht; und sitze ich spätnachmittags unter meiner großen Ulme im Hintergarten, dann lasse ich mir von ihr ein „Auf Wiedersehen!" ins Tintenfaß scheinen. Ist sie weder im Osten noch im Westen, sondern steht sie im Mittag, dann bin auch ich im Mittag, Das heißt, dann stecke ich in der Arbeit, um das Mittagessen für mich und die Meinen herbeizuschaffen.

Neulich abends passirte mir etwas Merkwürdiges. Wo mein Garten zu Ende ist, steht, wie überall, der übliche Zaun. Meiner ist von vorsorglichen Leuten sehr dicht gezimmert. Er ist aus zwölfzölligen Brettern, jedes Brett hat Nut und Zarge, damit ein Durchblicken von hüben nach drüben nicht möglich ist. Und Das mag ganz gut sein.

Drüben wohnen nämlich Leute, die man „Arbeiter", oder hübscher „Arbeitnehmer", oder noch hübscher „Proletarier", mitunter auch, oder wohl meist, „Sozialdemokraten" nennt. Diese Leute haben auch Kinder, mitunter recht viele. So lange sie klein sind, haben sie oft ganz fürchterlich schmutzige Nasen und die, die ein Hemd anhaben, lassen es oft zur Hose rausgucken, wenns Jungen sind. Und Das sieht eklich aus. Warum aber sich die Eltern darum nicht kümmern? So 'ne Hose ist doch mit ein paar Stichen geflickt und so 'ne Schmutznase ist doch mit'n Taschentuch fix geputzt! Nein, es ist doch zu schrecklich mit diesen Leuten!

So urtheilten zu meiner Linken fünf Frauen aus den gebildeten Ständen und ich muß sagen, ich gab ihnen Recht.

Aber ich kam ins Nachdenken, — und da soll man mir nun nicht bestreiten, daß auch die schmutzige Nase eines armen Jungen oder sein vorwitziger Hemdzipfel „gräu"lichen Schimmerns in dem Dienste der Muse stehen! Denn, wenn ein abgerackerter Bourgeois abends um halb neun noch anfängt zu denken, zu denken an und über Dinge, die weder mit Fasanenbraten noch mit Hundertmarkscheinen in Verbindung stehen, dann ist doch ein Funke übergesprungen! Natürlich, hätte ein Genie unter meiner Ulme auf meinem Korbstuhl gesessen, dann wäre wohl eine Ode entstanden; so aber wurds blos eine Grübelei. Was davon bis zum nächsten Tage haften geblieben ist, will ich erzählen.

Die Kritik meiner fünf Nachbarinnen hatte mich veranlaßt, an den Zaun zu treten und, mit Hilfe eines Stuhles, über ihn wegzublicken. Vier Jungen und drei Mädels buddelten im Sand, und weils vorher alle Tage gehörig geregnet hatte und weils in Hamburg ganz gehörig rußt, so hatten die Gören keine Sandfarbe im Gesicht, am Leibe und an den Händen, sondern sie sahen, im Vergleich mit meinen eigenen Kindern, die auf dem Trapez oder in Hängematten herumschaukelten, aus, wie die Dorfenten, die alle Pfützen auf den Straßen beschwommen haben und eben aufs Trockne kommen. Ich hielt mich denn zunächst für verpflichtet, ihnen eine Reinigung anzurathen.

„Kinder, geht doch zu Euren Eltern und laßt Euch waschen!"

„Vadder un Mudder sünd nich to Hus!"

„Wo sind sie denn?"

„Vadder ist op'n Bu un Mudder arbeit't in'e Jutefabrik."

„Wann kommen sie denn nach Hause?

„Wenn wi tau Bett möten."

„Wann gehen sie denn weg?"

„Wenn wi noch slapen!" —

„Wann seid Ihr denn mit Vatern und Muttern zusammen?" —

„Blot Sünndags! Vadder geiht jeden Dag Klock fiwen un Mudder geiht halw söffen weg; abends kümmt Vadder Klock achten un Mudder kümmt halw negen tau Hus. Vaddern sin Bu is ne Mil, un Muddern ehr Fabrik is fiwviertel Mil wit."

Also die eine Gruppe Kinder, es waren zwei Jungen und zwei Mädchen, gehörten in das Haus einer Arbeiterfamilie, das hinter meinem Gartenzaun stand. Vater und Mutter waren Tag für Tag aus dem Hause; er arbeitete am Bau und sie in einer Jutefabrik. Neun Stunden waren sie im Hause, fünfzehn Stunden draußen. Als ich Das hörte und als ich darüber nachgedacht hatte, daß dieser Fall ja typisch sei, daß ich das selbe Bild hinterm Zaun ja tausendmal an jedem Tage treffen könnte, da kam ich ins Grübeln.

Meine eigenen vier Kinder unterstützten mich. Die saßen, wie die satten Hühner, die ins Nest wollen, auf ihren Turngeräthen herum und hielten mit Nachbars Marianne ein Zwiegespräch: Was würdest Du thun, wenn Du Kaiser wärst? Diese Frage machte in Einem fort die Runde, und, wie Das von Kindern nicht anders zu erwarten ist, die, für meinen Geschmack, albernsten Antworten wurden gegeben.

Das zuletzt befragte Kind hatte für sich keine Wünsche. „Ich würde all mein vieles Geld den Armen geben." „Ja, wovon soll der Kaiser dann leben,"

meinten die anderen. O, für den würden dann alle die Reichen schon sorgen, meinte es. Das wurde in echt kindlicher Weise hart bestritten; ich hörte, da kindliche Gespräche und kindlicher Streit nur selten ein Einmischen verlangen oder verdienen, bald nicht mehr darauf. Aber zuletzt vertheidigte das selbstlose Kind seinen Standpunkt recht laut mit den Worten: „Na, denn will ich lieber überhaupt nicht Kaiser sein, wenn ich auch als Kaiser die armen Menschen nicht glücklich machen kann."

Was ein Kind unter arm sein und unter glücklich sein versteht, ist klar; es weiß noch nicht, daß auch in Palästen arme Menschen wohnen können. Wenn es also Menschen glücklich machen will, wenn es Kaiser würde, dann hat es nur daran gedacht, dahin zu streben, daß alle Die, denen es heute an reichlicher Nahrung, an warmer Kleidung und an gesunder Wohnung fehlt, das Alles in Hülle und Fülle bekommen könnten.

Dadurch, daß ich diesem Gedankenwege folgte, bekam auch mein Grübeln eine andere Richtung. So lange hatten mich nur die Arbeiterkinder beschäftigt und ich war nicht weit über den üblichen Grad des Bedauerns hinausgekommen, wie es doch schlimm sei, daß gewisse Volksklassen noch heute gar so hart arbeiten und eigentlich trotzdem ein Sklavenleben, ein Hundeleben führen müssen. Die alte Bürgermoral: es hat, so lange die Welt steht, Noth und Elend gegeben, sitzt ja so tief, daß ein gehöriger Ruck nöthig ist, sich darüber weg zu setzen. Nun aber ertappte ich mich selber dabei, eine Antwort zu suchen auf die Frage: Was würdest Du thun, wenn Du Kaiser wärest?

Ja, was würde ich thun? Ich habe reichlich zu essen und zu trinken, ich habe ein gemüthliches Heim und meine Schneider messen mir mit Vergnügen so viele Kleider an, wie ich begehre. In fremden Ländern mag ich nicht herumreisen, malen, dichten, komponiren kann ich nicht, ich habe keinerlei kostspielige Neigungen, die ich mir heute versagen müßte, mit einem Worte, ich habe für mich keinerlei Wünsche. Aber hinterm Zaun, dort, wo rechts die harte, schwere Arbeit bei magerem Einkommen und unsicherer Zukunft, links gar die Arbeitlosigkeit und die grinsende Noth zu Hause sind, dort möchte ich wohl helfen! Ja, ich möchte nicht Kaiser sein, wenn ich nicht helfen könnte; ich möchte es aber gar nicht sein, wenn ich wüßte, ich könnte helfen, aber es hielten mich Rücksichten auf andere Volksklassen davon ab, Hilfe zu bringen! Ich weiß es, es würde über mich das Drängen kommen, immer mit eigenen Augen hinter den Zaun meines Volkes zu sehen, ich würde mich nicht damit begnügen, nur Bilder zu schauen, die von gottbegnadeten Künstlern und Künstlerinnen gemalt worden wären, sondern ich würde auch die, und die ganz besonders, kennen zu lernen und verstehen zu wollen trachten, die von gottverlassenen, sonst aber menschenähnlichen Kreaturen hervorgebracht sind. Und wenn diese Bilder hinterm Zaun sich nicht vereinigen lassen mit den hohen Aufgaben eines Volksführers, dann würde ich die Zäune abbrechen lassen müssen.

Was heißt Das? Nun, ich würde nach großem Vorbilde mit einer nie gesehenen Rücksichtlosigkeit der Volksarmuth und dem Volkselend zu Leibe gehen und ich würde nicht eher rasten und ruhen und reisen und preisen wollen, als bis ich nicht wüßte, es wären auch dem Letzten in meinem Lande die schwersten Sorgen für des Leibes Nahrung und Nothdurft genommen.

Aber: kann so Großes einem Einzigen gelingen? Reicht die Kraft eines einzigen Mannes aus, so Großes zu vollbringen? Darauf ist bedingt mit Ja zu antworten. In einem Lande wie Deutschland ist Das zu erreichen! Haben die Inhaber der höchsten weltlichen Macht immer die Mittel in der Hand, aus ihren Landen das Elend zu verjagen und an seine Stelle einen Ueberfluß an Nahrungmitteln, Kleidungstücken und gesunden Wohnräumen zu setzen? Wo ist Einer in Deutschland und den Nachbarländern, der diese Frage mit Nein beantworten könnte? Findet sich dazu Keiner, wie anzunehmen ist, sondern gestehen wir uns unter einander ein, daß es ein Kinderspiel ist, mit Hilfe der durch die Technik gebotenen künstlichen Arbeitmittel ein Volk von fünfzig Millionen überreichlich mit Allem zu versorgen, ja, dann bitte ich doch höflichst um Auskunft, wie es denn möglich ist, daß noch Menschen Noth leiden müssen?

Wahrlich, wenn ich Kaiser wäre, Das litte ich nicht! —

Kein Kaiser kann goldene Aepfel von den Pappelbäumen pflücken, aber jeder Kaiser kann die Leistungfähigkeit seines Volkes im Wertheschaffen prüfen und er kann, wenn diese Leistungfähigkeit noch nicht auf der höchsten erreichbaren Stufe steht, oder wenn sie durch verkehrte wirthschaftliche Einrichtungen vermindert wird, sein Volk zu Besserem erziehen. Kein Volk ist leichter zu erziehen als das deutsche, und keines wohl würde sich leichter in neue wirthschaftliche Bedingungen zu schicken wissen, wenn es sähe, wir strebten damit einem Ziele zu, das allen Völkern seit Jahrtausenden aufgerichtet ist. Die Arbeit ist es, die die Menschen hinterm Zaun befreien kann; die Arbeit ist es, die allein den Völkern einen Wohlstand schaffen kann; die Arbeit ist es, die wir achten und ehren und pflegen sollen, und je leichter wir uns Menschen die Arbeit machen, desto mehr veredeln wir sie. Je mehr unser ganzes Denken darauf zuerst sich richtet, wie wir mit den kleinsten Mitteln die besten, die nützlichsten und die meisten Güter hervorbringen, desto reicher werden wir. Und je früher wir es einsehen lernen, daß jeder arbeitlos herumstreifende Mensch ein Verlust für den Volkswohlstand ist, desto schneller werden wir uns eine neue wirthschaftliche Ordnung verschaffen, die auch nicht eine einzige Arbeitkraft brach liegen läßt.

Von dem Tage an, wo in Deutschland der erste arbeitwillige Mensch keine Beschäftigung für seine Muskeln mehr finden konnte, ist unsere Wirthschaftordnung bankerott. Sie hat ihr Recht, erhalten zu bleiben, eingebüßt. Heute, wo in allen Kulturländern Hunderttausende arbeitlos, also außer Stande sind, sich durch nützliche Arbeit an der Hebung des Volkswohlstandes zu betheiligen; heute, wo andere Hunderttausende in schmarotzenden Berufsständen nur dadurch ihr Dasein fristen, daß sie ihren Mitmenschen nützliche Werthe entreißen und ihnen Juxkram dafür bieten, also ebenfalls sich nicht an der Hebung des Volkswohlstandes betheiligen, heute ist der Bankerott der so hartnäckig vertheidigten Wirthschaftordnung so sonnenklar, daß auch ein Blinder ihn tastend finden muß. Es hat, Das wird kein Mensch bestreiten wollen, Zeiten gegeben, in denen die heute verrottete Ordnung die beste gewesen ist. Ohne Zweifel! Eine Steinaxt hat auch ihre Glanzzeit gehabt, und wer die erste „erfunden“ oder „entdeckt“ oder „konstruirt“ hat, Der hat sich gewiß mindestens so große Verdienste um die Kultur erworben wie der Erfinder des Fernsprechers. Wer aber heute noch mit der Steinaxt arbeiten, Thüren, Fenster, Tische und Stühle damit herstellen

wollte, wo so unendlich Besseres an ihre Stelle getreten ist, Den würde man mit Recht einen Thoren oder Irren schelten.

Die Steinaxt gehört ins Museum für Alterthümer: dorthin aber auch gehört das System unserer heutigen Wirthschaftordnung, weil es veraltet ist und zu neuem Leben nicht mehr geweckt werden kann. Die Gründe sind die selben: die Steinaxt ist von weit leistungfähigeren Geräthen und Maschinen verdrängt worden; die heutige zersplitterte Wirthschaftordnung, die mit den besten Mitteln, mit den Arbeitkräften von Hunderttausenden arbeitwilliger Menschen, nichts anzufangen weiß, muß verdrängt werden von einer neuen Ordnung, in der nur dann Arbeitlosigkeit entstehen kann, wenn Alle im Ueberfluß stecken.

Und wenn ich Kaiser wäre, ich würde hinter die Zäune blicken und treten, die heute den Menschen vom Menschen trennen, und würde mich auch über die Zäune hinwegsetzen, die in so manchem Lande den Thron umstehen. Und fände ich hinter den Zäunen den Bankerott der wirthschaftlichen Ordnung, fände ich, daß trotz allen Erfindungen und Verbesserungen in der Technik und im Verkehr tausendfältig in meinem Lande Noth und Elend herrschen und die Sorge um das trockene Brot auch dort täglicher Gast ist, wo kräftige Arme sich keins schaffen können, dann würde ich auf den Zaun steigen und den Vertheidigern der heutigen Art, Volkswohlstand zu schaffen, zurufen: Kommt herbei, seht Eure Schulden, aufgeschichtet hier hinter den Zäunen! Wollt und könnt Ihr sie bezahlen? Wollt und könnt Ihr diesen arbeitwilligen Deutschen Gelegenheiten bieten, sich durch eigenen Fleiß in ehrlicher Arbeit von den Sorgen des Lebens zu befreien? Ihr sagt, Ihr könnt Das nicht! Nun, dann bin ich der Kaiser der Armen; ich werde Stellen schaffen, an denen jede brach liegende Arbeitkraft, jeder arbeitwillige Mensch nützliche Werthe schafft, damit sie, unter einander ausgetauscht, den Menschen von der Sorge um die Lebensmittel befreit!

Aber wäre Das nicht der reinste Sozialismus?! Dabei fiel mir ein, daß Fürst Bismarck im Jahre 1881, es war am zweiten April, im Reichstage einmal gesagt hat: „Meine Herren, ich habe das Gefühl, daß der Staat auch für seine Unterlassungen verantwortlich werden kann. Ich bin nicht der Meinung, daß das ‚laisser faire, laisser aller‘, das reine Manchesterthum in der Politik — das ‚Jeder sehe, wo er bleibe, Jeder sehe, wie ers treibe‘ —, ‚wer nicht stark genug ist, wird niedergerannt und zu Boden getreten‘, ‚wer da hat, Dem wird gegeben, wer nicht hat, Dem wird genommen‘, — daß Das im Staat, namentlich im monarchischen, landesväterlich regirten Staat Anwendung finden könne. Im Gegentheil, ich glaube, daß Diejenigen, die auf diese Weise die Einwirkung des Staates zum Schutze der Schwächeren perhorreszirен, ihrerseits sich dem Verdachte aussetzen, daß sie die Stärke, die ihnen, sei es kapitalistisch, sei es rhetorisch, sei es sonstwie, beiwohnt, zum Gewinn eines Anhanges, zur Unterdrückung der Anderen, zur Anbahnung einer Parteiherrschaft ausbeuten wollen und verdrießlich werden, sobald ihnen dieses Beginnen durch irgend einen Einfluß der Regirung gestört wird.“ Und weiter: „Wenn ein Etablissement zu Grunde geht, das 20000 und mehr Arbeiter beschäftigt, wir könnten doch nicht 20000 und mehr Arbeiter verkommen und verhungern lassen. Wir müßten dann zu wirklichem Staatssozialismus greifen und für diese Leute Arbeit finden, wie wir Dies ja bei jedem Nothstande thun. Wenn die Einwendung des Abge-

ordneten Richter richtig wäre, daß man sich vor der Möglichkeit des Staatssozialismus wie vor einer ansteckenden Krankheit hüten müsse, wie kommen wir darauf, bei Nothständen in einer oder der anderen Provinz Arbeiten zu organisiren, Arbeiten einzurichten, die wir sonst nicht machen würden, wenn die Arbeiter Beschäftigung und Verdienst hätten. Ist Das Kommunismus, so bin ich in keiner Weise dagegen, aber mit solchen prinzipiellen Stichworten kommt man nicht vom Fleck." Wenn also Fürst Bismarck, dem man niemals allzu freundliche Gesinnungen für Das, was sich „sozial" nennt, angemerkt hat, sich nicht an Namen kettet, wenn thatsächlich für das Gesammtwohl Verbesserungen erreicht werden können, dann, so kalkulirte ich weiter und wohl auch richtig, hätte ich Das, wenn ich Kaiser wäre, auch nicht nöthig. Ich würde dann alle Die um mich sammeln, die durch die unsinnige Wirthschaftführung unserer Zeit auf die Straße gesetzt worden sind, und würde zeigen, wie man aus dem heute brachliegenden Material einen blühenden Wohlstand dem eigenen Volke schaffen kann.

Nicht blos Führer des Volkes, das mich mit blitzenden Epauletten und wallenden Helmbüschen augenweidend umgiebt, würde ich dann werden, sondern auch ein Führer des Volkes, das grollend heute, aber mit ehrlicher treuer Gesinnung hinter den Zäunen lebt und dessen Glieder sich Tag für Tag fragen, womit sie es verschuldet haben, daß ihnen trotz allen so viel gerühmten Fortschritten in der Kultur nur so wenige Güter des Lebens zur Verfügung stehen. Und Das würde ich werden, nicht etwa weil in mir das Mitleid oder der Sinn für irdische Gerechtigkeit oder etwa das religiöse Gewissen besonders rege geworden wären. Nein, der reine nüchterne Verstand allein würde mich lehren, welchen Weg ich zu zeigen hätte, wollte ich Kaiser eines zufriedenen, wohlhabenden Volkes werden und sein. Will ich als Kaiser auch der Geschäftsführer meines Volkes sein, so muß ich, wie jeder Geschäftsführer im Kleinen, wie jeder Chef eines Werkes, wie jeder Meister einer Werkstätte, wie jeder Inspektor eines Gutes, erzieherisch auf meine Mitarbeiter wirken. Nur dann ist in einmüthigem Streben Großes zu erreichen, wenn nach fester Ordnung, die vom Fähigsten und Klügsten aufgestellt wird, von allen Gliedern gewirkt wird.

In meinen Grübeleien störte mich Nachbars Marianne. Die Kinder hatten sich weiter befragt, was sie thun würden, wenn eins Kaiser wäre, und dabei hatte Einer gesagt: Fragt einmal Euren Vater, was Der thun würde, wenn er Kaiser wäre. Sie wußten ja nicht, daß ich selber mir die Frage schon vor einer halben Stunde vorgelegt und so lange schon nach der Antwort gesucht hatte. Aber ich konnte ihnen die hier gefundene Antwort ja nicht geben: ein Kind würde es nicht verstehen können, wie es möglich ist, daß in einem Lande, das Alles hat, was einen ungeheuren Ueberfluß an Lebensmitteln, Kleidungstücken und gesunden Wohnräumen verschaffen kann, neunzig Prozent aller Menschen einen Tag und alle Tage mit Sorgen um den kommenden Morgen und um die Zukunft schlafen gehen. Um Das zu verstehen, muß man nicht mehr Kind, da muß man ein gebildeter, erfahrener Großer sein, ein Bureaukrat oder sonst ein hohes Thier.

Ich glaube, wenn ich Kaiser wäre, ich verstände es auch nicht.

Hamburg-Hohenfelde. Max Rieck.



Haussestimmung.

Die Börse macht jetzt eine eigenthümliche Zeit durch. Niemand findet unsere Aufwärtsbewegung, so stark und andauernd sie auftritt, vernünftig; wohl aber würden größere Baissespekulationen für verrückt gehalten werden. Fazit: man kann das Ende der heutigen Strömung noch nicht absehen. Deshalb lohnt es sich auch gar nicht, die Hausse-Vorwände einzeln durchzugehen. Keiner von ihnen steht in einem richtigen Verhältniß zu den auf ihn begründeten Kurssteigerungen, keiner wird so recht ernst genommen; es ist ein Fangballspiel mit Motiven. Nur ein wichtiger Umstand bleibt außerhalb der Tageserörterung: der Neid.

Das ist ein Wörtchen, das im gesammten Geschäftsleben niemals vergessen werden darf, dem man aber im höheren Bankfach, wo die Leidenschaften abgekühlter sind, erst dann begegnet, wenn die Gewinne des Nachbarn „klotzig" gewesen sind. Es giebt alte und junge Praktiker; die jungen wagen sich bei einer neuen Bewegung weit vor, die alten fühlen noch das Jucken der Narben und denken: wenn Ihr unsere Erfahrung hättet, würdet Ihr auch unsere jetzige Zurückhaltung haben. Allein alle diese Monologe helfen nicht, die Kurse steigen und steigen und den thatenlos Zuschauenden befällt das Fieber, je mehr er den Anderen erhaschen sieht. Endlich, nach langem Schwanken, geht auch er vorwärts, gerade zur rechten Zeit, — um den Krach mit zu erleben. Sicher ist, daß der Neid eine ganz neue Aktivität entzündet hat und daß umfangreiche Spekulationen aus diesem Grunde, aus der ganz falsch gefühlten Nothwendigkeit eingegangen werden, um keinen Preis ärmer als der Gesellschaft- oder Fachgenosse zu sein. In der Provinz ist Dies vor Allem mit Goldaktien der Fall, die Viele zu den heutigen thurmhohen Kursen zum ersten Male kaufen. Dabei ist es ganz richtig, daß aus London die glänzendsten Versicherungen von einer Fortdauer dieses Aufschwunges nahezu täglich einlaufen; allein zwei Bedenken klopfen doch ziemlich laut um Einlaß an. Erstens sind die Engländer von ihren unglaublich großen und persönlich ganz unerwartet erzielten Afrika-Reichthümern so betäubt, daß ihnen vorläufig eine klare Geschäftseinsicht fehlt; zweitens kann doch auch eine vorübergehende Abschwächung eintreten, und wenn dann der neue Besitzer bei seinen hohen Kursen in die Enge geräth, wenn er die Sanirung nicht abwarten kann und mit Verlust losschlagen muß, so nützt ihm die baldige Erholung des Marktes, der Beweis, daß die Optimisten Recht gehabt haben, blutwenig.

Dennoch bleibt es eine offene Frage, ob die offizielle Notirung einer Reihe gut kontrolirter Goldaktien in Berlin, Hamburg und Frankfurt auf das Nationalvermögen so schädlich wirkt, wie man es darzustellen beliebt. Wenn die Herren in Berlin Etwas nicht wollen, sind sie weder um gemeinnützige Gründe noch um sittlich entrüstete Zeitungschreiber verlegen; das Alles nimmt ihnen aber hier nicht den Schein, als zitterten sie nur für eine Abschwächung ihrer eigenen Industrie-Unternehmungen. Wird doch in diesem Theile unseres Kurszettels so gut Komoedie gespielt, daß die allerliebste Gaukelei so leicht nicht zu übertreffen ist. Dieses jähe Auf und Nieder bei nur geringen Anschaffungen oder Abgaben, dieses tägliche Hinauf- oder Hinabsetzen um etwa ein Prozent,

das der Makler an der einen Börse vornimmt, um den Kurs irgend eines Industriepapieres dem Kurse der anderen Börse allmählich anzupassen! Läßt sich vielleicht die jüngste Emission von Accumulatorenaktien, für die zwar nicht die Diskontogesellschaft, aber doch die Rheinisch-Westfälische Bank die unterschriftliche Verantwortung übernahm, von irgend einer Minentransaktion in den Schatten stellen? Der Prospekt ist bei hellem Tage erschienen; die 25 Prozent Agio müssen für Reklamen verwendet worden sein, die im Stil der Meßbuden vorgeführt wurden; bleiben noch 100 Prozent Gewinn, von denen die dreijährigen Dividendengarantien à 10 Prozent abgehen. Reiner Profit also 70 Prozent. Die 1500000 Mark sollen viermal überzeichnet worden sein, und zwar — ein gefährliches Präjudiz — nicht mit Hilfe der berliner Handelstheile, sondern mit Hilfe der berliner Lokalberichte. Da man auf die amtliche Notiz verzichtet, d. h. die höhere Kontrole gescheut hatte, so war natürlich die ganze Gründung auf ein Publikum berechnet, dem Kindlichkeit auch der Böswilligste nicht absprechen wird. Von diesem so lehrreichen Volksschauspiel kann der Vorhang nicht oft genug aufgezogen werden; aber wo hört man davon an der Spree?

Im Uebrigen hat die Hausse auch die guten Industriepapiere wieder ergriffen, nur daß sie nicht lange Stich hält und rasch wieder in Schwankungen verfällt. Besser ergeht es Montanwerthen, aber hier lösen die äußeren Vorwände einander fast täglich ab; bald wird der Walzwerkverband, bald werden japanesische Aufträge als Trümpfe ausgespielt und schließlich wird mit einem dritten Gerücht, etwa über Preiserhöhungen, die Unsicherheit der beiden ersten angedeutet. Sicher ist es kein gutes Zeichen, daß die Eisenindustriellen noch immer über zu hohe Kohlenpreise klagen; Das thut man nicht, wenn der lebhafte Absatz auch Nutzen zeigt. Bekanntlich ist vor Kurzem in vielen deutschen Blättern eine völlig gleich stilisirte Enthüllung aufgetaucht. Man zürnte darin ob des unbefugten Spionirens der englischen Eisenverbandsleute, als sie die Etablissements in Rheinland-Westfalen besucht hatten. Es lag zwar auf der Hand, daß unsere Großindustriellen ihren übrigens eng mit ihnen liirten Genossen nur längst bekannte Geheimnisse darbieten würden, allein es bedurfte erst eines förmlichen Dementis, um die empörten Wogen bei uns wieder zu glätten. Bei dieser Gelegenheit wurde jedoch jener englische Bericht näher eingesehen und da stellt sich denn die interessante Thatsache heraus, daß dort die Mythe gründlich zerstört wird, als ob die deutschen Werke wegen ihrer sozialen Lasten theuerer als die Engländer arbeiten müßten. Ich glaube, daß bei uns seit längerer Zeit kein Jahresbericht eines größeren Eisen- oder Kohlenwerkes erschienen ist, in dem nicht aufs Hartnäckigste die geschäftlichen Nachtheile dieser „Beiträge" ausgerechnet waren.

Der Kernpunkt der ganzen Kursbewegung betrifft noch immer unsere Banken. Heute gehen zwar Einige so weit, der Deutschen Bank einen höheren Kurs als Diskontokommandit zu prophezeien; aber alle Minen am Witwatersrand werden eine alte Gewohnheit nicht aufwiegen, gerade Diskonto als Leithammel unserer Aktienheerde anzusehen. Die letzte Woche hat zur Abwechselung ein Terraingeschäft in der schönen Gegend von Schmargendorf geliefert, und wäre dieses nicht halb so aussichtvoll, wie es thatsächlich ist, so wird damit doch der verzückten Spekulation der Beweis geliefert, daß die Diskontogesellschaft und die Dresdener Bank auch ohne Emissionen große Geschäfte machen können.

Der wichtigste Antrieb wird von den Kapitalserhöhungen ausgehen, die hier, namentlich für die Deutsche Bank, bereits in Aussicht gestellt worden sind. Nun scheint aber die Deutsche Bank mit dieser vielbesprochenen und auch oft in Abrede gestellten Operation vorzugehen. Kurse steigen und fallen, es ist möglich, sogar wahrscheinlich, daß wir Diskonto noch einmal unter pari und Deutsche Bank noch niedriger sehen. Das kann freilich die führenden Banken nicht abhalten, den Verhältnissen von heute Rechnung zu tragen, und danach kann der Verkehr mit den heutigen Aktienkapitalien schwerlich auskommen. Dazu kommt noch Eines. Die neuen Börsengesetze sind nach ihrer innersten Natur dazu bestimmt, fast das ganze Bankwesen aus der Provinz hinweg in den Haifischmagen der großen berliner Institute zu leiten. Die Gegner von Hausse und Baisse werden später zwar höchst ergrimmt betheuern, daß ihnen eine solche Absicht sehr fern gelegen habe; aber die Banken der Reichshauptstadt bereiten sich auf diese ihnen von ihren Feinden gereichte Wohlthat klüglich vor. Wann kann man nun eine Kapitalserhöhung beschaffen? In glänzenden Zeiten wie jetzt; der Rest ist: junge Aktien.

Einstweilen zeigt sich die Macht der Banken auf einem anderen Gebiet. Das Kesseltreiben, das in Berlin bereits zum Juni-Ultimo gegen die Outsiders anhub und das hier am sechsten Juli sorgfältig geschildert wurde, soll jetzt erneuert werden. Befremdet liest das Publikum, wie sich hier die Banken und ersten Kommissionfirmen zusammenthun und beschließen, den Makler-Bankiers weder mehr Aufträge zu geben noch selbst zu prolongiren; empört sagt das Publikum: Konkurrenz muß sein, heute, wo sich Jeder seiner Haut zu wehren hat, sind so gehässige Maßregeln nicht mehr zeitgemäß. Gewiß ein einschmeichelnder Gedanke, dieses freie Spiel der Kräfte, dieses Profitiren der Kleinen von den Großen. Nun behaupten allerdings die Banken: ihre Gegner seien gar nicht die Kleinen, denn diese nähmen nicht allein von ihnen Courtage, sondern bedienten auch ihre (der Banken) Kundschaft franko derjenigen Provision, welche sie selbst nach auswärts nehmen müßten. Beschluß: Wir wollen Euch Maklern, die Ihr unsere Provision verkürzt, keine Courtagen mehr zu verdienen geben, wir wollen aber auch nicht mehr mit unserem Gelde Eure Engagements prolongiren, da Ihr an unserer Stelle so gütig seid, mit unserer auswärtigen Kundschaft zu handeln.

Nur keine Furcht! Die Sache geht doch aus wie das Hornberger Schießen. Hätten bei einem solchen Ringe rein deutsche Elemente die Uebermacht, so könnten sich die großen und reichen Makler-Bankiers auf harte und konsequente Beschlüsse gefaßt machen; aber wie gewöhnlich wird auch diesmal eine andere Rasse ihrer Kompromißneigung keinen Zwang anthun. Ich glaube nicht, daß die Banken, selbst wenn sie gewandter vorgingen als bisher in dieser Angelegenheit, die Rivalität der Outsiders unterdrücken können. Die großen Bankfirmen werden schließlich ihre eigenen Angestellten kommanditiren, — stark kommanditiren, diese werden dann herausgestellt und machen für Rechnung der früheren Prinzipale die gleichen — nur noch größeren — Geschäfte wie jetzt die Makler-Bankiers. Die Bankfirmen haben dann noch immer genug mit Kassasachen und Arbitrage zu thun, — ganz abgesehen von dem Wunderbau der Anleihegeschäfte. Pluto.



Kolonisation und Muttersprache.

Die nöthigen Lehren aus den Fällen Leist und Wehlan scheinen doch noch immer nicht gezogen zu sein. Für Jeden, der der Entwickelung unserer Kolonien mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, liegt es auf der Hand, daß das innere Ansehen des Deutschthumes bei den Farbigen in dem selben Maße gesunken ist, in dem die bureaukratisch-militärische Paschawirthschaft zugenommen hat. Was sollten die Neger von einem Erobervolke denken, das seine verdienten Männer wechselt wie ein launenhaftes Weib seinen Schmuck und die Helden von gestern heute öffentlich mit Geringschätzung behandelt! Wie die Kölnische Zeitung mittheilt, ist der neue Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Major von Wissmann, in Tanga und auch in Dar-es-Salaam sang- und klanglos empfangen worden. Kein Mann der Schutztruppe erwies dem tapferen Führer, der diese Truppe geschaffen und von Sieg zu Sieg geleitet hat, militärische Ehren, wie sie den Herren von Soden und von Scheele bei ihrer Ankunft in so ausgiebigem Maße zu Theil geworden sind. Damals betheiligten sich sogar Kriegsschiffe an dem Empfange. Herr von Wissmann ist eben nur Civilgouverneur. Ob seine Stärke gerade auf diesem Gebiete liegt, wird abzuwarten sein. Den besten Willen dazu hat er inzwischen in seinem Begrüßungerlaß an die Kolonie bewiesen, in dem er die Deutschen ohne Unterschied des Berufes zu einmüthigem Zusammenarbeiten an den wirthschaftlichen Aufgaben auffordert. Die von der Kölnischen Zeitung geschilderten Vorgänge stehen in bedauerlichem Gegensatz hierzu. Es ist nicht denkbar, daß der Kommandeur der Schutztruppe ohne Instruktion von Berlin ein so sonderbares Verhalten beliebt habe, das ohne Zweifel eine Kette von Reibereien und Nörgeleien zur Folge haben wird. Ueber die trostlosen Ausblicke, die sich hiermit für Ostafrika eröffnen, will ich kein Wort weiter verlieren. Für jeden Verständigen liegt es aber auf der Hand, wie sehr unter solchen Mißgriffen auch unser Ansehen bei den Farbigen leidet. Man denke sich doch nur in die Stimmung eines Sudanesen hinein, der seinen alten vergötterten Führer in solcher Weise an einem Punkt gekränkt sieht, für den diese braunen Burschen als tapfere Kriegerkaste ein so feines Verständniß besitzen. Und man berechne sich das Maß von Werthschätzung, das der Farbige dem Kaufmann und Pflanzer entgegenbringt, da er sieht, wie dieser von Offizieren und Beamten bei jeder Gelegenheit dienstlich verärgert und gesellschaftlich geschnitten wird. Es ist gewiß kein Zufall, daß zu der Zeit, als die Herren Leist und Wehlan ihre rohen Geschmacklosigkeiten mit schmutzigen Niggerweibern begingen, ein Deutscher dort in das Negergefängniß geworfen wurde.

Unsere Herrschaft in den Tropenkolonien beruht, da das Klima der Wirksamkeit des Europäers feste, oft nur zu enge Grenzen setzt, im innersten Grunde auf der ehrfurchtvollen Scheu, mit der die Farbigen zu der überlegenen Rasse aufblicken. Die aus dieser einfachen Wahrheit sich ergebenden Lehren sind aber augenscheinlich immer noch nicht genügend begriffen. Sonst wüßte ich mir nicht zu erklären, wie eine so grundverkehrte Maßregel, wie die amtliche Einführung des deutschen Schulunterrichtes in die Gouvernements-Negerschulen, die Unterstützung kolonialpolitischer Kreise finden konnte.*)

*) Siehe Deutsche Kolonial-Zeitung Nr. 35.

In der That ist doch gar nichts Verkehrteres denkbar, als das Gemüthsleben der Wilden, das erst noch geweckt werden muß, durch eine ihrer nationalen Art völlig fremde Sprache entwickeln zu wollen. Mit Recht hat die deutsche Mission unter Hinweis auf die vergebliche Arbeit der englischen Negermission vom Anbeginn ihrer Thätigkeit gefordert, daß das Recht der Muttersprache prinzipiell anerkannt werde, wenn nicht aus den Farbigen Zerrbilder der europäischen Kultur werden sollen. Neuerdings ist dieses Thema wieder in einer herzerquickend temperamentvollen Weise vom Herrn Pastor Zahn erörtert worden.*) Er geißelt unter Hinweis auf die abgeschmackten Erscheinungen der „mit voller europäischer Bildung" ausgerüsteten Neger vom Schlage des farbigen Prinzen Besolow mit verdientem Spotte die in der Denkschrift für Deutsch-Ostafrika dargelegten Bestrebungen der Kolonialregirung, eine Generation deutsch sprechender Neger heranzubilden, und fordert, daß dem Neger eine mehr praktische als formale Bildung in seiner Landessprache vermittelt werde, daß selbst für die höhere Bildung die Landessprache Unterrichtssprache sein solle und daß das für die strebsamen Neger nicht zu vermeidende Deutsch im Schulplan als Das behandelt werde, was es ist: eine fremde Sprache.

Die Deutsche Kolonialzeitung tritt dieser treffenden Ausführung des Pastors Zahn entgegen aus der praktischen Erwägung, daß es die Geschäfte wesentlich erleichtern würde, wenn ein Stamm von Indern und Suaheli die deutsche Sprache mindestens radebrechen könnte. Um diesen Einwand, der mit dem Kerne der Sache gar nichts zu thun hat, vorweg zu erledigen, will ich nur darauf hinweisen, daß es ganz und gar nicht wünschenswerth erscheint, den Kolonialbeamten solche Eselsbrücken zu bauen. Die Institutionen der Küstenbevölkerung, ihre Rechtspflege, kaufmännischen Bräuche, religiösen Besonderheiten, ihre sehr fein ausgebildete Börsentechnik, Wechselpraxis, ihr Karawanenbetrieb, ihre Schifferbräuche, Pfandbestimmungen u. s. w. sind dem Ankömmling ein Buch mit sieben Siegeln, die er nur lösen kann, wenn er sich Hals über Kopf in das Kisuahili stürzt, in dem diese eigenartige afrikanische Welt ihren knappen und klaren Ausdruck findet. Danken wir Gott, daß wir in Ostafrika diese bis zum Kongo hin von Negern, Arabern, Indern und Europäern als Handels- und Verkehrssprache angenommene, in Jahrhunderte langer Praxis für das afrikanische Bedürfniß ausgebildete Suahili-Sprache haben, und hüten wir uns, sie durch ein aus der Wilhelmstraße diktirtes Pigeon-Deutsch zu ersetzen. Der einzige Erfolg der grundverkehrten Maßregel würde sein, daß wir uns Karikaturen der Civilisation heranzögen, anstatt den Neger in organischer Entwickelung seiner afrikanischen Eigenart dazu heranzubilden, wozu Gott ihn geschaffen hat: zu einem brauchbaren Menschen unter der tropischen Sonne.

Was wollen wir denn unter den Tropen? Wollen wir dort einen großen Völkerbrei anrühren, zu dem die Waschenzi den Grundstamm und die Nachkommen der Sieger von Sedan den Mischmasch liefern? Oder wollen wir den unglücklichen Bewohnern des dunkelen Erdtheiles nahen wie ein stolzes Herrenvolk, das als Organisator ihrer Arbeit ihnen zum Wohlstand, Frieden und

---

*) Die Muttersprache in der Mission. Allgemeine Missionzeitschrift. 8. Heft. August 1895.

Familienglück verhilft, im Aufblühen der Kolonie aber zugleich guten Nutzen für das eigene, ohne solche Hilfsquellen unrettbar der Verarmung und Verödung verfallende Heimathland sucht? Jeder Unbefangene wird zugeben, daß Dies die entscheidende Frage ist. Sie stellen, heißt, sie beantworten. Aus der Antwort aber ergiebt sich als oberste Forderung, daß das Deutschthum zur Wahrung seines Ansehens bis zum letzten Commis hinab als eine geschlossene Masse der gesammten farbigen Bevölkerung gegenüberstehen muß. Dies muß auch in Nebenfragen scharf zum Ausdruck gebracht werden. Zum Beispiel müssen die Posten, wie in anderen Kolonien, vor jedem Europäer präsentiren. Mit Entschiedenheit müssen alle moralisch minderwerthigen deutschen Elemente zu dem gemeinsamen gesellschaftlich-politischen Standpunkte emporgehoben oder aus der Kolonie entfernt werden. Eben so entschieden ist der Neger von Allem fern zu halten, was ihn zum Affen deutscher Kultur macht. Also für ihn die kleidsame Tracht seiner Heimath und nicht die abgelegte Kleidung der Europäer; für ihn seine wohllautende und bilderreiche afrikanische Sprache und nicht das aufgepickte deutsche Kauderwelsch; für ihn die Unterweisung durch disziplinirte, charakterfeste deutsche Beamte, nicht aber die unmittelbare Berührung mit dem deutschen Leben! Wohin diese führt, haben gerade die tüchtigsten Burschen, die nach Deutschland gebracht sind, bewiesen. Zu den allerbesten darf ich wohl Ramasan rechnen, des Dr. Karl Peters ersten Diener bei dessen Zuge nach Nguru und Usagara 1884. Wie viele gute Dienste hat dieser brave Bursche den späteren Expeditionen 1885/6 geleistet! Sein Name ist geradezu untrennbar mit der Geschichte von Deutsch-Ostafrika verknüpft. Im Herbste 1887 nahm Dr. Peters ihn mit nach Deutschland. Als er 1889 ihn wieder nach Zanzibar brachte, hatte die europäische Civilisation an ihm so viel „Liebs und Guts gethan, daß ers bis an sein selig Ende spürte". Er mußte, so leid es seinem Herrn und uns Allen that, wegen gänzlicher Zerrüttung entlassen werden. Ein nicht minder trauriges Beispiel war Paul Reichards Diener Ali bin Hamadi. Dieser Bursche, dem sein Herr in Deutschland die denkbar beste Unterweisung hatte geben lassen, sank im Jahre 1887, nach Dar-es-Salaam zurückgekehrt, zum Dirnenhälter für Europäer herab. Er tauchte dann 1889 noch einmal in Deutschland auf als Dolmetsch der famosen „Gesandtschaft", die Herr Otto Ehlers glaubte, dem Deutschen Kaiser vorführen zu sollen, — einem Haufen untergeordneten Gesindels vom Kilima-Ndjaro, das uns nach seiner Rückkehr dort, wie von allen Verständigen vorausgesehen wurde, außerordentlich geschadet hat. Ich möchte bei dieser Gelegenheit die Vorgeschichte dieser Gesandtschaft erzählen, wie der mir befreundete Herr von Zelewsky sie mir im März 1889 in Zanzibar mitgetheilt hat. Als Zelewsky 1887 am Kilima-Ndjaro Stationchef war, trat Mandara mit dem Wunsche an ihn heran, eine Gesandtschaft an den Deutschen Kaiser zu schicken. Natürlich wies ihn Zelewsky ab. „Was sollen Deine Leute in Berlin?" antwortete er Mandara. „Sie sind nichts, können nichts, haben nichts, bringen nichts, mein Kaiser würde sie gar nicht ansehen. Schicke Gesandte an Fürsten Deinesgleichen, an Said Bargasch, an den Witu-Sultan, — aber nicht an meinen Kaiser!" Mandara darauf: „Wenn ich ihm nun eine Herde Ochsen schickte?" Zelewski: „Die Kälber in meiner Heimath sind größer als Dein stärkster Bulle, mein Freund Mandara!" Mandara: „Aber Elfenbein hat Dein

Kaiser nicht, so will ich ihm zwanzig Zähne schicken!" Zelewski: „Das Elfenbein Deines Landes geht über das Wasser von Zanzibar zu meinem Kaiser. Mein Land ist voll davon, die geringen Frauen tragen es als Schmuck, den die Vornehmen verschmähen. Was gelten zwanzig Zähne Elfenbein? Ein Stein in der Krone meiner Kaiserin gilt mehr!" Mandara: „Aber meine Krieger. Sie haben große Speere; Dein Kaiser wird sich freuen, sie zu sehen!" Zelewski: „Speere, Soldaten! Was weißt Du von meines Kaisers Soldaten! Rufe alle Völker vom Kilima-Ndjaro zusammen und die Horden aus dem Tieflande dazu, die Banden des Said-Bargasch und des Witu-Sultans, stelle sie Alle dort unten in der Steppe auf, so sind sie wie eine Hand voll Spreu gegen meines Kaisers Soldaten! Kennst Du nicht unsere Kanonen, unsere weittragenden Büchsen? Was sollen Deine Lanzen? Meines Kaisers Lanzenträger sind zahllos, wie die Halme der Steppe. Sie reiten Pferde, die schneller sind als das Zebra und muthig wie die Büffel. Er selbst und seine Leibwache tragen Panzer von Stahl und Silber — was sollen da Deine armen nackten Burschen mit ihren Waschlappen von Büffelschildern!" Mandara sperrte bei dieser Schilderung vor Erstaunen und Entzücken das Maul auf und der deutsche Offizier klopfte ihm lächelnd auf die Schulter: „Laß gut sein, mein lieber Mandara! Es bedarf keiner Gesandtschaft. Mein Kaiser hat mich ja zu Dir gesandt; und ich bin Dein Freund und will ihm Gutes von Dir schreiben!"

Zelewsky hat nicht immer eine glückliche Hand gehabt. Am Kingani und in Pangani war sein Stern gegen ihn und seine Verachtung der Eingeborenen ist ihm gegen die kriegstüchtigen Wahehe zum Verhängniß geworden. In Kiloa aber hat er Großes geschaffen und dort oben im Dschaggalande war seine ritterliche Persönlichkeit zu schwieriger Zeit durchaus am Platze, vielleicht eben, weil er die Gefahr seiner Stellung wohl zu würdigen wußte. Anders als dieser ostpreußische Edelmann vom altem Schrot und Korn ist Herr Otto Ehlers geartet, ein liebenswürdiger Allerweltsfreund und Schwerenöther. Natürlich schlug er, als eine Feuilletonreise ihn 1888 zum Kilima-Ndjaro führte, Mandaras erneute Bitte nicht ab und brachte die Gesandtschaft nach Berlin, — mit einem Elfenbeinzahn als Geschenk. Wie die Burschen unter des würdigen Ali bin Hamadi Führung sich hier aufgeführt haben, ist bekannt. Man erzählte sich damals, daß, als Kaiser Wilhelm bei der Parade einen der Dschagga-Neger gefragt habe: „Nun, wie gefällt es Euch in Deutschland?" ihm zur Antwort gegeben worden sei: „Soldaten hast Du ja sehr viele, aber wir im Dschaggaland haben mehr Rinder." Worauf der Kaiser sich lachend mit der Bemerkung abgewandt habe: „Führen Sie die Burschen auf den Viehhof!" Dann kehrten die Neger heim und Herr Otto Ehlers brachte an den Kilima-Ndjaro die Gegengeschenke des Deutschen Kaisers. Die Quittung gab bald darauf Mandaras unverschämter Thronerbe Meli in dem Aufstande, dessen Niederschlagung uns viel Kraft und gutes Blut gekostet hat.

Wir verstehen unser Interesse schlecht, wenn wir diese Farbigen nach Europa bringen. Doppelt widerwärtig wird aber die Sache, wenn die exotischen Gäste nach Deutschland mit Kenntniß unserer Sprache kommen. Das, was wir ihnen an Schlimmem und Häßlichem in unserer Civilisation gern verhehlen möchten, läuft ihnen auf offener Straße in die Arme, — und es sind, Gott

sei es geklagt, nicht nur die öffentlichen Dirnen. Ich will dieses trostlose Kapitel nationaler Schmach hier nicht erschöpfen, — wer seine Augen offen gehalten hat, weiß, was ich zu beklagen habe. Die Folge ist, daß solche Burschen uns im innersten Grunde verachten, daß sie uns für ausgemachte Narren halten, die nicht einmal ihre Weiber zu hüten verstehen, und daß sie, in ihre Heimath zurückgekehrt, gerade Das untergraben, was allein uns den inneren Rechtstitel auf unsere herrschende Stellung sichert: die ehrfurchtvolle Scheu der Eingeborenen vor der geistigen und sittlichen Ueberlegenheit der weißen Rasse.

Das allersicherste Mittel, um Ostafrika zu einem Vulkan unaufhörlicher Aufstände zu machen, findet seinen kurzen und bündigen Ausdruck in dem Satze der Regirung-Denkschrift für Deutsch-Ostafrika: „Die Unterrichtssprache ist die deutsche, nur Rechnen wird in Kisuahili gegeben."

Fritz Bley.



An Lethes Ufern.

Heute sah sie mich an mit ihren sanften Augen, die gütige Trösterin, meine theuere Muse, die mich immer liebt und die mir treu zur Seite steht; und sie blickte mich lange an, gerührt von meinen Thränen, und gab mir ein Zeichen, ihr zu folgen.

Viele Stunden lang, viele Stunden, fern von den Städten, fern den Ebenen, fern den Bergen und fern dem All, das die sterbliche Erde ist, zogen wir dahin zwischen fahlen Nebeln, unter einem feuchten Himmel, dessen Wolken, immer luftiger und luftiger und in verblaßten, schwankenden, schwindenden Formen, dem müden Wanderer wie Fetzen seiner Seele scheinen, die in den Lüften verflattern. Da erreichten wir endlich den zitternden Rand eines Flusses — Ufer mitten im Gewölk! — und die leise und düstere Fluth, die bleich, kaum sichtbar, dahinglitt unter melancholisch geneigten, hageren Pflanzen, war wie das Gespenst eines Flusses zwischen den Manen des Uferschilfs.

Und da sagte die Tröstende zu mir: „Du siehst den göttlichen Lethe. Da die Erinnerung an so oft verlorene Liebe das Herz Dir mitleidlos zerreißt und da Du nicht lachen kannst wie die anderen Menschen, nicht singen kannst wie die anderen Dichter, weil Dich das Einst so unversöhnlich zwingt, trinke drum von dem Wasser dieses düsteren, leisen Flusses, trinke bis zur Trunkenheit, — und die Erinnerung wird schwinden!"

Dann entfernte sie sich, ein Nebel querhin durch die Nebel; auch hatte sie mir noch einen Becher geschenkt, durchschimmernd und hell, aus eitel Schnee

geformt, und so leicht und so bleich, daß er ein Lilienkelch schien, gewoben aus glitzerndem Mondlicht.

Dem Tantalus gleich, der den verzehrenden Durst nun endlich zu löschen versucht, bückte ich mich zu dem Strome hinab. Doch nein, ich füllte den Becher nicht; und der schneeige Kelch in meiner Hand, die schlaff herabhing, streifte kaum die Fluth zwischen dem schaukelnden Schilfrohr.

* * *

. . In der Vorstadt wars, in einem kleinen Hause, wo Waldreben wild in die Höhe kletterten. Dort wohnte Denise. Ich war sechzehn Jahre alt, — nein, nicht einmal, erst fünfzehn. Und es wunderte mich nur, daß so viele Leute gleichgiltig vorübergehen konnten an diesem kleinen Hause: Gemüsegärtner, die in die Stadt zu Markte gingen; oder arme Commis, Frühaufsteher, die es eilig hatten, weil doch ihr Chef so bärbeißig war; Bauern, die zum nachbarlichen Felde zogen, die Aexte auf den Schultern; oder auch Fuhrleute, die „Hü!" und „Hott!" schrieen und unter sausendem Peitschengeknall den Hügel hinauffuhren. Sie Alle konnten vorübergehen, gleichgiltig, ohne auch nur zu ahnen, daß das anbetungwürdigste Mädchen noch schlummere, da oben, hinter den grauen, geschlossenen Fensterläden. Ich, o ich wußte es gut, daß sie oben war, meine wunderliebliche Denise, und daß sie im schmalen, kleinen Bett von ihren Lieblingsvögeln träumte, die am Tage vorher im Käfig gerauft hatten, bevor sie die Köpfchen unter die Flügel steckten. Und ich wußte auch recht gut, was zu thun war, daß meine Langschläferin erwache. Dahinschleichend an den Mauern, die Hände in den Taschen, fast wie zerstreut, so trällerte ich im Vorüberhuschen vor dem verschlossenen Fensterladen ein Lied, das sie mich gelehrt, das alte Lied unserer jungen Liebe; dann versteckte ich mich hastig und schnell im Gäßchen, seitwärts, nächst ihrer Wohnung.

Nicht lange hatte ich zu warten. Bald öffnete sie sanft, um Vater und Mutter nicht zu wecken, ihr Fensterchen und zeigte ihr kleines, rosiges Gesicht, auf dem ein schönes Lächeln lag, und ihre grauen Augen leuchteten und staunten, unter flatternden Locken, im ungestümen Lichte des Morgens. Und dann gingen wir die Pfade entlang, die den Garten durchzogen, hinter den kleinen Häusern vorbei und hinein in die thauglitzernden Wälder. Ihr erinnert Euch noch, Ihr alten Rüstern, der vielen Blüthen und Blumen, die wir gepflückt im fröhlichen Schatten, der dahin, dorthin strich, auch dahin, dorthin schwand, wenn die blinzelnde Sonne kam. Wir gingen immer weiter hinein in die grüne Tiefe des Geästes ringsum und quer durch die hohen Gräser, wo halbwilde Katzen hurtig umhersprangen zwischen spärlichen Glockenblumen und den geborstenen Perlen frisch gefallenen Thaues. Hand in Hand, ihr Köpfchen zuweilen an meine Schulter gelehnt, sagten wir uns zarte Dinge, mit Seufzern schon und doch noch lächelnd, während die Vögel in den erwachten Blättern schwatzten, lustig wie wir, und sich lieb hatten, just so wie wir.

Wie wir? Nein. Unsere Herzen waren so rein, daß sie mich fragte, zu Tode erschreckt, warum denn der Buchfink dort unten so seltsam flattere, die geschwellten Federn auf seine Finkin gepreßt, und mit den Flügeln den Staub

der Erde schlagend, — und daß ich, der Keusche, nicht wußte, was da zu antworten... Ach, die süßen, die lieben Stunden! Doch — eines Morgens, trällert ich vergebens das alte Lied vor dem grauen Fensterladen, der traurig geschlossen blieb, und endlich, drei Tage später, kam sie aus dem Häuschen der Vorstadt heraus, unter einem weißen Tuche, in einem Sarg, dem Vater und Mutter gebückten Hauptes folgten, und dann die Landleute — und ich, ein Wenig abseits, weinend . . .

Das Herz gepreßt, weil diese leichenblasse Erinnerung gekommen war, tauchte ich den Becher in den Fluß. Doch zog ich ihn nicht heraus; und das leise, düstere Wasser wirbelte sacht und plätschernd um meinen Kelch, der in den Farben des Schnees und des Mondliches erglänzte.

* * *

— — — Schön? Nein; wohl aber sehr blond, sehr weiß und sehr voll; alle Gassenhauer auf den Lippen und alle Schnurren und Schalkspossen in den Augen; ein Kleid für neununddreißig Francs — kein Mieder darunter — und aufgebauscht durch die gesunde Fülle ihres Leibes. Ein teuflischer Frohsinn in ihr, entfacht durch Champagner, den sie, drei Francs die Flasche, beim Krämer an der Gassenecke gekauft, durch Krebse, die sie dann immer, zu zehn Centimes das Stück, in Papier gewickelt, dem Spezereiwaarenhändler aus dem Laden schleppte; und dieser teuflische Frohsinn warf Hut und Mantel aufs Bett und löschte mit der Spitze des Stiefelchens die einzige Kerze, die unser Souper erhellte. Rose-Rosa-Rosette betäubte, blendete, bezauberte meine Jugend, meine Studienzeit. Nicht einen Sou für morgen? Bah, da frühstücken wir gleich heute Abend; in den späten Tag hinein schlafen, mit hungrigem Magen, ist ja auch nicht so fürchterlich, wenn die Liebste hold lächeln kann. Fast hatte ich mich verliebt in sie . . . Und als sie dann von einem ganz niederträchtigen Commis-Voyageur entführt wurde, der aus Belgien herbeigekommen war, um die öffentlichen Harems von Brüssel und Antwerpen zu bevölkern, da saß ich recht vergrämt im Kämmerchen der Rue Fleurus, wo sie ihr Lachen gelacht und ihr Liedchen gesungen...

Ich zog den gefüllten Becher heraus. Aber ich führte ihn nicht zum Munde; und ich sah mit starrem Blick in das verschmachtende Wasser, das in der mondbereiften, bleichen Lilie schlummerte.

* * *

— — Du warst vollkommen, Lucie! Groß, schlank und von so mildem Ernst in Deiner langen Robe, deren Schleppe — wenn Du, so selten, aus Deiner Kutsche stiegst — anzusehen war, als verachte sie das Pflaster der Straße; stets mit geschlossenen Lippen, die Augen halb verschleiert, auch unter dem Schutze gesenkter Wimpern, erschienst Du mir wie die Aristokratie selbst; eine Göttin fast, doch kaum ein Weib. Aller Liebreiz, der weder Gewährung noch Verheißung ist, und aller Wohlgeruch, der doch nicht lockender Duft ist, strömte von Dir aus, Du Stolze. Abends, in der Oper, hattest Du eine Art, Dich aufzustützen auf den Sammet Deiner Loge, eine Art, die alle Männer, Sänger und Zuschauer, geringschätzte, auf gar nichts Anderes achtete als nur auf die keuschen, verdämmernden Zärtlichkeiten der Musik. Und wenn Du auf den

Knieen lagst, morgens in der Kirche, dann war in Deiner demüthigen und zugleich so stolzen Haltung ein Etwas, das dem Gotte da droben verkündete: Du seiest da, und das ihm anbefahl, Dich zu erhören. Ach, Du Hohe, so Ferne, ich liebe Dich, ich armer Mann! Wenn Du vormittags ausgingst, schwarz gekleidet und hinter einem Schleier geborgen, um das Werk Deiner Liebe zu thun, folgte ich Dir unbekannt; ich rannte hinter Deinem Wagen einher, glücklich, noch rechtzeitig angekommen zu sein, um Dich das Trottoir betreten zu sehen, — und da war manch niedriges Haus, in das Du Trostesworte trugst und wo Du mit behandschuhter Hand Goldstücke vertheiltest.

Mir träumte, daß ich krank sei und elend, daß ich auf einer Pritsche liege und sterbe, denn vielleicht wärest Du dann in meine Mansarde getreten; mit welch unsäglicher Inbrunst hätte ich dann, Deinen Fingern nicht allzu nahe, das theure Almosen geküßt!

Der Mensch, der sich, im Bois, auf die Gefahr hin, zermalmt zu werden, mitten unter die Karossen stürzte, um sich Deinem Wagen nähern zu können; der Mensch, der sich in den Thorwegen der Hotels unter das galonnirte Gewühl der Lakaien mischte, um Dich, nur Dich, von leuchtenden Lampen und seltenen Pflanzen umgeben, die weich gedeckten Stufen herabsteigen zu sehen, — der Mensch war ich! Und ich habe mich niemals beklagt, Dir ewig fern bleiben zu müssen. Ich wußte doch, daß Du, wie Du die Schönste und Größte warst, zugleich auch die Reinste geblieben sein mußtest; daß ich niemals, selbst eingeführt in Deine Welt, irgend welche Hoffnung hätte hegen können; daß die Strenge Deines Lächelns die Wünsche in allen Herzen tilgt, die Geständnisse auf allen Lippen löscht. Schwermüthig sagte ich mir, daß ich Dir ein Mensch bin, der nicht existirt. Du warst die Gottheit, ich der Gläubige. Und kennt denn Gott all seine Getreuen? Das Glück, Dich anzubeten, tröstete mich in meiner Trauer, Dir Dies nicht sagen zu dürfen ... Und dieses Glück dauerte drei Jahre lang, bis zu jenem Tage, da ich vernahm, daß Dein Mann eine Scheidungsklage gegen Dich angestrengt habe, weil er Dich eines Abends, heimgekehrt von der Jagd, in den Armen seines Reitknechtes überraschte, ... auf dem Dachboden, über dem Pferdestall.

— —

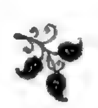
Kühn entschlossen setzte ich nun meine Lippen an den Becher. Aber ich trank nicht einen Tropfen dieses leisen, düsteren Wassers, das zurückfloß in den Strom, ins Schilfrohr hinein, wie Thränen ...

Und nun kam sie, die mich zum Lethe geführt hatte, und rief:

„Wie! Du willst nicht vergessen, Du, der Du doch leidest?“

„Grausame Trösterin“, gab ich zur Antwort, „es giebt keine unglückliche oder verächtliche Liebe, deren Erinnerung so entsetzlich wäre wie die Verzweiflung, nie geliebt zu haben. Und wenn Du einen Fluß kennst, dessen gebenedeites und verfluchtes Wasser das Gedächtniß verjüngt und entflammt, dann geleite mich zu seinen Ufern, auf daß ich mich berausche an meines Herzens Leid und Lust.“

Paris. Catulle Mendès.



Für Thron und Altar.

Wird der Freiherr Wilhelm von Hammerstein, der des Betruges und der Unterschlagung einer ihm anvertrauten Sache (§ 246) seit Monaten dringend verdächtig ist, von der Königlichen Staatsanwaltschaft verfolgt? Nein; der Freiherr Wilhelm von Hammerstein hat sich ungehindert aus dem Staube gemacht und reist, wie der kleine Ulan aus dem galanten Lied, vergnügt durch die weite Welt. Ist gegen den Urheber der läppisch frechen Inschrift, die in einer Gedächtnißkirche die Stadtbehörden von Berlin beschimpfte, wegen Beleidigung einer Behörde und wegen Beschädigung eines dem Gottesdienst gewidmeten Gegenstandes (§§ 185, 196, 304) die Anklage erhoben worden? Nein; nicht einmal ein Wort des Tadels ist, offiziell oder offiziös, über den unfrommen und unanständigen Lümmelwitz ausgesprochen worden. Ist während der letzten Wochen die Justiz überhaupt in Bewegung gekommen? Ja; ein paar sozialdemokratische Redakteure sind verhaftet, ein paar sozialdemokratische Blätter sind konfiszirt worden. Der Effekt dieses Bemühens war bisher, daß die Auflage des „Vorwärts“ um ein paar vierstellige Ziffern gestiegen ist, und er wird weiter sein, daß, allen Illuminationen, Festreden und Absperrungen zum Trotz, das Ergebniß der nächsten Wahlen Entsetzen erregt. Davon wollen die Stützen des Thrones und des Altars nichts hören: sie hetzen, weil es ihr Klasseninteresse so gebietet oder weil menschenkundige Klugheit in ihrem Besitzstand fehlt, zu einem neuen Kampf gegen den Umsturz und es scheint, daß wir die thörichte Trostlosigkeit dieses Gezänkes noch einmal erleben müssen. Jedes Wort darüber wäre verloren; man darf mit verschränkten Armen einstweilen zusehen, wie das Verhängniß seinen Lauf nimmt und wie die großbourgeoise Rachgier alle schlimmen Geister in unserer Volkheit entfesselt. Nur die dreiste Berufung auf den Kaiser, mit der die Hetzer heute paradiren, muß man als eine unverschämte Lüge sofort zurückweisen. Dem Kaiser ist es, zu seinem und unserem Heil, nicht eingefallen, gegen die Sozialdemokratie die Schutzmannschaft oder gar die Garden aufzurufen; er hat, in seiner Sedantafelrede, seinem Unwillen über taktlose und rohe Beschimpfungen seines Großvaters Luft gemacht, und wenn man dieser Rede, die namentlich im Auslande ganz falsche Vorstellungen erwecken kann, auch eine andere Form gewünscht hätte, so bietet sie doch der Hetzarbeit kapitalistisch oder proletarisch interessirter Leute nicht die geringste Handhabe und nicht der geringste Anlaß liegt zu dem Glauben vor, es sei mit den bestehenden Gesetzen nicht weiter mehr auszukommen. Daß dieser Glaube so eifrig genährt wird, hat einen ganz anderen Grund: vortreffliche Menschen, denen jedes soziale Organ fehlt, die für soziale Entwickelungen kein Verständniß haben und die, weil sie zu träge sind, um Gescheites und Ernstes zu lesen, aus Zeitungen nur jahraus, jahrein ihre Weisheit schöpfen, möchten mit ihrer Behauptung, nur die Kanonenpolitik könne die kranke Zeit heilen, um jeden Preis Recht behalten; Schmutzfinken, die jede Enthüllung zu fürchten haben, möchten die sozialdemokratische Presse, die Stätte solcher Enthüllungen, mit Feuer und Schwert vernichten; und Parteien, denen der große Krach droht, möchten das bedenkliche Knacken und Knistern mit ungeheurem Lärm übertönen. Diese Privatvergnüglichkeiten sind sehr spaßhaft anzusehen; aber die Wackeren, die so sich ergötzen, dürfen nicht hoffen, daß wir etwa, um sie nicht zu stören, uns nun mäuschenstill verhalten werden.

Nachgerade drängt sich gebieterisch doch die Frage auf, ob der Kampf gegen die ungesunden Elemente im deutschen Volksthum am Ende nicht nach verschiedenen Richtungen geführt werden muß und ob in den Stützen von Thron und Altar nicht geschäftig der Wurm sein Bohrwerk begonnen hat. Da sind Briefe des Freiherrn von Hammerstein veröffentlicht worden, die in die Weltanschauung und in die Moralbegriffe einzelner Mitglieder der konservativen Fraktion die merkwürdigsten Einblicke gewähren. Was sagt die konservative Fraktion dazu? Nichts; sie hat es geduldet, daß ein Wicht, den ihre Führer längst als Lumpen kannten, Jahre lang sein schmieriges Gewerbe als Dieb und Verleumder betrieb, und sie findet es vorläufig nicht der Mühe werth, auch jetzt nur von ihm und von seinen Spießgesellen sich loszusagen. Da hat man einen Brief des Herrn Stoecker gelesen, worin von dem „schnöden Spiel" und den Intriguen Bismarcks geredet und das beste Mittel empfohlen wird, den jungen Kaiser zu kirren und den alten Kanzler zu stürzen. Der Brief schändet den Menschen Stoecker nicht, denn die besondere Sittlichkeit politischer Taktiker gestattet ja jede Lüge und erlaubt auch, öffentlich zu Geschäftszwecken in Bismarckbegeisterung zu machen, wie Andere in Korn oder alten Hosen, und insgeheim wüthend gegen Bismarck zu wühlen. Wenn aber Herr Stoecker, den man bisher, weil ihn die Meute gierig umkläffte, für einen reinlichen Menschen hielt, daran denkt, auch jetzt noch die Kanzel zu besteigen und als ein frommer Christ christlichen Sinn zu verkünden, dann wird er darauf gefaßt sein müssen, daß man ihm in die Zähne lacht und ihn an den Brief erinnert, der die niedrigste Praxis der lichtscheuen Hintertreppenpolitiker empfiehlt. Nur die Erkenntniß, von welchen Leuten ein Herrscher umgeben sein kann, macht es verständlich, daß der Kaiser zwei Monate nach seiner Thronbesteigung vor der in die Knie knickenden Höflingsschaar von dem Manne, dem das Hohenzollernhaus seinen Glanz verdankt, sagen konnte: „Sechs Monate will ich den Alten verschnaufen lassen, dann regire ich selbst," und daß er dennoch am Sylvestertage desselben Jahres 1888 an Bismarck schrieb: „Mit Freude und Trost erfüllt mich der Gedanke, daß Sie mir treu zur Seite stehen und mit frischer Kraft in das neue Jahr eintreten. Von ganzem Herzen erflehe ich für Sie Glück, Segen und vor Allem andauernde Gesundheit und hoffe zu Gott, daß es mir noch recht lange vergönnt sein mag, mit Ihnen zusammen für die Wohlfahrt und Größe unseres Vaterlandes zu wirken." Der Widerspruch zwischen den beiden Sätzen wäre unverständlich, wenn man jetzt nicht wüßte, wie gegen das feinste Empfinden des Monarchen ein im Finstern waltender Caucus heimlich seine Minengänge gräbt. Dieser Ring aber muß endlich, ehe es für die Volksgesundung zu spät ist, durchbrochen und der unwürdige Schwindel, den die angeblich für Thron und Altar voll und ganz Begeisterten zu Gunsten ihrer Privatgeschäftchen treiben, muß aufgedeckt werden, damit nicht der für die Sozialdemokratie nützlichste Glaube entsteht, daß wirklich nur Lug und Trug die Stützen unserer Herrlichkeit sind. Will sich die konservative Fraktion von diesem wohlthätigen Werk fern halten, dann wird sie, ehe sies ahnt, unter den Hammersteinen begraben werden und sie wird im Sinken noch erleben, mit welcher nie erschauten Rücksichtlosigkeit die faulen und feilen Elemente in ihren Reihen von Männern entlarvt werden, die, ohne für Thron und Altar das Maul vollzunehmen, die beste Kraft und den heißesten Muth an die künftige Gestaltung der deutschen Geschicke setzen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 21. September 1895.

Sind wir verkommen?

Sind wir verkommen? Diese Frage müßten wir fünfundzwanzig Jahre nach Gravelotte und Sedan selbst uns vorlegen, auch wenn wir hierzu nicht von außen her genöthigt wären. Vorgelegt wird sie uns jedoch von außen her. Da hofmeistert uns der „Standard" des Lord Salisbury, als wäre unsere politische Standarte oder Währung noch so schlecht wie zu jener Zeit, da die Engländer für ihre „most gracious Queen" einen Prince Consort aus Koburg holten. Da liest uns selbst ein Organ vom Ernste des „Journal des Débats" mit Verwerthung einer Rede Treitschkes über unsere Versunkenheit den Text, als ob die Franzosen schon wieder einen Mélac ungestraft uns senden könnten. Und leider waren es nicht blos einzelne Hundstagsstimmen englischer und französischer Journale, welche die gestellte Frage dreist bejahten. Wer, wie ich, die Gelegenheit hatte, neuerdings andere verbündete und feindliche Völker und Staaten zu sehen und Männer zu sprechen, darf sich nicht verhehlen, daß wir im Ausland lange nicht mehr Das sind, was wir bis 1890 waren, daß wir in den Augen von Freund und Feind wirklich ziemlich stark heruntergekommen sind. Sehen denn aber diese Auslandsaugen richtig?

Wer außerhalb Deutschlands zuhört und zusieht, worauf Freund und Feind unser vermeintliches Verkommen zurückführen, erkennt leicht die Faktoren, die man dort in die Berechnung unserer Schwäche einsetzt. Zwar das Einzelne, was vorgebracht wird, wäre schwer aufzuzählen, ohne gähnen zu machen. Alles läßt sich aber leicht in drei Punkte zusammenfassen. Einmal: der Dreibund ist durch die von Rom aus in Deutschland und in Oesterreich unterhaltene Minirarbeit innerlich unterwühlt und bei einem Thronwechsel in Oesterreich wird er in Trümmer gehen. Zweitens: Deutschland ist dem persönlichen Regiment verfallen; die vermeintliche Wiederverknechtung der

Deutschen soll damit bewiesen werden, daß in Deutschland nach innen Dinge möglich gewesen seien wie das Zedlitzsche Schulgesetz und jüngst das Umsturzgesetz und daß nach außen eine Aktion habe stattfinden können wie die Stegreifdemonstration im Bunde mit Rußland und Frankreich und ohne Vorwissen der zwei Dreibundgenossen Oesterreich und Italien, — daß ferner eine Aktion erfolgen konnte wie die Hingabe von Sansibar und halb Nordostafrika um das Linsengericht Helgoland. Als dritte Größe, die in die auswärtige Berechnung unserer Schwäche eingesetzt wird und die für den Kalkul unserer Feinde nicht als quantité négligeable gilt, erscheint immer wieder die Parteizerrissenheit im Allgemeinen, namentlich aber die Stärke der Sozialdemokratie, neuestens weiter das mächtige Wiederaufleben der bürgerlichen Demokratie in Württemberg und die vermeintliche Waffenstreckung der dortigen konservativen Regirung, von wo aus bei ersten Unglücksfällen es nur ein Schritt zu einem neuen Rheinbund sein werde.

Diesen Berechnungen gegenüber wirkt es denn doch für uns Deutsche sogleich sehr beruhigend, wahrzunehmen, wie man auch nicht den Schatten eines Beweises dafür zu erbringen vermag, daß wir in irgend einem Punkt, der die Kraft eines Volkes in staatlicher und sozialer Hinsicht begründet, überhaupt verkommen, wenigstens mehr verkommen seien als irgend eine der unübertrefflichen Nationen, die außerhalb des Dreibundes bei Wein, Whisky oder Wutki uns vermeintlich um Pferdelängen vorangekommen sind. Im öffentlichen und im privaten Bildungwesen sind wir immer noch nicht überholt, meistens noch nicht einmal eingeholt. Unsere Industrie ist nicht nur nicht zurückgegangen; ihre Entwickelung seit 1870 bildet den Aerger unserer Feinde und Rivalen. In sozialpolitischen Reformen sind wir vorangegangen und trotz der großen Organisationfehler, die übrigens nicht unverbesserlich sind, sind wir darin nicht eingeholt, geschweige überholt worden. Das Nothleiden der Landwirthschaft ist unleugbar; es ist jedoch nicht blos ein deutsches Uebel, und wenn man die daraus hervorgegangene großagrarische Zugriffslust noch so entschieden ablehnen mag, so haben die französischen Großagrarier unter dem glorreichen Méline längst herzhafter und erfolgreicher zugegriffen als Die um Kanitz bei uns, und auch in England regt sich ja der 1847 durch die Kornzollgesetze Peels vertilgte Großgrundbesitzerappetit wieder ganz gewaltig. Die besondere Sittlichkeit, was Ehe und Familie betrifft, ist bei uns, wenn sie überhaupt gesunken ist, wofür es keinen sicheren Maßstab giebt, sicherlich nicht rascher und tiefer verkommen als anderwärts; und selbst im deutschen High life sind die Skandale sicherlich nicht größer als auf den schönen Plätzen, worüber die Pall=Mall=Gazette selbst von und für Prinzen Bericht erstattet. Daß unsere Familienzustände nicht entfernt so kernfaul zu werden drohen wie diejenigen Frankreichs, dafür zeugt die ununterbrochene Volkszunahme, der

Frankreichs Sterilisirung, namentlich der höheren Gesellschaftschichten, nicht gerade als Objekt für Verleihung von Tugendrosen gegenübersteht. Wie für Bildung und Wissenschaft, geschieht für materielle Volkswirthschaft- und für Volksgesundheitpflege immerfort mindestens eben so viel wie irgendwo sonst. Wir haben eben die Welt zur Einweihung des Kaiser Wilhelm-Kanals laden können. Obwohl wir Moltke nicht mehr haben, besitzen wir doch eine gefürchtete Armee, und eine Flotte, der das Ausland nichts am Zeuge zu flicken vermag, ist hinzugekommen. Was die Militär- und Flotten-Verwaltung betrifft, so sind wir schwerlich zurückgeblieben. Unsere Intendantur scheint auf einer Stufe der Ausbildung zu stehen, die wohl von keiner anderen Militärverwaltung erreicht ist und zur Ueberraschung unserer Feinde im Ernstfalle auch Millionenheere bewegungsfähig erhalten wird; selbst Fehler der Heerführung — wir vermögen übrigens die überlegenen Generale der Zukunft auch bei den Franzosen und Russen noch nicht zu entdecken — würden vielleicht durch die Intendantur für uns wieder gut gemacht werden. Auf das allgemeine Verkommen des deutschen Volkes in seinem staatlichen und sozialen Grundbestande möge also das Ausland nur nicht zählen. Dieses Volk birgt in sich eine Kraft, die nicht blos absolut, sondern wahrscheinlich auch relativ, d. h. verglichen mit der anderer Nationen, mächtig gewachsen ist, eine Kraft, in deren Besitz Deutschland auch heute noch Niemand zu fürchten braucht als Gott. Das ruhige, wenn auch getragene Selbstbewußtsein, das heute sich kundgiebt, ist sichere Bürgschaft dafür, daß im Falle eines Angriffes auf Deutschland diese gewaltige, wohl gerüstete Volkskraft mit ungeheurem Schwung sich entfalten wird, wenn wir leider — hierin freilich kaum schlimmer daran als die Engländer, Franzosen und Russen — auch einen neuen Moltke und Bismarck nicht zur Verfügung haben und möglicher Weise auch nicht bekommen werden.

Objektiv, an uns selbst, sind wir in der That nicht verkommen. Das ist meine feste Ueberzeugung. Aber nach der subjektiven Meinung unserer Feinde und theilweise auch unserer Freunde im Ausland sind wir es mehr oder weniger und wären wir es auch dann, wenn die akademischen Berufshistoriker es unterließen, ihr angemaßtes Richteramt über Tote und Lebende zum Ergötzen des Auslandes zu üben. Auch irrige Vorstellungen über uns schwächen uns und können den europäischen Frieden gefährden. Man muß sich also mit den dreierlei Faktoren, die in die Berechnung unserer angeblichen Versunkenheit eingesetzt werden, dennoch etwas genauer beschäftigen und zusehen, ob denn nicht auch der vom Ausland gehoffte ungeschickte Verbrauch unserer unangebrochenen Volkskraft verhütet werden könnte.

Man sagt uns überall: der Dreibund sei von Rom aus bereits mit Erfolg unterwühlt, indem man auf die ungarischen Kirchenwirren und auf die im Trüben fischenden Gefälligkeiten des Centrums in der Kommission für

das Umsturzgesetz hinweist. Ich hielt dieser Meinung überall Folgendes entgegen. Die Ungarn haben Agliardi heimzuschicken vermocht; und der gegenreformatorische Trank, der bei uns in die Schalen der Umsturzvorlage gefüllt werden sollte, ist selbst vom jetzigen Deutschen Reichstag rundweg abgelehnt worden. Ob die schwarzen Pläne, die man dem Kardinal Rampolla gegen den Dreibund zuschreibt, wirklich bestehen oder nicht, — für besonders gefährlich können sie nach dem Ausfall der soeben an Ungarn und am Deutschen Reichstag angestellten Belastungproben dennoch nicht angesehen werden. Wenigstens so lange nicht, als der Mann von seltenster Treue und Gewissenhaftigkeit, der den Thron Oesterreich-Ungarns einnimmt, das Szepter führt. Und auch dann nicht, wenn unter seinem Nachfolger — wer es sein wird, ist ja in bestimmter Weise überhaupt noch nicht absehbar — der römische Einfluß bereitwilligere Aufnahme fände. Der Ausgang der Kirchenwirren in Ungarn hat es bewiesen, daß die nicht ultramontanen Elemente der habsburgischen Monarchie unter keinem Monarchen für Zwecke des Auslandes und des Vatikans werden überrannt werden können. Man darf eben nicht vergessen, daß in Oesterreich-Ungarn das persönliche Regime unwiederherstellbar dahingegangen und das parlamentarische genug erstarkt ist, um für jeden Versuch der fraglichen Art den Erfolg unmöglich zu machen. Die größere Gefahr für den Dreibund und für Deutschland im Dreibund von Oesterreich her ist wohl der geladene Haß Ungarns gegen Rußland für den Fall der gewaltsamen Aufrollung von Balkanfragen durch Rußland. Allein bei einem klaren positiven Programm Deutschlands für diese Fragen kann gar keine Rede davon sein, daß wir nur die Wahl hätten, entweder den Oesterreichern bundesuntreu zu werden oder Kriege lediglich für Oesterreich-Ungarn zu führen. Der Dreibund scheint mir von der Donau her noch lange nicht gefährdet zu sein. Wir sind nicht nur selbst kein verkommenes, sondern auch kein schon vom Dreibund verlassenes Volk.

Eben so wenig finde ich Deutschland durch sein Parteiwesen in Verkommenheit gerathen. Zwar hat Rußland keine öffentlichen Parteien; stärker ist es aber darum aus bekannten Gründen nicht. Frankreich und England dagegen sind mindestens nicht weniger von innerem Parteitreiben zerrissen als wir, namentlich was den raschen Fortschritt in der Zersetzung durch radikale Parteien betrifft. In England zumal ist der praktische Radikalismus durch die Verfassungsgesetzgebung der letzten vierzig Jahre rascher zu Erfolgen gelangt als in Deutschland; es ist — der Wahlsieg des Lord Salisbury gegen Home Rule darf darüber nicht täuschen — dort nur noch sehr wenig übrig, was an wahrer Macht des Königsthumes und der bisher herrschenden Aristokratie durch den Radikalismus wegzureißen wäre; auch dieses Wenige wird wohl nicht mehr lange dem Anprall einer unwiderstehlichen Demokratisirung Stand halten. Die eigentliche Sozialdemokratie erhebt auch in England immer kecker

ihr Haupt und die Zertrümmerung alles gebundenen Großgrundbesitzes läßt sich jetzt schon als das Ende vom Liede Henry Georges über die Bodennationalisirung mit einiger Wahrscheinlichkeit absehen. Man begreift hiernach nicht, wie gerade nur Deutschland durch den allgemeinen Zug des Zeitalters zur Demokratisirung, durch die dem allgemeinen Stimmrecht anhaftende Parteienleidenschaft geschwächt und bedroht sein soll.

Wirklich komisch ist für einen Schwaben die Meinung, die mir an vielen Orten bezüglich des Sieges der württembergischen Demokratie entgegengetreten ist. Es ist grundfalsch, aus dem Wahlsieg der bürgerlichen Demokratie in Württemberg und aus dem Entgegenkommen der württembergischen Regirung dieser Partei gegenüber irgend Etwas wie Bedrohung, Zerrüttung und Wiederauflösung Deutschlands ableiten zu wollen. Davon ist gar keine Rede. Ich bin von Geburt und heute noch von Gesinnung ein Schwabe. Ich bin aber auch weit genug in der Welt herumgekommen, um nicht mit vielen meiner Landsleute die Gegend zwischen Stuttgart und Eßlingen für das Paradies der Welt und Württemberg überhaupt — mit Homer zu sprechen — für den Nabel der Erde anzusehen, und ich glaube deshalb, alles Zeug eines unbefangenen Beobachters schwäbischer Zustände und Personen um so mehr zu haben, als ich allem landsmannschaftlichen Parteileben persönlich durchaus fern stehe. Nur desto zuversichtlicher glaube ich das Urtheil aussprechen zu dürfen, daß der Sieg der schwäbischen bürgerlichen Volkspartei und die Transaktion des altkonservativen Ministeriums Mittnacht mit dieser Partei in keiner Hinsicht als ein Zeichen des Zerfalles des Deutschen Reiches und der Bedrohung unserer nationalen Einheit angesehen werden darf. Wie der fragliche Sieg durch die Entwickelung oder auch Nichtentwickelung des inneren schwäbischen Volkslebens seit Jahrzehnten gekommen ist und kommen mußte, wäre leicht nachzuweisen. Wohl ist nicht zu verhehlen, daß Viele in Schwaben es für das Richtigere gehalten hätten, wenn Herr von Mittnacht einem Koalitionkabinet Payer-Haußmann-Gröber das Feld zum „Hic Rhodus, hic salta!" geräumt hätte. Wer nach Jahrzehnten konservativ-nationalliberaler Mehrheitherrschaft im „Halbmondsaal", wo die württembergische Abgeordnetenkammer tagt, diese Parlamentsstätte wieder einmal besuchte, durfte ja sagen: „G'rad, in die Kammer da komm ich herein, Halbmond, wie siehst Du so sonderbar drein, linker Hand, rechter Hand Alles vertauscht, Halbmond, ich glaube gar, Du bist berauscht!" Aber Gefährliches für Deutschland lief dabei in keiner Weise auch nur einen Augenblick mit unter. Herr von Mittnacht hat eben statt der Uebergabe der Geschäfte an die Demokratie den gegentheiligen Weg eingeschlagen, der Absicht nach gewiß nicht im Geiste einer Hufelandschen Makrobiotik speziell für Minister, sondern um sein Heimathland dem Schicksal einer Kette schroffer Systemwechsel zu entziehen. Daß ihm hierbei die demokratische

Opposition ohne eigenen Portefeuille-Heißhunger entgegenkam, beweist wenigstens nichts für den grundstürzenden Charakter unserer bürgerlichen Demokratie. Für das Deutsche Reich birgt, davon bin ich felsenfest überzeugt, der Verlauf der inneren politischen Krise in Württemberg auch nicht den Schatten einer Gefahr in sich. Die Frage ist lediglich eine schwäbische und läßt sich dahin fassen: ob es gut war, eine ziemliche Anzahl Hechte in den Jahrzehnte lang allzu ruhigen württembergischen Karpfenteich mit dessen vielen alten bemoosten Häuptern gelangen zu lassen und das Einsetzen so zu besorgen, wie es geschehen ist. Hechte wie Karpfen würden im Ernstfalle, davon bin ich überzeugt, dem Auslande gegenüber das innere Fangen und Sichfangenlassen vollständig aufgeben. Das Ausland kann, so weit es befreundet, alle Furcht, so weit es feindlich ist, alle Hoffnung fahren lassen, daß im Süden Deutschlands Rüstung wieder offene Stellen erhalten habe.

Wir sind nicht verkommen, weder nach außen im Dreibund, noch nach innen an irgend einem Theil der Substanz des Deutschen Reiches. Das Ausland wird davon sich vielleicht überzeugen lassen. Immer aber hält es uns die Gefahren des persönlichen Regimentes, die Unmöglichkeit bedeutender Männer in den höchsten Stellungen entgegen. Diesem Bedenken begegnete ich bei wärmsten Freunden Deutschlands. An vielen Orten wurde nicht übermüthig ein Verkommensein des deutschen Volkes, nicht eine Verlotterung des Deutschen Reiches, sondern nur die Möglichkeit, nicht selten auch die Wahrscheinlichkeit beklagt, daß die ungeheure und kerngesunde Kraft des deutschen Volkes und des deutschen Staates durch die führenden Organe des verdienten Erfolges verlustig gehen könnte. Man hört dabei persönliche Urtheile, deren Abdruck bei dem bestehenden Maße von Preßfreiheit kaum angängig wäre. Dennoch kann man gerade von Denen lernen, die eher unsere Vollkommenheit als unsere Verkommenheit zugeben würden und nur darüber in Sorge sind, ob von unserer Volks- und Staatskraft der für uns und für unsere Verbündeten wünschenswerthe Gebrauch im Ernstfalle gemacht werden würde.

Den wohlwollenden Zweiflern dieser Art glaubte ich in den Gesprächen dennoch entgegentreten zu können und die Versuche der Widerlegung sind regelmäßig auch nicht ohne allen Erfolg geblieben. Man führte als Belege des angeblich in Deutschland herrschenden Regimes das Zedlitzsche Schul- und das im tiefsten Grunde wahrscheinlich Boetticherſche Umsturzgesetz immer wieder an; in der äußeren Politik nannte man das Geschäft Helgoland-Sansibar und die neueste „Argonautenfahrt" für Frankreich und Rußland nach Ostasien. Zwar meine formalen Einwendungen, daß hierfür die Minister, vom zweiten und dritten Reichskanzler an abwärts, verantwortlich zu machen seien, nicht unser dritter Kaiser, ließ man nirgends gelten und ich mußte schweigen. Wirksamer war stets meine Entgegnung, daß, wenn wirklich die Ini-

tiative zum Schul- und Umsturzgesetz von einem Monarchen ausgegangen sei, der sich nicht zur Erhabenheit des Knopfes am Kirchthurm hergeben will, dieser Monarch dem entschiedenen Widerstand seines Landtages und seines Reichstages ohne jede Staatsstreich-Anwandelung dennoch sich gefügt habe. Man könne da doch nicht eigentlich von persönlichem Regiment reden. Die Führer von Parteiministerien des parlamentarischen Regimes wagen in ihrer Weise stets Vorstöße, die von ausgesprochen persönlichen Meinungen getragen seien, hernach aber von der Nation als Verstöße abgelehnt werden und aufgegeben werden müssen. Und Das gelte in gewissem Sinn auch von der auswärtigen Politik. Der Fehler, den Gladstone durch die Preisgebung Gordons begangen habe, ein Fehler, der den Urheber später nöthigte, Alexandrien auf Kosten aller europäischen Gläubiger Egyptens zusammenzuschießen, sei gewiß weit größer als irgend einer, der von deutschen Reichskanzlern seit Bismarcks Weggang in Ostafrika und Ostasien gemacht worden sei, — von den Feld- und Fehlzügen der französischen Republik in allen Welttheilen zu schweigen. Und Dem, was man heute persönliches Regiment nenne, stehe ja unter einem begabten und eifrig für sein Volk strebenden Monarchen auch so viel Gutes gegenüber. Wolle man Kaiser Wilhelm den Zweiten, weil er seinem innersten Wesen nach es ablehne, die Null hinter dem Einer der Landtags- und Reichstagsmehrheit zu machen, einen Mann des persönlichen Regimentes nennen, so solle man doch auch nicht vergessen, daß seiner Initiative ganz Europa einen gewaltigen Fortschritt im Arbeiterschutz verdanke, daß er das von seinem Großvater hinterlassene Vermächtniß in der Sozialpolitik getreulich hüte, daß er dem Fortschritt der Agrarreform, einem Werke von unermeßlich eingreifender Bedeutung, eine warme und in die Sache persönlich tief eindringende Fürsorge widme, daß er die ganze Kraft seiner gewinnenden Persönlichkeit für den Frieden einsetze, so zwar, daß die „Argonautenfahrt“ nach Asien wohl nur aus dem Wunsche, im Interesse des europäischen Friedens mit Rußland und Frankreich Fühlung zu erlangen, nicht aus der Lust, einige deutsche Schlachtschiffe bei den Antipoden auffahren zu sehen, hervorgegangen sein könne. Die Demonstration gegen Japan, von der bis zum heutigen Tage kaum irgend ein Deutscher einen Vortheil für Deutschland abzusehen vermöge, werde auf andere Weise so lange kaum erklärlich sein, bis endlich auf eine Interpellation, die sofort die Pflicht des Deutschen Reichstages gewesen wäre, der jetzige Reichskanzler das Räthsel eines Interesses Deutschlands am kalten Wasserstrahl gegen die Japaner zum Vortheil der zwei Mächte exklusiver Kolonialeroberung einem geschickten Frager entziffert haben werde.

Zum Nachdenken über Dasjenige, was das persönliche Regime irgend eines deutschen Kaisers oder Reichsregenten irgend einmal bedeuten kann, hat mich der jüngste Verkehr mit Ausländern dennoch mächtig angeregt. Man

muß offenbar unterscheiden zwischen den Wirkungen einer persönlichen Regirung nach innen und denen nach außen. In der inneren Politik ist die kaiserliche Gewalt, wenn das Volk von seinem Wahlrecht den pflichtmäßigen Gebrauch machen will, von so starken Schranken umgeben, daß auch Mißgriffe eines thatkräftig auftretenden höchsten Willens — regis voluntas suprema lex! — eine politische Lebensgefahr des Volkes nicht ergeben können. Der Rest von Souverainetät der Einzelnstaaten in vielen Zweigen, für die selbst Oesterreich weit stärkere Centralisation hat, die mächtige Stellung der Gliedstaaten im Bundesrath, durch die allein schon die ultima ratio persönlichen Regimes, der Staatsstreich, für den Deutschen Bundesrath auf immer als ausgeschlossen erachtet werden kann, die Gerechtsame des Reichstages und der Landtage stehen einem persönlichen Regiment schädlicher Art in inneren Staats- und Volksangelegenheiten als so starke Schutzwehren gegenüber, daß Deutschland von einem persönlichen Regiment kaum so viel zu leiden vermag wie irgend ein anderes großes Volk, wie insbesondere England und Frankreich vom persönlichen Regiment einer das Volk faszinirenden Ministerpersönlichkeit. Wir Deutschen unterliegen auch in der That keinem persönlichen Regiment, dessen verkommene Knechte wir geworden sein sollen.

Ernster liegt die Zukunft vor Jedem, nicht blos vor dem deutschen Volke, was die Wirkung persönlichen, sei es parlamentarischen, sei es monarchischen Regiments, in der auswärtigen Politik und durch die Führung eines möglichen, entsetzlich verhängnißvollen Krieges betrifft. Unsere Feinde setzen zur Zeit hier ihre Hoffnung gegen uns ein; darüber wird Niemandem ein Zweifel bleiben können, wenn er im Ausland den Stimmungen mit unbestechlichem Blick auf den Grund zu kommen sucht.

Sind wir nun etwa deshalb verkommen, weil wir überhaupt Mißgriffen in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten ausgesetzt sind, weil wir nicht sicher sind, ob uns der Kaiser für die nächste Zeit Moltkes finden und geben wird? Nicht blos der Zar, auch der Präsident der französischen Republik und der Aristokratenführer Englands können beim besten Willen ihren Nationen nicht die Gewißheit verbürgen, daß sie einen Napoleon oder Wellington finden werden und zum Heerführer geben wollen. Auch bei der parlamentarischen Parteiregirung, der demokratischen wie der aristokratischen, sind die schwersten Mißgriffe in der Erklärung des Krieges und in der Wahl der Heerführer möglich. Die Entscheidungen der auswärtigen Politik werden eben unter jeder Staatsform dem beherrschenden Einfluß einzelner Persönlichkeiten nicht entzogen werden können und würden bei Uebertragung an die Massen erst recht schlecht ausfallen. Ist doch gerade Napoleon I. nicht durch, sondern gegen das Parlament der Retter Frankreichs geworden. Darum also, weil wir nicht eines neuen Moltke uns versichert halten dürfen, sind wir nicht

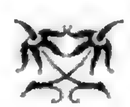
schlimmer daran als irgend eine andere der feindlichen oder rivalisirenden Nationen; keine besitzt die Bürgschaft, daß ihre Regirung einen genialen Feldherrn an die Spitze stellen wird, wenn die Nation einen solchen überhaupt in sich birgt. Wir allein sind darum noch nicht verkommen und gottverlassen geworden, weil wir uns im selben Falle befinden. Wir haben wenigstens die feste Gewißheit, daß unter dem jetzigen Kaiser Deutschland den Krieg vermeiden wird bis aufs Aeußerste. Wir besitzen auch die Wahrscheinlichkeit, daß unser Offiziercorps zu Land und zur See nicht wenig Material für hervorragende Heer- und Flottenführer umschließt. Die bange Gewißheit darüber, ob in dem möglichen großen Kriege, in dem wir gegen Rußland und Frankreich zu ringen haben würden, der von Eitelkeit freieste und militärisch tüchtigste Generalissimus vom Kaiser bestellt werden wird — denn dieser selbst kann die Verantwortung nicht übernehmen —, ist als ein Alb anzusehen, der uns zwar drücken kann, aber eben so schwer auch auf der Brust anderer Nationen liegt. Durch die Märchen, die auswärts die Spatzen über die Führungen und Anführungen bei deutschen Manövern auf den Dächern einander erzählen, lassen wir uns nicht bange machen. Die Franzosen sind — man darf Das vielleicht sagen — geschlagen worden, nicht weil, sondern obwohl sie Mac Mahon und Bazaine hatten, und in unserer Armee sind gewisse Einrichtungen vorzüglich vorhanden, die Vieles bewirken können, um anfängliche Fehler in der Heerleitung abzuschwächen und wieder gut zu machen. Auch in den Generalstäben dürften reiche Kräfte dieser Art nicht fehlen.

Schließlich erhebt sich freilich die Frage, ob die deutsche Nation durch ihre Regirungen im Bundesrath und durch ihren Reichstag auch Das thut, was sie zu thun verfassungmäßig befähigt ist, um gewagte und kostspielige Sprünge in der auswärtigen Politik zu verhüten. Es erhebt sich namentlich die Frage, ob Presse und Parlament das Erforderliche schon geleistet haben, um eine in auswärtigen Dingen maßgebende öffentliche Meinung und unwiderstehliche Volksüberzeugung hervorzubringen und zu nähren. Nicht das Lamento über eingebildetes oder wirkliches persönliches Regiment dürfen wir uns von außen und von innen vorheulen lassen. An seine eigene Brust muß das deutsche Volk sich schlagen und fragen, ob es selbst den pflichtmäßigen Einfluß auf die äußere Politik nimmt, den es in der Budgetbewilligung und im verfassungmäßig vorgesehenen Ausschuß für auswärtige Angelegenheiten zu üben berechtigt ist, ob es selbst genau und bestimmt weiß, was es in der auswärtigen Politik will und nach seinem eigensten Lebensinteresse wollen muß. Auf diese Frage allerdings können wir uns einen Vorwurf nicht ersparen. Wir machen weder durch die den Landtagen verantwortlichen partikularen Regirungen im Ausschußwesen des Bundesrathes, noch durch die Abgeordneten im Reichstag von dem verfassungmäßigen Einfluß auf die aus-

wärtige Politik den erforderlichen Gebrauch. So bestimmt die deutsche Nation den Frieden in Europa will und nur abwehren, nie angreifen und erobern wird, so wenig besitzt sie wohl begründete und feststehende Ueberzeugungen darüber, was sie außerhalb Europas in Fragen wie denjenigen der orientalischen und der ostasiatischen Konflikte mit und zwischen den anderen europäischen Mächten zu verfolgen hat. Besäße das deutsche Volk hierüber wirklich die erforderliche Einsicht und den unbeugsamen festen Willen für seine wahren Interessen, so wäre es unmöglich, daß Deutschland, wenn auch nur ad hoc, in einen maritimen Dreibund mit den Russen und Franzosen hineingesprungen wäre, während es im Land-Dreibunde mit Oesterreich und Italien steht, so war es unmöglich, daß man in Ostasien Mächten sekundirt, die in Madagaskar und in Nordafrika, am Pontus, in Ost- und Nordasien, in Hinterindien die Welt für sich abschließen und uns die Märkte sperren, so war es endlich unmöglich, daß das neue Ministerium Englands, nachdem wir dem alten in Ostasien so viel gethan haben, daß uns zu thun fast nichts mehr übrig blieb, uns zum Knappendienst für englische Interessen — offenbar im Orient — kommandiren zu können glaubt. Was unser klar vorgezeichnetes Interesse in aller ost- und in aller außereuropäischen Politik ist, darüber kann zwar kaum ein Zweifel obwalten. Es ist die Freihaltung des ganzen Gebietes der heutigen europäischen Türkei und der großen Halbkulturreiche Süd- und Ostasiens für die Handels- und Auswanderung-Gleichberechtigung aller Staaten. In unserem Interesse liegt weder die Unterstützung Englands gegen Rußland, noch die Unterstützung Rußlands gegen England, am Wenigsten die Vergießung eines Tropfen deutschen Blutes für einen im Interesse Englands zu führenden Krieg in Sachen der sogenannten orientalischen Frage.

Das deutsche Volk macht von seinen verfassungmäßigen Befugnissen in der auswärtigen Politik den Gebrauch nicht, der die irgend einmal drohenden Gefahren eines wirklich persönlichen Regimentes auf das geringste Maß beschränken und sorglose oder schwache Reichskanzler unmöglich machen würde. Dennoch ist auch nach dieser Seite das deutsche Volk nicht verkommen, sondern nur verwöhnt. Es durfte jedes Dreinredens sich ruhig enthalten, so lange Bismarck das Ruder führte. Allein das deutsche Volk unter Durchschnittsreichskanzlern ist nicht mehr das Volk unter einem Diplomaten, wie er alle hundert Jahre höchstens einmal kommt. Dieses Volk darf in der auswärtigen Politik nicht mehr schlafend Götterträumen sich hingeben, sondern muß im Schweiße des Angesichtes den Reichswagen selbst ziehen.

Stuttgart. Albert Schaeffle.



Das moderne Rom.

So alt und berühmt ist die Stadt Rom, daß die Legende, die primitive Form der Geschichte, sie am Liebsten stets in einer Aureole zeigen mag. Weder die mathematische Genauigkeit moderner Geschichtschreibung noch der nüchtern praktische Sinn, der unser Jahrhundert auszeichnet, vermögen, wie es scheint, bis in die römische Campagna zu dringen, in jene lautlose und herbe Einsamkeit, in der die Ewige Stadt ruht, wie ein Löwe in der Wüste. Die Wissenschaft schweigt, wo die Kunst spricht. Und die Kunst — ob wahre oder konventionelle — gefällt sich noch in der Schilderung eines beinahe mittelalterlichen, eines höchstens päpstlichen Roms, wo die Menschen von Erinnerungen leben und an der Malaria sterben. Vergebens beweist uns die Statistik, daß das Sumpffieber gänzlich verschwunden ist, vergebens bestätigt uns die Erfahrung, daß man in Rom sich im Sommer besser befindet als in irgend einer anderen Stadt Italiens, vergebens verkünden neue Bauten den wirthschaftlichen Aufschwung, legen politische wie geistige Thaten Zeugniß davon ab, daß das Leben des ganzen italischen Staates in seiner Hauptstadt pulsirt: die Fremden sehen die Stadt des Romulus noch immer durch die alten verstaubten Brillengläser des Reisenden von vor fünfzig Jahren und begnügen sich mit der Wiederholung der alten Legende, anstatt sie durch das Studium der modernen Geschichte zu berichtigen. Ich möchte — wenn der Vergleich nicht trivial erscheint — sagen: Rom leidet unter der Wucht seiner eigenen Vergangenheit, wie ein Adelssproß, der zu viele berühmte Vorfahren zählt, um noch hoffen zu dürfen, er könne aus eigener Kraft der Krone des Familienruhmes einen neuen Edelstein einfügen.

Und doch hat Rom erst neuerdings eines der wunderbarsten Heldengedichte, die jemals Ereigniß geworden sind, vollendet, die zerstreuten Glieder eines seit Jahrhunderten zerrissenen Volkskörpers zusammengefügt und jenes Italien wiedergeboren, dem seit dem großen Einheitwerke des römischen Imperium keine Sonne politischen Glückes mehr gelächelt hatte.

Heute, am zwanzigsten September, feiert die Ewige Stadt den fünfundzwanzigsten Jahrestag ihrer Befreiung, ihre Silberhochzeit mit dem großen italischen Vaterlande, — und auch den Deutschen ist dieses Erinnerungjahr heilig, denn zugleich mit Deutschland hat Italien sich zu neuem Leben erhoben und gleichzeitig haben beide Völker, die Vertreter der beiden großen europäischen Stammrassen, die Taufe der Freiheit und Einigkeit empfangen.

Das italienische Parlament hat in seiner letzten Sommertagung das Gesetz beschlossen, das den zwanzigsten September zum Nationalfesttage macht. Einige hervorragende Männer haben den Gesetzesvorschlag bekämpft, weil ihnen eine Vermehrung der Zahl unserer Festtage nicht nöthig erschien, die schon

jetzt hinreicht, uns den leidigen Titel einer Karnevalsnation einzutragen; auch bedürfe die glorreiche Erstürmung der Porta Pia keiner offiziellen und erzwungenen Erinnerungsfeier. Ferner fürchtete man, Anstoß im Vatikan zu geben und es dort als eine Provokation aufgefaßt zu sehen, wenn man jetzt thäte, was doch während eines Vierteljahrhunderts unterblieben war. Ich glaube, daß das Gesetz, einmal vorgeschlagen, auch beschlossen werden mußte und daß es förderlich ist, die italienischen Einheitkundgebungen in Rom um eine neue zu vermehren; denn keine zärtliche Rücksicht auf die Kirche und ihr Oberhaupt darf uns vergessen lassen, daß der Papst unser politischer Feind ist.

Man hat nicht mit Unrecht behauptet, daß einer der Charakterzüge des neuen Roms — vielleicht der bezeichnendste — seine Universalität oder, besser gesagt, seine Toleranz sei. Welche Bevölkerung einer anderen Stadt der civilisirten Welt würde mit einem so geschäftigen Instinkt für die Opportunität das Nebeneinanderwirken zweier Souveraine, die fortwährende Kreuzung zweier entgegengesetzten politischen Richtungen ertragen? Ich glaube allerdings — um aufrichtig zu sein —, daß diese Tugend hauptsächlich in der angeborenen und erblichen Indolenz der römischen Bevölkerung wurzelt. Zu viele Schauspiele hat sie schon erlebt, zahllose Tragoedien, — und wie manches Satyrspiel! Zu viel haben ihre Augen sehen, ihre Ohren hören müssen, als daß sie noch die Naivetät besäße, sich über irgend Etwas zu verwundern, und die klaffendsten Widersprüche, die schneidendsten Gegensätze entreißen ihren Lippen keinen Schrei, keinen Zornesausbruch ihrem Herzen. Frau von Staël hat gesagt: tout comprendre, c'est tout pardonner. Rom hat Alles gesehen, Alles verstanden, Alles mitgefühlt. Ein englischer Gelehrter schreibt, den Gedanken der Staël paraphrasirend, daß die Toleranz der Zeitfolge nach die letzte aller Tugenden sei. Wie das Gut des Alters, da doch die Jugend sich stets mehr oder weniger in Unduldsamkeit gefällt, ist sie das Erbtheil gealterter Völker, so auch des römischen, dem die Erfahrungen eine beneidenswerthe Dosis von Gelassenheit und Resignation vererbt haben. Diese Gelassenheit und Resignation sind aber ein Unterpfand der Ruhe und eine Bürgschaft friedlicher Entwickelung, für die Italien seiner Hauptstadt Dank schuldet. Besäße das unruhige Paris einen Vatikan neben dem Elysée: fortwährende Erschütterungen, vielleicht auch revolutionäre Ausbrüche wären uns nicht erspart geblieben. In Paris hätte Pius IX. nicht sterben, nicht wie in der Stadt der sieben Hügel zu Grabe getragen werden können ohne Störung der öffentlichen Ordnung; und schwerlich würde eine Regirung in Paris jemals, wie die unserige, leichten Herzens vergessen, daß sie Wand an Wand neben einer Werkstätte wohnt, in der gegen sie die Waffen der Jesuiten geschliffen werden.

Der römische Bürger hat die heitere Ruhe des Starken. Die Klagen und Drohungen, die aus dem von Raphael geschmückten Palast erschallen,

beunruhigen ihn nicht und schüchtern ihn nicht ein. Das Bewußtsein seines Rechtes spiegelt sich in seinem olympischen Lächeln und die gleichmüthige Ruhe seines Gesichtes ist der Abglanz seines Seelenzustandes.

Uebrigens läßt sichs nicht leugnen — Niemand würde solchem Leugnen glauben —, daß in Rom eine starke und zahlreiche klerikale Partei wirkt, die noch immer für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes kämpft. Durchstreift die Stadt an den Festabenden des Heiligen Philippus, des Heiligen Petrus oder des Heiligen Johannes, und Ihr seht manchen Palast und manche Hütte im Lichterschmuck erglänzen, Ihr seht die Zeichen der Festesfreude und gleichsam Tribute religiöser Unterwürfigkeit; geht in die Kirchen — Rom zählt ihrer nicht weniger, als das Jahr Tage zählt —, und Ihr findet in Schaaren andächtige Beter neben den neugierigen Gaffern; noch brennen an mancher Straßenecke unter Heiligenbildern die ewigen Lämpchen, die ein frommes Gelöbniß gestiftet hat. Die klerikalen Schulen sind überfüllt, und nicht zum Mindesten auch von den Söhnen solcher Familien, die durch ihren Patriotismus ausgezeichnet sind. Geschichte und Tradition werden weder so leicht unterdrückt noch ausgemerzt; und die Erinnerung an die entschwundene Größe der Kirche und die Macht des Papstthumes wirken noch heute in breiten Schwingungen nach. Die klerikale Partei im eigentlichen Wortsinne erfreut sich außerdem einer unbewußten, aber keineswegs belanglosen Unterstützung von allen Denen, die religiös sind, obwohl sie den Papstkönig, die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des höchsten Priesters, nicht wollen. Die Grenzbestimmungen zwischen der bloßen Anerkennung des Pontifex als des geistlichen oder auch als des weltlichen Oberhauptes sind in Rom so unbestimmt, daß sie jeweilig eben so sehr den Widerwillen der weißen wie den der schwarzen Partei herausfordern. Diese beiden undefinirbaren Nuancen sind die Unterscheidungzeichen der römischen Aristokatie als der weißen oder schwarzen, je nachdem sie mehr nach dem Quirinal oder nach dem Vatikan gravitirt; zwischen beiden Farben besteht aber ein so beständiger Austausch gesellschaftlicher Beziehungen und so viel gegenseitige Toleranz, daß aus ihrer Mischung eine graue Parteifärbung hervorgeht, diesseits wie jenseits des Tibers.

Der Bürgerstand Roms — rückständig und erfüllt von allen Vorurtheilen, die das Bürgerthum der südlichen Länder charakterisiren — hat nicht verstanden, sich zu dem selben Niveau und Einfluß zu erheben wie in anderen Städten. Vor Allem ist Rom kein industrielles Centrum und bietet dem persönlichen Unternehmungsinn und Handelsgeist nicht jene Kanäle, durch die anderswo der Bourgeoisie Reichthum und Macht zugeflossen sind. Ferner aber haust in Rom beständig eine Kolonie von Italienern aus der Provinz, die in dem Gebiet des materiellen wie in dem des intellektuellen Lebens die ersten Stellungen zu erobern gewußt haben und festzuhalten verstehen. Die

besten Handelsunternehmungen gehören mit wenigen Ausnahmen Piemontesen, Genuesen, Neapolitanern und Sizilianern, die höchsten Aemter in den Ministerien und in der Magistratur sind von Männern aus der Provinz besetzt, das Zeitungwesen ist beinahe ausschließlich in solchen Händen. Der eingeborene Theil der Bevölkerung übersteigt kaum fünfzig Prozent, den übrigen Theil bilden die sogenannten buzzurri, Personen, herbeigeströmt aus dem Norden und Süden Italiens, um das Terrain dieser herrlichen Stadt auszubeuten, der jedes Jahrhundert seinen Stempel aufgedrückt hat und die dennoch jungfräulich genannt werden kann für die Versuche, ihren Grund und Boden mit dem Pflugschar moderner Kultur aufzulockern. Rom zeigt im äußersten, ja, in übertriebenem Maße die Charakterzüge aller Hauptstädte, die allgemein nur die ihnen von auswärts zugeführten Keime zu entwickeln, nicht diese Keime selbst hervorzubringen vermögen. Pflegerinnen, nicht Mütter! Durchmustert die Geschichte Roms und Ihr findet zu Dutzenden die erlauchten Namen berühmter Männer aus seiner Umgegend, nicht einen wirklich großen Mann, der in Rom selbst geboren war. Alle Hauptstädte gleichen Treibhäusern, deren künstliche Wärme einer gesteigerten Civilisation die Pflanze Mensch wundervoll entwickelt: aber auch darin gleichen sie den Treibhäusern, daß sie sich damit abfinden müssen, Pflanzen zu hegen, die aus fernen Gegenden stammen.

Rom befruchtet das Talent; aber das selbe Rom verführt den Charakter. Die großen Skandale: ein Panama und ein Panamino, sind nur in Paris und in Rom möglich, weil nur in dem wimmelnden Getriebe der Großstadt eine anstößige Lebenshaltung leitender Männer lange Zeit hindurch unbekannt oder geduldet bleiben kann, und nur in den Hauptstädten bersten jene Bomben einer Unmoral, die in der Provinz ganz allmählich, aber frühzeitig genug an das Tageslicht gezogen worden wäre.

Ich kann mich nicht entsinnen, von wem der Ausspruch stammt, daß sich das Land entvölkere, um die großen Städte wie einen Minotauros der Civilisation mit seinem Herzblut zu ernähren. Jedenfalls glaube ich auch, daß es zumal die Hauptstädte sind, welche die Gewissen einschläfern und verwirren. Nicht minder wahr bleibt freilich, daß nur sie die Fähigkeiten entbinden, da die gehäuften Schwierigkeiten und Hemmnisse des großstädtischen Existenzkampfes der Maßstab der ihrer selbst bewußten Kraft werden, während billiges Lob und wohlfeile Bewunderung in dem bequemen und ruhigen Leben einer Landstadt die Begabung abgestumpft und ertötet hätte. Rom ist, wie die anderen Hauptstädte, mit einem Wort: die Feuerprobe. Sie läutert den Einen, sie vernichtet moralisch den Anderen. Hier vollzieht sich eine natürliche Auslese, die Unfähigen gehen unter, die Schwachen unterliegen der Verführung, die Starken aber, die eigenartigen und fruchtbaren Individualitäten, finden ihre Lebenssphäre: den Kampf, und als Kampfpreis: den Erfolg.

Das politische Wesen Roms ist nicht leicht zu definiren. Kürzlich hat die Hauptstadt de Felice als Abgeordneten in das Parlament geschickt, den selben de Felice, der vom Gericht in Palermo zu achtzehnjähriger Kerkerhaft verurtheilt worden ist, und sie hat seinen Gegner, den Fürsten Odescalchi, einen klugen, aber habsüchtigen Millionär, fallen lassen. Etwas länger ist es her, seit die Römer in den Gemeinderathswahlen einer stattlichen Anzahl von Klerikalen zum Siege verhalfen. So könnte es scheinen, als ob Roms politische Ideale zwischen den extremsten Gegensätzen, zwischen der sozialen Revolution und der Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes, schwankten; und doch wäre es ein Irrthum, nach derartigen Symptomen zu urtheilen. Rom spiegelt eben hierin den physischen Zustand der Massen wieder, die weniger von der Ueberlegung als vom Eindruck des Augenblickes geleitet werden. Was beherrscht diese auseinanderstrebenden Aeußerungen einer Opposition? Die Absicht, die Fronde in der neuen italienischen Monarchie zu sein. Die Wahl de Felices war nichts weiter als eine Kundgebung zu Gunsten vollständiger Amnestirung der wegen politischer Vergehen Verurtheilten des vergangenen Jahres; die Wahl der klerikalen Gemeinderäthe (eine Wahl, zu der der Papst seinen Gläubigen an die Urne zu treten gestattet) sollte nur zum Ausdruck bringen, daß die Gemeindeangelegenheiten nicht sowohl Politiker als Männer von administrativen Fähigkeiten erfordern. Diese Ansicht ist ganz sicher richtig und nützlich; denn es läßt sich nicht verschweigen, daß Rom trotz aller Beihilfe der Regirung an Bequemlichkeit und Komfort modernen Ansprüchen, wie solche von anderen europäischen Großstädten befriedigt werden, nicht genügt; und natürlich trifft die Schuld die Gemeindevertretung, die den Geschmack und die Wünsche der Bevölkerung wiedergiebt.

Rom hat die elektrische Beleuchtung und den Tramwaydienst lange nach Mailand und Turin eingeführt; das öffentliche Fuhrwesen Roms verfügt noch heute nicht über mehr als hundert geschlossene Wagen und auch diese hat man nur im Winter, an zwei oder drei central gelegenen Punkten; eine vorschriftmäßige Gleichheit in der Kleidung der Droschkenkutscher und gar ein geordnetes Tarifwesen sind Ideale, die noch nicht verwirklicht sind; keine elektrischen Straßenuhren, die so bequem und in Mailand so häufig sind; in der Halle des Centralbahnhofes nicht einmal eine Bank, um sich niederzusetzen, wenn man wartet; wenige Restaurants ersten Ranges, und sicher nicht so elegante wie in anderen Hauptstädten; die Schauspiele zwar nicht schlecht, aber ohne den Glanz und die künstlerische Bedeutung der Theatervorstellungen Mailands und Neapels. Man möchte sagen: da ist die politische Indifferenz der Römer auf das wirthschaftliche Leben und auf die Selbstverwaltung übertragen. Nur ist, was dort ein Vortheil zu nennen war, weil es die Gefahr internationaler Verwickelungen ausschaltet,

hier ein Nachtheil, der die Ewige Stadt hindert, mit den Reizen der Naturschönheit und der Kunst die Annehmlichkeiten des Komforts zu verbinden.

Man verläßt sich darauf, daß die Fremden doch nach Rom kommen, — ganz gleich, ob sie Das finden, was andere Großstädte bieten, oder nicht; man verläßt sich darauf, daß während der Monate, wo das Parlament tagt, das politische Leben die Straßen füllt und einen frischen Hauch in Handel und Verkehr bringt. Aber wenn die Jahreszeit den Fremdenstrom ableitet, wenn die Kammern geschlossen sind, erscheint Rom entvölkert, beinahe tot. Wer Rom zuerst im Winter oder im Beginn des Frühjahres und später in der schwülen Hitze der Sommermonate gesehen hat, wird Das bestätigen können. Vom Dezember bis zum April lacht die Stadt wie ein Garten; auf dem Korso drängen sich die Wagen, die Blumenverkäuferinnen strecken den Fremden die Sträuße hin, auf dem Pincio und auf dem Janiculum erblickt man ein buntes Fest der Farben und ein verwirrendes Durcheinander von fröhlichen Menschen, die sich in der milden Sonne der Süße des Klimas und des Zaubers der Landschaft erfreuen. Von der Piazza di Spagna, jenem merkwürdigen Platze, den Stendhal so sehr liebte, steigen die Düfte der Veilchen und Anemonen auf und die blonden englischen Misses athmen mit einer ihnen bis dahin unbekannten Wonne diese balsamische Luft. Alle Gasthäuser sind geöffnet und mit Fremden bis unter die Dächer gefüllt, in den Restaurants, in den Kaffeehäusern findet man nur mit Mühe einen freien Platz, und durch die Straßen fluthet jene fieberhafte Lebenswelle, die ein charakteristischer Zug der modernen Großstädte ist. Der Sommer verändert wie mit einem Zauberschlag Alles: viele Gasthäuser werden geschlossen, die Kaffeehäuser sind halb leer und die im grellen Sonnenlicht liegenden Straßen sind verlassen von dem menschlichen Ameisengewimmel, das sie Monate lang bedeckte. Rom scheint auszuruhen, als sei es müde von einer übertriebenen Anstrengung, es scheint sich wieder in jene einstmalige Stille versenken zu wollen, in der nur die Ruinen und die alten Erinnerungen sprechen.

Aber eine solche Rückkehr ist unmöglich. Wir halten es als Italiener für unsere Pflicht, freimüthig Kritik an unserer Hauptstadt zu üben, weil wir sie vor allen anderen fehlerfrei sehen möchten; doch müssen wir auch anerkennen, wie viel seit fünfundzwanzig Jahren geleistet worden ist, — trotz der seit Jahrhunderten herrschenden Indolenz und trotz den finanziellen Hindernissen, die häufig den Weg gesperrt haben. Rom kann nie wieder werden, was es vor 1870 war, weil es von Grund auf verändert ist; denn selbst in den Tagen, wo es uns heute verlassen und tot erscheint, hat es mehr Leben und Bewegung als einst in der päpstlichen Zeit.

Die Stadt hat sich verdoppelt. Die neuen Stadttheile des Maceo, des Esquilin, der Prati di Castello, sind aus dem steinigen Boden der Campagna,

der Rom umgab, herausgewachsen und haben die alte urbs in einen Kreis eingeschlossen, der heute beinahe klein erscheint. Die wunderschöne Via Nazionale, die in abendlicher Beleuchtung einem glitzernden Bande zwischen der Piazza Termini und Magnanapoli gleicht, hat die niedrig gelegenen Stadttheile mit den höheren verbunden und einen neuen Mittelpunkt geschaffen, in dem moderne Prachtbauten für das Fehlen alter Paläste entschädigen. Der Tiber, den eine poetische Lizenz blond genannt hat, während er der prosaischen Betrachtung nur schmutzig erscheint, hat an seinen Ufern Marmorquais entstehen sehen, die nicht nur zweckmäßig, sondern auch ein künstlerischer Schmuck sind und Rom vor weiterer Ueberschwemmungsgefahr schützen werden. Zwei neue Brücken, Ponte Margherita und Ponte Garibaldi, haben zwei großartige Verkehrswege zwischen dem rechten und dem linken Ufer des heiligen Flusses eröffnet und Ponte San Angelo, die Brücke, die zur Engelsburg führt, ist erneuert und verbreitert worden, ohne daß die alte Konstruktion und der alte Skulpturenschmuck zerstört worden sind. Eine neue Promenade — die schönste, die ich kenne — führt auf dem Janikulum von der Via Garibaldi und der Fontana Paola bis San Onofrio und bis zur Lungara. Dieser Weg erfüllt den Geist mit dem Genuß der höchsten und edelsten Gedankenbilder; der Wandelnde sieht Rom unter sich liegen, bekränzt in der Ferne vom Sabinergebirge, er passirt den Vascello und die Porta San Pancrazio, wo 1849 Garibaldi und die Seinen Wunder der Tapferkeit verrichteten. Er bewundert die berühmte Eiche des Tasso, zwar vom Blitz gespalten, aber doch noch kräftig und grün — es waren die letzten Tage seines traurigen Daseins, die der Dichter Leonorens in ihrem Schatten verlebte —, er blickt auf die Engelsburg, Sankt Peter, den Vatikan und von Weitem auf den Quirinal, — und alle diese Denkmäler einer vergangenen Zeit verbinden sich ihm zu einer lebendigen Geschichtsynthese, die zugleich mit der Spannung eines Dramas die überwältigenden Lehren philosophischer Weisheit in sich birgt.

Rom ist sich dieses zauberhaften historischen Reizes bewußt und vielleicht liegt darin der letzte Grund, weshalb es den Wettkampf mit anderen Städten in Anwendung der kleinlichen und poesielosen Verschönerungskünste moderner Kommunalentwickelung ausschlägt. Rom weiß, daß seine Weltherrschaft zwar die Form gewechselt hat, aber nicht erloschen ist, es beherrscht die Geister, wie ehedem die Leiber der Menschen, und obschon es weder Unterthanen noch Sklaven kennt, erobert es durch den bloßen Klang seines Namens in der weiten Welt die Herzen aller Denkenden und Fühlenden.

Verknüpft die Poesie, die aus Roms Vergangenheit hervorblüht, mit der nicht minder erhabenen Poesie der Epopöe unserer Wiedergeburt —: und Ihr habt das moderne Rom und vermögt die Bedeutung des Festes vom zwanzigsten September zu ermessen. Dahingeschieden sind Viktor Emanuel,

Garibaldi, Cavour und die Plejade der Helden und Denker, die mit ihnen geboren und großgeworden waren, und — was schlimmer ist — sie erscheinen uns schon wie weit entfernte, legendenhafte Persönlichkeiten, beinahe symbolisch, so selten — wenn nicht unmöglich — ist es, Ihresgleichen heute wieder zu finden. Wir feiern, unter kleinen Menschen, ein Fest, das wir Größeren danken, und wir feiern es in einer gewandelten Welt. Wir sind Pygmäen, die jetzt die Thaten der Giganten feiern, und dieses Gefühl drückt uns nieder; aber Eines haben wir uns wenigstens bewahrt, das Ideal, das einer Nation Lebensodem giebt: den Kultus unserer Helden.

Um diese Wende des Jahrhunderts, erfüllt von Skeptizismus und Entmuthigung, unter diesem Druck, den das Schreckgespenst der sozialen Frage und der Bankbruch alter Sittenlehre auf die Geister üben, können die erhabenen Schatten der theuren Toten und das Gedächtniß ihrer ruhmreichen Thaten nicht heraufbeschworen werden, ohne eine tiefe Furche der Melancholie in die Seelen zu ziehen. Was sind wir im Vergleich mit ihnen? Wäre es wahr — wie Treitschke zu glauben scheint —, daß unser zeitgenössisches Leben die Merkmale eines europäischen Verfalles aufweist?

Ich glaube es nicht.

Die göttliche Vorsehung läßt in der Geschichte der Völker auf Zeiten des aufbauenden Vertrauens Zeiten des umstürzenden Zweifels folgen. Dem weisen und energischen Konvent des Jahres 1688 folgte in England dreißig Jahre später jenes korrumpirte Parlament, von dem der Minister Robert Walpole sagen durfte, er kenne den Preis jedes einzelnen Abgeordneten. Die öffentliche Meinung, die sich in Frankreich das Direktorium gefallen ließ, war sicherlich nicht die selbe, die zehn Jahre früher so mächtig die Reformbewegung des Jahres 1789 hervorgerufen hatte. Die Welt bewegt sich nach dem Gesetz der Kontraste und die Nationen unterliegen, wie der Einzelne, Perioden moralischer Abspannung. Immerhin haben solche alternirende Perioden weder das England Walpoles gehindert, aus seinen Institutionen heraus die Kraft für den Riesenkampf gegen Napoleon den Ersten zu schöpfen, noch das Frankreich des Direktoriums, dreißig Jahre später ein Geschlecht von Politikern, Schriftstellern und Gelehrten hervorzubringen, das gleich hervorragend durch intellektuelle wie durch moralische Eigenschaften war.

Auch Italien wird in dieser Zeit des anscheinenden Niederganges hoffentlich ein Geschlecht erziehen, das berufen ist, die Trugvorstellungen unserer Feinde zu vernichten. Und vielleicht wird diese Silberhochzeit Roms mit der Nation über flüchtige Festesphrasen hinaus dazu dienen, uns einzuprägen, daß man den erlauchten Ahnen nicht besser huldigt als durch Nacheiferung in treuer Arbeit und höchster Anspannung der Geisteskräfte, auf daß man dereinst ihrer gefeierten Tugenden würdig werde.

Rom. Scipio Sighele.



Die Natur des Grundeigenthumes.

Nach germanischer Auffassung ist das Grundeigenthum eine soziale Position. "Das Grundeigenthum ist ein Vermögensrecht. Allein es ist kein bloßes Vermögensrecht. Es umschließt zugleich Rechte und Pflichten, es gewährt eine Herrschaft und verleiht ein Amt, es weist der Person ihren Beruf in der Gemeinschaft an. Schroff widerspricht daher dem Geiste des deutschen Rechtes die Gleichstellung der Grundstücke mit Waaren, die Auffassung der zu selbständigen Sachindividuen ausgeprägten Güter als in Grund und Boden angelegter Kapitalien, die Verlegung des Werthes der Eigenschaften in ihren Tauschwerth." In diesen Sätzen hat Gierke Alles wiedergegeben, was seit nunmehr fast einem Jahrhundert von agrarischer Seite gegen die sogenannte liberale Nationalökonomie und von den Germanisten gegen die römisch-rechtliche Auffassung vom Eigenthum vorgebracht worden ist. Schon zu Beginn des Jahrhunderts, als es sich um Bauernbefreiung und Bodenbefreiung handelte, ist die romantische Reaktion diesen Forderungen mit der Bemerkung entgegengetreten, der Grund und Boden sei ein Amt und keine Waare. Dann kamen die Germanisten, von denen ein Theil schon für die ältesten Zeiten deutscher Staatsentwickelung dem Grundeigenthum eine politische Bedeutung beilegte und in ihm die Grundlage aller Rechte und Pflichten der Einzelnen sah. Dann erklärte Rodbertus den Kapitalcharakter des Grund und Bodens für die Ursache alles agrarischen Uebels. Heute wiederholen Solche, die zu Anfang des Jahrhunderts die Feinde der Bauernbefreiung waren, als Bauernfreunde das gegen die Bauern erfundene Wort vom Amtscharakter des Grundeigenthumes im angeblichen Bauerninteresse, und eine bunt gemischte Agitation verlangt, indem sie Alles, was Reaktionäre, Germanisten und Sozialisten vorgebracht haben, kaleidoskopartig durcheinanderrüttelt, den Erlaß eines besonderen Agrarrechtes. So ist die besondere, angeblich vom germanischen im Gegensatz zum römischen Recht anerkannte wirthschaftliche Natur des Bodens zum Grund und Eckstein aller agrarischen Forderungen, speziell auch des Anerbenrechtes, geworden.

Was ist es nun mit dieser besonderen Natur des Bodens? Trotz des Alters der zu ihrer Bezeichnung gebrauchten positiven wie negativen

Worte ist es keineswegs leicht, sich eine klare Vorstellung von ihrer Bedeutung zu machen. Es wird da eine Fülle von Behauptungen neben einander gestellt, als ob in jeder von ihnen der selbe Gedanke zum Ausdruck gelangte, und wirklich schillern alle in einander. Trotzdem sind weder „soziale Position", „Herrschaft mit Rechten und Pflichten", „Amt", noch auch „Waare", „Kapital", „Bemessung des Werthes nach dem Tauschwerth" synonyme Begriffe. Bei der Bedeutung, welche dieser Charakteristik des Grundeigenthumes beigelegt wird, bleibt somit nichts Anderes übrig, als jede dieser Behauptungen besonders zu betrachten.

Da ist zunächst die Behauptung, das Grundeigenthum sei nicht blos ein Vermögensrecht, sondern auch ein Amt mit Pflichten. Der nächstliegende Gedanke ist heute, Dies sei im sittlichen Sinne des Wortes gemeint, indem der Grundeigenthümer nicht blos das Recht habe, sein Gut in seinem eigenen, sondern auch die Pflicht, es im Interesse der Mitmenschen, des Ganzen zu verwalten. Allein eine solche Deutung wäre ein Irrthum. Denn in diesem Sinne ist jedweder Besitz, und nicht blos dieser, sondern auch die Bildung, ja selbst die Arbeit ein mit Pflichten versehenes Amt. Hier aber handelt es sich um Etwas, wodurch sich das Grundeigenthum von allen anderen Vermögensrechten unterscheiden soll, und Gierke verlangt ein Grundeigenthum, das Dem, was er die germanische Rechtsanschauung nennt, entspricht, ein Amt, das öffentliche Rechte und Pflichten verleiht. Und in der That, es gab einmal eine Zeit, da an den Besitz von Grundeigenthum die Rechte und Pflichten des vollfreien Volksgenossen geknüpft waren. Das war zwar nicht am Beginn der germanischen Entwickelung der Fall. Denn, wie ich neulich gezeigt habe, gab es damals kein Grundeigenthum und die Rechte und Pflichten beruhten auf der Stammeszugehörigkeit und der Vornehmheit nach Maßgabe der Blutsverwandtschaft und diese wurde sogar maßgebend bei der Vertheilung des Landes. Aber nach Ausbildung des Sondereigenthumes kam allerdings eine Zeit, da die Rechte und Pflichten des Volksgenossen die des Grundeigenthümers waren. Der Grund war einfach der, daß jedem Freien Grundeigenthum zugetheilt war und somit Volksgenosse und Grundeigenthümer zusammenfielen. Aber diese Periode war relativ kurz. Wie Zimmerle*) mit Recht hervorhebt, führte schon die Kriegsverfassung Karls des Großen, die zahllose Freie zur Aufgabe ihres Grundeigenthums nöthigte, zum Untergang seiner Bedeutung für das Ausmaß der Rechte des Volksgenossen. Oder sollte Gierke, der ja vom Grundeigenthum als einer „Herrschaft mit Rechten und Pflichten" spricht, etwa gar nicht an Grundeigenthum, sondern an den nunmehr aufkommenden Lehnsbesitz gedacht haben? Aber hier brachte ja

---

*) Das deutsche Stammgutsystem. S. 141 ff.

nicht der Besitz das Amt, sondern das Amt brachte den Besitz, und eben so gut wie das Land, in dem damals die Besoldung bestand, könnte man heute das Geld, da in ihm die Beamten gelohnt werden, ein Amt nennen. Denn ich kann nicht annehmen, daß Gierke gar die Zeit der Entartung des Lehnswesens als charakteristisch für die germanische Rechtsauffassung ansieht, als der Lehnsbesitz in der That die Hauptsache und das Amt zu einem ihm anhangenden nutzbaren Rechte geworden war. Das war es allerdings, was den romantischen Nationalökonomen vorschwebte, als sie vom Grundeigenthum als einem Amte sprachen; aber für Gierke ist eine solche Verkehrung öffentlicher Funktionen in nutzbare Privatrechte — der Fluch der deutschen Geschichte im Mittelalter — gewiß nicht das Ideal. So ist es schwer, sich vorzustellen, an was bei dem Lobe der Auffassung des Grundeigenthumes als Amt eigentlich gedacht wird. Kein Zweifel aber, daß die soziale und politische Bedeutung von Grundeigenthum wie von Lehnsbesitz noch mehr zurücktrat, je größer die wirthschaftliche Wichtigkeit des beweglichen Besitzes wurde. Zuerst wurde der Grundbesitz von seiner besonderen Pflicht zu Ritterdiensten befreit; dann wurde ihm auch die Last der Steuern mehr und mehr abgenommen und auf den beweglichen Besitz übertragen. Mit dem Wandel in den Klassen, auf denen das Schwergewicht der öffentlichen Pflichten und Lasten ruhte, trat naturgemäß auch eine Wandlung in den Rechten ein. Das Grundeigenthum war es nicht mehr, was allein die soziale Position zu verleihen, im Stande war. Am Wenigsten kann es Dies aber heute beanspruchen, wo bei allgemeiner Wehrpflicht und enormem Uebergewicht der indirekten Steuern die arbeitenden Klassen es sind, welche die Hauptlasten des Gemeinwesens zu tragen haben und bei der direkten Besteuerung der Grundbesitz in einzelnen Staaten, wie in Preußen, sogar von allen ihn treffenden besonderen Staatssteuern befreit worden ist. Von den Steuern, die an die Stelle getreten sind, war in Preußen die Steuerleistung per Kopf der Bevölkerung im Jahre 1893/94 auf 7,01 Mark für die Städte und 1,69 Mark für das platte Land veranschlagt; selbst in Bayern tragen die Landwirthe heute nur mehr höchstens 40 Prozent der direkten Staatssteuern, während sie noch 1870 64 Prozent aufbrachten. Was aber die militärischen Leistungen angeht, so hat das Lob, das soeben aus dem Munde des Kaisers auch den aus überwiegend industriellen Reichstheilen, wie z. B. dem Königreiche Sachsen, rekrutirten Armeecorps wegen ihrer Waffenthaten im französischen Kriege gespendet wurde, gezeigt, daß die Kriegstüchtigkeit keine Eigenschaft ist, die bei den Deutschen an den Besitz von Grundeigenthum oder den Betrieb der Landwirthschaft geknüpft ist. Und ganz folgerichtig ist es, wenn das Deutsche Reich entsprechend dieser veränderten Vertheilung der öffentlichen Pflichten zu dem wirklich urgerma=

nischen Prinzip zurückgekehrt ist und ohne Rücksicht auf Grundeigenthum und Besitz allen Volksgenossen heute auch gleiche Rechte ertheilt hat.

Will nun Gierke, indem er die Verwirklichung des germanischen Begriffes vom Grundeigenthum als einem Amte, das Jedem seine Stelle im Gemeinwesen anweist, verlangt, wirklich, daß die öffentlichen Rechte und Pflichten wieder nach Maßgabe des Grundbesitzes vertheilt werden? Dies hieße: statt der allgemeinen Wehrpflicht nur mehr die Wehrpflicht der Grundeigenthümer; statt unserem komplizirten Steuersystem mit seinem Milliardenergebniß nur mehr eine einzige Grundsteuer; dafür aber auch alle öffentlichen Rechte ausschließlich in Händen der Grundbesitzer! Man sieht, welche Absurdität herauskommt, sobald man die Phrase ernsthaft nimmt. Oder vielleicht würde man sich zu der Konzession verstehen, zur Wehrpflicht auch Andere zuzulassen, die Zahlung der Steuern den Uebrigen sogar ganz zu überlassen und sich nur die Rechte ausschließlich vorzubehalten? Wenn auch Gierke einen solchen Gedanken gewiß mit Entrüstung zurückweist, so dürfte es schon manche Agrarier geben, die darin die zeitgemäße Weiterentwickelung des germanischen Begriffs des Grundeigenthumes als einer „sozialen Position" zu erblicken bereit wären. Aber selbst bei Verwirklichung dieses Ideales kämen sie angesichts der heutigen Wirthschaftverhältnisse nur noch stärker ins Gedränge. Man blicke nur auf die Folgen, die sich heute schon zeigen, obwohl nur ein geringfügiger Bruchtheil dieses Ideales Wirklichkeit ist. Ueberall im Leben, wo eine Entwickelung stattfindet, ragen nämlich Ueberreste der früheren Entwickelungstufen in die späteren hinüber und finden oft erst spät, nachdem sie ernstliche Störungen hervorgerufen, ihren Untergang. So ist heute das Grundeigenthum nicht mehr Träger besonderer Pflichten, wohl aber haben sich als Ueberreste seiner früheren Stellung noch mancherlei politische Vorzüge, Ehrenrechte, soziale Vortheile des Großgrundbesitzes erhalten. Um dieser Vorzüge willen werden dann Preise für die Güter bezahlt, die ihren Ertragswerth weit übersteigen. Diese übermäßigen Güterpreise werden heute von Allen, auch von Gierke, lebhaft beklagt. Wer sie als schädlich erkennt, müßte somit folgerichtig für die Beseitigung der Reste der alten „sozialen Position" des Grundbesitzes, die sie verursachen, eintreten. Damit aber käme Gierke freilich mit seinem „germanischen" Grundeigenthumsbegriff abermals in Widerspruch. In welchem Maße aber würden die Güterpreise erst steigen, wenn jenes Ideal voll verwirklicht wäre! So zeigt sich deutlich das Verkehrte des Verlangens, Begriffe, die einem vergangenen Entwickelungstadium angehören, in der Gegenwart wiederbeleben zu wollen.

Allein es giebt noch einen anderen Sinn, in dem vom Grundeigenthum als einem Amte mit Pflichten mitunter gesprochen wird. Vor vielen Jahren schrieb ein Hauptwortführer der bayerischen Agrarier, Dr. Ratzinger,

eine Schrift „Die Erhaltung des Bauernstandes“, die von Manchen noch heute bewundert wird. Darin heißt es Seite 4: „Der Boden wurde durch die Grundsätze der französischen Revolution als ‚frei‘ erklärt und der jeweilige Besitzer wurde zum pflichtenlosen Eigenthümer, welcher Grund und Boden, wie jede andere ‚Waare‘, nach Willkür und persönlichem Gutdünken zerstückeln und zertheilen, belasten und verschulden, augenblicklichen Gewinnes halber abschwenden und aussaugen konnte.“ Darin sieht Ratzinger die Ursache, „daß die Grundlagen der Gesellschaft erzittern“. Um zu verstehen, welcher Art die Pflichten waren, deren Untergang hier beklagt wird, muß man einen Blick auf die bayerische Landwirthschaft des achtzehnten Jahrhunderts zurückwerfen. Damals waren die Bauern allerdings nichts weniger als pflichtenlose Eigenthümer. Nur etwas weniger als vier Prozent der Höfe war in Bayern überhaupt freieigen. Die enorme Mehrzahl der Bauern besaß ihr Gut nur als Erbrecht, Leibrecht, Freistift oder Neustift, und eine einseitige Klassengesetzgebung der Gutsherren hatte diese Höfe mit einer solchen Menge von Pflichten belastet, daß eine ganze juristische Literatur zu ihrer Feststellung und Systematisirung nothwendig wurde. Wer allein das erdrückende Register*) der Scharwerkspflichten in einem Berichte von 1798 liest, begreift die Heftigkeit der Sprache, mit der sich 1802 die Bauermannschaft im Isarthal an Max Josef den Vierten wandte, um ihre Aufhebung zu erzielen. Zu diesen Pflichten gehörte allerdings auch das Verbot, das Gut zu veräußern, zu zertheilen, zu verschulden und abzuschwenden, unter welchem Ausdruck die Gesetzgebung**) großen Unfleiß, Lüderlichkeit im Hauswesen und Vernachlässigung des Anbaues, wodurch der Gutswerth gemindert wird, versteht. Um diese Verbote wirksam zu machen, waren drakonische Strafen festgesetzt. Ihren Erfolg mag man daraus ermessen, daß damals „tausend und tausend Höfe öde“ standen und „fast ein Drittel vom Land nicht gebauet“ war. „Will man die öden Höfe, die man schon auf 5000 angiebt, dazu rechnen“, heißt es in den „Bayerischen Beiträgen“ von 1779, „so ist gewiß mehr als die Hälfte nicht kultivirt“. Angesichts solcher Kalamität erkannten eine Anzahl patriotischer Männer, an ihrer Spitze Westenrieder, Rottmanner, Hazzi und Andere, daß das eigene Interesse des zu einem freien Eigenthümer gewordenen Bauern ein weit wirksamerer Sporn, Grundstück und Inventar nicht verkommen zu lassen, seien als aller durch jene Gesetze ausgesprochene Zwang, und eröffneten mit Feuereifer einen Feldzug zur Verwandlung des bäuerlichen „Besitzers“ in einen „pflichtenlosen Eigenthümer“. Sie drangen damals

---

*) Vgl. Hausmann, Grundentlastung in Bayern. Straßburg 1892, S. 60.

**) Vgl. Döllinger, Repertorium der Staatsverwaltung des Königreiches Bayern. II. 63—68.

nicht durch und erst die liberale Gesetzgebung dieses Jahrhunderts hat den Bauern die ersehnte Befreiung gebracht. Seitdem ein zur Zeit des mit Pflichten behafteten Besitzers unerhörter Aufschwung der bayerischen Landwirthschaft. In der That: Alles, was die Bauern heute sind, verdanken sie der vielgeschmähten liberalen Gesetzgebung. Aber nicht nur, daß sie mit ihren früheren Leiden auch die Wohlthäter vergessen haben, die sie davon befreit haben, es zeigt sich, daß man sogar als Bauernfreund gelten kann, indem man die Verwandlung des Bauern in einen „pflichtenlosen Eigenthümer" als eine Erschütterung der Grundlagen der Gesellschaft hinstellt. Und was noch erstaunlicher ist, in der ganzen liberalen Presse Bayerns findet sich kein einziges Blatt, daß diesem Gebahren entgegenträte; vielmehr kajolirt man Diejenigen, welche das Ehrenblatt in der Geschichte des bayerischen Liberalismus in dieser Weise besudeln.

Doch wenden wir uns zu einer weiteren Behauptung: die heutige Rechtsordnung behandele das Grundeigenthum als eine „Waare". Dies ist, wie Gierkes Ausführung zeigt, hier im Gegensatz von „zu selbständigen Sachindividuen ausgeprägten Gütern", also im Sinne von vertretbaren Sachen, gemeint. Obwohl ich der Behauptung, das heutige Recht behandle den Grund und Boden als Waare, in zahllosen Schriften seit Beginn des Jahrhunderts begegnet bin, habe ich doch nie begriffen, an was dabei gedacht wird. Dr. Ratzinger spricht in der angeführten Stelle von dem Recht, den Boden „wie jede andere ‚Waare' nach Willkür und persönlichem Gutdünken zu zerstückeln und zu zertheilen." Aber weder „Schwefelhölzer", „Besen" oder „Spazierstöcke", denen nach der Behauptung von Gierke, Ratzinger und Anderen unsere Gesetzgebung das Grundeigenthum gleichgestellt haben soll, werden zerstückelt und zertheilt. Er spricht von der Willkür, den Boden „wie jede andere Waare" zu belasten und zu verschulden. Nun war das Verschuldungrecht für Grundstücke gerade in früherer Zeit dem für Waaren weit ähnlicher wie heute; man verschuldete Beide, indem man sie als Faustpfand hingab, und die Neuerung der modernen Gesetzgebung bestand gerade darin, daß sie ein durchaus verschiedenes Verschuldungrecht für den Grundbesitz einführte, an Stelle der „Satzung" die Hypothek. Oder — nach der Klage über die Verwandlung des „Besitzers" in einen pflichtenlosen Eigenthümer liegt diese Annahme nahe — soll der Satz nur dem Bedauern Ausdruck geben, daß der Bauer heute keinen Obereigenthümer mehr hat, dessen Beamte, wie Rottmanner zeigt, jede Verschuldung des Gutes außer zur Sicherstellung der verlangten Laudemien zu genehmigen verweigerten? Dann sage Dr. Ratzinger doch den Bauern offen, welches die Vormundschaft über sie ist, deren Aufhören er beklagt. Nicht minder ist es unklar, was Dr. Ratzinger meint, wenn er von der Willkür des Grund-

eigenthümers spricht, den Boden „wie jede andere Waare“ des augenblicklichen Gewinnes halber abzuschwenden und auszusaugen, da ich keine Waare kenne, die des Gewinnes halber abgeschwendet und ausgesogen wird. Sollte aber Dr. Ratzinger meinen, unsere Gesetzgebung behandle den Boden beim Kauf- und Verkauf wie „andere Waare“, so befände er sich in einem argen Irrthum. Vielmehr nimmt die geltende Rechtsordnung den Grund und Boden ausdrücklich von den für den Handel mit „Waaren“ bestehenden Satzungen aus. Bestimmt doch der Artikel 275 des Handelsgesetzbuches: „Verträge über unbewegliche Sachen sind keine Handelsgeschäfte“, und, während Gierke, Ratzinger und Andere diese von ihnen ignorirte Bestimmung laut preisen müßten, zeigt sie sich in einem wichtigen Punkte sogar geradezu als ein empfindlicher Nachtheil für den Bauern. Die Folge des Artikels 275 ist nämlich, daß, während der Güterhandel in Wirklichkeit ein Handelsgeschäft, und zwar ein Handelsgeschäft in der verwegensten Bedeutung des Wortes ist, er es nicht ist im Sinne des Handelsgesetzbuches. Demgemäß unterliegt er nicht dessen Bestimmungen, weder denen über das Führen von Büchern, noch denen über das Kommissiongeschäft, noch denen über den Handelsmakler, und gerade darin wurzeln die schreiendsten Mißbräuche, über die wir uns beim Güterhandel entsetzen. Liest man alle diese Häufungen von unklaren Worten, wie das Grundeigenthum eine soziale Position, ein Amt, das jeder Person ihren Beruf in der Gemeinschaft anweist, Behandlung des Bodens als „Waare“, mit denen heute gekämpft, gefordert und beschuldigt wird, so kann man sich in der That nicht des Unmuthes erwehren. Wie viel hat man nicht über die „liberale“ Phrase gehöhnt, und, weiß Gott, in den achtziger und siebenziger Jahren war das liberale Phrasengeklingel recht unerträglich. Aber angesichts der heutigen Agitationen der verschiedenen Wirthschaftparteien erkennt man schaudernd, daß der Teufel nur ausgetrieben worden ist, um dem Beelzebub Platz zu machen.

Da ist es denn eine wahre Wohlthat, zu dem geistigen Vater aller modernen Agrarrechtsreformer zu kommen, zu Rodbertus. So unhaltbar seine Aufstellungen sind, hier hat man es doch mit einem Manne zu thun, dessen Ausführungen nicht, in allen Farbenstimmungen schillernd, einer genauen Feststellung spotten. Rodbertus hat nie gesagt, unsere Gesetzgebung behandle den Boden als eine „Waare“, wie „Schwefelhölzer“, „Besenstiele“ oder „Spazierstöcke“. Wohl aber hat er gesagt, sie behandle ihn als „Kapital“, was etwas ganz Anderes ist. In dieser Behandlung des Grundbesitzes als Kapital sieht er den Grundfehler unserer Rechtsordnung. Der Grundbesitz sei kein Kapital. Kapital sei selbst ein Produkt und sein Werth bemesse sich demnach nach den auf seine Herstellung verwendeten Kosten. Das Grundstück sei kein Produkt; sein Werth könne sich demnach

auch nicht nach seinen Herstellungskosten bemessen. Es sei nur eine Ertragsquelle, ein Rentenfonds, und alle den Grund und Boden betreffenden Rechtsgeschäfte sollten sich daher nur auf den Erwerb oder Verkauf oder die Verpfändung von Ertragsquoten (Renten) des Grundbesitzes beziehen. Dies geschehe nicht. Unsere Rechtsordnung habe dem Grundbesitz künstlich Kapitalsqualität aufgezwungen, indem es den Reinertrag der Grundstücke mit dem laufenden Zinsfuße kapitalisire und die so gefundene Summe als Kapitalwerth des Grundbesitzes behandle. Dieser Kapitalwerth sei eine bloße Fiktion. Wäre er ein wirklicher Werth, so müßte er stets den Erträgen des Grundbesitzes entsprechen und nur mit diesen steigen oder fallen. Aber er schwanke auch bei gleichbleibenden Erträgen mit jedem Schwanken des Zinsfußes. Ja, wenn der Zinsfuß sinke, steige der Kapitalwerth des Bodens, und umgekehrt sinke sein Werth bei steigendem Zinsfuße, selbst wenn sein Ertrag gleichzeitig stiege. Dies die Rodbertussche Anfechtung des Kapitalcharakters des Grundeigenthumes und Dies ihre theoretische Begründung. Aus diesem Grundfehler, den Boden als Kapital zu behandeln, leitet Rodbertus dann alle bestehenden agrarischen Mißstände ab und knüpft daran seine Vorschläge zu ihrer Beseitigung. Für heute interessirt uns nur, ob der Grund und Boden wirklich kein Kapital ist oder ob Alles, was Rodbertus vorgebracht hat, unhaltbar ist.

Da ist zunächst die Behauptung, der Boden sei kein Kapital, denn er sei kein Produkt. Ist Dies richtig?

Der Boden ist ein Doppeltes: Einmal ist er ein Flächenraum. Als solcher, als Stück der Erdoberfläche, ist er von der Natur gegeben, ist nur in beschränkter Menge vorhanden, ist unvermehrbar, und sein Besitz trägt Dem entsprechend einen monopolistischen Charakter. Diese seine Eigenschaft macht sich aber nicht blos in der Landwirthschaft geltend; der Boden ist der Standort aller Produktion, nicht blos der landwirthschaftlichen, sondern auch der industriellen. Der Boden ist aber noch ein Zweites: er ist der Träger gewisser zum Pflanzenbau unentbehrlicher mechanischer und zu ihrer Ernährung unentbehrlicher chemischer Eigenschaften. Von diesen letzten hängt die landwirthschaftliche Produktion wesentlich ab. Sie sind nicht ein für allemal gegeben, sondern stehen unter dem Einfluß des Menschen und können durch sein Eingreifen gänzlich verändert, sowohl vermehrt als auch vermindert werden. Durch diese zweite Eigenschaft des Bodens wird sein Charakter als Naturgabe wesentlich modifizirt. Ist die vorhandene Erdoberfläche auch unvermehrbar, so sind doch nicht alle Stücke dieser Erdoberfläche landwirthschaftlich benutzbar; es können aber die nicht benutzbaren Stücke durch Verwendung von Arbeit und Kapital benutzbar gemacht werden. Der landwirthschaftlich benutzte Boden kann also wohl

vermehrt und seine Benutzbarkeit kann sowohl gemindert als auch gesteigert werden. Ich habe neulich gezeigt, daß hiermit die Entstehung des Sondereigenthums an Stelle des früheren Gesammteigenthumes und die Entstehung des Erbrechtes aufs Engste zusammenhängt. Diese Entwickelung ist nicht erst dann eingetreten, als die Beschränkung in der Menge des vorhandenen Bodens sich fühlbar machte. Sie trat schon ein, da noch Boden im Ueberfluß vorhanden war. Sie trat ein, weil die Anerkennung eines Sonderrechtes der einzelnen Wirthschaft an dem von ihr bestellten Felde die Voraussetzung war für eine pflegliche Behandlung, die eine Minderung der Benutzbarkeit verhütete und eine Steigerung dieser Benutzbarkeit zu Wege brachte. Alle hierzu erforderlichen Arbeit- und Kapitalsverwendungen verbinden sich aber so untrennbar mit der ursprünglich von der Natur gebotenen Fläche, daß sie davon ununterscheidbar werden und daß es unmöglich wird, diese Fläche als Träger jener durch die Sorgfalt der Menschen erhaltenen und durch ihre Thätigkeit geschaffenen Eigenschaften anders als Vermögenswerth zu behandeln. Kein Zweifel, daß dieser Vermögenswerth dann mit der zunehmenden Seltenheit seines Trägers nothwendig steigt, genau so wie der Vermögenswerth der Gebäude mit der zunehmenden Seltenheit der Baugrundstücke. Aber damit hören diese Gebäude nicht auf, Produkte zu sein. Aller oder wenigstens nahezu aller landwirthschaftlich benutzter Boden ist somit heute eben so ein Produkt, wie Dies städtische Grundstücke sind, die Rodbertus selbst als Produkte bezeichnet.

Fällt damit schon der Haupteinwand gegen die Behandelung des Bodens als Kapital, so ist auch der zweite Einwand dagegen nichtig. Wenn nämlich Rodbertus weiter sagt, der landwirthschaftlich benutzte Boden sei kein Kapital, weil er nicht nach seinen Herstellungskosten, sondern nach seinem Ertrage bewerthet werde, so liegt darin die für einen ökonomisch so geschulten Mann wie Rodbertus erstaunliche Verkennung, daß es keineswegs alle Kapitalien sind, für deren Werth ihre Herstellungskosten maßgebend sind. Das gilt nicht für alle Kapitalien, deren Werth nicht beliebig übertragbar ist. Schon vor sechzig Jahren hat Hermann dargethan, daß sich alle fixen Kapitalien von den umlaufenden dadurch wesentlich unterscheiden, daß sich ihr Werth nicht nach ihren Herstellungskosten, sondern nach ihrem Ertrage unter Zugrundelegung des laufenden Zinses bemesse. Zu diesen Kapitalien gehören aber nicht blos landwirthschaftliche Grundstücke, sondern eben so Wasserkräfte, Bergwerke, Häuser, Fabriken und andere Unternehmungen; ja, mit der Unkündbarkeit der dem Staate, den Kommunen, industriellen Unternehmungen und Dergl. dargeliehenen Kapitalien nehmen auch die Leihkapitalien an diesen Wirkungen der Unübertragbarkeit der Werthe Theil: und ein Blick in den Kurszettel zeigt uns in dem Steigen und Sinken von Kuxen,

Aktien, Staats- und Kommunalpapieren, Prioritätobligationen und anderen Schuldverschreibungen der verschiedensten Art, daß die Bemessung des Werthes nach dem Ertrag unter Zugrundelegung des laufenden Zinsfußes nichts ist, woraus eine prinzipielle Verschiedenheit der Grundstücke von anderen Kapitalien abgeleitet werden kann, es sei denn, daß auch Fabriken, Kuxe, Aktien, Staats-, Kommunal- und Industrie-Papiere keine Kapitalien wären.

Nicht minder irrig endlich ist die Behauptung, durch die Kapitalisation des Ertrages mit dem laufenden Zinsfuß erhalte der Boden einen fiktiven Werth, was sich darin zeige, daß bei gleichbleibenden Erträgnissen sein Kapitalwerth entgegengesetzt den Schwankungen des Zinsfußes schwanke. Was heißt denn „Werth", worauf beruht er, und was heißt denn „ein fiktiver Werth"? Das letzte Wort wird von allen Agrarreformern heute so häufig gebraucht, daß es nöthig ist, einen Augenblick dabei zu verweilen. Unter Werth versteht man die Bedeutung, welche die Menschen einer Sache oder einer Thätigkeit unter gegebenen Verhältnissen für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse beilegen. Aller Werth beruht also auf der Beziehung einer Sache oder einer Thätigkeit zu den unter gegebenen Verhältnissen bestehenden Bedürfnissen. Dieser Werth ist ein fiktiver dann, wenn die Eigenschaften, um derentwillen man Etwas eine Bedeutung für die Bedürfnißbefriedigung beilegt, nicht wirklich vorhanden sind. Sobald sie dem Gewertheten aber wirklich zukommen, ist der Werth kein fiktiver, sondern ein wirklicher, und es ist absolut nicht am Platz, von einem fiktiven Werth zu reden, wenn der Werth sich ändert, während diese Eigenschaften die selben bleiben. Denn da der wirkliche Werth nichts den Dingen Inhärentes ist, da er nicht blos von den Eigenschaften der bewertheten Sache oder Thätigkeit abhängt, sondern auf deren Beziehung zu den gegebenen Bedürfnissen beruht, muß er sich ändern, auch wenn bei gleichbleibenden Eigenschaften sich diese Bedürfnisse ändern. Damit ändert sich die Bedeutung, welche die Menschen dem Gute für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse beilegen, d. h. es ändert sich damit — auch wenn die Herstellungskosten und die Erträge des Gutes die selben bleiben — der Werth des Gutes. Wenn z. B. die Erträge eines Gutsbesitzes gleichbleiben, der Zinsfuß aber sinkt, so erhalten die Grundstücke, welche die gleichen Erträge wie früher abwerfen, eine größere Bedeutung für das Bedürfniß, sich ein Einkommen zu schaffen, als früher und als andere Ertrag gebende Güter, deren Erträge, wie das Herabgehen des Zinsfußes zeigt, sinken; demnach steigt ihr Werth. Die Kapitalisation der gleichgebliebenen Erträge des Grundbesitzes mit dem gesunkenen Zinsfuße giebt den genauen Ausdruck für die wirkliche Bedeutung, die angesichts des gesunkenen Zinsfußes diesen Grundstücken für die Beschaffung eines Einkommens zukommt. Umgekehrt: bleiben die Erträge gleich, der Zinsfuß aber steigt, so legen die Menschen

den Grundstücken, welche die Erträge abwerfen, naturgemäß eine geringere Bedeutung bei für die Beschaffung eines Einkommens, und demgemäß sinkt ihr Werth. Die Kapitalisation der Erträge mit dem laufenden Zinsfuße schafft also nicht einen fiktiven Werth, sondern den genauen Ausdruck des jeweiligen wirklichen Ertragswerthes.

So verträgt von allen Argumenten, die Rodbertus gegen den Kapitalcharakter des Bodens ins Feld geführt hat, keines die nähere Besichtigung. Und so wenig ist es unsere Rechtsordnung, die dem Grundbesitz künstlich Kapitalqualität aufgezwungen hat, so sehr liegt diese in der Natur der Dinge, daß die Vorschläge, mit deren Hilfe Rodbertus sie zu bannen sucht, auf Umwegen abermals bei der Kapitalisirung des Bodenertrages nach Maßgabe des Zinsfußes enden. Um den Kapitalcharakter des Bodens zu beseitigen, sollen nämlich für jedes Gut Rentenbriefe ausgegeben werden, entsprechend dem Ertrage des Gutes. Diese Rentenbriefe sollen bei allen Zahlungen unter öffentlicher Autorität fortan allein zur Deckung des Kaufpreises zur Verwendung kommen. Wer also ein Gut kaufen will, soll Das nicht thun dürfen, indem er den Preis baar erlegt; er muß sich so viele Rentenbriefe an der Börse kaufen, wie der Rente, die das Grundstück abwirft, entsprechen, und diese dem Verkäufer einhändigen. Aber welchen Preis wird er für die Rentenbriefe an der Börse zu zahlen haben? Offenbar den Preis, der sich aus der Kapitalisirung ihres Rentenbetrages nach Maßgabe des Zinsfußes ergiebt. Da diese Rentenbriefe aber nur den Ertrag des Grundbesitzes repräsentiren, würde also auch hier das verpönte Kapitalisationprinzip zur Bemessung des Werthes des Grundbesitzes wiederum eingeführt. Naturam expellas furca tamen usque redibit! In der That, es gäbe nur ein Mittel, um den Kapitalcharakter des Bodens wirklich zu brechen: Beseitigung des Verkaufes von Grund und Boden überhaupt, seine Ueberführung in das Staatseigenthum und Verleihung an die Bebauer gegen Bodenzins.

Ueber der vorjährigen berliner Agrarkonferenz schwebte der Geist des Rodbertus gleich dem eines Schutzpatrons. Allein so sehr man ihm auch Verehrung zollte, seine Vorschläge zur Beseitigung der Kapitalisation des Bodenertrages nach Maßgabe des Zinsfußes hat Niemand zu den seinen gemacht. Im Gegentheil, man ist für diese Kapitalisation, für den sogenannten Ertragswerth, aufs Lebhafteste eingetreten, hat ihn für das Wahre und allein Richtige erklärt und — welche Abschwächung! — nur gegen die Fälle geeifert, in denen der Tauschwerth diesen Ertragswerth übersteigt. Und doch läßt sich Dies eben so wenig wie das Eifern des Rodbertus gegen den Kapitalcharakter des Bodens rechtfertigen. Denn welches sind diese Fälle? Die vornehmsten sind, daß Jemand ein Gut über seinen Ertragswerth bezahlt, wo mit seinem Besitz politische Vorzüge, Ehrenrechte oder ein größeres ge-

sellschaftliches Ansehen verknüpft sind, und der, daß kleine Leute Grundstücke über ihren Ertragswerth bezahlen, weil sie von ihrem Besitz die Sicherung einer stetigen und unabhängigen Arbeitgelegenheit erwarten. In keinem der beiden Fälle ist der den Ertragswerth übersteigende Werth ein fiktiver Werth, sobald nur dort die erwarteten politischen und sozialen Vortheile, hier die erwartete Sicherung der Arbeitgelegenheit wirklich erlangt werden. Aber während in dem ersten Fall die höhere Bewerthung des Grundbesitzes durch Beseitung jener Vorzüge relativ leicht sich beseitigen ließe, hat hiergegen Niemand geeifert. Dagegen hat man nicht Uebles genug von der zweiten Art der höheren Bewerthung zu sagen vermocht, während gerade sie auf der Natur der Dinge, auf dem Monopolcharakter des Bodens beruht. Ja, man hat, indem man das Anerbenrecht empfahl, die Zahl der verkäuflichen Grundstücke noch weiter zu beschränken und damit diesen preissteigernden Monopolcharakter des Bodens noch weiter zu steigern gesucht.

Ist denn nun gar nichts an dem Protest, der von so vielen geistvollen und geistlosen Männern gegen die Behandlung des Grundeigenthumes wie jedes andere Eigenthum erhoben wird? Allerdings liegt ihm etwas Richtiges und sogar etwas sehr Wichtiges zu Grunde: ein instinktives Gefühl von den Eigenschaften, durch die sich der Boden von allen anderen Kapitalien unterscheidet. Allein die Folgerungen, die sich aus diesen Eigenschaften ergeben, sind weit verschieden von den besonderen Rechten, die sich aus Gierkes germanischem Grundeigenthumsbegriffe als einer „sozialen Position" ergeben; diese Folgerungen bestehen lediglich in besonderen Pflichten des Grundeigenthümers und zwar in Pflichten, die von Niemand mehr als den viel geschätzten Römern anerkannt wurden, indem sie, wie schon Sir Richard Weston 1651 hervorhob*), besondere Beamten einsetzten, welche die Landwirthschaft zu beaufsichtigen und Diejenigen zu strafen hatten, welche Das, was als öffentliche Pflicht angesehen wurde, vernachlässigten.

Wir haben gesehen, der Grund und Boden als Produktionmittel trägt einen doppelten Charakter: Einmal ist er der Standort aller Produktion — nicht blos der landwirthschaftlichen, sondern auch der industriellen. Als solcher trägt er einen monopolistischen Charakter. Er ist nur in beschränkter Menge vorhanden. Die Folge ist die Wertherhöhung bei abnehmender Menge. Diese Wertherhöhung ist unverdient. Sodann ist der Boden der Träger gewisser zur landwirthschaftlichen Produktion unentbehrlicher mechanischer und chemischer Eigenschaften. Sie sind nicht ein- für allemal gegeben. Sie können produzirt, vermehrt und vermindert werden. Produzirt verbinden sie sich so mit dem Boden, daß sie sich nicht unterscheiden lassen. Das Interesse an der Steigerung

*) Vergl. Sir Richard Weston, Treatice of the Husbandry and natural History of England, 1651.

dieser Eigenschaften hat zur Anerkennung von Sondereigenthum und Erbrecht geführt. Sie sind die Voraussetzung für solche Steigerung; ohne sie würde diese nicht stattfinden. Und so wichtig ist diese Steigerung für das Ganze, daß man mit Rücksicht darauf die Monopolisirung der Fläche mit in den Kauf nimmt, weil Eigenthum und Erbrecht eben die unentbehrliche Voraussetzung ihrer Verbesserung sind. Höchstens, daß man die daraus fließende unverdiente Wertherhöhung — und zwar mit Recht — auf dem Wege der Besteuerung der Gesellschaft, deren Entwickelung sie zu danken sind, wieder zukommen zu lassen bestrebt ist. Allein trotz aller Besteuerung unverdienter Wertherhöhung bleibt das Grundeigenthum doch stets ein ausschließliches Verfügungrecht über Etwas, das gemeinsames Erbtheil der Menschen ist, ein Privileg. Dies trifft nicht zu beim Eigenthum am beweglichen Gut. „Kein noch so großer Betrag von beweglichem Gut, den Jemand durch seine Thätigkeit erwerben mag", schreibt J. St. Mill, „verhindert Andere, es durch die selben Mittel zu erwerben; aber gerade vermöge der besonderen Natur des Bodens, schließt jeder Grundeigenthümer Andere von der Bodenbenutzung aus. Das Privileg oder Monopol ist nur zu vertheidigen als nothwendiges Uebel" — als unentbehrliche Voraussetzung für eine pflegliche Behandlung des Bodens und für Meliorationen.

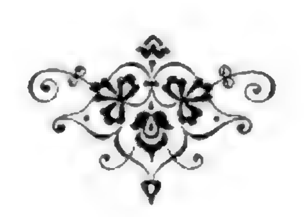
Sind Das die Rechtfertigungsgründe für Grundeigenthum und Erbrecht, so ergeben sich daraus wichtige Folgerungen. Schon vor nahezu fünfzig Jahren hat J. St. Mill sie gezogen. „Es liegt auf der Hand, daß diese Rechtfertigungsgründe nur wirksam sind, insofern der Grundeigenthümer sein Land meliorirt. Wo immer in irgend einem Lande der Grundeigenthümer aufhört, seinen Boden zu pflegen und zu verbessern, hat die Nationalökonomie nichts, was sie zu Gunsten des Grundeigenthumes vorbringen könnte. Es giebt keinerlei haltbare Theorie des Privateigenthumes, die von der Auffassung ausginge, daß das Land blos eine Sinecure zum Bezug von Renten sein solle". Und aus dem selben Grunde hat bereits Mill gegen den Mißbrauch des Eigenthumes zum Ausschluß Anderer nicht für den Zweck des Anbaues, sondern lediglich für Sportszwecke protestirt, und gegen zwei schottische Herzöge geeifert, die, lediglich um die Störung wilder Thiere zu verhindern, den Rest der Menschheit vom Genuß ganzer Quadratmeilen von Gebirgsgegend ausgeschlossen haben. Bekanntlich hat dieser Mißbrauch seitdem auch in Deutschland und Oesterreich seinen Einzug gehalten.

Allein nicht nur diesen Mißbrauch hat bereits Mill als den Widerspruch mit den Grundlagen der wirthschaftlichen Rechtfertigung des Grundeigenthums denunzirt. In Großbritannien, fährt er fort, sei der Grundeigenthümer im Allgemeinen kein Bodenverbesserer; er überlasse diese Verbesserung zumeist dem Pächter, und wo keine ausreichend langen Pachtverträge

die Regel seien, sei der Boden Dem entsprechend in einem vernachlässigten Zustand. „Die Sache ist die, daß ein sehr allgemeines Vorherrschen der Bodenverbesserung durch die Grundeigenthümer sich kaum mit einem Rechte oder einer Sitte der ausschließlichen Nachfolge des Erstgeborenen verträgt. Geht alles Land auf einen Erben über, so thut es Dies als Regel, ohne daß gleichzeitig der Erbe die Geldmittel miterhält, die ihn in den Stand setzen würden, Meliorationen vorzunehmen; denn das bewegliche Gut geht als Regel darauf, um die jüngeren Kinder zu versorgen, und das Land selbst wird häufig zu dem selben Zweck schwer belastet. Daher giebt es nur eine kleine Anzahl von Grundeigenthümern, die im Stande wären, kostspielige Verbesserungen außer mit geborgtem Geld und durch Vermehrung der Hypotheken, mit denen das Land bereits zur Zeit ihrer Uebernahme belastet war, vorzunehmen. Aber die Lage eines mit großen Hypotheken belasteten Gutes ist eine so prekäre; Sparsamkeit ist Jemandem, dessen scheinbares Vermögen seine wirklichen Mittel weit überschreitet, so unwillkommen, und die Schwankungen von Gutsertrag und Gutswerth, die sein Einkommen beschneiden, sind so verhängnißvoll für Jemand, der wenig mehr als die Differenz zwischen Gutsertrag und Schuldzinsen sein Eigen nennt, daß es nicht zu verwundern ist, wenn nur wenig Grundeigenthümer sich finden, die in der Lage sind, in der Gegenwart zu Gunsten künftiger Vortheile Opfer zu bringen."

Welche Folgerungen auch für das Anerbenrecht sich aus dieser Betrachtung ergeben, liegt auf der Hand. Um dieses zu retten, wird man dann weiter zur Forderung nach gesetzlicher Einführung einer Verschuldungsgrenze, d. h. nach abermaliger Steigerung des Monopolcharakters des Bodens und Inkorporation der Grundeigenthümer in eine Zunft getrieben, die — wie es die Art der Zünfte ist — erst recht keine Garantie bieten würde, daß Grundeigenthum und Erbrecht die Funktion, für die sie anerkannt sind, im Dienste der Gesammtheit erfüllen würden.

München. Professor Lujo Brentano.



Der alte Galeerensträfling.

Es ist nur eine kleine Geschichte, die mir von Yves erzählt wurde, als er eines Abends eine Ladung Verurtheilter in seinem Kanonenboot nach der Rhede führte, wo sie mit dem großen Transport nach Neu-Kaledonien abgehen sollten.

Unter ihnen befand sich ein sehr alter Sträfling, mindestens siebenzig Jahre alt, der zärtlich einen armsäligen Sperling in einem kleinen Käfig bei sich trug.

Yves hatte sich zum Zeitvertreib mit dem Alten, der, wie es scheint, kein übles Aussehen zeigte, in ein Gespräch eingelassen; doch war der Alte mit einer Kette an einen jungen, gemein und spöttisch aussehenden Mann gefesselt, der eine Brille für Kurzsichtige auf seiner blassen Nase trug.

Der alte Landstreicher, der beim fünften oder sechsten Rückfall wegen Diebstahls und Vagabundirens festgenommen worden war, sagte: „Wie soll man es anfangen, um nicht zu stehlen, wenn man einmal auf die schiefe Ebene gerathen ist und kein Handwerk versteht, nichts, — und die Menschen Einen nirgends mehr aufnehmen? Man muß doch essen, nicht wahr? Meine letzte Verurtheilung war wegen eines Sackes Kartoffeln, den ich nebst einer Fuhrmannspeitsche und einem Kürbis vom Feld weggenommen hatte; konnte man mich nicht in Frankreich sterben lassen, statt mich in meinem Alter noch dort hinüberzuschicken?" Ganz glücklich, Jemand gefunden zu haben, der einwilligte, ihm mitleidig zuzuhören, hatte er dann Yves gezeigt, was er Kostbares auf Erden besaß: den kleinen Käfig mit dem Sperling. Der zahme Vogel, der seine Stimme kannte, hatte beinahe ein Jahr lang im Gefängniß, auf seiner Schulter sitzend, gelebt. . . . Ach, er hatte nicht ohne Mühe die Erlaubniß erhalten, ihn nach Kaledonien mitzunehmen. Und dann hatte er ihm einen passenden Käfig zur Reise machen müssen; er mußte sich Holz anschaffen, ein Bischen alten Draht und etwas grüne Farbe, um das Ganze anzustreichen, damit es hübsch aussähe.

Hier erinnere ich mich genau der Worte von Yves: „Armer Sperling! Er hatte in seinem Käfig ein Stück jenes grauen Brotes, das man den Gefangenen giebt, und schien sich trotzdem ganz wohl zu befinden, er hüpfte munter umher, wie irgend ein anderer Vogel." Einige Stunden später, als man sich den Transportschiffen näherte und die Sträflinge sich für die große Reise einschiffen sollten, ging Yves zufällig an dem Alten vorbei, den er ganz vergessen hatte.

„Hier, nehmt ihn," sagte dieser mit ganz veränderter Stimme und hielt ihm den kleinen Käfig hin; „ich schenke ihn Euch; er könnte Euch vielleicht zu Etwas dienen, Euch Freude machen."

„Nein, gewiß nicht," sagte Yves dankend. „Ihr müßt ihn im Gegentheil mitnehmen, er wird dort drüben Euer kleiner Gefährte sein."

„Ach!" sagte der Alte, „er ist nicht mehr drin. . . . Wußtet Ihr es denn nicht? er ist nicht mehr da. . . ." Und zwei Thränen flossen ihm über die Backen. Während eines Stoßes bei der Ueberfahrt hatte das Thürchen sich geöffnet, der Sperling hatte sich erschreckt, war fortgeflogen und gleich, wegen seines verschnittenen Flügels, in das Meer gefallen. Das war ein Augenblick schrecklichen Schmerzes, als der Alte ihn kämpfen und sterben sah, fortgerissen von dem schnellen Kielwasser, — und nichts für ihn thun zu können! Anfangs, in einer ersten und sehr natürlichen Regung, hatte er schreien, um Hilfe rufen, sich an

Yves selbst wenden und ihn beschwören wollen; doch wurde diese Regung sofort durch das Nachdenken, das Bewußtsein seiner persönlichen Erniedrigung zurückgedrängt; wer hätte Mitleid mit dem Sperling eines so elenden alten Mannes wie er gehabt, wer würde nur seine Bitte anhören wollen? Könnte es ihm in den Sinn kommen, daß man das Schiff anhalten würde, um einen ertrinkenden Sperling aufzufischen, und noch dazu den Sperling eines Galeerensträflings, — welche verrückte Idee! Er war dann still an seinem Platz geblieben und hatte den kleinen grauen Körper, der sich immer noch wehrte, auf dem Schaum des Meeres fortfließen sehen; er hatte sich für immer furchtbar allein gefühlt, und Thränen der letzten einsamen Verzweiflung hatten sein Gesicht getrübt, — während der junge Mann mit der Brille, sein Kettengenosse, sich darüber lustig machte, daß ein alter Mann weinte. Nun, wo der Vogel nicht mehr da war, wollte er diesen Käfig, den er mit so viel Sorgfalt für den kleinen Toten bereitet hatte, nicht behalten; er hielt ihn immer noch dem braven Seemanne hin, der seine Geschichte hatte anhören wollen, und wünschte, ihm dieses Vermächtniß zu hinterlassen, ehe er seine lange und letzte Reise antrat. Und Yves hatte traurig das Geschenk des leeren Häuschens angenommen, um diesem alten Verlassenen nicht noch dadurch neuen Schmerz zu bereiten, daß er den Gegenstand, der ihn so viel Arbeit gekostet hatte, zu verachten schien.

Ich glaube nicht, daß ich alles Schmerzliche, das ich in dieser Erzählung beim ersten Hören empfand, wiederzugeben vermocht habe.

Es war am Abend sehr spät und ich war nahe am Einschlafen. Ich habe in meinem Leben manche lärmende Trauer, viele Tragoedien und wildes Gemetzel gesehen, ohne sehr bewegt zu werden, jetzt aber bemerkte ich zu meinem Erstaunen, daß der Schmerz eines Greises mich im Innersten bewegte und mir sogar den Schlaf stören konnte.

„Wenn es möglich wäre,“ sagte ich am nächsten Tage, „ihm einen anderen Vogel zu schicken?“

„Ja,“ sagte Yves, „daran habe ich auch schon gedacht. Man könnte bei einem Vogelhändler einen schönen Vogel kaufen und ihm den morgen in dem armsäligen Käfig hintragen, wenn dazu noch Zeit vor der Abfahrt ist. Es wird etwas schwierig sein. Auch könnten nur Sie die Erlaubniß erhalten, morgen früh nach der Rhede zu fahren und an Bord des Schiffes zu steigen, um den Alten aufzusuchen, dessen Namen ich nicht einmal weiß. Nur . . . wird man es sehr komisch finden . . .“

„Gewiß; komisch wird mans finden, darüber braucht man sich keine Illusionen zu machen.“ Einen Augenblick belustigte mich diese Idee und ich lachte, mit dem innerlichen Lachen, das kaum auf der Oberfläche erscheint.

Uebrigens kam der Plan nicht zur Ausführung; am nächsten Morgen, beim Erwachen, als der erste Eindruck verflogen war, schien er mir kindisch und lächerlich. Der Schmerz des Alten war offenbar nicht einer von denen, die ein einfaches Spielzeug beruhigt. Dem alten, einsamen Sträfling würde der schönste Vogel des Paradieses nicht den grauen Sperling mit beschnittenem Flügel ersetzen, den er mit Gefangenenbrot aufgezogen hatte und der seinem verhärteten, halb erstorbenem Herzen Zärtlichkeit und mitleidige Thränen entlocken konnte.

Paris. Pierre Loti.

Die Kurse und die Banken.

Sollten sich wirklich einige Spekulanten über die Geldversteifung gefreut haben, die plötzlich über die Börse heraufzog, so sind sie zu voreilig gewesen. Nur für wenige Tage haben sich die Kurse von den Satzerhöhungen der Oesterreichisch-Ungarischen Bank und der deutschen Reichsbank erschrecken lassen, um sich sodann wieder an neuen Haussemomenten zu ermuthigen. Es ist wiederholt auf die jetzt gänzlich veränderten Verhältnisse des Effektenmarktes hingewiesen worden, auf die Phantasien über Südafrika, auf sicher zu erwartenden Riesenwachsthum der Goldproduktion, auf die sinkende Tendenz des Zinssatzes 2c. 2c. Ob daher die Dresdener Bank ein neues Terraingeschäft gemacht oder nicht gemacht hat, ob der Walzwerkverband den Wünschen der Haussiers gemäß perfekt wird, oder innerhalb der Bedenken einiger Großindustriellen zum Scheitern kommt, alles Das ist nicht so wichtig als das Geräusch, welches davon gemacht wird.

Indessen giebt es doch auch Dinge, welche den inneren Werth der Papiere erhöhen. So ist es keineswegs gleichgiltig, ob unser Verkehr mit Amerika derart zunimmt, daß z. B. die Schiffsgesellschaften mit ihren ersten Kajüten nicht mehr auskommen und provisorische Kabinen im Zwischendeck herrichten müssen. Schließlich hat Europa ungeheuere Interessen in der Union, die nach langem Brachliegen wieder Früchte tragen wollen. Nur von dieser nachhaltigen Erholung hängen die großen Eisenbahnorganisationen ab, die von der Atchison- bis zur Northern-Pacific- oder Eriebahn ohne gute Einnahmen ein Kunststück bleiben. Mit den aussichtvollen Neuordnungen nahen auch die Verbesserungen und Erweiterungen und die 15000 Tons Spiegeleisen, welche die Union seit Jahren wieder zum ersten Male bei den Siegländern bestellt hat, sind nicht minder beachtenswerth als die 2664 Tons Schienen, welche England im August nach drüben gesandt hat. Auch zu Unternehmungen im größeren Stile bekommen unsere Kapitalisten die alte Lust. Rothschild würde noch vor Monaten die große Anaconda-Mine (Kupfer) zu reorganisiren kaum Lust bezeugt haben. Man darf nicht übersehen, daß die pariser Rothschilds durch das vieljährige Hetzen gegen ihren Reichthum sich von allen neuen Unternehmungen, auch von Süd-Afrika, fern gehalten haben. Allmählich sind dort Vermögen entstanden, welche selbst diese Krösusse unruhig machen und es scheint, daß die Goldaussichten in anderen Erdtheilen das pariser Haus veranlassen werden, den londoner Vettern seine Macht herzuzuleihen.

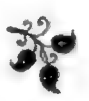
Indessen bleibt für die Union das Nächste die Frage, wie viel Getreide exportirt werden kann. Bisher sind die Ablieferungen der Farmen an den acht Hauptplätzen des Westens beträchtlich, und wie bekannt, wird Mitteleuropa aus Ungarn nicht allzu viel beziehen können. Bei dieser Gelegenheit ließe sich auch vielleicht die Preußische Seehandlung von einem schweren Vorwurf entlasten, den ihr Herr Eugen Richter in seinem Organe gemacht hat. Das genannte Institut hat dem überlasteten Getreidemarkt für September große Posten Roggen abgenommen. Das soll plötzlich für einen Geldgeber Unrecht sein, der an der Fondsbörse nicht allein allmonatlich enorme Reports macht, sondern auch Baarmittel auf längere Fristen ausleiht. Nun birgt es gewiß kein gemeinnütziges Geheimniß, wenn die Seehandlung, in Ermangelung anderweitiger Verwendung, ihr Geld in

Effektenprolongationen anlegt; allein wenn der berliner Getreidemarkt, wie es damals wirklich der Fall war, überlastet blieb und das königlich preußische Institut den Markt durch umfangreiche Entnahmen erleichtern konnte, so war Dies wirklich eine That, die von allen unbefangenen Getreide-Kaufleuten vollauf anerkannt wurde. Weder unsere Reichsbank noch die Seehandlung hat bis jetzt das geringste Behagen geäußert, auf gewisse ausschweifende Agrarierwünsche einzugehen, man braucht sie also nicht gleich zu justifiziren, da wo ihre Maßnahmen dem legitimen Getreidemarkt wirklich zu Hilfe kommen.

Vielleicht überlegen es sich die extremen Vertreter der Manchester-Schule einmal, welche gewaltige Rolle die anderen Großbanken im Getreideterminhandel Berlins inne haben. Diese völlig dominirende Stellung unserer hauptstädtischen Börse ist ohne den Banken-Kredit nicht entfernt zu denken, wo doch der Effektivhandel von Mannheim nach wie vor beherrscht bleibt. Ja, noch mehr: die Initiative der Großinstitute hat das Alles erst gleichsam auf der Hand wachsen lassen. Weshalb? Die Aktiengesellschaften mit ausgebreitetem Kapital wollen große Geschäfte machen, Provisionen verdienen, am Wechselkurse gewinnen &c. &c. Nun giebt es aber nichts Sichereres als Getreide, denn dieses ist stets baares Geld und für den äußersten Fall, einen Krieg, schnellen die Brotpreise sofort empor.

Den Hauptkredit auch in der Getreidebranche gewährt natürlich die Deutsche Bank. Die Kapitalserhöhung der letzteren wird selbst offiziell widerrufen und dennoch kommt sie, und sogar bald. Richtig ist allerdings, daß einzelne sehr reiche Bankiers dieser Ausdehnung stärker opponiren, aber mehr aus allgemein wirthschaftlichen Gründen, aus Erwägungen über die mageren Jahre, welche sich wieder einstellen könnten, als aus Bedenken über die Verhältnisse jener Bank selbst.

Es ist auch kaum anzunehmen, daß die Deutsche Bank bei der großen chinesischen Anleihe fehlen darf. Diese Anleihe mag nach Allem, was geschehen war, Wunder nehmen, aber sie ist im Zuge. Denn die Chinesen kommen mit den 400 Millionen Francs der französisch-russischen Anleihe nicht aus. Neulich ging eine unscheinbare Meldung durch die Blätter, daß das Syndikat der Deutsch-Asiatischen Bank die Nationalbank für Deutschland in sich aufgenommen habe. Solche Herablassung der Großen gegen die Kleinen pflegt aber niemals aus Edelmuth, sondern nur aus pekuniären Gründen zu erfolgen. Wahrscheinlich sind der Nationalbank durch ihre recht gewandten Unterhändler noch einige chinesische Vicekönige wegen Anleihen gekommen und jenes Syndikat hat eingesehen, daß sie diesen Winkelverhandlungen ein gütliches Ende machen muß, wenn es überhaupt noch jemals zu einer großen Emission kommen soll. Wie es scheint, ist das Deutsch-Asiatische Syndikat fleißig bei der Arbeit, trotzdem noch kein Blatt Etwas darüber verlauten ließ. Der Erfolg hängt wiederum nicht von Chinas Geldbedürftigkeit ab, die man vorläufig noch jeder Phantasie Preis geben darf, sondern von dem Verhalten der Diskontogesellschaft. Heizt Herr von Hansemann auch jetzt noch seine Lokomotive mit Stolz — voriges Mal hat er bekanntlich die Franzosen ganz vor den Kopf gestoßen — so ist wiederum die Ungeschicklichkeit in dieser ganzen Sache ihm mit zur Last zu legen. Pluto.



Penthesilea.

Auf dem Schlachtfeld vor Troja ruht, mit Rosen bekränzt und von Rosengewinden umduftet, ein seltsames Paar: ein junges Weib, dem ein rauhes Kriegergewand die reifenden Reize gürtet, und, dem holden Wildling zu Füßen, waffenlos der herrlichste Held. Durch das prangende Grün des Geländes säuselt ein Staunen und das Lispelgespräch neugierig erregter Blätter sehnt den weichen Südwind herbei, den weithin wirbelnden Weltkenner, der ihrem Blick das auf dem Kampfgefild fremd anmuthende Bild vielleicht klären kann. Der Ersehnte spürt den Wunsch der Gespielen, er schmeichelt sich aus dem Schlauch des Aeolus, weht heran und umspäht die im Rosenduft Ruhenden; und da der lockere Geselle oft genug in der Runde die Zeltdecken gelüftet und in die geheimsten Winkel der Lager hineingelugt hat, erkennt er alsbald auch das seltsame Paar und kündets pfiffig den Blättern, die in sachtem Gekicher sich schütteln und schnell dem Nachbarn die große Neuigkeit raschelnd verrathen. Und nun hüpft das enthüllte Geheimniß geschwind über die Zweige, klemmt sich in das züchtig verschlossene Kleid knospender Rosen und läßt von dem lustigen Wind sich froh in die Ferne tragen. Gar nicht lange währt es, da geht das Flüstern durch die ganze belebte Natur, da fegts durch den Hellespont und die munter murmelnden Wellen des Skamandros spülen die Wundermär bis ins Aegaeische Meer: Achill ists, Hektors grimmer Bezwinger, der in Rosenketten sich zärtlich an die Amazonenkönigin schmiegt. Und überall, wohin auch die Botschaft dringt, weckt sie Staunen und ein beinahe verängstetes, banges Gefühl und die alten Wipfel, die in der männermordenden Schlacht so oft vom Blut der Helden den Boden gedüngt sahen, neigen sich tiefer, um ganz nah zu erschauen, ob wirklich der stolze Pelide, dessen Flammenblick Griechen und Troer sonst in schlotternden Schrecken blitzte, wie ein artiges Seidenhündchen jetzt, das mit Schweif und Pfoten um ein zärtliches Streicheln bettelt, der wilden Jungfrau zu Füßen sich streckt. Nur der Wind, der so Vieles sah und längst das Wundern verlernte, weiß gleich, was von dem befremdenden Schauspiel zu halten ist, und er bläst, während ringsum das spitze Geplauder stets hastiger wird, lächelnd die Beschwichtigung in das Schwingen der Lüfte: ehe die Rosen noch, die grausam vom Stiele gebrochenen, welken, wird dem selig ruhenden Paar die süße Lust zerfetzt und leidig vernichtet sein; denn widernatürlich ists, daß der Stärkste dem schwachen Geschöpf sich zu Sklavendiensten erniedert, und Widernatürliches, glaubt meiner Erfahrung, duldet die allmächtige Natur niemals lange in ihrem Bereich.

Ein Käfer hat dem rastenden Recken die lustige Weisheit vielleicht leise ins Ohr gesummt. Achilleus fährt jäh auf, aus süßer Verträumtheit, und findet erwachend sich in einer fremden Welt. Ist ers wirklich, der Aeginerheld,

der wie ein verliebter Tauber hier ein Mädchen umgirrt und die lechzende Brunst von Rosengerüchen sich fächeln läßt? Konnte der Pfeil des Eros das Erz des Heldenleibes durchdringen, der an der Ferse doch nur verwundbar ist? Was jagte den Nereidensohn in den Schooß einer sterblichen Jungfrau, die den Entwaffneten fast mit Herrinnenzärtlichkeit kost? Auch früher hat er geliebt, doch als der Mann immer, als Herr und Gebieter, der beglückend sich zu dem schwachen Geschöpf herabneigt und niemals vergißt, daß er der Gebende ist und daß die dankbar Empfangende ihn als Leiter und Lenker ihrer Geschicke erkennen muß. Jetzt ist er der Beglückte; jetzt muß er in der Lagergenossin Wesen sich schicken und geduldig harren, wann sie und wo ihn umfangen und sättigen will; jetzt hört der heitere Hellene fernher klingende Kunde aus einer verdüsterten Fabelmenschheit; und so wunderbar dünkt ihn das Erlebniß, daß er eine Mondmännin in den Armen zu halten wähnt. Das Widernatürliche empfindet auch er in dem hitzig geknüpften Bund; aber die helle Sinnenfroheit der Griechenseele duldet so dunkle Bedenken nicht und dämpft geschwind den aufsteigenden Unmuth. Er fühlt sich als den Starken, — warum soll er für flüchtige Stunden nicht einmal den Schwachen spielen, um einer Mädchenlaune gefällig zu sein? Nur eine Laune gilt es ja, einen Tändelspaß, den man in der Langeweile des Lagerlebens wohl mitnehmen kann. Ein Mädchengeschlecht vergnügt sich mit Pfeil und Bogen und macht sich eigensinnig an den Versuch, den Herren der Schöpfung ins Kriegerhandwerk zu pfuschen. Das ist eine artige Seltsamkeit, die der rüstige Mann zornlos betrachten kann. Und da unter den Jungfrauen eine ist, die vor allen anderen durch ihren Reiz den prüfenden Blick herbeiruft, und da diese Schönste dem Manne nur, den sie mit den Waffen vorher bezwungen hat, sich in Liebe ergeben will, — warum soll der Sieger in manchem harten Kampf ihr, die so reiche Schätze zu schenken hat, den Scheintriumph, den kurzen, nicht gönnen? Sie wird, nach Weiberart, zufrieden sein, wenn sie ihren Willen hat, und später, wenn sie den Mann erst empfand, in seinen Armen der Lüge lachen. Deshalb stellt Achill sich besiegt und nennt sich, in doppelsinniger Rede, den Gefangenen der Amazone. Deshalb ruht er behaglich nun wieder neben der wilden Unschuld, die er schon bändigen, schon stillen wird, und denkt nicht mehr an den Sturm auf die Dardanerburg, nicht an den erschlagenen Freund, den er an Priams ganzem Geschlecht einst doch rächen wollte. Und deshalb will er gern den Betrug erneuen, den ein Zufall enthüllt hat, und ist bereit, noch einmal der Amazone im Kampf zu stehen, zum Schein ihren Streichen noch einmal zu erliegen und ihr, als ein unfreier Mann, in die Skythenheimath zu folgen. Ein Abenteuer, nichts weiter; ein hoher Preis für den köstlichsten Besitz. Auch währt wohl die Reise nicht lange; bald führt er die junge Mutter, die der schweren Waffenrüstung dann entsagt hat, zurück oder kündet lachend den Königen, was er Seltsames im fernen Frauenstaat sah.

Dem weisen Sohn der Thetis trübt ein verwirrtes Gefühl den hellen Verstand. Hier ist mehr als Laune und Abenteuer, hier droht ein Verhängniß, droht ihm die Rache der starken Natur, die sich ungestraft nicht verspotten läßt. Mit einem Kätzchen wollte der stolze Aeginerheld spielen und eine tückische Tigerin fällt ihn mit wüthenden Bissen an; ein Weibchen wollte er sich, weil es ihm tanzlustig und gebärtüchtig schien, zur Kurzweil erziehen und eine Virago streckt ihm den zerfetzten Leib in den Staub. Er betrog sich selbst, da er die Liebste betrügen wollte; sie hatte ihm nichts verborgen, hatte ihm ihr ganzes Werden entschleiert; er aber achtete, in männischem Hochmuth, der Weibergeschichte kaum und beklagte nur die verstümmelte Brust der schönen Gesponsin. Er wurde schuldig, weil er von dem geraden Pfad der Natur wich und in ein Gaukelspiel sich verstrickte, wo er ein ernstes Lehreramt zu verwalten hatte. Sein Leben war verwirkt, weil er eine Menschenseele in ihrem heißesten Fühlen genarrt und zugleich die Würde seines Geschlechtes so schmählich veruntreut hatte, daß er nun, der Starke, zum Sklaven holder Schwäche erniedert war. Er konnte in offenem Streit die Jungfrau bezwingen und ihr dann die Bedingungen stellen; daß er heimlich in ein Buhlerglück sich hineinstehlen wollte: Das rächte an ihm die beleidigte Natur.

Das Wort des Judengottes war der Menschheit noch nicht verkündet, noch regirten die Griechengötter die heidnisch heitere Welt und bange Träume vom Sündenfall und von weithin wirkender Strafe schreckten in Hellas den Heroenstamm nicht. Dort wurde Pallas Athene geehrt, die im Kampf die Helden schirmte und schlug, und eine kämpfende Jungfrau hätte kein höhnender Anruf da in die Küche gewiesen. Aber wir sind nicht im Lande der Griechen und nicht in Troas ruhte und rang unser Paar. Dieser Skamandros schlängelt sich durch ein Fabelgelände, die Hellenen und die Amazonen sind mit christlicher Sitte gesäugt und haben vom Olymp herab das Tönen des Logos gehört. Auch sie sind aus dem verfluchten Geschlecht Adams und Evas und die Stimme des Herrn, der in der Abendkühle durch Eden ging, hat, aus der Ferne her hallend, ihr Ohr berührt. Deshalb kann dieser Achilleus sündig werden, dieweil er dem Weibe gehorchet hat, das ihm doch die dienende Gehilfin sein soll. Und deshalb ist diese Amazone dem Untergange geweiht, weil sie der Weisung übermüthig den Sinn verschloß: „Ich will Dir viele Schmerzen schaffen, wenn Du schwanger wirst; Du sollst mit Schmerzen Kinder gebären; und Dein Wille soll Deinem Mann unterworfen sein und er soll Dein Herr sein.“ Sonderbare Hellenen und Skythen, die an Zeus und an Jahwe glauben, die im wildesten Kampfgetümmel heimisch sind und sich dennoch das zärtlichste Gewissen erhalten haben. Der Abgrund zwischen den Weltanschauungen scheint unüberbrückbar; aber der Wind, der lose Schalk, weht daher, wirft schnell ein paar Lasten Flugsand in den Spalt und lockt mit

Verführerlauten: Name ist Schall und Rauch; was der Judengott von der Geschlechterbestimmung lehrte, lebte längst auch in der Griechensitte, weil es das Menschliche, das Natürliche ist und weil nur das dem Menschen Natürliche durch die Zeiten bewahrt werden kann. Der Wind glaubt nämlich, vielleicht, weil er die Himmlischen zu sehr in der Nähe gesehen hat, nicht an die göttliche Weltordnung, der Wind glaubt nur an die Natur und er hat lange genug die Köpfe der Menschen gelüftet, um zu wissen, daß sie häufig zwar die Form, doch ganz selten nur den Inhalt ihrer Gedanken wechseln.

Kein Käfer hat Penthesileen diese lustige Weisheit ins Ohr gesummt und kein Bedenken schreckt sie jäh aus süßer Verträumtheit. Sie hat von der großen Tanais den Diamantengürtel geerbt, sie ist die Königin der Amazonen und vermag, in der Einbildung, leicht das Gigantische. Ihr Fühlen, so glaubt sie, entfernt sich nicht von dem Pfad der Natur, ihr Werden und Wesen empfindet sie als ein natürliches, weil ein Gott, den sie Mars nennt, das Gesetz der Geschlechterbestimmung für ihren Stamm in schwerer Stunde einst aufgelöst hat. Als die Aethioper den freien skythischen Kriegerstamm niederwarfen, das Prachtgeschlecht der Welt ausrotteten und die überlebenden Weiber in ihre schnöden Betten zwangen, hatte Mars, der Schirmherr der Tapferen, sich der Aermsten erbarmt und sie vor dem befleckenden Kuß der Barbaren bewahrt. In einer Nacht, in der schwülen Nacht, die dem Sieger die reizende Beute aufs Lager warf, wurde der Haufe der rohen Eroberer von den blanken Dolchen der Frauen in den Tod gekitzelt und mit der Königin Tanais, nach deren blühendem Leib Vexoris schon, der Barbarenhäuptling, brünstig die vom Blut kaum gereinigten Hände streckte, vollzog Mars selbst die Ehe. Für solche Heldenthat — denn eine Heldenthat scheint ihnen das mit der Hilfe des Mars glücklich Vollbrachte — beschließen die befreiten Frauen eigenmächtig sich die Belohnung: niemals wollen sie dem Geschlecht der Männer mehr dienstbar sein, sondern in Freiheit selbst ihr Geschick bestimmen und einen Frauenstaat gründen, den keine herrschsüchtige Männerstimme fürder durchtrotzt. Warnend höhnt wohl der Widerspruch: werden die Frauen mit vollen Brüsten jemals nach kräftiger Männer Art den Bogen regiren lernen? Tanais aber reißt mit raschem Griff sich die rechte Brust ab, ihrem Beispiel folgt entschlossen das Volk der Weiber, — und so, verstümmelt in ihrer schwellenden Weiblichkeit, rüsten die Busenlosen sich zur Abwehr drohender Feinde. Doch auch zum Angriff müssen sie sich bereiten; denn der Staat, der ohne die Hilfe der Männer entstand, braucht, um sich fortzupflanzen, dennoch nun die Hilfe der Männer. Staunend vernimmt und mit hellem Hellenenlächeln der Pelide, wie in dieser Verlegenheit die Frauen sich halfen. Sind aus dem Amazonenreich die Männer verbannt, können sie herrisch nicht mehr der Weibergemeinschaft gebieten: nun, so fällt auch das Recht der

geschlechtlichen Initiative den Weibern zu und sie dürfen den Begatter, das Werkzeug der Gattung, nach freier Wahl künftig sich suchen. Die Königin berechnet, was in jedem Jahr der Tod ihr entrafft hat und was zu ersetzen ist, und läßt sich, im Lenz, von Mars im Gebet dann das Volk bezeichnen, das der Gott für die Gattenwahl diesmal bestimmt. Nicht immer neigt sich der Gott dem Flehen, denn in den schneeigen Bergen ist die Nahrung gering und Mars war stets der Uebervölkerung Feind; spricht er aber durch den Mund seiner Priester, dann fegt das Amazonenheer, die Schaar der mannbaren Jungfrauen, wie eine feuerrothe Windsbraut in das Land des Gattenvolkes und weht die Reifsten Derer, die da fallen, wie Samen, wenn die Wipfel sich zerschlagen, in ihre heimathlichen Fluren hin. Jeder Jungfrau gehört dann der Mann, der ihren Streichen erlag; an einem Tag feiern sie alle mit den Ueberwundenen das Rosenfest, den mystisch-orgiastischen Akt der Begattung, dem bei Todesstrafe Niemand als nur die Schaar der Bräute nahen darf, und wieder an einem Tage, am Fest der reifen Mütter, werden die Männer, die ihr Männerwerk nun vollendet haben, mit reichen Gaben auf Prachtgeschirren heimwärts geschickt. So erneut sich mit jedem Jahr das Volk der streitbaren Frauen, so wächst in immer verjüngter Fülle ihnen der Amazonenstamm nach, unbelästigt durch Männerlaune, denn die männliche Frucht scheiden sie unbarmherzig aus ihrem Staat als unnützlich aus. Und so ist Penthesilea, die jetzt die Krone trägt, ausgezogen, um sich den herrlichsten Helden zu freien, den Achilleus, den ihr sterbend die Mutter als Sprosser verkündet hat, und selig sieht sie den Göttergleichen nun überwunden zu ihren Füßen. Alles scheint ihr ganz natürlich, die eine andere Welt nie gekannt hat, und dem Necken und Warnen des Windes verschließt sie ihr Ohr. Mag für andere Völker das Männergebot gelten: er soll Dein Herr sein; den Amazonen lebt kein Herr, sie bindet ein besonderes Frauengesetz und sie weichen in ihrem Wandel nicht von dem Pfad ihrer Natur. In Themiskyra wird die Königin sich beim Rosenfest dem Helden gewähren, — und dann . . . kennt schwelgende Liebe ein dann? Vielleicht wirkt Mars dann ein Wunder oder der Gesättigten thut die heitere Welt des Krieges tröstend sich wieder auf. Heute liebt Penthesilea, heute will sie selig ein heißes Glück genießen, das von dem stolzen Hochgefühl noch gesteigert wird, daß sie selbst, mit zierlichen Frauenhänden, sich freiend den Recken errang.

Auch der lieblichen Tochter der Otrere trübt ein verwirrtes Gefühl den schwärmenden Sinn. Sie liebt: und daß sie liebt, macht sie schon schuldig; denn nicht zur Liebe zog sie aus, sondern, um zu flüchtiger Verbindung sich den Mann zu suchen, der ihr die starke Erbin zeugen soll. Freilich: manche Thräne floß auch früher schon oft auf das Fest der reifen Mütter und mancher Kriegerin, die vom Lagergenossen sich scheiden mußte, stockte in der Kehle das Wort, das

die Weisheit der großen Tanais preisen wollte. Das aber war nur ein Rückfall in schwächliche Sitte, da sprach nur die Macht der Gewohnheit vertrauten Beisammenseins; jetzt erst erhebt zu schreckendem Beispiel sich die lange bezwungene Natur, jetzt endlich entblößt sich die prunkend umgoldete Lüge, auf der dieser Frauenstaat ruht. Nicht die That heldischer Weiber hat ihn begründet, sondern das Walten des Kriegsgottes, des Urbildes männischer Kraft. Nicht durch Männermittel haben die Frauen damals gesiegt, sondern durch Weiberkünste, denn ihre Dolche konnten erst dann sich bis zur Brust des verhaßten Feindes tasten, als die Brunst der schwülen Nacht ihn entmannt und entwaffnet hatte. Sie sündigten an dem Gesetz der Natur, da sie sich von dem Zeichen fruchtbar schwellender Weiblichkeit trennten; sie sündigten abermals an dem selben Gesetz, da sie die Forderung der natürlichen Auslese verkehrten und den Ueberwundenen, den Schwächeren, zum Begatter erwählten; und nur deshalb blieb die Sünde ihnen so lange verborgen, weil sie unbewußt doch immer die Frauenkünste in der Männerrüstung mitführten und weil ihr Reiz, nicht ihre Kraft, ihnen die Helden bezwang. Sie konnten sich vermännlichen, weil in den Männern, denen sie begegneten, des Mannes zu wenig war; sie waren verloren, sobald in unangetasteter Manneskraft ein Mann ihnen entgegentrat. Nun naht dieser Mann, naht Achilleus, — und nun bricht die erkünstelte Frauenherrlichkeit krachend zusammen. Die verliebte Lüge des Peliden konnte für eine Weile noch das Verderben hemmen; aber der gerade gewachsene Sinn der Amazone nimmt den Buhlerbetrug für Wahrheit und beschwört das finstere Verhängniß herauf. Hätte Penthesilea sich, wie Achill, zum Scheinkampf gestellt, wäre der freiwillig Besiegte ihr nach Themiskyra gefolgt, dann konnte der Frauenstaat für eine kurze Zeitspanne noch bestehen; nicht für lange, denn jedes auf Lüge gegründete Glück gleicht der rasch welkenden Treibhausblüthe. Aber der Mann, der die Würde seines Geschlechtes nicht zu wahren versteht, kann auch in dem anderen Geschlecht das tiefste und feinste Gefühl nicht fassen, nicht ehrfürchtig achten. Achill und Penthesilea werden gestraft, weil sie nicht in den Grenzen der Geschlechterbestimmung blieben. Der Starke stürzt, weil er sich in den Dienst der Schwäche erniedert hat; die Schwache sinkt in den Staub, weil sie sich vermaß, den Starken zu meistern. Der weithin wirbelnde Weltkenner war sehr weise, da er dem selig ruhenden Paar ein jähes Ende der Lust verhieß, und noch einmal erneute sich ihm an diesem Tag die alte Erfahrung: Widernatürliches duldet die allmächtige Natur niemals lange in ihrem Bereich.

Denn ehe die Nacht noch herniedersank, ruht auf dem Schlachtfeld vor Troja, von zerfallenden Rosengewinden umduftet, ein unseliges Paar: den Leib des herrlichsten Helden hat die Meute zerfetzt, wo der Biß wüthiger Hunde nicht eindrang, hat die Jungfrau, die liebende und geliebte, mit Nägeln

und Zähnen gehaust, — und nun ruht sie selbst von der letzten, blutigen Arbeit des blutigen Lebens. Durch das prangende Grün des Geländes rauscht das Entsetzen und das Lispelgespräch neugierig erregter Blätter verstummt einen Augenblick; aber nicht lange währt es, da geht das bange Flüstern durch die ganze belebte Natur, da fegts durch den Hellespont, dringt in Agamemnons Zelt und in Priams Palast und die nächtig erkühlten Wellen des Skamandros spülen die Trauermär bis ins Aegaeische Meer: Achill, Hektors grimmen Bezwinger, hat eine Jungfrau gefällt, ihn hat die Amazonenkönigin mit ihrer Meute in den Tod gehetzt, mit saugendem Kuß zerbissen und mit spitzigen Frauenzähnen zerfleischt. In erstarrtem Staunen vernehmens die alten Wipfel, die in der männermordenden Schlacht vom Helden nur immer und mit adligen Waffen den Helden bezwungen sahen, und sie neigen sich tiefer, um ganz nah zu erschauen, ob wirklich das artige Seidenhündchen, das mit Schweif und Pfoten um ein zärtliches Streicheln gebettelt hatte, vom wüthenden Biß der Tigerin nun zerrissen ist. Und diesmal weiß auch der weltkundige Wind keinen Rath, denn so Furchtbares sah er nie zuvor in den Grenzen der Menschheit, selbst nicht, als in dunklen Erdhöhlen noch die Männchen in grausam wollüstigen Krämpfen die Weibchen einst würgten. Der lockere Geselle hat vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht, nie das Zittern gelernt und er ahnt deshalb nicht, in hohen Lüften, daß der entpflichteten Frau, der ungezügelten Männin rächendes Rasen keine Grenze erkennt. Penthesilea war im Innersten schon bereit, sich dem Starken zu beugen, aber der Starke spielte nur tändelnd mit ihr und sie mußte erleben, daß der Mann, den ihr weicher Arm noch eben umschlungen hielt, sie zu neuem Kampf heischen ließ. Solchen Verrath an dem heiligsten Recht heimlich gewährender Liebe erträgt kein Weib, auch keines, das sich gewaltsam vermännlicht hat. Penthesilea ist durch den Sieg des Peliden im Amazonenstolz, durch seine neue Herausforderung im Frauenempfinden gekränkt. In dieser Verwirrung des Gefühls zieht sie zum letzten Kampf hinaus: die Männin will in sieghaftem Ringen den Kriegerruhm retten, das Weib will im Blut des verhaßten Geliebten den Fleck seines Kusses abwaschen. Beide, Kriegerin und Jungfrau, Furie und Grazie, hatten einen übermächtigen Feind: Achills strahlende Mannesschönheit. Wäre der Sohn der Thetis nicht so ganz Mann gewesen, dann hätte ihn die Amazone im ersten Treffen besiegt; wäre der Stärkste nicht auch der Schönste gewesen, dann hätte er den gestählten Sinn der Jungfrau nicht ins Weibische erweicht. Dieser gemeinsame Feind muß vernichtet werden, bis auf die letzte Spur: der Tod des Mannes genügt nicht: die Schönheit, die das Schlimmste verschuldete, muß entstellt, zerwühlt und in blutige Fetzen zerrissen sein, ehe der heiße Haß sich langsam erkälten kann. Deshalb schlägt Penthesilea, mit der Meute wetteifernd, die weißen Zähne in des Ueberwundenen bronzene Brust

und rächt nicht nur selbst erlittene Kränkung, nein, alle Schmach und Beschämung, die Männerherrschaft und Mannesschönheit durch die Jahrhunderte schwachen Erdenweibern geschaffen haben. Im schrecklichsten Geschlechterkampf mit dem Tapfersten des tapfersten Volkes bleibt sie Siegerin und kehrt, da sie vom tropfenden Blut sich, wie in einer Taufe, gereinigt hat, lächelnd dem Leben zurück. Und dann erst, als sie erfährt, daß sie auch diesen Sieg nur einer holden Lüge dankt — denn der Gegner war kaum bewaffnet und kam, in friedlicher Absicht, um noch einmal einer Mädchenlaune gefällig zu sein —, klirrt ihr hochmüthiger Wahn in Scherben, dann erst erkennt sie das frevelnde Vermessen, das die Grenze der Geschlechterbestimmung verrücken wollte: von den Gesetzen des Frauenvolkes sagt sie sich los und befiehlt, die Asche der großen Tanais in die Lüfte zu streuen. Mit der Herrlichkeit des Frauenstaates ist es nun aus und seine Königin braucht, um mit ihm zu enden, nicht den Dolch, nicht die vertrauten Pfeile: sie zu töten, genügt ein vernichtendes Gefühl, — das Gefühl, an der Natur gesündigt und an ein widernatürliches Wollen Leben und Liebe verloren zu haben. Penthesilea gewährt sterbend dem Toten, was sie lebend dem Lebenden weigerte: sie folgt, wie es der Jungfrau ziemt, ihrem Jüngling und rettet aus angemaßten Rechten der Frauengemeinschaft sich zurück in die ewig währende Weiblichkeit.

Als Goethe im Phöbus ein Bruchstück aus Kleistens Amazonentragoedie gelesen hatte, schrieb er dem Dichter: „Mit der Penthesilea kann ich mich noch nicht befreunden. Sie ist aus einem so wunderbaren Geschlecht und bewegt sich in einer so fremden Region, daß ich mir Zeit nehmen muß, mich in beide zu finden.“ Er fand sich nicht mehr hinein und sagte später: „Die Tragoedie grenzt in einigen Stellen völlig an das Hochkomische, z. B. wo die Amazone mit Einer Brust auf dem Theater erscheint und das Publikum versichert, daß alle ihre Gefühle sich in die zweite, noch übrig gebliebene Hälfte geflüchtet hätten.“ Ist es sehr penthesileisch vermessen, wenn ich behaupte, Goethe habe den tiefsten Sinn des Gedichtes nicht verstanden und gar nicht gemerkt, wie wundervoll unbewußt die Heldin ihrer selbst an der Stelle spottet, die ihm hochkomisch erschien? An und für sich ist nichts komisch oder tragisch: das Denken erst, die Art der Betrachtung, macht es dazu. Der alte Goethe, der nur das Natürliche sah, ein natürliches Werden und Wachsen, Welken und Vergehen durch die Jahrtausende, fand in dem „widerwärtigen Bild“ ein Kolombinenmotiv; ein jüngerer, heißer empfindender Dichter konnte über das Schicksal des Weibes Thränen vergießen, das, um dem Mann ähnlicher zu werden, sich den Frauenleib verstümmelt hat und nun bekennen muß, daß die Fülle weicher Frauengefühle ungeschmälert ihm in der erhaltenen Hälfte des Busens ruht. Penthesilea spricht sich selbst das Urtheil, als sie, den Liebsten zu trösten, sich rühmt, von den Regungen der

Weiblichkeit werde Achill keine in ihr vermissen; und tragikomisch mag man die Darstellung eines Gefühles nennen, das den von ihm Beherrschten mit tragischen Schrecken schüttelt und dem kühlen Betrachter die komische Befreiung vom Eindruck des Widernatürlichen verschafft. Tragikomisch ist dieses befremdende Werk: Held und Heldin sinken ins Verhängniß, — und in die tragische Stimmung des Zuschauenden kichert doch eine leise Lachlust, da er sieht, wie ein schwaches Geschöpf vergebens sich über die natürliche Größe hinauszurecken versucht. Der Weibertragoedie sollte, als Satyrspiel, auf der Bühne die Weiberkomoedie folgen, nach Kleistens Penthesilea sollte Praxagora erscheinen, die verhöhnte Heldin der aristophanischen Ekklesiazusen, wenn wir irgendwo noch ein Kunsttheater zu hoffen hätten. Wir haben es nicht und müssen froh sein, daß es im Berliner Theater jetzt gelungen ist, aus der stillen und dunklen Dichtung einen blendenden Brettererfolg zu erlärmen; vielleicht, daß dieser mit untauglichen Mitteln gewagte Versuch den Einen oder Anderen endlich doch in die zerklüftete Welt der merkwürdigen Dichtung lockt. Jedenfalls war der Abend lehrreich; nicht zwei Kulturen sah man, die niedere der skythischen Männinnen und die reife der Hellenen, sondern zwei gleich hübsch ausgeputzte Gruppen — fleckenlos die Gewänder, blank und neu funkelnd Harnisch und Helm und ein Duft von Puder, Theatermädchenparfum und gebranntem Haar über dem Ganzen — spielten ein Bischen Krieg; nicht eine Virago rang im Geschlechterkampf mit dem herrlichsten Helden, sondern eine verwöhnte Dame von Welt und ohne Vorurtheil umbuhlte, mit getrüffelten Leidenschaften, den zum Entzücken schön alternden Oberlehrer, für den die ganze Klasse der höheren Amazonenschule in Anbetung sterben möchte. Die Geschichte der üppigen, in allen Künsten und Künstlichkeiten der Liebe erfahrenen Dame, die einen wohlanständigen Bürgerherrn gern in ihrem Netz zappeln sähe und ihn, weil er nicht will, dann ruinirt, gäbe gewiß auch ein wirksames Stück, — nur nicht gerade Kleistens Geschlechterdrama. Aber das gut ausgestattete und eingeübte Stück des Berliner Theaters fand sein Publikum, um das die echte Penthesilea wohl vergebens geworben hätte: man freute sich an der fremden Buntheit der Vorgänge, an der Fülle stattlich schreitender Mädchen, nahm den mit Zunge und Fingern mauschelnden göttlichen Dulder Odysseus duldsam mit in den Kauf und empfand nicht, da Achill nicht als strahlender Held, Penthesilea nicht als die Sitte brechende Jungfrau erschien, daß sich hier, im nächtigen Reich zwischen Tragik und Komik, ein furchtbar gewaltiges Schicksal entschied. So können in der Hauptstadt der Denker und Dichter aus dem Grab großer Dichtungen Theatererfolge erblühen.

Ist diese Dichtung groß? Goethes Riesenschatten darf auch den Kleinsten nicht hindern, wenn ers so fühlt, entschlossen Ja zu sagen. Man hat ihr Mangel an dramatischer Bewegung vorgeworfen und getadelt, daß

die entscheidenden Vorgänge sich hinter der Bühne abspielen und wir von ihnen nur die Reflexe sehen; darauf ist zu erwidern, daß auch das antike Drama die Ereignisse vor den Beginn der Handlung oder hinter die Szene verlegte, um für die Vorführung der großen Pathosszenen Raum und Frische zu sparen, und daß Kleist, wie Sophokles, Shakespeare und Ibsen in ihren reichsten Werken fast immer nur Katastrophen giebt, von denen das Licht allmählich rückwärts auf das Werden des Geschehenden fällt. Man hat den Sinn des Gedichtes gröblich mißverstanden und, auf Brieffetzen gestützt, feierlich verkündet, in Penthesileens Verhängniß habe Kleist dem Jammer die Stimme verliehen, den er selbst empfand, da ihm zum höchsten Streben die Kraft gebrach; diese Weisheit des Famulus aus der Schererschule ist ernster Erwiderung nicht werth: ein Blick in das Gedicht richtet sie. Und man hat gefunden, Penthesilea sei nur ein seltsamer Fall, die Darstellung einer sonderbaren Sexualverirrung, und sich auf Krafft-Ebing berufen, der die Amazone leichten Herzens eine Sadistin nennt. Der wiener Professor wird die zarte Kriegerin aus seinem stark bevölkerten Krankenhause wieder entlassen müssen; er selbst sagt in der Psychopathie, der Sadismus „gehe darauf aus, Schmerz zuzufügen und Gewalt auszuüben;“ wenn er näher zusieht und, als ärztlicher Künstler, sich um die Geschichte seiner Patientin kümmert, wird er finden, daß ihr Leiden höher sitzt, als ers sucht, daß es nicht aus den Sexualorganen stammt, sondern aus dem Gehirn, aus verwirrten Vorstellungen des Denkens. Penthesilea will nicht in wollüstigem Kitzel Schmerz zufügen und Gewalt ausüben: sie hat sich in falsche Vorstellungen von Frauenrechten und Frauenkräften versponnen und wird erst grausam, als ihr die Kraft vor dem starken Manne erlahmt und sie da sich gestraft fühlt, wo sie gesündigt hatte. Hier ist nicht ein seltsamer Fall, sondern ein ewig erneuter Kampf, der Kampf, an den, lange nach Kleist und lange vor Strindberg, Hebbel dachte, als er in sein Tagebuch schrieb: „Die Frau muß nach der Herrschaft über den Mann streben, weil sie fühlt, daß die Natur sie bestimmt hat, ihm unterwürfig zu sein, und weil sie nun in jedem einzelnen Falle prüfen muß, ob das Individuum, dem sie sich vis-à-vis befindet, das ihm seinem Geschlechte nach zustehende Recht auszuüben vermag. Sie strebt also nach einem Ziel, das sie unglücklich macht, wenn sies erreicht, — und das sie unbefriedigt läßt, wenn sies nicht erreicht.“ So prüfte Brünnhilde Siegfried, Judith Holofernes, und so geht, da die Prüfung sie schmählich betrogen hat, Penthesilea zu Grunde. Um Das zu erkennen, muß man freilich das Gedicht so auffassen, wie ich es empfinde und hier zu erklären versuchte; dieses Empfinden ist sicher sehr subjektiv, aber starke Indizienbeweismöglichkeiten können es stützen. Heinrich Kleist sah in der Frau stets die dienende Gehilfin des Mannes, das an Werth geringere Glied im Organismus der Menschheit, und den Mann ihr zum Vor-

mund, zum Lehrer und Lenker bestellt. Als ein getreuer Gärtner wollte er das Spalierseelchen der Wilhelmine von Zenge zu seiner Höhe emporranken; an der Schwester Ulrike, die gern in Männerkleidern einherstrich und als Student in Leipzig die Kollegien besuchte, fand er vielfaches Aergerniß und prophezeite ihr Ehelosigkeit; ihm gefielen Weibchen vom Schlage des Käthchen von Heilbronn, der Kohlhasin und der Thusnelda, die willenlos und von seiner Huld beglückt zum Herrn und Gebieter aufschauen, jede Laune und jede Züchtigung gern und dankbar erdulden und nie die Weiberstimme in Männergeschäfte mischen; selbst an dem Verfall der Bühnen schien ihm nur die vordringende Herrschaft der Frauen schuldig, die entweder gar nicht ins Schauspiel gehen oder gesonderte Theater besuchen sollten: „Ihre Anforderungen an Sittlichkeit und Moral vernichten das ganze Wesen des Dramas und niemals hätte sich das Wesen der griechischen Bühne entwickelt, wenn sie nicht ganz davon ausgeschlossen gewesen wären." Ist der Glaube, der Dichter habe dem Todfeind ein mit dem feinsten Reiz geschmücktes Schreckbild aufgestellt, wirklich nur eine Schrulle? Tritt aus dem planvoll gefügten Bau der Vorgänge die „Moral" nicht ganz deutlich hervor? Und konnte Kleist, der eben Penthesileens Geschichte geschlossen hatte, nicht leicht zur Verurtheilung des Damenpublikums kommen, das mit der Moral dieser Geschichte gewiß nicht einverstanden gewesen wäre? Soll mit den Resten des Zettelkastens schon Etwas bewiesen werden, nun, dann ist vielleicht auch das Epigramm ein Beweis, das die vermessene und zerstörende Liebe, die Liebe herrschsüchtiger Männinnen, ingrimmig höhnt und vom Dichter als Dedikation der Penthesilea bezeichnet ist:

Zärtlichen Herzen gefühlvoll geweiht! Mit Hunden zerreißt sie,
Welchen sie liebet, und ißt, Haut dann und Haare, ihn auf.

Der Dichter Kleist, meinte Goethe, geht auf die Verwirrung des Gefühles aus. Goethe war damals fast schon ein Greis und alterte mit dem eigensinnigen Egoismus ganz großer Männer, die eine einmal erworbene Wahrheit ängstlich bewahren und ohne Wohlwollen in eine werdende Welt hinausblicken; er war, nach dem eigenen Wort, mit Bewußtsein auf einer bestimmten Lebensstufe stehen geblieben, lehnte längst Alles ab, was Schiller, vielleicht aus dem Empfinden des Freundes, scheltend den Unrath der Wirklichkeit genannt hatte, und verstand den größten tragischen Dichter der Deutschen nicht; er sah zu weit, um sich in der nahen Wirklichkeit zurechtfinden zu können, und wie ihm der Sieg der Deutschen über den bewunderten Korsen, der Volkssturm von 1813, unmöglich schien, so täuschte ihn die flüchtige Betrachtung auch über die Wandlung im innersten Wesen seiner Nation. Kleist war nahsichtig; ein Faustgedicht vermochte er nicht und das neue, evolutionäre Ideal, das Goethes Olympierauge so früh klar erkannte, hätte er, auch wenn er älter geworden wäre, niemals gefunden; er kam, als ein armer Junker,

Offizier und Poet, von Kant, dem Alles Zermalmenden, den in Weimar der Weise schon hinter sich hatte, und mühte sich, den kategorischen Imperativ und den Gedanken der Selbstbestimmung mit dem Eindruck der Wirklichkeit und mit einem hitzig vorwärtsstürmenden Temperament in Einklang zu bringen. Das Wesen aller Philosophie und aller ernsten Dichtung ist der Versuch, zwischen der Welt der geachteten Werthe und der Welt der Wirklichkeit das rechte Verhältniß zu finden. Goethe hatte, aus der Weltanschauung des achtzehnten Jahrhunderts heraus, auf die bange Frage die Antwort gefunden, die bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein nachhallen wird. Kleist, als der Kleinere, unberathen und vom launischen Glück verschmäht, tastete hilflos umher und fand keine Antwort, nicht auf den Krücken der wolffischen Lehre vom zureichenden Grund, nicht am festen Geländer des kantischen Dogmas von der Allmacht der Vernunft, eher allenfalls noch bei Rousseaus Naturkultus. Ringsum fühlte sein helles Gehör verborgene Widersprüche: Wahrheiten, die längst nicht mehr wahr, Sittengesetze, die tausendfach täglich in der Runde gebrochen waren, Institutionen und Vorstellungen, die mit den Bedürfnissen der Menschen, denen sie dienen sollten, nicht mehr stimmten. Wo war Hilfe zu hoffen? Nur bei Rousseau, bei der Natur. Goethe achtete kaum auf den Wechsel der Moralmoden; er war natürlich erwachsen und brauchte sich in das Natürliche nicht zu sehnen. Kleist kam aus der Konvention einer streng abgeschlossenen Kaste und stürzte sich jauchzend in die Kaltwasserheilanstalt des neuen Naturarztes, dem in Schaaren die müde Menschheit zulief: hier war Hilfe, hier würde die giftige Kulturpatina abgewaschen, der Schweiß einer langen Verkünstelung herausgedoucht werden, hier mußte, in nackter Schöne, bald ein Geschlecht verjüngter Männer und Frauen froh über strotzende Wiesen hüpfen. Die Verwirrung des Gefühles, die Kleist nicht, wie Goethe glaubte, gesucht, nein, die er überall gefunden und als ein schmerzlich Empfundenes dargestellt hatte, konnte in Rousseaus und der Natur harter Kur allgemach wieder zur alten Ordnung kehren. Und wo war das Gefühl schlimmer verwirrt als im Verhältniß der Geschlechter? Heinrich Kleist schuf Penthesilea und zog mit festem Strich zwischen Mann und Frau die scheinbar untrüglich sichere Grenze. Zwei Jahre danach ließ er, mit verdüstertem Sinn, doch mit ungebrochener Lebenskraft, von einer fast fremden Frau sich in den Tod locken. Warum? Der Dichter war erkältet aus dem Rousseaubade zurückgekommen und die Natur, die sich ungestraft nicht verspotten läßt, hatte den vermessenen Gesetzgeber gelehrt, daß sie in jedem Menschenherzen eine andere Sprache spricht und jedem Menschenschicksal andere Grenzen bestimmt. Wenn an hellen Sommertagen ein weicher Südwind über den Wannsee streicht, kann er ins ferne Skythenland künden, die ältliche Frau des Rendanten Vogel habe die jungfräulich strahlende Amazonenkönigin grausam an ihrem Vernichter gerächt. M. H.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.



Berlin, den 28. September 1895.

Mohrenwäsche.

Der Reichsfreiherr von Moser, der in Hessen-Darmstadt acht Jahre lang der allmächtige Kanzler gewesen war, ließ im Gewitterjahr 1789 bei Schwan in Mannheim ein dünnes Heftchen erscheinen, das einem hohen Adel und verehrlichen Publikum neue Fabeln verhieß. Herr Friedrich Karl von Moser war ein weltkundiger Mann; er hatte an großen und kleinen Höfen gelebt, im obersten Stockwerk des verwitternden Justizpalastes manches Jahr gehaust, einen wichtigen Mittelstaat selbstherrisch regirt und später die besonderen Leiden eines fortgeschickten und mit Prozessen verfolgten Ministers kennen gelernt. In diesem bunten Dasein hatte sich ihm ein Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen angesammelt, den er nicht ungenützt lassen wollte, und deshalb ging der im Stil des achtzehnten Jahrhunderts weltmännisch heitere Herr auf seine alten Tage noch unter die Fabeldichter, spitzte alte Spruchweisheit zu einer zierlichen Pointe und ersann neue, niedlich verknüpfte und nett moralisirende Geschichten aus dem weiten Reich der politischen Thiere. Dem dünnen Heftchen danken wir auch die anmuthigste Fassung der Mär von der Mohrenwäsche. Mehmet, ein junger Neger, den ein britischer Kaper gefangen hat, kommt nach allerlei Abenteuern an den Hof des Königs Demetrius. Durch kriechende Demuth und prompten Gehorsam gewinnt er die Gunst des Königs, die fast in zärtliche Freundschaft übergeht, da Mehmet zum emsigsten Hüter und Heger des königlichen Hatzhundes wird; durch Tücke, feige Verleumdung und arge Bosheit macht er sich bei dem Hofgesinde verhaßt. Als nun die Frau Königin

in gesegneten Umständen ist, wird ihr von schlauen Dienern die Furcht beigebracht, der Anblick des Schwarzen könne der allerhöchsten Leibesfrucht leicht verhängnißvoll werden. Ein schwarzer oder kaffeebrauner Kronprinz: Das wäre das Ende der Dynastie. Selbst der Monarch kann sich dieser schreckenden Erkenntniß nicht verschließen; den bequemen Höfling möchte er nicht opfern, aber auch durch Härte nicht die hohe Gemahlin verstimmen und am Ende gar die Zukunft der Familie gefährden; deshalb befiehlt er, in einem Laugenbad so lange den braven Mehmet zu waschen, bis die Schwärze seiner Haut völlig abgebeizt sein würde. Doch alles Waschen und Reiben bleibt vergeblich und das Hofgesinde muß nach langem Mühen endlich der Majestät melden, es sei nicht gelungen, den Günstling zu einem weißen Menschen umzuschaffen, weil er eben von innen schwarz sei. Ob Mehmet nun für immer fortgejagt, ob er nur bis zur Entbindung der Königin beseitigt wurde: darüber schweigt des Fabulisten Höflichkeit; vielleicht vertraute der König der göttlichen Weltordnung, die einen Thronfolger vor dem Schwarzwerden gnädig bewahren würde; vielleicht wurde die Sache vergessen, weil gerade die Hirsche schrieen und der Herrscher zur Jagd ausfuhr. Der Reichsfreiherr von Moser hatte die Fürsten lange genug in der Nähe gesehen und ließ seinen Fabelkönig darum nur sagen: „Wollte Gott, daß sonst Keiner an meinem Hof wäre, der von außen weiß, aber von innen schwarz ist.“

Das klingt wie eine dumme Kindergeschichte, die höchstens an Fabelhöfen uns möglich erscheint. Wenn man heute aber in die Holzpapierwelt hineinhorcht und das Echo des läppischen Treibens vernimmt, das seit Wochen durch leeres Gelände tobt, dann sieht der gute König Demetrius bald gar nicht mehr so fabelhaft aus und man merkt, wie wenig von den Tagen des Freiherrn von Moser sich das Zeitalter des Freiherrn von Hammerstein unterscheidet. Noch immer wird ein großer Aufwand von Seife und Lauge verthan, um Mohren weißzuwaschen, und noch immer tröstet man sich über das vergebliche Bemühen mit dem frommen Sprüchlein hinweg, daß ja auch weiße Menschen von innen mitunter schwarz sind. Das Bewußtsein der Lächerlichkeit ist den Mannesseelen, die in solchen Heldenthaten ein Rühmchen suchen, wohl längst schon abhanden gekommen; sie reiben und putzen und striegeln, daß es zunächst beinahe eine Lust ist, ihrer Geschäftigkeit zuzuschauen; und da sich immer wieder Wackere finden, die, im hehren Gefühl eigener Weiße, ihnen sagen, daß kein Laugen-

bad jemals die Schwärze tilgt, nehmen sie sich und ihr Wäscherwirken ganz ernst. Allgemach wird Das langweilig; die Kriegerfeste, deren Schattenseite der Pastor von Bodelschwingh eben so muthig beleuchtet hat, übertönen für seine Ohren nicht den Lärm der Gesindestube, dem der Fremde mit spöttischem Lächeln lauscht, und es wird nachgerade nöthig, den unfreundlichen Betrachtern zu zeigen, daß auch in Deutschland die Verständigen sich der Betheiligung an Kindereien enthalten.

Was ist eigentlich geschehen? Ein Führer der konservativen Partei ist vor der Oeffentlichkeit als ein Lump entlarvt worden. Er war ein gar strenger Herr, unerbittlich streng gegen jeden Heterodoxen und ein harter Bedrücker der eigenen Parteigenossen, und es war ein wonnesam erbauliches Schauspiel, wie er für Tugend, Sitte und Rechtlichkeit in reinem Feuer erglühte. Nun liegt er am Boden, ein geschlagener Wicht, und nun heißt es im Chorus: erstens war er kein Führer; zweitens hielten wir Alle ihn bis zur Stunde der Demaskirung für einen untadeligen Ehrenmann; drittens sind die Buschklepper, die ihn mit Privatbriefen jetzt vernichtet haben, auch nicht besser und weißer als er. Lebt, im Besitz seiner gesunden Sinne, irgendwo irgend ein Mensch, der sich einbildet, er könne mit so schalem Geschwätz Glauben finden? Der von Hammerstein war ein gefürchteter Führer der konservativen Partei; sein Wandel war den Herren, die mit ihm politische Geschäfte machten, gewiß kein Geheimniß und Mancher von ihnen kannte seit Jahr und Tag auch wohl das Haus in der Linkstraße, wo der Tyrann der Kreuzzeitung bei Flora Gaß sich Erholung suchte; die tugendsam geschmähte Buschkleppercampagne hätte jeder Politiker gegen einen verhaßten Gegner geführt und es ist zweifelhaft, ob es nicht eine ernste Pflicht war, sie zu führen. Die konservative Partei ist nicht auf Hammersteine gebaut, sie besteht nicht aus Wichten und Dieben, sondern, zum sicher weitaus größten Theil, aus anständigen und reinlichen Menschen und sie kann den Zusammenbruch eines Elenden leicht überleben; wenn ihre Führer sich im Fall Hammerstein schwach und ungeschickt benommen haben, dann thun sie besser daran, ganz in der Stille ihren Unterlassungsünden nachzusinnen, als laut auf dem Markt Alles zu leugnen und sich selbst und der Sache, die sie vertreten, zu schaden. Sie sollten auch Herrn Stoecker getrost seinem Schicksal überlassen. Herr Stoecker hat heimlich im Jahre 1888 eine schlaue Taktik empfohlen, die den Kaiser, ohne daß ers bemerkte, vom schnöden Bismarck trennen sollte. So handelt kein

Musterchrist, der von der Kanzel herab der sündigen Menschheit den Weg des Heils weisen will; so denkt kein überzeugter Monarchist, der an die Erleuchtung der Könige durch eine besondere Gnade Gottes glaubt. Herr Stoecker, dessen wohlthätiges Wirken hier oft genug laut anerkannt worden ist, hat leider wie ein politischer Geschäftsmann und Ränkeschmied, nicht wie ein sauberer Geistlicher gehandelt. Auf eine ernste Sittlichkeitfrage erwartet die Menge eine bündige Antwort; der Versuch, den Skandal gegen eine sogenannte Agrardemagogie auszubeuten, gegen die achtbaren Leute, die den Erwerb des deutschen Landmannes rechtzeitig sichern wollen, ist eben so thöricht und nutzlos wie das Bemühen, mit wüthigem Zetern sich jetzt über die nicht zu unterschätzende Schwierigkeit der Lage fortzuhelfen. Nicht ihren Standpunkt braucht die konservative Partei zu ändern oder gar lammfromm und gouvernemental zu werden; sie darf nur keinen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß sie auf Sauberkeit hält und keinem Schmutzfinken in ihren Reihen Schutz und Deckung gewährt. Die enthüllten Zustände und Vorgänge sind dem blödesten Blick klar erkennbar und keiner dialektischen Kunst wird es gelingen, sie umzulügen. Vielleicht überlegen die Zeternden, ehe es zu spät ist, ob solche Kunst denn die Mühe lohnt und ob sie ernsthafter und verständiger Menschen überhaupt würdig ist, die wichtige Interessen zu wahren haben. Und vielleicht sind sie, wenn sie einen Augenblick nachgedacht haben, nicht mehr darüber erstaunt, daß ringsum Hohngelächter erschallt und daß sie, wie Kinder, mit Märchen abgespeist werden.

Der Fabelkönig Demetrius mußte erfahren, daß Mehmet, der Günstling, auch nach dem Laugenbad ein schwarzer Geselle blieb. Er hatte eine Regung menschenkundiger Klugheit, als er der Furcht nachgab und beschloß, der Zukunft der Dynastie die Haut des bequemen Dieners zu opfern. Er war blitzdumm, als er sich mit dem Sprüchlein tröstete, Mehmet sei nicht der einzige Schwarze in seinem Reich. Die um dem Freiherrn von Hammerstein trauernden Mannen sollten das dünne Heftchen des Freiherrn von Moser lesen und im stillen Kämmerlein sich der billigen Weisheit erinnern, daß die Politik der Parteien sich von der Politik der Dynastien nicht unterscheiden darf und daß Beide verloren sind, wenn sie wähnen, mit ein paar Tropfen Lauge sei ein schwärzlicher Schuft in einen weißen Heros zu wandeln.



Eine Sedanbetrachtung.

Der Festjubel ist verrauscht und an die Stelle der Freude an den Errungenschaften der Vergangenheit tritt die Nutzanwendung auf die Verhältnisse der Gegenwart. Ja, in eine solche sind wir sogar unmittelbar hineingestellt durch die kaiserliche Ansprache beim Festmahl der Gardetruppen und die Aufnahme, die sie in den Zeitungen aller Parteien gefunden hat. In Worten, die jedem deutschen Manne aus der Seele gesprochen sind, hat der Kaiser der Verachtung gegen eine Rotte von Menschen Ausdruck gegeben, die sich erfrecht haben, das deutsche Volk an seinem Ehrentage ins Gesicht zu schlagen und um so empfindlicher zu beschimpfen, als sie in geographisch-politischem Sinne diesem Volke selbst angehören und wir nach außen hin ihre Gemeinschaft nicht völlig ablehnen, sie nicht von unseren Rockschößen abschütteln können. Aber so dankbar wir dem Kaiser sind, daß er diesen Gesellen die verdiente Züchtigung vor den Augen Europas ertheilte, so fragen wir doch mit Recht: was helfen uns Worte, und wenn sie noch so schön und erhebend sind? müßten nicht Thaten geschehen, und zwar nicht, um zu strafen, sondern um zu bessern? Die Presse gewisser Parteien fordert ja mit Eifer solche Thaten und deutelt an den kaiserlichen Worten, um zu ermitteln, ob sie ein neues Sozialistengesetz verheißen. Haben wir solche Thaten zu wünschen?

Ein guter Richter hört zunächst den Angeklagten, bevor er ihn verurtheilt; hören wir also die Gründe der Sozialdemokratie, nachdem wir sie ihrer nun einmal der Parteisprache entsprechenden unanständigen Form entkleidet haben.

„Alle Nationalität ist nichts als eine Entwickelungphase, eine niedrigere Stufe im Vergleich zu dem letzten Ziele der Zusammenfassung zur Menschheit; Kriege sind deshalb Ausflüsse der Barbarei und alle Betonung nationaler Gegensätze hemmt uns auf dem Wege zur Erreichung jenes höchsten Zieles." Nun, wenn die Sozialdemokratie nur diesen Grundsätzen Ausdruck gegeben hätte, so würde man sich eben so wenig über sie entrüstet haben wie über die interparlamentarische Friedensvereinigung, die in Brüssel gleichfalls die brüderliche Umarmung der Menschheit predigte. Freilich kann man Kriege verwerfen und an ihrer Verhinderung mitarbeiten, ohne den Gegensatz der Nationen für beseitigungwerth zu halten, denn man kann wenigstens theoretisch an andere Ausgleichsmittel denken. Das Volk ist so gut eine von der Natur gegebene Gliederung wie die Familie; Beide beruhen auf der durch

ursprüngliche Anlage, verbunden mit Vererbung und Gewöhnung, geschaffenen Gleichartigkeit der Anschauungen auf den wesentlichsten Lebensgebieten und bilden gegenüber Gesellschaftformen, die diese Gliederung nicht kennen, eben so die vollkommenere Stufe wie der komplizirte Organismus der höheren Thierarten gegenüber der amorphen Zelle und wie die moderne Arbeitstheilung gegenüber der primitiven Hauswirthschaft. Damit ist die Verurtheilung des Krieges vom Standpunkte der Kultur eben so vereinbar wie diejenige des Faustrechtes trotz der Anerkennung der Selbstbethätigung des Individuums als einer berechtigten Triebkraft menschlichen Handelns. Aber, wie gesagt, die Sozialdemokratie hat sich nicht auf diese platonische Verwerfung des Krieges und des Nationalitätengegensatzes beschränkt, sondern sie hat das eigene Volk beschimpft, sie hat die Männer, denen es nächst dem Heldenmuth seiner Soldaten seine nationale Stellung verdankt, mit den nichtswürdigsten Schmähungen überhäuft, ja, sie hat nicht einmal Halt gemacht vor der Person seines greisen Kaisers, die allein schon vom Standpunkt der allgemeinen bürgerlichen Tugenden, der Bescheidenheit und Selbstverleugnung, der Redlichkeit und Lauterkeit des Charakters, der Gewissenhaftigkeit und strengen Pflichterfüllung, als das Muster eines Menschen und Herrschers erscheint und von Allen ohne Unterschied der Parteistellung anerkannt werden sollte. Was soll denn all das fade Geschwätz über die emser Depesche, über die Voraussage von Marx, daß die Wegnahme von Elsaß-Lothringen den Kriegszustand verewigen würde, und über die Gefahren des Chauvinismus? Gewiß, Bismarck hat durch die emser Depesche wesentlich dazu beigetragen, daß der Krieg ausbrach, aber nur, nachdem dieser Krieg längst unvermeidlich geworden war und es sich nur darum handelte, einen für Deutschland möglichst günstigen Zeitpunkt und Anlaß zu benutzen. Gewiß ist die Erbitterung der Franzosen durch die Rückforderung uralten deutschen Landes gesteigert; aber welcher Dummkopf will behaupten, daß sie nicht auch ohne diese Maßregel in genügend hohem Grade vorhanden sein würde, um noch für Jahrzehnte hinaus eine Kriegsgefahr zu begründen? Wollten wir Das verhindern, dann durften wir im Jahre 1870 keinen Sieg erfechten, dann durften wir nicht der mittelbaren Beeinträchtigung französischen Selbstgefühles durch Sadowa die unmittelbare eigene Demüthigung durch Sedan folgen lassen. Chauvinismus ist dem deutschen Charakter völlig fremd; woran wir leiden, Das ist nicht ein zu starkes, sondern ein zu schwach entwickeltes Nationalitätgefühl, und die jetzige Feier hat sich an allen Orten von jeder unbilligen Verletzung des überwundenen Feindes völlig freigehalten.

Dürfen wir so nicht allein sachlich die Einwendungen der Sozialdemokratie als haltlos verwerfen, sondern vor Allem die rohe, widerwärtige Form ihrer Geltendmachung verurtheilen, so steht es doch ganz anders, wenn wir uns fragen: dürfen wir uns darüber wundern, daß die deutsche

Arbeiterschaft sich Derartiges bieten läßt, daß sich nicht gegen die Haltung der sozialdemokratischen Blätter und Führer ein Sturm des Unwillens erhoben hat? Gewiß, die Bekämpfung des Festes hat mit einer kläglichen Niederlage geendet; überall hat das Volk in seiner Masse sich an der allgemeinen Freude betheiligt und die sozialdemokratische Führerschaft mag sich von einem Alb befreit fühlen, wenn das Erinnerungjahr ohne erhebliche Lockerung der Disziplin vorübergegangen ist. Aber wird Das weitere Wirkungen haben? werden die Hoffnungen gewisser Gefühlsschwärmer in Erfüllung gehen, daß die nächsten Wahlen die Quittung der deutschen Arbeiterschaft auf die ihnen gebotene Beleidigung darstellen würden? Ganz sicher nicht; dazu ist der Ring viel zu fest geschmiedet und die Kette viel zu unzerreißlich, — die Reihen werden sich schließen wie die einer gut geschulten Truppe nach der vorübergehenden Erschütterung durch einen feindlichen Angriff und die Sozialdemokratie wird bleiben, was sie bisher war: die Vertreterin der großen Masse der deutschen Arbeiterschaft.

Wie ist Das zu erklären? Darüber zerbrechen sich so viele Leute die Köpfe, und doch ist es so außerordentlich einfach. Man stelle sich doch nur einmal vor, die markigen Worte bei dem Festmahle der Garden wären gesprochen von einem Kaiser, der das in den Erlassen vom vierten Februar 1890 vorgezeichnete soziale Programm nicht lediglich angekündigt, sondern auch verwirklicht hätte oder unter dessen Regirung wenigstens Ernst gemacht worden wäre, eine solche Verwirklichung herbeizuführen, so daß die Arbeiterbevölkerung das Vertrauen haben könnte, ihre berechtigten Forderungen auf gesetzlichem Wege erfüllt zu sehen. Ja, dann stände die Sache anders, dann hätte in der That das Erinnerungjahr ein Sedan für die Sozialdemokratie werden können, wie ein bereits innerlich morscher Baum durch einen kräftigen Wind umgebrochen wird, und dann konnte vom Jahre 1895 die Wiedergeburt im Inneren eben so datiren, wie sie vom Jahre 1870 auf äußerem Gebiete datirt. Aber jetzt? Nein, da fehlt es ja an allen natürlichen Voraussetzungen und die günstige Gelegenheit ist für absehbare Zeit verpaßt. Wer will es denn dem Arbeiter verübeln, wenn er sagt: „Das Vaterland, das mir nichts bietet, kann auch von mir keine Liebe erwarten!" Es ist recht schön, sich bei einem Festessen und einer Flasche Champagner für das Vaterland zu begeistern, aber besonderen Werth hat dieser „gesättigte Patriotismus" nicht und jedenfalls soll man Den nicht verurtheilen, der sich an ihm nicht betheiligen kann und mag.

Der letzte Grund für alle unsere soziale Noth und nicht zum Wenigsten auch für die Unzulänglichkeit des nationalen Empfindens in der breiten Volksmasse, ist die Führung unserer Arbeiterschaft durch die Sozialdemokratie, so daß jetzt Beide im praktischen Leben immer mehr als gleichwerthige Begriffe erscheinen. So durchaus innerlich gesund und nothwendig die moderne Arbeiterbewegung ist, so viel Berechtigtes selbst der Sozialismus als Gegensatz des übertriebenen

Individualismus hat, so wenig läßt sich für die spezifische Form der Sozialdemokratie irgend eine Vertheidigung finden, denn diese spezifische Form ist eben nichts Anderes als Roheit und Gemeinheit. Mögen Männer, die sich unendlich weit über das Niveau des sozialdemokratischen Bildungproletariates erheben, die ganze Kraft ihres Geistes einsetzen, das soziale Sphinx-Räthsel einer Lösung entgegenzuführen, mögen sie ihre Vorurtheilslosigkeit und Ehrlichkeit dadurch beweisen, daß sie die schärfste Verurtheilung aus dem Kreise engherziger Unternehmer und Kapitalisten gelassen ertragen, ja, mögen sie inhaltlich manchen Anschauungen und Forderungen des Sozialismus zustimmen: die Sozialdemokratie hat für sie nichts als Haß und Hohn, und katilinarische Existenzen, die in ihrer Bildunglaufbahn elend Schiffbruch gelitten haben, fühlen sich berufen, in der der Halbbildung eigenen plumpen Anmaßlichkeit über das Ergebniß ihrer Studien zu Gericht zu sitzen. Ich sage absichtlich: über das Ergebniß, denn nur auf dieses kommt es an; stimmt es mit dem Programm, so ist das Buch gut und seine Gedanken richtig, stimmt es nicht, so kann die zweifelloseste Logik es nicht vor der Verurtheilung schützen. Es genügt deshalb eigentlich, den Schluß zu lesen. Aber gesetzt wirklich, das Ergebniß befindet sich in Uebereinstimmung mit dem geoffenbarten Dogma des Parteiprogrammes, so kann der Verfasser mehr als eine kühle Anerkennung seines guten Willens nur dann erlangen, wenn er den Meisterbrief der Parteizugehörigkeit aufzuweisen im Stande ist; dann freilich ist ihm die Anerkennung, einen Strahl marxischen Lichtes in sich aufgefangen zu haben, gesichert, anderenfalls ist seine Rede doch nur unvollkommenes Stammeln. Ueber Alle aber, die es wagen, neben Marx und dem Parteiprogramm noch eine Autorität des gesunden Menschenverstandes anzuerkennen, ergießt sich eine Kritik, die ihre Volksthümlichkeit nur durch die Unverfälschtheit ihrer Schimpfworte beweist.

Dem entspricht nun ja auch völlig die Stellung gegenüber der Vaterlandsliebe. Stellte man sich einfach auf den kosmopolitischen Standpunkt, der uns Deutschen ja ohnehin kongenial ist und, wie schon hervorgehoben wurde, dem Hungrigen näher liegt als dem Satten, so ließe sich dagegen nichts weiter sagen, als was man überhaupt einer gegnerischen Ansicht entgegenhalten kann. Aber damit erklärt sich nicht der wüste Haß, mit dem man dem Patriotismus zu Leibe geht; auch Derjenige, dem seine Entwickelung nicht die Erwerbung besserer Kenntnisse gestattet hat, wird deshalb die Bildung als solche keineswegs verwerfen. Das thut nur das Banausenthum, eine bestimmte, allerdings auf eigenen Bildungmangel aufgebaute, aber trotzdem hiervon unabhängige positive Bekämpfung alles über das Durchschnittsmaß Hinausragenden; und was wir hier auf dem Gebiete des Wissens sehen, Das zeigt sich bei der Sozialdemokratie auf dem Gebiete des Charakters: grundsätzliche Auflehnung gegen alles Edele, Hohe, prinzipielle Begünstigung des

Niedrigen, Gemeinen. Mit einem Worte: die Sozialdemokratie ist das Banausenthum des Charakters.

Die selbe Erscheinung zeigt ja auch die Stellung der Partei zur Religion. Jeder, der gegenüber Dogmen, die sich an die Stelle der Vernunft setzen wollen, das Recht der freien Ueberzeugung vertritt, der insbesondere anerkennt, daß von jeher die Religion in den Händen einer herrschsüchtigen Priesterschaft dazu mißbraucht worden ist, das Volk zu leiten und für irdische Zwecke gefügig zu machen, wird es verstehen, daß mit dem Bewußtwerden dieses Mißbrauches auch ein Argwohn gegen die Religion als solche auftauchte, daß das Volk die drei Begriffe: Religion — Kirche — Priesterschaft als identisch ansah und seine Gegnerschaft von dem einen auf die anderen übertrug. Aber auch hier begnügt sich die Sozialdemokratie nicht mit der berechtigten Bekämpfung des bezeichneten Mißbrauches, eben so wenig wie mit der persönlichen Irreligiosität der Führer, sondern, so viel man Das leugnet, so sehr man aus taktisch-politischen Gründen offiziell empfiehlt, den Satz: „Religion ist Privatsache“ auch praktisch zu bethätigen, so wenig läßt sich der innere Haß verbergen, den man gegen die Religion, auch wenn sie in noch so abgeklärter, reiner Gestalt auftritt, einfach deshalb empfindet, weil sie nun einmal das höchste Lebensideal des Menschen ist.

Aber wie stimmt zu dieser Idealfeindlichkeit der Sozialdemokratie ihr Bestreben auf Hebung der Volksbildung? Wie stimmt dazu ferner die fanatische Begeisterung, mit der sie ihre Anhänger zu erfüllen weiß, die Opferfreudigkeit, die alle anderen Klassen und Parteien sich zum Vorbilde dienen lassen könnten? Da kommen wir eben auf den springenden Punkt, den so Wenige verstehen und der doch das Losungwort für unsere ganze Stellungnahme zu der heutigen sozialen Bewegung liefern muß. Das, was uns im öffentlichen Leben unter der Firma Sozialdemokratie entgegentritt, ist seinem innersten Wesen nach so wenig Sozialdemokratie, daß diese vielmehr lediglich als äußere Zuthat, als Form erscheint, von der man durchaus den wahren Inhalt zu trennen hat. Dieser Inhalt, der Kern, der allein der Bewegung ihren festen Halt giebt, ist die Arbeiterpartei, die in jener Form verborgen ist und in ihr sich ein Kleid geschaffen hat, das so Viele über seinen Träger täuscht. Diese Arbeiterpartei ist eine durchaus nothwendige, unserer sozialen Entwickelung auf materiellem und ideellem Gebiet entsprechende und gerecht werdende Erscheinung, die Forderungen, die sie stellt, sind in ihrer Grundlage ausnahmelos berechtigt und sie werden ihre Erfüllung finden gegen den Widerstand aller ihrer Gegner mit der inneren Nothwendigkeit und Gewalt elementarer Vorgänge. Aber was hat diese Arbeiterpartei mit der Sozialdemokratie zu thun? Nicht einmal mit dem Sozialismus hat sie irgend welche innerliche Verwandtschaft, denn sie beschränkt sich darauf, eine Besserung

der Lebenslage und eine höhere soziale Stellung und Achtung für die Arbeiterklasse zu fordern; auf welchem Wege Dies erzielt wird, ist ihr durchaus gleichgiltig und für die Phantasien einer „Nationalisirung der Produktionmittel“ hat sie nicht das geringste Interesse. Lediglich deshalb, weil sie überall, wohin sie sich hilfesuchend wandte, kühle Ablehnung, ja, schroffe und hochfahrende Zurückweisung erfuhr, hat sie sich schließlich unter die Führung von Leuten begeben, welche die Abhilfe auf ihre Art versprechen, ohne daß sich aber die Geführten um die Frage, ob gerade diese Art der Abhilfe die richtige sei, irgend welche schlaflose Nächte bereiteten. Soll man daraus den Arbeitern einen Vorwurf machen? Dazu haben jedenfalls Die kein Recht, die sie schnöde abgewiesen haben.

Aber was ich eben sagte, bezog sich ja nur auf die Stellung der Arbeiterpartei zum Sozialismus, — und der ist, wie gesagt, mit der Sozialdemokratie durchaus nicht identisch. Wie kommt es denn nun, daß auch diese, als die in System gebrachte Roheit, bei unseren Arbeitern hat Anklang finden können, ja, woher leitet sie überhaupt ihren Ursprung her? Zur Beantwortung dieser Frage muß man in Rücksicht ziehen, daß es in jedem großen Volke, insbesondere aber bei den heutigen Zuständen auf dem Gebiete der sittlichen Entwickelung, Elemente giebt, die, auf dem tiefsten Niveau stehend, ein Erzeugniß der moralischen Zersetzung sind, gewissermaßen innere Fäulnißprodukte, die ein Volkskörper bis zu einem gewissen Umfange in sich tragen kann, ohne zu Grunde zu gehen, die aber seine Gesundheit in erheblichstem Grade beeinträchtigen. Ist der Volkskörper im Allgemeinen gesund, so kommen diese Elemente nicht dazu, sich zu einer Partei oder geschlossenen Gruppe zu verbinden; sie liefern vielmehr lediglich das überwiegende Material für die Verbrecherwelt, aber keine Bevölkerungschicht würde sich herbeilassen, ihnen bei sich Gastrecht zu gewähren. Das ändert sich in politisch aufgeregten Zeiten und sonstigen Stadien hochgehender innerer Gährung: in ihnen kommt die Hefe vom Volksboden empor, und da diese Elemente irgendwo Anschluß suchen müssen, so wenden sie sich naturgemäß an diejenige Partei oder Gruppe, die zu der bestehenden Ordnung sich in dem relativ stärksten Gegensatz befindet.

Diese Beobachtung können wir auch bei der Sozialdemokratie machen. Die Elemente, von denen ich sprach, fanden einen Anschluß, sobald die Arbeiterbewegung eine Richtung einschlug, die sie in schroffen Gegensatz zur bestehenden Ordnung brachte; ob dieser Gegensatz sich um die Frage der Kollektivproduktion drehte, war völlig nebensächlich; nicht die positive Forderung kam in Betracht, sondern die Empfindung der Arbeiter, von den herrschenden Klassen mißhandelt und mißachtet zu werden. Deshalb war es nicht der Sozialismus, der diese Elemente erzog, sondern die radikale Opposition, und so haben wir bereits erlebt, daß, sobald neben der heutigen offiziellen sozial-

demokratischen Partei sich noch andere Gruppen bildeten, die, wie Unabhängige und Anarchisten, in noch schärferem Gegensatze zum Bestehenden sich befinden, diese eine noch stärkere Anziehungskraft ausübten und so eine gewisse Selbstreinigung der offiziellen Sozialdemokratie sich vollzog, indem die „Ballonmützen“ und „Lumpenproletarier“ sich jenen noch extremeren Gruppen zuwandten. Immerhin ist diese Reinigung noch längst keine vollständige und durchgreifende gewesen; und deshalb sind noch heute in der sozialdemokratischen Partei eine Menge solcher Elemente, die mit dem Sozialismus oder gar mit der Arbeiterpartei nicht das Geringste zu thun haben, sondern als deren Programm man höchstens die Gemeinheit als solche bezeichnen könnte, die aber in Folge der psychologischen Thatsache, daß in Zeiten starker Erregung die extremste Richtung das natürliche Uebergewicht hat, innerhalb der Partei einen Einfluß ausüben, die ihrem ziffermäßigen Antheilverhältniß nicht entspricht.

Was soll denn nun aber bei dieser Sachlage der Staat thun? Nun, aus der Diagnose ergiebt sich von selbst die Therapie. Liegt der Grund für die trostlose Gestaltung unserer sozialen Gruppirung in der Verbindung der vorhin erwähnten unlauteren Elemente mit der Arbeiterpartei, so muß es das oberste Ziel sein, diese Verbindung wieder zu lösen; und beruht sie auf der durch Ablehnung ihrer berechtigten Ansprüche herbeigeführten Verbitterung und Verzweifelung, so müssen wir daran gehen, diese Ursachen zu beseitigen, — mit anderen Worten: es muß die oberste Aufgabe des Staates sein, alle berechtigten Klagen der Arbeiter abzustellen und ihre gerechten Forderungen zu erfüllen, ohne sich durch das Zetergeschrei, daß dadurch die deutsche Industrie vernichtet, das deutsche Kapital in das Ausland getrieben werden würde u. s. w. stören zu lassen, kurz: eine durchgreifende Sozialreform zu treiben. Das bedeutet durchaus keine ungesunde Ueberstürzung, keine krankhafte Ungeduld und Außerachtsetzung berechtigter Rücksichten auf allmähliche Anpassung und Gewöhnung, aber es fordert ein klares Ziel und eine energische Leitung, die sich eben so wenig durch Widerstand zurückhalten wie durch ungestümes Anstürmen über die richtigen Grenzen hinausdrängen läßt.

Es ist hier nicht der Ort, den Inhalt und Umfang dieser Sozialreform näher auszuführen, sondern wir haben es hier nur mit der Frage zu thun, ob sie geeignet sein würde, die Sozialdemokratie zu vernichten oder wenigstens ihren unheilvollen Einfluß auf unser Volksleben zu zerstören. Wer meine vorhin entwickelten Vordersätze zugiebt, kann Dies unmöglich bestreiten. Trennen wir scharf von einander die dort unterschiedenen drei Dinge: erstens die Arbeiterbewegung als eine durchaus berechtigte und nothwendige Erscheinung; zweitens den Sozialismus, d. h. die Lehre von der Kollektivproduktion als eine doktrinäre Schrulle, die unter normalen, befriedigenden sozialen Verhältnissen niemals ein anderes Dasein als im Kopfe einiger Stubengelehrten

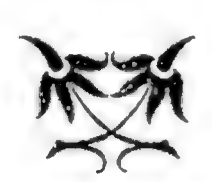
und Phantasten erlangt haben würde und auch jetzt ein durchaus nebensächliches Stück der Arbeiterbewegung, ein Gewand geblieben ist, das sie so lange umgehängt hat, als ihr kein anderes zur Verfügung steht; drittens die Sozialdemokratie im eigentlichen Sinne als die mehrfach bezeichneten Zersetzungprodukte, die sich an die Arbeiterbewegung angeschlossen haben und sie verunreinigen, aber natürlich, je länger sie ihr anhaften, um so mehr auch die Fäulniß auf die gesunden Theile übertragen, — so kann die Reinigung vor Allem von diesem Schmutz offenbar nur dadurch erreicht werden, daß wir die Ursache der Verbindung beseitigen. Bestand diese nur in der extremen Opposition der Arbeiterbewegung gegen die bestehende Ordnung, so muß sie hinfällig werden, sobald dieser Gegensatz beseitigt ist, d. h. also, sobald die schroffe Zurückweisung der Arbeiterforderungen durch die Staatsgewalt einem sympathischen Entgegenkommen Platz gemacht hat. Ist aber dieser Erfolg erreicht, so wird auch das Verhältniß des Sozialismus zur Arbeiterbewegung ein völlig anderes werden. Hat sie sich ihm bisher nur deshalb in die Arme geworfen, weil ihr andere Wege nicht gezeigt wurden und sich die pessimistische Ansicht festsetzen konnte, daß unter der bestehenden Ordnung überhaupt eine Besserung nicht zu hoffen sei, so ist ja die Unterlage dieser ganzen Gestaltung in dem Augenblicke zerstört, wo der Beweis, daß auch unter der Herrschaft der Privatproduktion eine Abstellung der Uebelstände möglich ist, durch die That erbracht wird. Schließlich aber liegt ja der Grund gegen den Sozialismus nicht in seiner Schlechtigkeit und Verwerflichkeit, sondern in seiner Unmöglichkeit, — und gegen die Gefahr, eine Unmöglichkeit zu realisiren, bedarf es keiner Schutzmittel.

Aber viel wichtiger als die Frage des Kollektivismus ist die Befreiung unserer Arbeiterbewegung von jenen unsauberen Elementen, die ihr jetzt einen so widerwärtigen Charakter aufprägen, daß viele an sich wohlmeinende Leute zwischen Kern und Schale, zwischen Kleid und Träger nicht zu unterscheiden vermögen und deshalb glauben, die Bewegung selbst mit allen Mitteln bekämpfen zu müssen. Das war ja gerade unser Ausgangspunkt: die Stellung der sozialdemokratischen Partei zur Vaterlandsliebe und in Verbindung damit die Frage, ob als richtige Antwort auf diese Haltung eine der Umsturzvorlage oder dem Sozialistengesetz entsprechende gesetzgeberische Maßregel zu betrachten sei. Wäre es möglich, eine Bestimmung zu finden, die uns gestattete, der Verletzung des berechtigten Vaterlandsgefühles eine Sühne zu schaffen, so wäre dagegen theoretisch eben so wenig einzuwenden wie gegen die jetzt bestehende Bestrafung der Mißachtung der religiösen Gefühle Anderer. Aber nicht allein wird es sehr schwer sein, eine solche Strafvorschrift in einer den Mißbrauch ausschließenden Weise zu formuliren, sondern es muß auch jener theoretischen Berechtigung die praktische Rücksicht entgegengehalten werden, daß, so lange

nicht die vorhin erörterte unselige Verquickung der Arbeiterbewegung mit den ihr innerlich durchaus fremden sozialdemokratischen Elementen gehoben ist, nothwendig jede gegen diese Elemente gerichtete Maßregel von den Arbeitern als gegen sie gerichtet empfunden und dadurch das Gefühl genährt werden muß, daß die Staatsgewalt niemals für sie, sondern stets nur gegen sie eintrete. Wäre erst das Erforderliche geschehen, um dieses heute berechtigte Mißtrauen zu zerstören, dann würde auch dieses Bedenken in Wegfall kommen; für jetzt ist es so stark, daß es dem theoretischen Rechte der angedeuteten Maßregel gegenüber als überwiegend und Ausschlag gebend angesehen werden muß.

Ich kann diese Betrachtung nicht abschließen, ohne einen Gedanken nochmals zu betonen, den ich schon im Eingange angedeutet habe. Welchen Werth hätte die fünfundzwanzigste Wiederkehr der großen Erinnerungtage für die Umgestaltung unserer innerpolitischen Verhältnisse haben, welche vernichtende Wirkung für die Sozialdemokratie, welche Förderung für die Befreiung der Arbeiterbewegung von ihrer unheilvollen Führung hätte die gewaltige ideale Erregung unseres ganzen Volkslebens durch dieses Gedenkjahr erhalten können, wenn hierfür der Boden bereits vorbereitet, wenn eine weitausschauende Sozialreform schon in die Hand genommen wäre! Wie große Ereignisse den bereits vorher angehäuften Stoff der Meinungverschiedenheiten innerhalb politischer Parteien zur Explosion und diese selbst zur Spaltung zu bringen vermögen, so hätte eine geistige Erhebung, wie sie die ein volles Jahr hindurch fortdauernde patriotische Begeisterung mit sich bringt, die Kraft gehabt, jene unnatürliche Verbindung mit einem Schlage zu zertrümmern und der deutschen Arbeiterschaft die Augen zu öffnen. Bestände bereits eine deutsche Arbeiterpartei, zu Zehntausenden würden die bisherigen Mitglieder der sozialdemokratischen Partei ihr zugeströmt sein, — und dann hatten wir dem äußeren Sedan das innere hinzugefügt, dann konnten wir in ferneren fünfundzwanzig Jahren ein größeres Siegesfest als heute feiern. Aber leider sind das Alles Träume, Träume, deren Erfüllung jetzt nicht mehr möglich ist. Das Einzige, was uns noch bleibt und was wir thun können, um aus den Fehlern der Vergangenheit Nutzen für die Zukunft zu ziehen, ist die Gewinnung der Einsicht, daß die Sozialdemokratie nur überwunden werden kann durch Sozialreform. Hierzu anzuregen und beizutragen, ist auch der Zweck dieser Sedanbetrachtung.

Braunschweig. W. Kulemann.



Die Wirkungen des Anerbenrechtes.

In dem germanischen Rechtsbewußtsein liegt nichts, was eine besondere Art der Erbfolge in das Grundeigenthum forderte. In den Anfängen der Entwickelung unterscheidet sich diese Erbfolge bei den germanischen Völkern in nichts von der bei anderen Völkern auf gleicher Entwickelungstufe und ihre weitere Entwickelung wird bei den Deutschen von den selben Einflüssen wie bei anderen Völkern beherrscht. Bei allen Völkern zeigt sich die fortschreitende Ausbildung sowohl der Verfügungfreiheit des Grundstückinhabers unter Lebenden und von Todes wegen als auch der gleichen Erbfolge seiner Kinder bei fehlender Verfügung als Voraussetzung der fortschreitenden Intensität der Bewirthschaftung und als Ausfluß der Entwickelung der beiden Faktoren, durch welche dieser Fortschritt bedingt wird, der fortschreitenden Ausbildung des Sondereigenthumes und der Freiheit. Das Anerbenrecht ist keine dem spezifisch germanischen Rechtsbewußtsein entsprungene Erbfolge; es ist ein Ausfluß des Unfreiheitverhältnisses; es ist entstanden auf der Stufe der Entwickelung von der Unfreiheit zur Freiheit, auf welcher der Herr im Interesse der besseren Bestellung des Bodens ein Erbrecht der Familie des Hörigen an der von diesem besessenen Hufe anerkennt, aber im Interesse der herrschaftlichen Verwaltung den Vorstand dieser Familie, den ältesten Sohn, für die Entrichtung der ihm geschuldeten Abgaben und Dienste haftbar macht; daher beginnt das Anerbenrecht als Rechtsinstitut mit dem Schwinden der Unfreiheit wieder zu schwinden. Auch liegt in der besonderen wirthschaftlichen Natur des Grundeigenthumes nichts, was ein Anerbenrecht forderte. Im Gegentheil: das Grundeigenthum als ein Privileg zur monopolistischen Ausbeutung eines allen Menschen gemeinsamen Erbes enthält die Pflicht zu einer pfleglichen Behandlung und zur Verbesserung des Bodens; die Erfüllung dieser Pflicht erscheint durch das Anerbenrecht stark gefährdet.

Dies sind die Ergebnisse der drei Aufsätze, welche ich in den vorausgegangenen Heften der „Zukunft" veröffentlicht habe. Welche Nutzanwendung ergiebt sich daraus für die Frage einer gesetzlichen Einführung der Anerbfolge in der Gegenwart? Die Antwort hängt ab von Dem, was die Wirkungen dieser Einführung unter den heutigen Verhältnissen voraussichtlich sein würden.

Es ist selbstverständlich, daß ich die Frage nach diesen Wirkungen völlig frei von jeder Voreingenommenheit zu beantworten suche. Ich sehe mich genöthigt, Dies besonders hervorzuheben; denn die Gierkeschen Aufsätze in der Allgemeinen Zeitung könnten in dem Leser die Vorstellung erwecken, ich sei mit einer Vorliebe für die Realtheilung des Grundbesitzes an die Untersuchung herangetreten. Dies ist schon dadurch ausgeschlossen, daß der Gegensatz, um den es sich handelt, gar nicht der zwischen Uebernahme des Hofes durch Einen und Realtheilung ist. Wer könnte überhaupt aus Prinzip für die Realtheilung sein, nachdem der Code Napoléon, der sie unter allen Umständen fordert, gezeigt hat, daß die Realtheilung neben großem Segen in vielen Fällen auch die ärgsten Unzuträglichkeiten herbeigeführt hat. Wie aber ist Gierke zu dieser irrigen Meinung gekommen? In Bayern giebt es eine sehr große Anzahl von Bauernhöfen, welche viel zu groß sind, als daß sie von ihren Besitzern bei den Kenntnissen und den pekuniären Mitteln, über die sie verfügen, entsprechend den Anforderungen, welche die heutige volkswirthschaftliche Lage an eine rationelle Bewirthschaftung stellt, bewirthschaftet werden könnten; ich habe mich sehr energisch für die Theilung dieser zu großen Höfe ausgesprochen. Im Uebrigen habe ich die Uebernahme des Hofes durch Einen eben so energisch in allen Fällen gutgeheißen, in denen die technische Natur des Betriebes eine Theilung als wirthschaftlich schädlich erscheinen läßt. Niemand tritt für die Realtheilung ein, wo Jemand seinen Kindern eine Fabrik oder ein kostbares Gemälde hinterläßt; eben so ist die zunehmende Einzelübernahme in allen Fällen als Fortschritt zu begrüßen, in denen ein Hof vermöge der Natur der wirthschaftlichen Verhältnisse als eine technische Einheit erscheint. Allein Niemand wird es in dem ersteren Falle für gerecht halten, wenn das eine Kind allein die Fabrik oder das kostbare Gemälde, die anderen Kinder gar nichts oder nur eine unangemessene (nicht „leidentliche") Entschädigung erhalten. Es giebt noch andere Auswege, um einerseits das Erbstück in seiner Einheit zu erhalten, andererseits die Interessen Aller zu wahren: entweder indem die weichenden Erben von dem Uebernehmer voll entschädigt werden, oder indem das Erbstück verkauft wird und alle Erben in den Erlös sich gleichmäßig theilen. So ist denn der Gegensatz zwischen Anerbenrecht und gleichem Erbrecht nicht der zwischen ungetheiltem Gutsübergang und Realtheilung, sondern zwischen Bevorzugung eines Erben auf Kosten der übrigen und gleicher Theilung der hinterlassenen

Vermögenswerthe. So wenig aber bin ich aus Voreingenommenheit gegen das Anerbenrecht, daß vielmehr viele Hunderte meiner Zuhörer bezeugen können, daß ich bis 1893 die herrschende Lehre zu Gunsten des Anerbenrechtes auf dem Katheder vorgetragen habe. Ich that Dies, so lange ich, ohne die Frage selbst untersucht zu haben, lediglich die Ergebnisse der Arbeiten meiner Lehrer und Kollegen vortrug. Das Studium der bäuerlichen Verhältnisse in Bayern hat dann meine Zweifel an der Richtigkeit der herrschenden Lehre hervorgerufen. Um von mir bekanntem Boden nicht abzugehen, werde ich auch im Folgenden die Frage nach den Wirkungen der gesetzlichen Einführung des Anerbenrechtes nur für Bayern beantworten. Es dürfte Dies aber auch von allgemeinerem Interesse sein, da es sich hier um ein Land handelt, in dem heute schon der bäuerliche Besitz das wirklich vorherrschende ist und nicht erst künstlich, durch Maßnahmen von Oben, wieder geschaffen werden soll.

Was die bayerischen Bauern angeht, so würden die unmittelbaren Wirkungen einer gesetzlichen Einführung des Anerbenrechtes auf die Erbfolge gleich Null sein. In der enormen Mehrzahl der Fälle findet in Altbayern, Schwaben und Franken die Erbschaftregelung statt auf Grund von Uebergabverträgen, in seltenen Fällen auf Grund von Testament, wo Beides fehlt auf Grund von Erbesauseinandersetzungen, nur in dem Ausnahmefall, daß es an einer Verfügung unter Lebenden wie von Todes wegen fehlt und minorenne Erben vorhanden sind, auf Grund der gesetzlichen Intestaterbfolge. Nur in diesem relativ seltenen Falle würde die Einführung des Anerbenrechtes eine unmittelbare Wirkung üben. Schon aus diesem Grunde muß sie als Maßnahme zur Besserung der gegenwärtigen landwirthschaftlichen Verhältnisse nahezu bedeutunglos erscheinen. Allein gegen diese Meinung erhebt Gierke einen doppelten Einwand. Einmal hält er die gesetzliche Erbordnung für ungleich bedeutungvoller wie Fick und ich. Er meint, die Regelung des Gutsüberganges durch Uebergabvertrag — weitaus das Häufigste — finde eben nur statt, weil das gesetzliche Erbrecht dem Rechtsbewußtsein des Volkes nicht entspreche, und er beruft sich auf die Eheverträge, die eben da häufig seien, wo das eheliche Güterrecht mit dem Rechtsbewußtsein nicht übereinstimme. Aber das Letztere zugegeben, so trifft doch die Analogie mit dem ehelichen Güterrecht in keiner Weise zu. Wo das eheliche Güterrecht mit dem Rechtsbewußtsein übereinstimmt, braucht es keinen Ehevertrag, dagegen werden — gleichviel, welches die Intestaterbfolge in Bauerngüter ist — die Uebergabverträge eben so wenig je erspart werden, wie sie in dem Widerspruch zwischen Gesetz und volksthümlichem Rechtsbewußtsein wurzeln. Sie haben ihre Ursache darin, daß da, wo ungetheilter Gutsübergang vorherrscht, das übernehmende Kind vor der Uebergabe nicht heirathen kann.

Die Uebergaben müßten also bei ungetheiltem Gutsübergang auch nach Einführung des Anerbenrechtes die Regel bilden, und damit auch die Uebergabverträge. Wie steht es aber mit dem zweiten Gierke'schen Einwand? Wenn das Anerbenrecht doch nicht zur Anwendung käme, so ruft er uns zu, warum wollt Ihr den anders denkenden Freunden des Anerbenrechtes nicht ihr unschuldiges Steckenpferd gönnen? Aber auch darauf ist nicht schwer zu erwidern.

Wenn es auch unbestreitbar ist, daß das bevorstehende bürgerliche Gesetzbuch eine Bestimmung über die Erbfolge und damit auch über die in Bauerngüter treffen muß, so wird Gierke, der ein so großes Gewicht auf die Uebereinstimmung von Gesetzesrecht und Rechtsbewußtsein legt, auch nicht bestreiten, daß es diese Bestimmung so treffen muß, daß sie mit dem Rechtsbewußtsein der Bauern übereinstimmt. Nun haben Fick und ich nachgewiesen, daß in Altbayern seit der lex Bajuvariorum bis zum heutigen Tage das gleiche Erbrecht das Recht der Erbfolge in Bauerngüter gewesen ist, daß die Bauern sogar unter seiner Jahrhunderte währenden Beeinträchtigung durch das Hofrecht daran festgehalten haben, und daß, seitdem im Jahre 1848 dieses Hofrecht gefallen ist, dieses gleiche Erbrecht wiederum mehr und mehr zur unumschränkten Geltung gelangt. Die Einführung des Anerbenrechtes durch das bürgerliche Gesetzbuch würde also für Bayern nicht die Bestätigung eines alten, sondern die Einführung eines neuen Rechtes bedeuten, und zwar eines Rechtes, welches mit einem während länger als einem Jahrtausend zäh festgehaltenen Rechtsbewußtsein in Widerspruch träte. Die Einführung eines neuen Rechtes wäre unter solchen Verhältnissen ein nationales Unglück. Denn wenn es auch nur in verhältnißmäßig wenigen Fällen zur Anwendung käme, so würden diese wenigen Fälle doch in den Nachgeborenen die Vorstellung erwecken, daß das Gesetz des Staates kein Gesetz sei, welches einem Jeden ohne Unterschied sein Recht, wie es seit unvordenklicher Zeit bestanden, zukommen lasse, sondern ein Gesetz, welches die Jüngeren zu Gunsten eines Aeltesten enterbe. Selbst Gierke kann dieses Bedenken nicht als ein unerhebliches von der Hand weisen. Und in welcher Weise sucht er sich der Wucht des Einwandes zu entziehen? Er schreibt, „daß durch das gesetzliche Anerbenrecht ‚von Staatswegen' doch nur insoweit, als es erfolgreich der Hufentheilung entgegenwirke, nicht aber insoweit, als es nur den ohnehin stattfindenden ungetheilten Gutsübergang ordne, die Klasse der ‚Enterbten' vermehre. Wer daher das Anerbenrecht mit diesem Einwand bekämpfe, müsse folgerichtig auch der Sitte des ungetheilten Gutsüberganges möglichst entgegenwirken". Aber mit nichten ist es richtig, daß das Wesen des Anerbenrechtes in der Herbeiführung des ungetheilten Gutsüberganges bestehe; man kann, wie gezeigt, unter gewissen Umständen sehr dafür sein, daß ein Gut ungetheilt auf Einen übergehe, und doch gegen Anerbenrecht sein; denn Das, worin das

Wesen des Letzteren besteht, ist die Bevorzugung des übernehmenden Erben durch zu niedrige Bemessung der Vermögensantheile der weichenden Geschwister. Nicht darin, daß ein technisch untheilbares Erbstück ungetheilt bleibt, sondern darin, daß die weichenden Geschwister nicht den ihnen gebührenden Antheil an dem Vermögenswerth dieses Erbstückes erhalten, besteht die Enterbung. Dadurch, daß Gierke, um dem Einwand zu begegnen, seinen Inhalt nicht richtig wiedergiebt, hat er gezeigt, daß er auf seinen wirklichen Inhalt nichts zu erwidern weiß. Und wenn er dann die weichenden Geschwister darauf verweist, sie könnten mit ihrem verkürzten Erbtheil ja zunächst zur inneren Kolonisation von Latifundien und später nach auswärtigen Kolonien auswandern, so zweifle ich nicht, daß eine solche Zuwanderung von Arbeitkräften mit wenn auch geschmälerten Kapitalien der ostelbischen Landwirthschaft recht angenehm sein würde; es dürfte aber ein solcher Hinweis weder der bayerischen Volkswirthschaft noch auch der bäuerlichen Bevölkerung Bayerns ein Trost sein.

Aber noch einen anderen Grund giebt es, warum wir den Freunden des Anerbenrechtes ihr Steckenpferd nicht zu gönnen vermögen, auch wenn die unmittelbaren Wirkungen seiner Einführung nur unerhebliche sein würden. Wenn eine Nation dazu schreitet, sich ein neues Gesetzbuch zu geben, so denkt sie nicht, daß dieses etwa nur für die nächste Generation gelten solle, sondern sie will eine Grundlage schaffen, welche für die nationale Entwickelung während ganzer Jahrhunderte maßgebend sein soll. Abgesehen von den unmittelbaren, sind daher auch die dauernden Wirkungen einer Bestimmung ins Auge zu fassen. Da stehe ich denn keinen Augenblick an, die Möglichkeit anzuerkennen, daß, wenn einmal das Anerbenrecht gesetzlich eingeführt ist und zunächst auch nur im Falle der Intestaterbfolge von Minderjährigen zur Anwendung kommt, es doch von da aus allmählich unter Verdrängung der Erbesauseinandersetzungverträge in die Intestaterbfolge der Volljährigen eindringen und schließlich auch die Verfügungen unter Lebenden und von Todes wegen beeinflussen würde.*) Damit kämen wir, wie gezeigt, in Gefahr, daß das Grundeigenthum und Erbrecht die Funktionen, um derentwillen sie anerkannt sind, die pflegliche Behandlung und stete Verbesserung des Bodens nicht mehr erfüllen würden. Es wäre das Anerbenrecht daher wahrscheinlich nicht einmal der Weg zur Erhaltung dieses oder jenes Deszendenten einer heutigen Bauernfamilie im Besitz des monopolistischen Ausbeutungrechtes eines allen Menschen gemeinsamen Erbes, ganz sicher aber wäre es der Weg zur Nichterfüllung der mit diesem Privileg verbundenen Pflichten. Es wäre damit der Weg statt zur Rettung zum Untergang

*) Man vergleiche die indirekten Wirkungen, welche das Erstgeburtrecht in England auf die Testamente und Substitutionen gehabt hat. George C. Brodrick, English Land and English Landlords, London 1881. 96.

unserer bäuerlichen Wirthschaften beschritten. Das aber ist nicht nur meine Meinung. Ein ausgezeichneter Nationalökonom, der im Uebrigen ein eifriger Vorkämpfer des Erlasses eines besonderen Agrarrechtes ist, ist aus dem selben Grunde ein Gegner des Anerbenrechtes. Nicht nur, daß Schaeffle*) die Verletzung des Rechtsbewußtseins der bäuerlichen Bevölkerung, welche ein Intestatanerbenrecht mit sich bringen würde, eben so wie ich verurtheilt, er hat sich auch auf das Lebhafteste gegen ein solches erklärt wegen der „Sperrung des Fortschrittes zu intensiverer Bodenbenutzung durch künstliche Aufrechterhaltung des alten Patriarchalismus“ und sodann wegen der „Verhinderung rechtzeitiger Bewegung des Grundbesitzes zum persönlich tüchtigsten und besitzlich kräftigsten Wirth, sei dieser ein Miterbe oder ein Dritter, verbunden mit der Erstickung des Antriebes zu Ersparnissen und Vermögensansammlungen, die zur Besitzerwerbung bezw. Besitzhinterlassung ohne Besitzüberschuldung befähigen.“

Aber freilich habe ich wenig Aussicht, mit diesem Argument auf Gierke irgend welchen Eindruck zu machen. Ist es doch ein wirthschaftliches Argument. Gierke aber ruft, es handele sich schließlich nicht um Erwägungen wirthschaftlicher Art; vielmehr seien es nationale Gesichtspunkte, die den Ausschlag gäben. Das nationale Interesse verlange die Erhaltung eines ländlichen Mittelstandes. Dieser sei nothwendig, weil ohne ihn das deutsche Volk auf die Dauer weder seine Wehrkraft gegen den äußeren Feind, noch seine Widerstandskraft gegen innere Zersetzung bewahren könne. Voll des glühendsten Patriotismus fordert er uns auf, eingedenk zu bleiben, auf welchem Boden jene Volkskraft gewachsen sei, die uns den Rhein und das Reich zurückgewonnen habe. „Haben wir denn die Geschichte unseres großen Interregnums von 1806 bis 1870 schon vergessen? Wo war die Heimath der nachhaltigen vaterländischen Gesinnung, die in unwandelbarer Treue zum eigenen Volksthum stand, ungeblendet durch den Schimmer der welschen Kultur, ungebeugt durch Mißgeschick, unverlockt von weltbürgerlichen Idealen?“ Und so geht es fort in einem ungedämmten Strom entrüsteter Begeisterung, der bei aller Anerkennung der Gesinnung und der Wucht der Worte, in der sie sich äußert, doch je weiter er verläuft nur um so größeres Kopfschütteln erregen muß. Bereits in dem rechtsgeschichtlichen Theile seiner Aufsätze hat uns Gierke allerdings Erstaunliches zugemuthet. Wo er den Bauernkrieg und dessen Ursachen berührt, sagt er, während der niedere Adel durch Stammgutstiftungen sich der Folgen des eindringenden römischen Rechtes erwehrt habe, habe der Bauernstand sich aus eigener Kraft der ihm verderblichen Rechtswandelung nicht erwehren können, und man erhält den

*) Vergl. Schaeffle, Kern- und Zeitfragen. Neue Folge. 227.

Eindruck, als ob der Bauernkrieg vermieden worden wäre, hätte nicht das römische Recht die Einzelerbfolge in Bauerngüter gestört. Nun bestand aber diese Art der Erbfolge unverändert kraft des Hofrechtes seit Beginn der Grundherrlichkeit bis zu deren Ende, also sowohl Jahrhunderte vor wie nach der Einführung des römischen Rechtes. Dann hat er von der Weiterentwickelung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse in einer Weise gesprochen, als ob diese in Preußen nicht wesentlich verschieden von der bayerischen gewesen und dort in Latifundien, hier in einem bäuerlichen Mittelstande geendet hätte. Und nun stützt er seinen Beweis für die politische Unentbehrlichkeit eines ländlichen Mittelstandes auf die patriotischen Verdienste eben der Landestheile, in denen trotz aller Bemühungen der preußischen Könige eben dieser ländliche Mittelstand so sehr vernichtet worden ist, daß er heute künstlich neu begründet werden soll. Daß er in seiner Selbstwiderlegung so weit gehen würde, war doch wohl nicht zu erwarten! Aber jener Panegyrikus auf die patriotischen Verdienste des ländlichen Mittelstandes befindet sich in der Besprechung eines Buches über die bäuerliche Erbfolge in Bayern. Hat etwa Gierke dabei die bayerischen Bauern vor Augen gehabt? Die Leser des Siglschen „Vaterland“ und die bayerischen Bauernbündler würden über ihre Anerkennung als Hort reichstreuer Gesinnung in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht wenig erbaut sein.

Indeß wir befinden uns in der Zeit des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des Sedantages; da darf man es mit solchen Verirrungen des Pathos, das in patriotischen Festreden wohlthuend erwärmt und fortreißt, in Erörterungen, die doch wohl einen wissenschaftlichen Charakter für sich in Anspruch nehmen, nicht allzu genau nehmen. Offenbar wollte Gierke, wenn er sich in seinen Belegen auch arg vergriffen hat, nur der häufig geäußerten Meinung von der besonderen staatserhaltenden Bedeutung des Grundbesitzes einen besonders überzeugenden Ausdruck verleihen. Und kein Zweifel, daß auch die bayerischen Bauern, sobald ihr Fürst sie ruft, an Patriotismus hinter keinem deutschen Stamme zurückstehen, wie in der Vergangenheit, so in der Zukunft. Allein einerseits bin ich der Meinung, daß sie Dies nicht thun, weil sie Bauern sind, eben so wenig wie ich glaube, die münchener Bäckerknechte hätten sich in der Schlacht bei Ampfing deshalb so ausgezeichnet, weil sie gerade Bäcker waren, und wenn ich mich Derjenigen erinnere, welche die Entwickelung des Deutschen Reiches von den Freiheitkriegen bis heute getragen haben, denke ich nicht blos, wie Gierke, an die Verdienste der preußischen Grundbesitzer, sondern nicht minder an die des deutschen Bürgerthumes, von Palm und Nettelbeck an bis 1871. Andererseits zeigt es mir, daß Gierke mit den Thatsachen der Bevölkerunglehre sehr wenig vertraut ist, wenn er die Zukunft der staatserhaltenden deutschen Volksvermehrung vom Bauernstande und der

Einzelerbfolge erwartet; denn in Bayern wenigstens sind die Gegenden, in denen diese vorherrscht, zwar fleißig in der Kindererzeugung, aber sehr zurück in der Aufziehung von Kindern; vermöge der gerade da herrschenden großen Kindersterblichkeit ist der daselbst verbleibende Ueberschuß der Geborenen über die Gestorbenen, von dem doch die Fortdauer „jener einst den Römern so grauenhaften Volksvermehrung der Germanen“ abhängt, ein ganz besonders geringer. Dagegen wird eine in den nächsten Monaten erscheinende Schrift eines meiner Schüler den Beweis erbringen, daß die Zahl der Militärdiensttauglichen in den deutschen Industriebezirken auf den Quadratkilometer weit größer ist als in den deutschen Agrarbezirken. Nichtsdestoweniger bin auch ich lebhaft für die Erhaltung des Bauernstandes, wo er ist, und für seine Neuschaffung, wo er nicht ist. Denn wenn es auch wenig angebracht war, mir die Meinung zuzuschreiben, Deutschland werde in Zukunft „ein vornehmlich aus Unternehmern und Lohnarbeitern gebildetes Volk“ sein, so bin ich doch der Meinung, daß schon heute der Schwerpunkt des deutschen Wirthschaftlebens in der Industrie ruht und daß Das noch mehr in Zukunft der Fall sein wird. Und eben weil ich dieser Meinung bin, wünsche ich im politischen und sozialen Interesse unseres Vaterlandes eine Zunahme der Zahl der kleinbäuerlichen Besitzer.

Aber bei aller Anerkennung dieser „nationalen“ Gesichtspunkte bleibe ich mir doch bewußt, daß alle Wünsche auf sozialem Gebiete Utopien bleiben, wenn nicht die wirthschaftlichen Grundlagen für ihre Verwirklichung gegeben sind. So komme ich trotz aller Verachtung Gierkes für wirthschaftliche Erwägungen eben aus „nationalen“ Gesichtspunkten wieder zu der Frage nach den wirthschaftlichen Wirkungen des Anerbenrechtes zurück. Wenn wir uns eine Vorstellung davon machen wollen, was sie sein würden, brauchen wir blos nach England zu blicken, dessen Grundeigenthumsrecht frei geblieben ist von jeder unkeuschen Berührung mit römischem Recht. Dort herrscht ungefähr das Erbrecht, mit dem Gierke und seine Freunde ganz Deutschland bedenken möchten. Falls ein Grundeigenthümer ohne Testament oder Verfügung unter Lebenden stirbt, erhält sein ältester Sohn allein alles Grundeigenthum; an der Fahrhabe dagegen besteht ein gleiches Erbrecht sämmtlicher Kinder. Die Intestaterbfolge bildet indeß nur die Ausnahme. Als Regel ist das Grundeigenthum durch Substitutionen für eine lebende und eine noch nicht geborene Generation fideikommissarisch gebunden, oder es wird testamentarisch darüber verfügt. Wo das Eine oder Andere der Fall ist, wird der älteste Sohn zu Gunsten der weichenden Geschwister belastet, aber so sehr ist der Geist der Intestaterbfolge das Maßgebende geworden, daß der Löwenantheil an der Hinterlassenschaft stets dem ältesten Sohne zugetheilt wird, auf daß er den Glanz der Familie desto besser aufrecht zu erhalten vermöge.

Es liegt auf der Hand, daß das Ideal unserer Anerbenrechtsfanatiker dort verwirklicht ist. Und was war die Wirkung dieser Erbfolgeordnung? Einst war England stolz auf seinen Bauernstand und sah darin die Stärke und die Zukunft des Landes. Und heute? Heute giebt es höchstens 20000 Eigenthümer, die ihren eigenen Grund und Boden bewirthschaften. Nach dem New Domesday Book betrug 1873 die Gesammtfläche von England und Wales nach Abzug des londoner Areals 37243859 acres. Davon befanden sich 1917076 im Eigenthum von 66 Personen, 3917641 in dem von 100 Personen. Weniger als 280 Personen nannten 5425764 oder nahezu ein Sechstel alles angebauten Landes von England und Wales ihr eigen, 523 Personen ein Fünftel, 710 mehr als ein Viertel. 874 Personen waren Eigenthümer von 9267031 acres. Dabei sind in diesen Ziffern nicht die Flächen der Wälder, Gemein- und Oedländereien enthalten. In der Grafschaft Northumberland, die 1220000 acres umfaßt, gehört die Hälfte der Grafschaft 26 Personen. Ein Engländer ist Eigenthümer von mehr als 186397, ein anderer von mehr als 132996, ein dritter von mehr als 102785 acres. Ungefähr 4500 Menschen haben mehr als die Hälfte des Landes zu Eigen. Noch erstaunlicher sind die Ergebnisse in Schottland, wo die Gesetze zur Erhaltung des Grundbesitzes „in der Familie" theilweise noch strenger sind. Da gehört 24 Eigenthümern ein Viertel, 70 Eigenthümern die Hälfte des Landes, während neun Zehntel davon weniger als 1700 Personen gehören. In Irland gehört 744 Personen die Hälfte des Landes. Der englische Bauernstand aber ist ein Ding der Vergangenheit.

Und dabei sage man nicht etwa, sein Untergang sei eine Folge des Freihandels. Als die Kornzölle fielen, gab es längst keine Bauern mehr. Sie sind in der Zeit des Hochzollschutzes für Getreide zu Grunde gegangen. Ja, dieser hat wohl einen wesentlichen Antheil an ihrem Untergang. Ohne ihn hätten sich die Bauern vielleicht Produktionzweigen zugewandt, in denen sie dem Großbetrieb überlegen waren; der Zollschutz veranlaßte sie, an einer Wirthschaftweise festzuhalten, in der sie mit der vorschreitenden Technik des Großbetriebes nicht konkurriren konnten, und hat damit ihre Aufsaugung beschleunigt. Die Hauptsache ihres Unterganges aber war die geschilderte Erbfolgeordnung. Durch diese wurden Höfe, die sonst zum Verkauf gekommen wären, vom Markte ferngehalten. Die Folge war, daß der Preis des Grundbesitzes ungemein stieg. In Folge der mit dem Grundbesitz damals noch verbundenen politischen und sozialen Vorzüge strebten alle Emporkömmlinge, die im Handel und Gewerbe ein Vermögen gemacht, danach, Land zu erwerben, und durch ihre Reichthümer wurden sie allein in den Stand gesetzt, die steigenden Preise zu zahlen und sie weiter treiben. Auf diesen neu gebildeten Großbetrieben entstanden nun kapitalkräftige, nach allen Regeln der

Kunst betriebene Wirthschaften, mit denen zu konkurriren den bäuerlichen Betrieben völlig unmöglich war. Eine solche Konkurrenz hätte steigende Kapitalverwendungen vorausgesetzt; je höher aber die Bodenpreise stiegen, desto stärker stiegen die Belastungen; denn die geschilderte Anerbfolge brachte die Belastung der Höfe zu Gunsten der weichenden Geschwister durch Testamente oder Substitutionen mit sich, und so sehr die Geschwister auch in ihrem Erbtheil verkürzt wurden, trotz des Löwenantheiles, den der Uebernehmer erhielt, wurden ihm dadurch die Mittel zur Verbesserung des Bodens und zum rationellen Betrieb seiner Wirthschaft entzogen. Eine solche Konkurrenz hätte ferner Landwirthe vorausgesetzt, welche ihren Betrieb den sich ändernden Verhältnissen fortwährend neu anpaßten; aber wenn auch der Ausruf Berkeleys gegen die Primogenitur: „Welchen Anspruch hat der älteste Sohn auf die schlechteste Erziehung?“ sich nur gegen die Primogenitur in den vornehmen Familien richtete, die Anerbfolgeordnung hatte auch in der bäuerlichen Bevölkerung indolente Anerben geschaffen, die kein anderes Prinzip als das Festhalten am Herkommen kannten und dabei um so weniger gedeihen konnten, als die zunehmenden Verkoppelungen die Grundlagen der herkömmlichen Bewirthschaftungweise vernichteten. Wer energisch war, verkaufte noch rechtzeitig seinen Boden und wurde Pächter großer Betriebe oder zog in die Stadt; der Rest wurde bankerott. Die steigenden Güterpreise aber mußten alle kleinen Leute vom Bieten auf die zum Verkauf kommenden Bauerngüter abhalten, und so wurde es verhindert, daß die Lücken, welche durch diese Bankerotte in die Reihen des Bauernstandes gerissen wurden, durch neu aufkommende Bauern wieder ausgefüllt wurden. Was an die Stelle trat, war das Latifundium. In der That: die Kornzölle, indem sie die bäuerliche Produktion in einer verkehrten Richtung erhielten, die Verkoppelungsgesetze, indem sie die Grundlage der herkömmlichen bäuerlichen Wirthschaft veränderten, und die Anerbfolge, indem sie einestheils den Bodenpreis und die Schuldenlast steigerte, andererseits den Menschen züchtete, der am Herkommen klebt, haben den englischen Bauernstand vernichtet.

Einige dieser Wirkungen der Anerbfolge müssen schon frühzeitig hervorgetreten sein, denn schon Bacon schrieb mit Rücksicht auf ihren Einfluß auf den Charakter des Anerben: „Deshalb ist es ernster Erwägung werth, ob es für Unterthanen und Herrscher besser ist, daß der Grundbesitz dem Namen und Blute einzelner Männer in Ewigkeit gesichert werde, womit alle vorgeführten Nachtheile verbunden sind, oder daß er frei sei mit der Möglichkeit, daß die Familie in Folge schlechter Wirthschaft der Nachkommen zu Grunde gehe.“ Seit auch die übrigen nachtheiligen Wirkungen der Anerbfolge in steigendem Maße hervorgetreten sind, haben im achzehnten und neunzehnten Jahrhundert die Stimmen, die ihre Beseitigung fordern, sich in

steigendem Maße gemehrt. Bereits am zwölften April 1836 machte sich dieses Verlangen in einem Antrage im Unterhause geltend. Aber mit den selben Argumenten, mit denen heute das Anerbenrecht in Deutschland verlangt wird, hat man damals in England seiner Ersetzung durch das gleiche Erbrecht aller Kinder sich entgegengestemmt. Besonders interessant aber ist es, mit welchen Augen damals in deutschen Ländern die Parteigänger der Reaktion auf die englische Entwickelung blickten. Daß das englische Erbrecht zur Auffaugung des bäuerlichen Besitzes durch den Großgrundbesitz führe, wird von ihnen keineswegs geleugnet; im Gegentheile: es wird Dies als sein Vorzug hingestellt, indem Dies zum rationellen Großbetrieb und zur Stärkung des aristokratischen Charakters des Landes nothwendig sei.*) Aehnlich hat noch in den siebenziger Jahren der englische Geschichtschreiber Froude in seiner Vertheidigung des englischen Erbfolgesystems triumphirend geschrieben: „Das Oberhaus nennt mehr als ein Drittel des ganzen Flächeninhaltes von Großbritannien sein Eigen. Zwei Drittel davon gehören großen Lords und Gemeinen, deren Güter fortwährend die anstoßenden kleineren auffaugen.“ Je mehr die industrielle Entwickelung des Landes zunahm, desto unleugbarer machten indeß die sozialen Schäden dieser Entwickelung sich geltend und mit dem Rückgang der landwirthschaftlichen Konjunktur, seit der Mitte der siebenziger Jahre, wurden plötzlich selbst die Lords ihrer Erkenntniß zugänglich. Im Jahre 1859 war der Vorschlag, das gleiche Intestaterbrecht in den Grundbesitz einzuführen, auch vom Unterhause noch mit Entrüstung verworfen worden. Aehnlich erging es einem weiteren Vorschlag im Jahre 1866. Drei Jahre später erhielt er bereits die Mehrheit im Unterhaus. Aber welche Erleuchtung brachte es nicht selbst in die Reihen der Großgrundbesitzer, als mit den sinkenden Preisen die Rentabilität des Großbetriebes zurückging! In der Session von 1888 bis 1889 war es der Kanzler des Toryministeriums, Lord Halsbury, der nunmehr den Vorschlag in das Oberhaus einbrachte. Er fand in drei Lesungen Annahme, wenn auch die Regirung den Entwurf dann nicht im Unterhaus einbrachte. Ein während des jüngst verflossenen liberalen Regimentes im Unterhaus in drei Lesungen angenommener gleicher Gesetzentwurf scheiterte an dem Widerwillen des Oberhauses, irgend ein von dem liberalen Ministerium beantragtes Reformwerk zu Stande kommen zu lassen. So steht die Sache jetzt so, daß beide Häuser sich bereits vereinzelt für die Reform ausgesprochen haben, und der Tag ist nahe, wo — auch ohne das böse römische Recht —

---

*) Vergl. das sehr belehrende Buch: Vom Ackerbau und von dem Zustande der den Ackerbau treibenden Klassen in Irland und Großbritannien. Wien 1840. II 99 ff.

das gleiche Intestaterbrecht in das Grundeigenthum zum Gesetze von England werden wird.

Welches sind die Lehren, die sich aus dieser Entwickelung ergeben? Man macht mir so oft zum Vorwurf, daß ich englische Einrichtungen als Muster hinstelle; vielleicht hört man besser auf mich, wo ich sie als abschreckendes Beispiel vorführe. Niemand wird leugnen, daß in allen hier ins Gewicht fallenden Punkten die dermaligen deutschen landwirthschaftlichen Verhältnisse große Aehnlichkeit mit den englischen der ersten vierzig Jahre dieses Jahrhunderts aufweisen. Hier wie dort auf der einen Seite eine mächtig aufkommende Industrie, die Familien schafft von einem Reichthum, dem nichts mehr als unerreichbar erscheint, und die, um Einfluß zu erlangen, nach Landbesitz streben; auf der anderen Seite landwirthschaftliche Absatzverhältnisse, die täglich mehr eine kaufmännische Beweglichkeit auf Seiten des Landwirthes fordern, und Fortschritte der Technik, die täglich größere Anforderungen an seine Intelligenz und Kapitalkraft stellen. Dabei sind seit 1848 auch bei uns der Bauer und sein Land von den Fesseln der Feudalität frei, und ist dadurch einerseits erst der landwirthschaftliche Fortschritt möglich gemacht, so fehlt doch andererseits nunmehr Denjenigen, die diese Möglichkeit nicht benutzen, der frühere Schutz. In England hat die Anerbfolge nach dem Zeugniß ihrer Bewunderer wie ihrer Gegner unter ganz analogen Verhältnissen die Wirkung gehabt, zum Verschwinden des Bauernstandes in den ersten vierzig Jahren*) dieses Jahrhunderts zu führen; danach dürfte es schwer sein, sich bei uns von einem auf Fideikommissen und Anerbenrecht fußenden Agrarrecht die entgegengesetzten Wirkungen zu versprechen. Was heute unsere Landwirthschaft nicht nur erhalten, sondern auch zu größerem Wohlstande bringen kann, ist allein, daß der Landwirth einerseits den Ertrag seiner Wirthschaft steigert, andererseits den Betrag der auf das einzelne Produkt fallenden Kosten mindert. Das Letztere setzt eine Minderung des Bodenpreises voraus, während die Anerbfolge durch Minderung der feilgebotenen Gütermenge die Bodenpreise hochhält und steigert. Allein noch mehr ist erfordert: niedrige Bodenpreise sind allerdings äußerst wünschenswerth; allein, selbst wenn der Landwirth den Boden umsonst erhielte, kann er heute nicht konkurrenzfähig bleiben**), wenn er erstens nicht jede mögliche Melioration seines Bodens vornimmt, zweitens seine Produktion dem Bedarf des Marktes anpaßt, und drittens von allen Hilfsmitteln, welche die vorgeschrittene Technik bietet, Gebrauch macht. Dann, aber nur dann kann unsere Landwirthschaft auch inmitten der heutigen, durch die internationale Konkurrenz geschaffenen Lage

*) Vergl. John Rae in The Contemporary Review, Oktober 1883.

**) Vergl. Robert Drill, Soll Deutschland seinen ganzen Getreidebedarf selbst produziren? Stuttgart. 1895.

weiter gedeihen. Alles Dies setzt aber vor Allem den richtigen Mann im Besitz des Gutes voraus. Jemand, der zäh am Herkommen klebt, ist sicher, zu Grunde zu gehen; desgleichen der Ueberschuldete, der Faule, eben so aber auch Der, der weder das Eine noch das Andere ist, aber weder die Anforderungen des Marktes noch der Technik versteht oder ihnen nicht zu entsprechen gewillt ist. Gerade das Anerbenrecht aber ist es, welches Landwirthe, die nach diesen Richtungen hin mangelhaft sind, zur Folge hat. Somit zeigt sich, daß es ein Widerspruch ist, gleichzeitig das Anerbenrecht und die Erhaltung eines Bauernstandes zu fordern. Das Anerbenrecht würde wie einst in England so auch bei uns zur Aufsaugung des Bauernstandes durch den Großbetrieb führen. In der That, hätte Gierke keine solche Abneigung gegen „die zwingende Logik der Thatsachen",*) selbst er müßte Dies einräumen. Hat er doch selbst eine Thatsache zur Bestätigung meiner Beweisführung beigebracht. Er hat die Wirkungen des Anerbenrechtes an den Wirkungen der Einführung der Primogenitur in Fürstenhäusern zu veranschaulichen gesucht. Wo sie frühzeitig eingeführt worden sei, habe sie zur Bildung großer Staaten geführt; wo das gleiche Erbrecht der Brüder bestehen blieb, sei eine Fülle kleiner Duodezstaaten entstanden. Ganz richtig! Das Anerbenrecht führt zur Konzentration des Besitzes in wenigen Händen. Aber ob das Mittel, das sich als äußerst geeignet bewährt hat, um die Zersplitterung staatlicher Kraft zu verhindern, wo es sich um das Amt des Regenten handelt, auch empfehlenswerth ist, wo im Gegentheil die Verhütung solcher Konzentration zum Zweck der Erhaltung eines möglichst zahlreichen Bauernstandes in Frage steht?!

Und nun noch zum Verhältniß des Anerbenrechtes zur Familie. Auf die Lehre, daß das bäuerliche Anerbenrecht im Familiensinn, d. h. im Streben aller Familienangehörigen, einen Bauernhof der Familie des bisherigen Besitzers zu erhalten, wurzle, gehe ich nicht weiter ein. Nachdem Fick und ich den Nachweis erbracht haben, daß es nicht aus dem Geiste des gemeinsamen Familieneigenthumes, der die alte Hausgemeinschaft beseelte, sondern aus der Vergewaltigung dieses Geistes durch die Grundherrlichkeit hervorgegangen ist, bedarf es für Diejenigen, die sehen *wollen*, keines weiteren Beweises; den Uebrigen aber ist nicht zu helfen. Nur Das möchte ich nochmals einschärfen: man hüte sich, die in adligen Familien zu findende Rücksicht auf den Glanz

*) Gierke hat sich zweimal dieses Ausdruckes in einer Weise bedient, als hätten Fick und ich ihn zur Kennzeichnung unserer Beweisführung selbst angewandt. Ich registrire gern Gierkes Polemik gegen seine Anwendung; denn da weder Fick noch ich uns des Ausdruckes bedient haben, zeigt sich darin, daß Gierke selbst beim Lesen unserer Beweisführung etwas Zwingendes empfunden haben muß, gegen das er sich wehrt.

des Familiennamens in die Betrachtung der bäuerlichen Verhältnisse hineinzutragen. Diese ist den bäuerlichen Kreisen vollständig fremd. So spielt namentlich das Streben, einen bestimmten Bauernhof in der Familie zu erhalten, bei den Bauern kaum irgend welche Rolle. Dies zeigt sich schon darin, daß, wo keine Uebergabe stattfand, seit Jahrhunderten eben so wie heute der Bauernhof auf die Wittwe des Verstorbenen und, abgesehen von den seltenen Fällen, wo das Entgegengesetzte ausgemacht ist, bei deren Wiederverheirathung auf ihren zweiten Ehegatten übergeht; desgleichen darin, daß der Hof auch bei Vorhandensein von Söhnen auf eine Tochter übergeht, falls sie so reich heirathet, daß sie den Miterben größere Abfindungen als ein Sohn zu zahlen im Stande ist. Also der Familiensinn der Bauern ist noch heute von der im siebenzehnten Jahrhundert in der Erbfolge durchgedrungenen Veränderung im Familiensinn des Adels nicht berührt. Dagegen wäre es irrig, zu meinen, mit der Vergewaltigung des alten Familiensinnes durch die Grundherrlichkeit sei dieser in der bäuerlichen Bevölkerung ganz unterdrückt worden. Das Gegentheil zeigt sich eben darin, daß sie trotz der Einführung der Einzelerbfolge durch die Grundherren Jahrhunderte lang an dem gleichen Erbrecht der Geschwister festgehalten hat. Nichtsdestoweniger ist er durch diese Einführung eigenthümlich verderbt worden, indem gerade durch sie das egoistische Streben in den einzelnen Gliedern der Familie mächtig entwickelt wurde. Heute steht der Vater nicht so lange an der Spitze der bäuerlichen Wirthschaft, als ihm seine Kräfte Dieses ermöglichen. Da ist sein Aeltester, den die durch die Einzelerbfolge geschaffene Sitte von seiner Geburt an zu seinem Nachfolger designirt hat, sobald er heirathet. Im Vollgefühl seiner Anwartschaft ist er aufgewachsen, und darauf bezieht es sich, wenn verschiedene der von Fick bearbeiteten Berichte vor der weiteren Erschütterung der elterlichen Autorität warnen, welche mit der gesetzlichen Einführung des Anerbenrechtes verbunden sein würde. Denn diese würde in den Augen der bäuerlichen Bevölkerung eine solche Verstärkung des Anspruches des Aeltesten auf den Hof bedeuten, daß von der Möglichkeit, „jederzeit einen untüchtigen oder unbotmäßigen Anerben auszuschließen und einen anderen Gutsnachfolger zu wählen", auf die Gierke verweist, noch weniger wie heute Gebrauch gemacht werden könnte. Nur in dem Falle, in dem eine reichere Heirath einem anderen Kinde höhere Abfindungsummen zu bieten gestattet, tritt dieses Anrecht des Aeltesten zurück. Und so stark ist die Sitte, welche diesen Anspruch gewährleistet, daß der Vater nicht selten durch den Druck der öffentlichen Meinung in viel zu jungen Jahren zur Gutsübergabe genöthigt wird, nur damit der Sohn heirathen könne. Die von Fick bearbeiteten Berichte erinnern zum Theil lebhaft an die Einleitung Anzengrubers zu seiner Erzählung „Oertler", in der er schildert, wie meist das ganze Dorf sich einigt, einem Bauern die

Altersschwäche einzureden, bis er selbst daran glaubt und dem Sohne Platz macht. Die weitere Folge dieses zu frühen Rücktrittes ist dann das enorme Anwachsen der Belastung durch die „Austräge“ („Ausnahmen“, „Austriebsgelder“), welches die Berichte aufweisen; die abermalige Folge das Entstehen von Unfrieden in der Familie, die Verwandlung der Naturalbezüge der Alten in Geldrenten und ihr Wegzug nach der Stadt, um diese dort in Frieden zu verzehren, und die Folge hiervon die weitere Gefährdung der ökonomischen Existenz des Gutsübernehmers. Nicht minder bedenklich sind die Folgen für das Verhältniß zu den weichenden Erben. Wo kein Anerbenrecht, können alle Söhne heirathen. Zur Zeit der Hausgemeinschaft blieben sie auch nach ihrer Verheirathung deren Mitglieder; ihre Frauen traten in die Gemeinschaft ein. Seit der Entstehung des Anerbenrechtes ist es nur der Anerbe, der mit Sicherheit heirathen kann; die übrigen Kinder können Dies nur, wenn sie in einen anderen Hof einheirathen. Wenn der Anerbe heirathet und damit den Hof übernimmt, werden ihre Abfindungen bestimmt. Naturgemäß suchen sie die Abfindung auf den vollen Vermögenswerth ihres Erbtheiles zu steigern, und seit die Gutsherrlichkeit, welche ein Interesse hatte, den Gutsübernehmer vor Ueberschuldung zu schützen, weggefallen ist, mit zunehmendem Erfolg. Nur die Rücksicht, daß der Gutsübernehmer bei weiterer Steigerung ihrer Ansprüche zahlungunfähig werden könnte, was ihre eigenen Abfindungen gefährden würde, zieht die Grenze; dafür wird aber ausbedungen, daß, falls der Uebernehmer den Hof weiter verkauft, d. h. falls sich mehr erreichen läßt, die Abfindung auf den vollen Erbtheil ergänzt werden soll. Von gemeinsamem Hausen ist nun nicht mehr die Rede; die „Kommunhausung“ hört heute mit der Verheirathung eines der Geschwister auf; die übrigen werden dann Knechte und Mägde; allein es gehört zu den seltensten Fällen, daß sie auf dem Hofe des übernehmenden Erben verbleiben; lieber arbeiten sie bei einem Fremden als bei dem im Vollgefühl des Fideikommißerben aufgewachsenen Bruder. Bleiben sie auf dem Lande, so führt ihre Aussichtlosigkeit, sich selbständig niederzulassen, zu jener hohen Ziffer der unehelichen Geburten, die Fick für die bayerischen Gegenden der Anerbrechtsitte nachgewiesen hat und über welche Gierke sich merkwürdig leicht tröstet. Die Mehrzahl aber wird durch jene Aussichtlosigkeit zur Abwanderung nach der Stadt veranlaßt, und dadurch entstehen Mangel der nöthigen Arbeitkräfte auf dem Lande und Schwierigkeiten des Gutsübernehmers bei der Bewirthschaftung seines Gutes. Gerathen die weichenden Erben in Noth, so haben sie, so lange sie unverheirathet sind, das Recht des Unterschlupfes auf dem ehemals väterlichen Hofe. Aber die Art und Weise, wie ihnen dieses Recht auf die „Heimath“, wo sie davon Gebrauch machen, gewährt wird, bildet das Gegenstück zu der Art, wie den Austräglern ihr Recht zu Theil wird. Das sind die Folgen des Anerbenrechtes

für „Familie" und „Ehe"; es hängt nur von den Zufälligkeiten des individuellen Charakters ab, ob diese Folgen in dem einen oder anderen Falle sich günstiger oder ungünstiger gestalten. In all Dem bieten die Gegenden, in denen die Sitte der Anerbfolge nicht herrscht, einen völligen Gegensatz.

Allein das deutlichste Bild von Dem, was im Gegensatz zu dem durch das Anerbenrecht korrumpirten Familiensinn wirklich Familiensinn ist, fand ich in Wälschtirol. Vor Jahren saß ich einmal in einem südtirolischen Dorfe mit Studien über die alte Hausgemeinschaft beschäftigt, als ich zu meinem Erstaunen die Wahrnehmung machte, daß ich mich inmitten lebender Hausgemeinschaften befand. Ich fand sowohl Fälle, in denen sechs bis sieben Brüder mit ihren Frauen, Kindern und ihren unverheiratheten Schwestern unter der Leitung ihrer Eltern, meist einer alten Mutter, als auch solche, in denen sie unter der Leitung des ältesten Bruders eine völlige Wirthschafteinheit bildeten, mit Gemeinsamkeit aller Ausgaben und Einnahmen; sogar die auswärts wohnenden Familienglieder hatten vollen Antheil an dieser Gemeinschaft, sowohl durch Zuschüsse, die sie, wenn nöthig, erhielten, als auch durch Ueberschüsse, die sie, wenn möglich, ablieferten. Es lebten nicht alle Familien der betreffenden Ortschaften in solchen Hausgemeinschaften. Allein, die es thaten, waren durchweg die wohlhabendsten. Ich hatte so Gelegenheit, nicht nur ein anschauliches Bild von der alten Hausgemeinschaft und von der Art und Weise, wie sich Weiler und Ortschaften daraus entwickelt hatten, zu gewinnen, sondern ich sah auch, wie die alte Hausgemeinschaft auch modernen Problemen gerecht zu werden vermag. In einem Falle fand ich das eine der Geschwister an der Spitze des Bauernhofes, das andere an der eines Hotels, ein drittes als Leiter einer der Familie gehörigen Möbelfabrik, ein viertes als Bäcker, ein fünftes als Schmied, während zwei auswärts im Staatsdienst waren. Alle jene Betriebe arbeiteten nicht nur für Kunden, sondern auch für den gegenseitigen Bedarf. Für die gesammte Ausgabe- und Einnahmewirthschaft bestand nur eine Kasse, aber mit sorgfältigster Buchführung. Es war eine großartige genossenschaftliche Unternehmung auf Grundlage der Blutsverwandtschaft. Dabei ging das Gefühl der Einheit so weit, daß die Antwort, die ich auf meine Frage, nach welchen Prinzipien bei einer eventuellen Auflösung der Gemeinschaft getheilt werden würde, erhielt, mir zeigte, daß diese Frage noch niemals aufgeworfen worden war. Für unsere Betrachtung noch wichtiger aber war die Antwort auf eine weitere Frage. Ich fragte, woher es wohl komme, daß die italienischen Bauern in Tirol immer mehr gegen den Norden vordrängen. Darauf das höchst intelligente Haupt der Gemeinschaft: Die Deutschen können nicht zusammen hausen; wenn ein deutscher Bauer abgeht, findet stets eine Vermögensauseinandersetzung unter den Kindern statt, und dann gehen die Bauern zu Grunde; wir Italiener

bleiben, so lange es geht, bei einander. Unter den deutschen Bauern Tirols herrscht aber nicht etwa Realtheilung, sondern strenges Anerbenrecht und als Folge davon allerdings auch die größte Verschuldung. Kein Wunder, daß da, wo der alte Familiensinn der Hausgemeinschaft sich erhalten hat, der Italiener über den durch die Feudalität verderbten Familiensinn siegt.

Ich weiß nicht, ob diese und meine vergangenen Ausführungen ausreichen, um Diejenigen, die sich in das Schnörkelwerk des niedergehenden Mittelalters einmal verliebt haben, in ihrem Urtheil zu beeinflussen. Für mich war die Erkenntniß, daß Eigenthum und Erbrecht sich entwickelt haben, als unentbehrliche Voraussetzung für das Fortschreiten der Wirthschaft zu größerer Intensität, daß sie ihre Rechtfertigung finden, insofern sie diese ihre Funktionen erfüllen, daß das Anerbenrecht geeignet ist, die Erfüllung dieser Funktionen zu hemmen, daß es insbesondere zu einer Zeit, in der die Landwirthschaft nur gedeihen kann, indem sie sich in der Hand der Tüchtigsten findet, den Uebergang zum tauglichsten Wirth beeinträchtigt, daß es in einer Zeit, in der es gilt, das Eigenthum zu verallgemeinern zu einer Konzentration des Bodens in immer weniger Händen, und in einer Zeit, in der es gilt, das Ansehen von Familie und Ehe zu stärken, zur Schwächung der elterlichen Autorität und zur Zunahme der unehelichen Geburten führt, diese Erkenntniß war für mich maßgebend, um meine Stellung in der Frage zu bestimmen, ob der wahre Familiensinn in der Aufopferung aller Familienangehörigen zu Gunsten eines Aeltesten oder in der gleichen Fürsorge für alle Familienangehörigen sich äußert.

München. Professor Dr. Lujo Brentano.



Eine Geheimschrift von Bacon-Shakespeare.

Unter vielen noch nicht veröffentlichten, im Britischen Museum aufbewahrten Manuskripten von Francis Bacon fand Frau Henry Pott, die Verfasserin des sehr lesenswerthen Buches: „Francis Bacon and his secret society“ ein Blatt Papier, auf dem Folgendes geschrieben steht:

h o
h o n o
h o n o r i
h o n o r i f i
h o n o r i f i c a
h o n o r i f i c a b i
h o n o r i f i c a b i l i
h o n o r i f i c a b i l i t u
h o n o r i f i c a b i l i t u d i
h o n o r i f i c a b i l i t u d i n i
h o n o r i f i c a b i l i t u d i n i t a
h o n o r i f i c a b i l i t u d i n i t a t i
h o n o r i f i c a b i l i t u d i n i t a t i b u s

Das ganze Dreieck ist in eigenthümlicher Weise eingerahmt mit zwei Knotenpunkten oder Rosetten links und rechts von „ho“ oben und zwei ähnlichen links und rechts unten unter „h“ und „s“. Die vier Schleifen sind geradlinig mit einander verbunden. Diesen sonderbaren Zettel sandte mir Ende Juni dieses Jahres abschriftlich die gelehrte Entdeckerin zu, mit der Frage, was ich davon hielte.

Zunächst fiel mir ein, daß eben dieses Wortmonstrum sich in Shakespeares „Love's labour lost“ (Akt V, Szene 1) findet, womit freilich nichts erklärt wird. Als ich aber die Buchstaben gezählt und in der letzten Zeile gerade so viele wie in dem Namen „Francis Bacon Viscount St Alban“, nämlich 27, gefunden hatte, von denen nicht weniger als 4 zusammenfallen, nämlich der sechste, der vierzehnte, der neunzehnte und der fünfundzwanzigste, während drei andere (n, c und a) um eine Stelle zurück und wiederum drei andere (a, t und t) um eine Stelle vorgeschoben sind:

F r a n c i s B a c o n V i s c o u n t S t A l b a n
h o n o r i f i c a b i l i t u d i n i t a t i b u s

da entstand die Vermuthung, es könnte hier ein Schlüssel zu einer der von Bacon benutzten Geheimschriften vorliegen. Ich hatte aus seinen Briefen

und aus dem Abschnitt über Geheimschriften in „De Augmentis scientiarum“ (Lib. IV) entnommen, daß er sich sehr eingehend mit Chiffreschriften beschäftigt haben muß. Besonders das Prinzip der von ihm in jungen Jahren erfundenen Chiffre „Omnia per omnia“ kam hier in Frage, weil diese es ermöglicht, in jedem beliebigen Brief oder sonstigen Schriftstück in einer keinem Menschen, außer dem Besitzer des Schlüssels, merkbaren Weise geheime Mittheilungen der verschiedensten Art zu machen. Das „honori...bus“-Schema schien mir ein derartiger Schlüssel zu sein, weil man damit aus einer gegebenen Anzahl von Buchstaben, die zu Wörtern gruppirt oder ohne gedanklichen Inhalt in gewisser Weise neben und über einander gesetzt sein können, immer dann eine Zeile (einen Satz, einen Namen, einen Vers) rekonstruiren kann, den der Absender verbergen wollte, wenn die relativen Mengen der einzelnen Buchstaben jenem Schema entsprechen und ihre absolute Anzahl mindestens 183 beträgt.

Soll nämlich das Schema mit dem vorhin genannten Namen ganz ausgefüllt werden, so sind folgende Mengen der betreffenden Buchstaben erforderlich:

F	r	a	n	c	i	s	B	a	c	o	n	V	i	s	c	o	u	n	t	S	t	A	l	b	a	n
13	13	12	12	11	11	10	10	9	9	8	8	7	7	6	6	5	5	4	4	3	3	2	2	1	1	1

Also:	A	a	B	b	c	F	i	l	n	o	r	s	t	S	u	V
	2	22	10	1	26	13	18	2	25	13	13	16	7	3	5	7

Zusammen 183 Buchstaben.

Die Abzählung von so vielen einzelnen Buchstaben, um nur 27 in bestimmter Reihenfolge, d. h. mit bestimmtem Sinn, zu gewinnen, ist jedoch unnöthig, denn das selbe Resultat wird erreicht, wenn man nicht für jede der 13 Silben „Honori . . . bus“, also der $13^1/_2$ Buchstabenpaare des „Francis Bacon Viscount St Alban“, eine besondere Zeile setzt, sondern nur für die ersten 6 oder 7 oder, falls die Entzifferung erschwert werden soll, für die ersten 10 Buchstabenpaare. In dem eingangs abgedruckten Schema würden die ersten 7 Zeilen vollständig ausreichen, da sie sich bis „Francis Bacon Vi“ erstrecken, somit einen Zweifel, wer gemeint ist, nicht aufkommen lassen.

Sind die zu dechiffrirenden Buchstaben gegeben, so hat man zunächst zu ermitteln, ob von einem Anfangsbuchstaben und von seinem Nachbarn gleich viele Exemplare, und zwar die Maximalzahl 13, eventuell nur 10 oder etwa 7, vorhanden sind. Ist es nicht der Fall, dann kann dieses Schema überhaupt nicht angewendet werden. Andernfalls aber fährt man fort und gruppirt die übrigen Buchstaben so, daß die in vielen Exemplaren vertretenen an den eben gefundenen Anfang sich anschließen, die seltenen an das Ende kommen. Es müssen also die von vorn herein in geringer Anzahl vorhandenen und die (nach Vorwegnahme der frequenten für den Anfang) übrig bleibenden Buchstaben den Schluß bilden.

Das folgende Beispiel kann zur Erläuterung dienen.

n F. F. F. F. F. o o b b h h h s s s t t s o o o i i i i a a a a
n n n n n n r r r c c c c g c c c c W B B B B M M e e e e a a
n F. F. F. F. o o b b b h h h s s s t t o o o o i i i i a a a a
n n n n n n r r r c c c g g c c c c B B B B B M M e e e e a a
n F. F. F. F. o o b b h h h s s s s t s o o o o i i e i a a a a
n n n r n n r r r c c c g c c c c W B B B B B M M M e e k e a

Wer das obige Schema hat, weiß, daß aus den 183 Buchstaben 91 Paare gebildet werden sollen, von denen das erste sich dreizehnmal, das zweite sich zwölfmal wiederholt. Das dritte muß elfmal, das vierte zehnmal erscheinen u. s. w. bis zum dreizehnten, welches nur einmal auftritt und mit einem isolirten Buchstaben den Schluß bildet. Nun enthält die erste, dritte und fünfte horizontale Zeile nach Verabredung nur Buchstaben, die den ersten Paarling liefern, die zweite, vierte und sechste die sämmtlichen Buchstaben des zweiten Paarlings. Den Anfang bildet also „F.“, denn andere Majuskeln sind in der ersten, dritten und fünften Zeile nicht vorhanden und „F.“ ist dreizehnmal vertreten. Jetzt zählt man von oben nach unten in den vertikalen Kolumnen 2, 4 und 6 die Buchstaben ab, bis wieder 13 gleichnamige und unmittelbar auf einander folgende zum Vorschein kommen. Nur „B“ erfüllt diese Bedingung. Das erste Paar ist somit „F. B“. Das zweite wird eben so leicht gefunden, indem man in der ersten, dritten und fünften Horizontallinie allein von oben nach unten zählt, bis zwölfmal der selbe Buchstabe hintereinander erscheint. Es trifft nur beim „a“ ein. Der zweite Zwölfer ist dann ein „c“, der erste Elfer ein „o“ und so weiter bis zum zwölften Paar, das „sW“ lautet. Schließlich bleiben für das dreizehnte Paar und den 183. Buchstaben nur „er k“ übrig. Die Lösung, und zwar die einzig mögliche, ist, wie Jeder, der nachzählt, finden wird:

13	13	12	12	11	11	10	10	9	9	8	8	7	7	6	6	5	5	4	4	3	3	2	2	1	1	1
F.	B	a	c	o	n	s	c	h	r	i	e	b	M	o	n	t	a	i	g	n	e	s	W	e	r	k

So einfach diese Chiffrirmethode ist, es wird doch schwerlich Jemand ohne Schlüssel oder Andeutungen eines Eingeweihten die Lösung finden. Denn nichts deutet auf die Zahl 27, nichts auf die Nothwendigkeit der paarweise durchgeführten Zusammenstellung der Buchstaben, nichts auf die Beziehung der geradzahligen Zeilen (im gewöhnlichen Sinn) zu den zweiten Paarlingen, der ungeradzahligen zu den ersten; nicht einmal die Sprache, in der der pyramidale Aufbau herzustellen ist, wird angedeutet. Wer aber den Schlüssel kennt, braucht kein Wort Deutsch zu verstehen und findet doch, nur durch Zählen, in der angegebenen Weise die Lösung. Ohne ein Schema wie das eingangs abgedruckte wird hingegen selbst der erfahrenste Dechiffreur kaum auf den Gedanken kommen, daß 156 von den 183 Buchstaben für das Ergebniß der Entzifferung vollkommen überflüssig sind und gewiß nicht

eine verdächtige gedruckte oder geschriebene Mittheilung daraufhin prüfen, ob sie etwa mittels einer — auch erst noch zu findenden — Prozedur ein paar hundert Buchstaben liefern könne, die dann bei der richtigen Entzifferung auf 27 zusammenschmelzen.

Da ich aber einmal im Besitz einer Abschrift des Zettels war und die ganz im Geiste einer anderen baconischen Geheimschrift darin niedergelegte Beziehung zu Bacons Namen gefunden hatte, war es natürlich, daß ich dieses Schema anzuwenden versuchte, wo gute Gründe für die Annahme von hinter dem Wortlaut des Textes verborgenen wichtigen Angaben Bacons vorliegen.

In auffallender Weise trifft Das zu bei der gereimten Ansprache an den Leser in der 1623er Folio-Ausgabe der Dramen Shakespeares:

To the Reader.

This Figure, that thou here seest put,
It vvas for gentle Shakespeare cut;
Wherein the Grauer had a strife
with Nature, to out-doo the life:
O, could he but haue dravvne his vvit
As well in brasse, as he hath hit
His face; the Print would then surpasse
All, that vvas euer vvrit in brasse.
But, since in cannot, Reader, looke
Not on his Picture, but his Booke. B. I.

So lautet die Ansprache der von E. Bormann seinem „Anekdotenschatz Bacon-Shakespeares" beigegebenen photozinkographischen Nachbildung zufolge. Das „Shakespeare-Geheimniß" des selben Autors enthält den gleichen Abdruck.

Zunächst erschien mir hier der Umstand beachtenswerth, daß in den zehn Versen mit ihrer gezwungenen Fassung und den vielen Flickwörtern (z. B. that thou here seest put) scheinbar regellos einige Wörter mit großen, andere, bei denen Majuskeln zu erwarten wären, mit kleinen Buchstaben anfangen. So sind „wit", „life". „face" klein, dagegen „Grauer", „Print" und „His" groß geschrieben. Die vierte Zeile fängt mit einer Minuskel, die Gesammtheit der übrigen Zeilen mit je einer Majuskel an. Wozu? Die Antwort ist unzweideutig, wie ich bereits bei einem anderen Anlaß (im Rheinischen Kurier vom zweiten Juni d. J.) mittheilte. Die siebenzehn groß gedruckten Wörter unter der Ueberschrift, nebst dem „B" und „I", sind in der folgenden Weise zu gruppiren:

Not This Figure Shakespeare But
I tHis Booke O Reader Print Where in All Nature I As Grauer Picture
B.

Die erste Zeile enthält 27 Buchstaben, die Doppelzeile darunter zweimal 27 Buchstaben! Das „B." der Unterschrift bildet eine Zeile für sich. Die Ueberschrift „To the Reader" bleibt unverändert.

B. erklärt also auf der ersten Seite des Buches, und zwar in Riesenbuchstaben, dem Leser, daß nicht die Maske oder der Strohmann Shakespeare, sondern er selbst, B., das Buch drucke, in dem er als Künstler (Graveur) die ganze Natur darstelle.

Schreibt man nun die erste Zeile über die 27 Buchstaben „honori . . bus“

N o t T h i s F i g u r e S h a k e s p e a r e B u t

h o n o r i f i c a b i l i t u d i n i t a t i b u s

dann kommen sogleich fünf Koinzidenzen zum Vorschein (o, i, a, b, u) und zwei Buchstaben (f i) sind um eine Stelle verschoben. Hiermit ist der Zusammenhang der Dramen Shakespeares mit Francis Bacon bewiesen.

Das Mittel zur Beschaffung der vielen Buchstaben, welche die Anwendung des baconischen „honori . . . bus“-Schemas im vorliegenden Falle erfordert, verdanke ich ebenfalls einer gütigen Mittheilung der Frau Henry Pott, die mir, schon ehe vom Schema die Rede war, geschrieben hatte (in einem Briefe vom achten Juni), daß sie auf Titeln von pseudonym und anonym erschienenen Schriften, besonders aus dem siebenzehnten Jahrhundert, eine Anzahl typographischer und das Papier betreffender Eigenthümlichkeiten entdeckt habe, die nicht zufällig sein könnten und sie zur Auffindung einer Chiffre, der Tau-Chiffre, geführt hätten; das Wesentliche dieser Chiffre bestehe in der Hervorhebung eines bestimmten T oder t (in manchen Fällen mehrer T) durch gewisse, von gewöhnlichen Lesern übersehene, jedenfalls nicht beachtete Druckfehler und an sich unbedeutende und scheinbar bedeutunglose typographische Anomalien; von den so ermittelten T und t aus müßten dann gerade Linien nach jedem anderen T und t der ganzen Seite gezogen werden; die von diesen Linien durchschnittenen Buchstaben seien diejenigen, welche, neu geordnet, den wahren Namen des Verfassers oder Herausgebers und andere im ursprünglichen Titel nicht erkennbare, das Buch, die Abhandlung u. s. w. betreffende Angaben liefern. Frau Pott wandte diese Tau-Chiffre auch auf die obigen Reime an und entwickelte aus den mit ihrer Hilfe erhaltenen Buchstaben zwei Sätze, die ich zwar zur Erläuterung der Methode bei der Beschreibung mitabdruckte (in der „Deutschen Revue“ vom Juli d. J.), aber nicht als das nothwendige Ergebniß des an sich prinzipiell richtigen Verfahrens anerkennen kann. Denn mit so vielen isolirten Buchstaben lassen sich, bei freier Verfügung über die ihnen anzuweisenden Orte, sehr viele verschiedene und einander widersprechende Sätze bilden. Ich mußte damals annehmen, es sei bei der Satzbildung eine feste Regel angewendet worden, was jedoch, wie sich später herausstellte, nicht zutrifft.

Ganz anders ist es, wenn eine bestimmte Vorschrift für die Neuordnung gegeben ist, so daß Derjenige, welcher die stets mühsame Liniirung

ausgeführt hat, nicht rathlos vor den Hunderten von Buchstaben steht, sondern einer Vorlage entsprechend verfahren muß, eine arithmethische Regel streng befolgend. Thatsächlich ist hier die Vorlage durch das Anagramm gegeben und die Regel durch das „honori . . bus“-Schema.

Vor der Darstellung des Beweises dafür, und damit der endgiltigen Dechiffrirung, ist es nöthig, auf die Liniirung selbst etwas näher einzugehen. Es erfordert nämlich ein sehr scharfes Auge, bei so vielen Zeilen und Wörtern und so großen Buchstaben die Punkte zu finden, von denen aus und nach denen hin die Linien gezogen werden müssen. Ein Zweifel, wo man anfangen und wohin man die Linie gehen lassen soll, darf in keinem der vierundsechzig Fälle, die hier zu erledigen sind, bestehen; sonst kämen zu viele oder zu wenige oder nicht verwendbare, d. h. vom Autor ausgeschlossene Buchstaben in die Kollektion. Es ist auch, wie ich mich, allerdings erst nach einiger Uebung in solchen Liniirungen, überzeugt habe, in keinem einzigen von den vierundsechzig Fällen die Richtung, welche die Reißfeder oder der sehr harte und spitze Graphitstift zu nehmen hat, zweifelhaft, weil jedesmal durch nicht mißzuverstehende Eigenthümlichkeiten des Druckes die festen Punkte angegeben sind, durch welche die Linie geht.

Einige von diesen typographischen Abnormitäten, die gewöhnlich für Mängel des Druckes oder Satzes angesehen werden, aber in ihrer Gesammtheit sich als absichtlich hergestellt zu erkennen geben, seien hier zusammengestellt:

In der Ueberschrift: Das „o“ geht unter die Zeile und ist unten links verdickt, unten rechts eingekerbt. Das „h“ ist oben mit einem auffallend schräg abgeschnittenen Kolben versehen. Das „R“ ist oben links schräg abgeschnitten.

In der ersten Zeile: Das „T“ ist unten eingekerbt, das „o“ unten offen gelassen, das letzte „u“ nach oben verlängert, das letzte „t“ mit einer langen Spitze versehen.

In der zweiten Zeile: Das „w“ zerfällt in zwei „v“. Das letzte „u“ ist unten zu kurz und verdünnt. Das letzte „t“ trägt eine lange Spitze.

In der dritten Zeile: Das „G“ ist oben zu gerade gezeichnet (statt gebogen). Das letzte „e“ ist oben verdickt, das „f“ eingekerbt, das „s“ desgleichen.

In der vierten Zeile: Der Diagonalstrich des „N“ geht verlängert durch drei „t“, und zwar durch deren drei korrespondirende Punkte, und zugleich in die rechte Ecke des „T“ der ersten Zeile. Das Kolon steht zu weit ab.

In der fünften Zeile: Die Zwischenräume zwischen fast sämmtlichen Wörtern sind zu klein. Das erste „d“ hat eine doppelte Einschnürung.

In der sechsten Zeile: Das zweite „o“ geht unter die Zeile und ist unten stark verdickt; das Komma steht zu hoch; das letzte „e“ hat eine Lücke.

In der siebenten Zeile: Das Semikolon steht schief und zu weit ab. Das erste „t“ ist mit einer steilen Spitze versehen. Das letzte „n“ hat oben rechts einen Einschnitt.

In der achten Zeile: Die beiden „w“ zerfallen in je zwei „v“. Das „b“ hat eine kleine Lücke. Das „A“ hat einen anderen Fuß als das „A“ darüber.

In der neunten Zeile: Das „R“ ist unten rechts verdickt und schräg abge-

schnitten, statt zugespitzt zu sein, auch unten links abgeschnitten. Das „d“ ist im Gegensatz zu allen anderen „d“ unten mit einem geraden Strich ohne Einschnitt versehen.

In der zehnten Zeile: Das „n“ ist oben rechts etwas zugespitzt. Das vorletzte „o“ ist zu groß und hat unten eine schmale Oeffnung.

In der Unterschrift: Das „B“ ist unten links schräg abgeschnitten, das „I“ zu lang; es geht unter die Zeile.

Diesen Beispielen reihen sich noch viele weniger leicht zu sehende Anomalien an, welche die ungleiche Dicke der Grund- und Haarstriche und die ungleichen Abstände der Buchstaben von einander, sowie der Buchstabentheile im Buchstaben von einander, betreffen. Alle diese willkürlichen Zeichen zerfallen in zwei Gruppen. Die eine weist direkt auf das „Th“ der ersten Zeile hin, meistens speziell auf die rechte Ecke des „T“, die andere eben so zwingend auf das „t“ im „th“ der Ueberschrift.

Von diesen beiden Punkten aus sind also die zweimal zweiunddreißig geraden Linien nach allen anderen „T“ und „t“ zu ziehen. Selbstverständlich dürfen aber die nur als Richtunganzeiger dienenden „t“ nicht zu den durchquerten Buchstaben gezählt werden, sondern von den „t“ nur diejenigen, welche, wie andere Typen, in den Verbindungstrich oder seine Verlängerung fallen. Das Selbe gilt von den „h“, die den „t“ und „T“ im englischen Theta anhaften. Alle „h“, die nicht, wie die sämmtlichen übrigen Buchstaben, von dem „t“ unabhängig sind, sondern mit ihm einen Laut bilden und mit ihm durchquert werden, dürfen nicht gezählt werden, da sie zu dem von vorn herein fortfallenden „t“ im Theta gehören. Deshalb ist es auch nicht richtig, von einer Tau-Chiffre im vorliegenden Falle zu sprechen. Der richtige Name ist „Theta-Chiffre“; doch kommt darauf wenig an, wenn man nur mit der größten Gewissenhaftigkeit alle freien „h“ und „t“ zählt, die nicht im Anfangspunkt oder Endpunkt der Verbindunglinien, sondern in dem beide verbindenden Mittelstück und in den beiden Verlängerungen liegen. Dann werden alle Buchstaben mit gleichem Maße gemessen und alle Willkürlichkeiten ausgeschlossen.

Dieses Liniirungverfahren liefert nun die für die Anwendung des „honori ... bus“-Schemas erforderlichen Buchstaben und einige Dutzend darüber hinaus, die eine besondere Verwendung als Ergänzung (zur Bestätigung der Richtigkeit der Entzifferung) finden.

Von den Majuskeln fehlen O und R, während vorhanden sind:

A	B	F	G	H	I	N	P	S	T	V	W
3	8	10	6	1	11	10	2	7	7	4	1

Die Dreiecke können also höchstens zehnzeilig sein — was auch der Anzahl der Verse entspricht — und eines muß mit F, ein anderes mit N, ein drittes mit I anfangen. Das letzte kann aber in seinem Aufbau der obigen Doppelzeile nicht vollständig entsprechen, weil für die (nun überflüssigen) Flickworte „O Reader“ und für die (durch einen doppelsinnigen Ausdruck

zu ersetzenden) Worte „All Nature“ die erforderlichen Buchstaben fehlen. Es sind statt ihrer andere vorhanden, in den zur Ausfüllung der betreffenden Plätze im zweiten und dritten Dreieck erforderlichen Mengen, um an ihre Stelle die wichtigen Worte „did vvrite did“ und „life“ zu setzen. Alle anderen Permutationen geben keinen Sinn.

Den obigen Zahlen für die Majuskeln reihen sich die für die Minuskeln gefundenen ohne Ausnahme lückenlos an, nämlich:

a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	n	o	p	r	s	t	u	v	w
38	11	18	16	48	10	8	29	59	8	11	'27	35	2	48	38	34	19	8	9

so daß die folgenden vier Zeilen herauskommen:

I: N o t T h i s f i g u r e S h a k e s p e a r e B u t
II: I T h i s b o o k e d i d v v r i t e d i d P r i n t
III: W H e r e i n a s G r a u e r l i f e I P i c t u r e
IV: F r a n c i s B a c o n V i s c o u n t S t A l b a n
10 10 9 9 8 8 7 7 6 6 5 5 4 4 3 3 2 2 1 1 1 1 1 1 1 1

Vollständig entfaltet, liefern diese vier Zeilen, die in der Ansprache an den Leser versteckt waren, nur durch die konsequente Anwendung der einfachen arithmetischen Regel des „honori . . . bus“-Schemas und Anfügung der überzähligen Buchstaben ohne Lücken die folgende Tabelle:

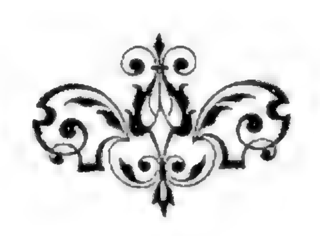
Not	I T
Not T	I Thi
Not This	I This boo
Not this fig	I this boo
Not this figu	I this booke d
Not this figur	I this booke did
Not this figure S	I this booke did vvr
Not this figure Sha	I this booke did vvrite d
Not this figure Shakespeare	I this booke did vvrite did
Not This figure Shakespeare But	I This booke did vvrite did Print
WH	Fr
wher	Fran
wherein as grauer l	Francis
wherein as grauer l	Francis B
wherein as Grauer l	Francis Baco
wherein as Grauer l	Francis Bacon
wherein as Grauer l	Francis Bacon Vis
wherein as Grauer life	Francis Bacon Viscount St Alb
wherein as Grauer life	Francis Bacon Viscount St Alba
wherein as Grauer life I Picture	Francis Bacon Viscount St Alban

So erklärte im Jahre 1623 Francis Bacon sich für den wahren Verfasser der sämmtlichen in der ersten Folio-Ausgabe zum ersten Male vereinigten shakespearischen Dramen. Er erwartete gewiß nicht, daß erst nach 272 Jahren dieses Bekenntniß enthüllt werden würde, wußte aber, daß ein öffentliches Zugeständniß seiner Autorschaft seine schleunige Hinrichtung zur Folge haben mußte. Daher gab er sich so große Mühe, das Anagramm und Kryptogramm herzustellen, deren Entzifferung einen neuen Einblick in das Schaffen des reichstbegabten Menschen gewährt, der jemals auf Erden wandelte.

Daß ein solches Geheimniß so lange gewahrt werden konnte, erklärt sich wahrscheinlich durch die Verschwiegenheit der damaligen Baconianer oder Rosenkreuzer, die das Gelübde, hundert Jahre lang den Namen ihres Meisters als des wahren Autors nicht preiszugeben, eben so treu gehalten haben können, wie noch heute die Freimaurer ihr Gelübde des Schweigens halten. Wie sehr seine Freunde besorgt waren, die Geheimschrift könnte vorzeitig entziffert werden, geht aus der Thatsache hervor, daß noch sechs Jahre nach dem Tode Bacon-Shakespeares die Herausgeber der zweiten Folio (1632) das ganze Anagramm zerstört und damit die Möglichkeit, das Liniensystem zu rekonstruiren, beseitigt haben, und zwar durch das denkbar einfachste Mittel. Ohne irgend welche sachliche Aenderung des Textes sind nämlich, wie Dr. August Höfer in London bemerkte, die großen Buchstaben anders vertheilt worden. Er findet in der zweiten Folio alle zehn Zeilen mit großen Anfangsbuchstaben versehen, außerdem „Wit“ und „Face“ und das zweimalige „Brasse“ groß geschrieben, dagegen „life“ und „strife“ nicht. Diese Abänderungen müssen von kundiger Hand vorgenommen worden sein. Dadurch steigt der Werth der ersten Folio-Ausgabe noch mehr.

Die Bedeutung der Thatsache, daß ein Menschengehirn auf den verschiedensten und gerade den höchsten Gebieten geistiger Arbeit so Großes leisten kann, wie Bacon-Shakespeare geleistet hat, hoffe ich später in dieser Zeitschrift physiologisch-psychologisch zu beleuchten.

Wiesbaden. Professor Dr. Wilhelm Preyer.



Unsere Häfen.

Seit der Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals ist das Interesse für unsere Wasseranlagen sichtlich gewachsen. Um jegliche architektonische Phantasie zu zerstören, sei kurz festgestellt, daß ein Hafen ein Anlegeplatz für Schiffe ist, der eigentlich nichts weiter als Quaibauten und mechanische Vorrichtungen besitzt. Geschützte Lage gegen die Fluth ist dabei Voraussetzung. Die deutschen Hafenbauten, die dem Handel und nicht dem Krieg gewidmet sind, haben seit Mitte der achtziger Jahre sich stetig vermehrt. Die alte Mechanik war zwar für den Massenverkehr längst ungenügend, aber um die neuen Entladung- und Einladungmethoden anzuwenden, bedurfte es erst der Anlegeplätze und Quaimauern. Nur wenige dieser Häfen, wie Bremen, Bremerhaven, Düsseldorf, sind ganz neu vollendet worden, dagegen entstanden die meisten nach und nach.

a) Seehäfen.

Der erste Hafen ist natürlich Hamburg: man spricht von einem Schiffsverkehr, der den aller anderen deutschen Häfen zusammen um das Dreifache übersteigen soll. Der neue Hafen ist aus dem Lande herausgebaggert und so tief, daß selbst die amerikanischen Frachtdampfer Platz darin finden. Die Anlage ist allmählich in die alte hineingebaut worden und dehnt sich mit zehn oder elf Hafenarmen aus. Jahr ein, Jahr aus finden Verbesserungen statt, gleichviel, ob sie neue Auslade-Maschinen oder sonstige Vorrichtungen betreffen. Die Mechanik geschieht mit Wasser, Druckluft, Elektrizität, Dampf. Der spielt trotz Siemens und Halske noch die Hauptrolle.

Altona hat seinen Hafen bis Neumühlen verlängert und einen bedeckten Quai gebaut. Der Betrieb geschieht mit Dampf, die Beleuchtung ist elektrisch.

Stade arbeitet nur für eigene Rechnung und hat etwas Hinterland. Nur die großen Passagierdampfer legen dort an. Der Hafen friert im Winter selten zu. — Glückstadt ist, wie Stade, zumeist nur Winterhafen. Glückstadt wird durch den Nord-Ostsee-Kanal verlieren, da allmählich Alles über Brunshausen gehen dürfte. — Kuxhafen ist ein ganz alter Hafen, der, fast an der Mündung der Elbe, sehr viel mit der Ebbe und Fluth zu thun hat. Schiffe von großem Tiefgang gerathen oft auf den Grund. Bis vor Kurzem waren nicht einmal Dampfkrähne vorhanden, sondern nur Handwinden.

Bremen hat eine neue Hafenanlage mit ausgedehnter Wasserdruck-Centrale bekommen. Der frühere Hafen war nur für kleinere Schiffe. Nach der Weserkorrektion ist er auch für südamerikanische Dampfer zugänglich, während für andere größere Bremerhaven bleibt. Nach der Korrektion der Unterweser hofft man eine Kettenschifffahrt bis Fulda einzurichten.

Bremerhaven ist als Anlage sehr bedeutend und umfaßt sechs oder sieben große Bassins. Die ganz moderne Einrichtung verwendet als Maschinenkraft Hydraulik und Dampf.

Vielleicht den ältesten deutschen Nordseehafen besitzt Emden. Er gilt als gut und wird bedeutend werden, sobald der Dortmund-Ems-Kanal fertig ist. Jetzt kann man von keinem großen Verkehr sprechen.

Die kleinen Nordseehäfen in Ostfriesland und Oldenburg kann man übergehen.

Von den Ostseeplätzen hat Stettin die größte Segelschifffahrt Deutschlands:

2½ Millionen Tonnen jährlich. Ein sehr alter Hafen, nur stellenweise neu, trotzdem in der Nähe eine der größten Schiffswerften Europas, der „Vulkan", liegt. Stettin, Danzig und Königsberg sind Häfen, die im Weltverkehr wenig gelten. — Rostock und Wismar haben meist nur Verkehr mit Skandinavien und Rußland und hauptsächlich Weinhandel. — Lübeck hat die erweiterte Trave. Der alte Hafen ist neu ausgebaut. Zur Entladung wird Hydraulik angewandt. Der Hauptverkehr ist mit schwedischem Holz.

Einen neuen Seehafen stellt laut amtlicher Erklärung nunmehr Köln vor, dessen früherer großer holländischer Kolonialwaarenverkehr an Mannheim übergegangen ist. Vorläufig kommen in Köln nur ein oder zwei Seedampfer per Tag an. Momentan dürfte die Schifffahrt dort ziemlich geschlossen sein: der Wasserstand ist zu niedrig. Der neue Hafen soll 1897 eröffnet werden. Die Mechanik ist noch unentschieden. Die allgemeine Meinung ist, daß der kölner Seehafen keine große Zukunft habe. Denn wir dürfen Antwerpen und Rotterdam nicht schweigend übergehen; sie sind wegen der näheren Verbindung mit unseren Montanbezirken die großen Konkurrenten der Hansastädte. Von diesen Häfen aus finden die Umladungen nach Mannheim und der Schweiz statt, und in der Presse Rheinland-Westfalens beschwert man sich oft genug über die Begünstigung der Elbhäfen zu Ungunsten jener natürlichen Eingänge Westdeutschlands. Sowohl Antwerpen wie Rotterdam haben sehr bedeutende Häfen, wenn sie auch hinter Hamburg stark zurückstehen. Der erstere Platz arbeitet mit Hydraulik und verfügt über große Lagerhäuser. Rotterdam ist etwas veraltet. Seine Mechanik treibt Dampf.

b) Flußhäfen.

Der größte Hafen ist Mannheim mit einem Haupt- und drei Nebenhäfen, mit den modernsten Einrichtungen von Dampf und Elektrizität. Der Hafen ist sehr gut gebaut und liegt am offenen Rhein. Hauptverkehr mit Getreide; auch für Petroleum ist Mannheim der bedeutendste Platz. Man sieht meistens nur Rheinschiffe von Rotterdam und Antwerpen; in der Mehrzahl werden sie geschleppt, weil diese Beförderungweise billiger ist als die Fahrt mit eigenem Dampf. Die Kohle, ein hochwichtiger Artikel für den Oberrhein, kommt mittels Schlepper von Ruhrort.

Ludwigshafen ist neu, liegt am offenen Fluß und bildet mit seinem wachsenden Verkehr von und nach der Schweiz eine große Konkurrenz für Mannheim. Hauptfrachtgüter sind: Früchte, Eisenerze, Chemikalien. Ein zweiter Hafen ist im Bau und wird bald dem Verkehr übergeben werden. Der Betrieb geht mit Dampf vor sich. Bei dem jetzigen Wasserstande kommt es allerdings vor, daß ein Dampfer von 16000 Centnern deren nur 6000 einnehmen kann. Von Köln aufwärts ist der Wasserstand eben schwankend.

Duisburg ist der zweitgrößte Rheinhafen; — langgestreckt, ganz modern gebaut und mit Dampf eingerichtet. Die Mühlen-Industrie ist bedeutend. Die Lagerhäuser dienen hauptsächlich der Spedition. Das benachbarte Ruhrort ist nur für Kohle, für diese aber im großartigsten Maßstabe. Der Hafen, neugebaut, hat Dampfkraft. Beide Häfen leiden recht empfindlich durch die großen Versandungen rheinaufwärts. 20000 Centner-Schiffe können heute nur mit der Hälfte beladen werden. — Mülheim an der Ruhr hat keinen geräumigen Hafen; es verfrachtet meist Erze.

Düsseldorf hat am offenen Rhein einen bedeutenden, ganz neuen Hafen; zum Theil ist er noch unvollendet. Es ist eine elektrische Centrale vorhanden. Der alte Anlegeplatz besitzt nur wenige Dampfkrähne. Der Petroleumverkehr ist beträchtlich, dagegen fehlen Kohlen-Verladungen. — Mülheim am Rhein baut einen neuen Hafen. An Verkehr dürfte es nicht fehlen, weil im Hinterland Brauereien, Eisengießereien und die Mühlenindustrie blühen.

Coblenz hat einen offenen Verkehr an der Mosel, am Rhein keinen.

Der Binger Hafen ist erst im Bau. Die Mechanik wird die neueste sein. Bingen wird vielleicht der größte Hafen für Weinlagerungen werden. Auch der Getreide- und Petroleumverkehr ist groß. Der Schiffsverkehr wird durch das Hinterland emporkommen.

Dagegen fehlt dem größeren Mainz dieses Hinterland. Der neue Hafen hat nur Verbindung mit dem offenen Rhein. Der Hauptverkehr umfaßt Getreide und Wein. Die Ladung geschieht mit Hydraulik und Dampf.

An der Eisenbahnbrücke nach Mainz liegt der nicht sehr geräumige Hafen von Gustavsburg, dessen Bedeutung die rheinaufwärts gehenden Kohlen ausmachen. Die moderne Anlage arbeitet mit Dampf.

Frankfurt ist ebenfalls ein moderner Hafen mit Lagerhäusern und beträchtlichem Verkehr rheinaufwärts in Kohle, Getreide, Cement, Chemikalien &c. Die Mechanik besteht zumeist in Hydraulik und Dampf. Aschaffenburg wird erst nach der Main-Korrektion seinen Hafen bekommen.

Straßburg hat den Metzgerthorhafen: neu, groß und modern hergerichtet. So lange der Oberrhein noch seiner Korrektion wartet, leidet auch Straßburg an niedrigem Wasserstand.

Am Bodensee liegt Friedrichshafen mit Transit-Verkehr nach der Schweiz. Die anderen Flüsse Deutschlands weisen wenig Flußhäfen auf. Sehr bedeutend ist Magdeburg. Er erhält Früchte, Kohle, Chilisalpeter von Hamburg und sendet hauptsächlich Zucker dorthin. Der Betrieb ist hydraulisch, zum Theil mit Dampf. — Halle hat seinen alten Hafen an der offenen Saale, ein neuer Hafenarm ist im Plan und Lagerhäuser sollen gebaut werden. Der nicht sehr bedeutende Verkehr betrifft Zucker und Melasse. — Wittenberg versendet elbabwärts böhmische Kohle. Mechanik ist nicht vorhanden. — Dresden ist unbedeutend. Die Anlagen sind zwar neu, aber es fehlt die Betriebskraft.

Bei Breslau ist der Hafen nicht direkt an der Oder. Einzelne Theile sind sehr alt. Dem ganzen Betriebe genügen zwei oder drei Dampfkrähne. — Frankfurt a. O. ist ebenfalls unbedeutend.

Die Weichsel besitzt bei Thorn und Graudenz zwei kleine, alte Häfen, Zucker und Flößerei spielen die Hauptrolle. Auch die deutsche Donau ist an Flußhäfen arm. Passau und Regensburg haben alte, unbedeutende Anlagen. — Ersichtlich liegen die bedeutendsten deutschen Flußhäfen am Rhein und Main. Die vielen kostspieligen Anlagen, die dort gemacht und zum Theil noch im Bau begriffen sind, entstanden vielfach aus dem Konkurrenzneid der einzelnen Städte: jede fürchtete von der anderen überflügelt zu werden und jede möchte der anderen einen Theil ihres Verkehrs und ihres Handels rauben. Pluto.



Notizbuch.

Wie wird der vierte Kanzler im Deutschen Reich heißen? Mit beinahe rührendem Eifer wurde acht Tage lang die Räthselfrage beschwatzt und in Kneipen, Kaffeehäusern und Strandpavillons vergab die nach Herbstsensationen hungernde Menge Chlodwigs, des Onkels, politische Habe. Unterdessen war der Fürst zu Hohenlohe gemächlich von Werki nach Petersburg, von Petersburg nach Rominten, von Rominten nach Berlin und von Berlin nach Aussee gereist und hatte vielleicht, wenn ihm die Kanzlermacht lieb geworden ist, sich an jedem neuen Namen gefreut, der von fern an sein müdes Ohr schlug. Denn er ist ein kluger Herr und weiß ganz genau, daß in der Aera der Ueberraschungen nur die Kandidaten gefährlich werden können, die keines Menschen Mund vorher nannte. Der gute Bürger ließ sich durch den Lärm nicht aus der Unterthanenruhe schrecken und diente den Fragern höchstens mit der Gegenfrage, warum Onkel Chlodwig nun plötzlich denn scheiden solle. Der gute Bürger hatte Recht; Fürst Chlodwig zu Hohenlohe ist ein vortrefflicher Reichskanzler, ist der Kanzler, den die Zeit gebieterisch heischt, ein Kanzler im alten Sinn der höfisch repräsentativen Würde, ein bescheidener, stiller Mann, der sich nie lästig in den Vordergrund der Ereignisse drängt. Zwar hat Herr Poultney Bigelow, der Cobdenit, der für die deutsche Politik allgemach ja fast eine Autorität geworden ist, ihn etwas spöttisch behandelt; aber diese Thatsache genügt doch wohl noch nicht, um einen Kanzlerwechsel nöthig erscheinen zu lassen. Der alte Herr hat im Ertragen von Reisestrapazen eine bewundernswerthe Ausdauer gezeigt, — und diese Fähigkeit darf man heute gewiß nicht gering anschlagen. Er hat auch Gedichte gemacht, — vor Jahren freilich, aber diese Gedichte sind uns erhalten, sie sind kaum viel schlechter als Philis Skaldensänge und jeder unbefangene Beurtheiler muß deshalb einsehen, daß von einem Personenwechsel die poetische Diplomatie des Reiches keinen Gewinn zu erwarten hat. Bei Paraden und Festen hat der dritte Kanzler, trotzdem ihm die Generalsstreifen und die Kürassierstiefel fehlen, keine üble Rolle gespielt; und Paraden und Feste füllen heutzutage im deutschen Leben doch einen beträchtlichen Raum. Allerdings sollte ein Reich auch regirt und verwaltet werden. Aber geht nicht Alles ganz wundervoll, fast so wundervoll wie in den Tagen Leos des Einzigen? Die Politik der kleinen Diplomatenmittel hat sich herrlich bewährt: es ist Alles beim Alten geblieben, aber die Stimmung hat sich verbessert; weder Agrarreform noch Sozialreform, — und doch ringsum hellere Mienen. Das ist ein ganz persönlicher Erfolg des Fürsten zu Hohenlohe, der es fertig gebracht hat, für Bismarck und Boetticher zugleich zärtliche Liebe zu zeigen und links lauten Beifall zu finden, ohne rechts Unwillen zu erregen. Sein geheimer Wunsch nach einer Erneuerung des Kartells wird sich freilich kaum erfüllen, denn die Zeit des Kartells ist dahin und die Agrarier müßten zum zweiten Male die größten Esel sein, wenn sie mit den Großindustriellen eine Ehe schlössen, in der für sie nicht das Geringste zu hoffen ist, kein Vermögenszuwachs und keine Mehrung des Familienanhanges. Aber es geht auch ohne Kartell, so lange Niemand recht deutlich sieht, wohin der Reiseweg führen soll. Wirklich: der dritte Kanzler ist nicht zu entbehren. Er ist ein erfahrener Bremser, er wird uns vor allzu empfindlichen Stößen und vor jähen Entgleisungen vorsichtig bewahren, denn er liebt die Aufregung nicht und freut sich gern eines

beschaulichen Daseins. Ob der vierte Kanzler im Deutschen Reich auch so vortreffliche Eigenschaften hätte? Man darf nicht allzu neugierig sein.

* * *

Wien gehört den Antisemiten. Witzbolde behaupten, es habe bisher den Semiten gehört. Das ist wohl nicht so ganz wörtlich zu nehmen; aber sicher ist, daß in Wien die Plutokratie es verstanden hat, sich den wilden Haß der Bevölkerung zuzuziehen, und in der Plutokratie mehrt sich noch immer die Macht der Nachkommen Sems. Es giebt Leute, die in dem Ausgang der Goldminengeschäfte den endgiltigen Triumph des Judenthumes sehen, weil von den neuen Millionären die meisten, die Barnato, Levi, Michaelis, Marx und alle die Anderen, dem alten Bund angehören. Da ist es eigentlich nicht gar so wunderbar, wenn der Kleinbürger, der nur die Symptome sieht, rebellisch wird und für die Schäden, die eine im Dienst des mobilen Kapitals stehende Gesetzgebung ihm zugefügt hat, die Juden verantwortlich macht. Mit stolzen Phrasen über die Schmach des Jahrhunderts, mit kindischen Berufungen auf Nathan den Weisen und Joseph den Zweiten ist dagegen nichts auszurichten. Die sogenannte liberale Partei Oesterreichs, die mit schlauer Zähigkeit großkapitalistische Interessen vertritt, hat den Massen nichts mehr zu bieten, sie zählt in ihren wankenden Gliedern keinen Mann von der ungewöhnlichen Begabung und Popularität des Herrn Lueger und die Schamlosigkeit, mit der sie alle Hörigen des Kapitals für die Gemeindewahlen zu stimmen versuchte, hat ihr den letzten Rest mitleidiger Sympathien geraubt. Vielleicht lernen die Herren, die bei uns in der Belebung von Handel und Wandel das Allheilmittel sehen, rechtzeitig aus den wiener Vorgängen. Ueber die Roheit, die da offenbar wurde, hat man nun lange genug die fetten Hände gerungen; jetzt sollte man einmal überlegen, ob es nicht auch eine Roheit des Geldsackes giebt und ob nur ein Zufall oder eine wüste Demagogie den liberalen Krach verschuldet hat, der am Ende des Bourgeoisjahrhunderts Ereigniß geworden ist.

* * *

Gegen den Freiherrn Wilhelm von Hammerstein hat der Untersuchungrichter jetzt den Steckbrief erlassen, der den Flüchtigen mehrfacher schwerer Urkundenfälschungen in Verbindung mit Betrug und Untreue bezichtigt. Das ist das Ende dieses Mannes, der sich erdreistete, bis zum letzten Augenblick den unfehlbaren Sittenrichter zu spielen, und der als ein Kavalier galt, weil er stets bereit war, für seine Verleumdungen mit der Pistole einzustehen. Sehnsüchtig stöhnen die Gegner der konservativen Partei den Wunsch aus, der Jammermann möchte gefunden und vor seinen Richter geschleppt werden. Dabei ist wohl die menschenfreundliche Hoffnung rege, eine Gerichtsverhandlung könne noch andere konservative Männer schlimm belasten. Der ganze Skandal ist so unsäglich ekelhaft, daß man am Liebsten sich die Nase zuhält und rasch vorübereilt. Ob Hammerstein Kellner, Zuhälter oder Bordellpächter wird, ob er ins Gefängniß oder ins Zuchthaus kommt, kann uns gleichgiltig sein. Wichtig ist allein, daß die konservative Partei, die vorläufig nur durch die duldsame Schwäche und unheilvolle Nachgiebigkeit einzelner Führer an ihrem Ansehen Einbuße erlitten hat, den Muth und die Kraft findet, sich zu neuer Arbeit unter der gesäuberten Fahne zu sammeln und mit ruhigem Ernst die allzu früh und allzu laut jauchzende Schaar der tugendsamen Befehder ins Dunkel zurückzuscheuchen.

Verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag von O. Häring in Berlin SW. 48.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Autoren-Register zu Band 1—12.

(Die fetten Zahlen bedeuten den Band).


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06708 6986

